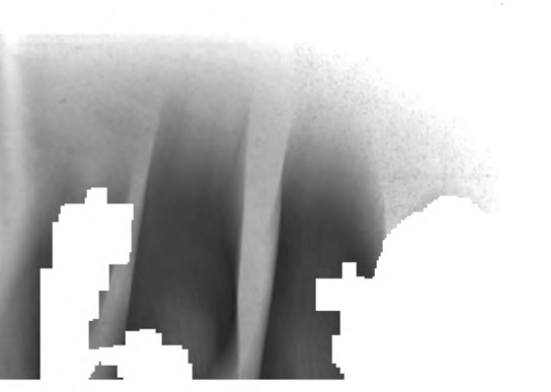




Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

H. v. Treitschke und **W. Wehrenpfennig.**

Zwanzigster Band.



Berlin, 1867.
Druck und Verlag von Georg Reimer.

Inhalt.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Drittes Heft.

Viertes Heft.

Fünftes Heft.

Sechstes Heft.

Die Entwickelung der europäischen Staatsterritorien und das Nationalitätsprincip.

Eine Studie im Gebiete der vergleichenden Annexions- und Nationalitätsstatistik.

Zweiter Artikel.

5.

Das östliche Vordringen Frankreichs findet sein bemerkenswerthes Seitenstück in dem westlichen Vordringen Rußlands. Der Ausgangspunkt der Bewegung und das Ergebniß derselben bieten in beiden Fällen viele Aehnlichkeiten und doch auch wieder wesentliche Verschiedenheiten dar. Das Eine wie das Andere verdient besonders in Deutschland Beachtung, welches in wichtigen politischen Interessen von diesem Vordringen seiner großen Nachbarvölker mehr als ein anderes Hauptland Europas berührt wird.

Nachdem die innere Zersplitterung nieder geworfen worden, führt die Energie der Fürsten und Staatsmänner die concentrirten Kräfte des französischen und des russischen Volks in der Richtung, nach welcher der Volksgeist seit lange instinctiv hindrängt. Der große Nationalstaat als politische Organisation der großen Nation wird die leitende Idee, welche sich in der Entwicklungsgeschichte des Staatsgebiets ausspricht. Mit dieser Idee verknüpft sich frühzeitig in Frankreich und dann auch in Rußland die andere von den „natürlichen Grenzen" des Nationalstaats. Auch diese Idee schmeichelt der Eigenliebe und der Ehrsucht der Völker, auch sie übt ihren mächtigen Einfluß auf die Ziele der leitenden Staatsmänner aus. In Frankreich wird die Idee der „natürlichen Grenzen" nur sehr bald zur Carricatur, weil die darauf gestützten Ansprüche maßlos werden. Der nicht zu leugnende innere Widerspruch zwischen diesem Princip und dem Nationalitätsprincip tritt in Frankreich deutlich hervor, weil die begehrten Länder des linken Rheinufers seit uralter Zeit von Stämmen eines anderen mächtigen Hauptvolks bewohnt sind, und mit diesem in breitester räumlicher Verbindung stehen. Eine wirkliche Verschmelzung der

erobernden und der unterworfenen Bevölkerung ist bei der starken Volksdichtigkeit im Gebiete der letzteren und bei deren gleich hoher Entwicklung kaum mehr möglich. Das französische Volk besitzt andrerseits bereits ein Gebiet, welches ihm in jeder Hinsicht für seine wirthschaftliche und politische Entwicklung genügt. Die Geschichte hat auch gesprochen: Frankreich hat auf die Dauer nur einen sehr kleinen Theil des fremden Nationalgebiets erworben, welches von ihm auf Grund der Idee von den „natürlichen Grenzen" beansprucht wurde, trotz der unerhörten Anstrengungen, welche zur Verwirklichung dieser Idee gemacht, der Ströme Bluts, welche um sie geflossen sind.

Anders in Rußland. In dem so verschiedenartigen Erfolge der französischen und der russischen Eroberungspolitik kommt der bedeutungsvolle Gegensatz zum Vorschein, welcher zwischen den deutsch-romanischen Nationalitätsverhältnissen im Westen und den germanisch-slawischen im Osten Deutschlands besteht. Dort vornehmlich nur die beiden compacten Hauptvölker der Franzosen und Deutschen, hier zwischen die Deutschen und Russen eine Reihe theils slawischer, theils nichtslawischer kleinerer Stämme dazwischen geschoben, welche für eigene Nationalstaatsbildungen zu schwach, zum Theil zu unentwickelt, räumlich oft sehr ungünstig vertheilt und in ihren Wohnsitzen mit denen der Deutschen und Russen vermischt, fast nothwendig unter die Botmäßigkeit Deutschlands und Rußlands kommen mußten, sobald die Völker dieser Staaten eine ihrer Kraft entsprechende politische Organisation erlangt hatten. Deutsche und Russen schüttelten dann die Oberherrschaft der kleinen Völker ab, unter welche zeitweilig Bruchtheile ihrer Nation gerathen waren, und errangen umgekehrt die Herrschaft über ihre bisherigen Herrscher. In den deutsch-slawischen Grenzländern, oder in der großen Land- und Volksmasse zwischen Ostsee und Mittelmeer in breiten Streifen östlich und westlich vom 40sten Meridian (von Ferro), welcher dieses Gebiet in der Mitte von der Nordspitze Curlands bis zur Südspitze Griechenlands durchschneidet, finden wir daher seit Jahrhunderten eine zwar oft wechselnde, aber doch beinahe permanente Fremdherrschaft, welche vor Allem mit dem Nationalitätsprincip in Widerspruch zu stehen scheint.

Streng genommen ist dies der Fall, wenn jede Herrschaft des einen Nationalstaats über ein anderes Volk eine Verletzung jenes Princips ist. Indessen wird mit dieser Consequenz das Princip auf die Spitze getrieben und undurchführbar. Wo solches Völkergemenge, wie in dem bezeichneten Theile Europas besteht, wo jedes der eingeborenen Völker numerisch zu schwach ist, um überhaupt für sich einen Staat zu bilden, wo andere Hauptvölker Bruchtheile ihrer Nation unter diesen kleinen Völkern ver-

streut sehen und die Gebiete dieser letzteren nach der geographischen Lage ebenfalls nicht wohl selbständige Staatsterritorien bilden können, da kann es sich nicht um die Durchführung des Nationalitätsprincips in theoretischer Schärfe handeln, sondern nur um den richtigsten Compromiß zwischen diesem Princip und den aus anderen Gesichtspunkten zu stellenden Anforderungen. Der Compromiß ist am Richtigsten, wenn durch ihn das Nationalitätsprincip wenigstmöglich verletzt wird. Ein Fortschritt der Bildung der Staatsterritorien in den gemischten Nationalitätsgebieten in der Richtung des Nationalitätsprincips ist daher auch hier zu statuiren, wenn unter den kleineren eingeborenen Völkern selbst die Oberherrschaft an dasjenige übergeht, welches quantitativ und qualitativ das erste ist. Derselbe Fortschritt ist anzuerkennen, wo etwa die Herrschaft eines dieser kleineren Völker über Theile eines numerisch oder culturlich bedeutenderen Nachbarvolks wieder durch die berechtigtere Herrschaft eines dritten oder durch die eigene nationale Herrschaft ersetzt wird. Wo endlich etwa dauernde Fremdherrschaft durch die Schwäche der eingeborenen Völker unvermeidlich ist, da muß der Uebergang der Herrschaft von einem ferner stehenden an ein benachbartes Hauptvolk, dessen Gebiet sich unmittelbar an dasjenige dieser kleinen Völker anschließt, entschieden wieder als ein Schritt zu derjenigen annähernden Verwirklichung des Nationalitätsprincips betrachtet werden, welche hier allein möglich ist. So steht die Sache wenigstens vom Standpunkt des Einheitsstaats aus. Etwas anders gestaltet sie sich aus dem föderalistischen Gesichtspunkt betrachtet. Denn, wenn irgendwo, so schiene in Ländern mit gemischten Bevölkerungen das Föderativprincip in der Form des Bundesstaats oder der Personalunion oder wenigstens des Staatenbundes durch die Verhältnisse berechtigt zu sein. Freilich müssen für die Verwirklichung dieses Princips gewisse Bedingungen erfüllt sein, welche noch nicht ohne Weiteres unter gemischten Bevölkerungen stets vorliegen. Wo die kleinen Nationalstaaten aber für einen Theil ihrer Bevölkerung Fremdherrschaft darstellen, da wird sie nur die Föderation vor dem Untergang durch den größeren Nationalstaat schützen.

In dem großen nationalen Mischgebiet zwischen Ostsee und Mittelmeer zeigt sich nun in der That seit Jahrhunderten die Tendenz, in der zuerst angedeuteten Richtung die Herrschaftsverhältnisse zu gestalten. Im nördlichen Theile hat sich diese Tendenz in der Hauptsache bereits in der heutigen Herrschaft der Russen und Deutschen über weite nichtnationale Gebiete realisirt. Im Süden gährt noch Alles, aber unverkennbar geht die Bewegung auch hier womöglich auf die Bildung eigener Nationalstaaten oder doch solcher Staaten aus, in welchen die einmal unvermeid-

liche Fremdherrschaft wenigstens von derjenigen Nation ausgeübt wird, die nach Stammverwandtschaft, Cultur und geographischer Lage die dazu meistberechtigte ist. Insofern bilden die vollzogenen und im Gang begriffenen Staatsumgestaltungen im Osten Deutschlands, welche in mancher Hinsicht dem Nationalitätsprincip zu widersprechen scheinen, doch nur eine beachtenswerthe Modification dieses Princips.

Das westliche Vordringen Rußlands wird aus diesem Gesichtspunkte in seinen großen und doch nicht allzu schwierigen Erfolgen verständlicher, kann aber daraus auch billiger und unparteiischer beurtheilt werden. Der an sich berechtigte Ausgangspunkt der russischen Eroberungen war auch hier das Streben, die von Fremden und vollends von schwachen Fremden abgerissenen Theile des Nationalgebiets wieder zu erwerben. Dieses Streben ließ sich jedoch nicht vollständig verwirklichen, ohne daß Rußland seinerseits über das stricte Nationalitätsprincip hinausging. Denn an seiner ganzen Westgrenze des siebzehnten Jahrhunderts vom Ladoga- und Peipussee bis zum unteren Don und Dniepr und weiter westlich wohnten Russen mit anderen Völkern, Finnen oder Tschuden, Tartaren, Lithauern oder Letten, Polen, Magyaren, Rumänen, Bulgaren, mit zahlreichen Juden und deutschen Colonisten, mit griechischen, armenischen Ansiedlern u. s. w. mehr oder weniger gemischt. Die Herrschaft irgend eines Nationalstaats auch eines der bedeutenderen dieser Völker war hier unvermeidlich für die anderen und damit auch für die in dem betreffenden Gebiete wohnenden Russen Fremdherrschaft. Die eingeborenen fremden Völker an Rußlands alter Westgrenze bestehen ferner mehrfach aus isolirten, numerisch ganz schwachen, unentwickelten, z. Th. wie die finnischen Stämme vielleicht keiner höheren Entwicklung fähigen Völkern. Diese fielen wie die isolirten slawischen Reste in Deutschland oder die bretonischen und baskischen in Frankreich wiederum nothwendig unter die politische Herrschaft eines anderen Nationalstaats und vielfach noch am Richtigsten unter diejenige des russischen Staats. Endlich trat die Idee der natürlichen Grenzen gewissermaßen selbständig nicht nur als treibendes, sondern hier auch als bedingt rechtfertigendes Moment für die Ausdehnung des Staatsgebiets hinzu. Das russische Volk war seit Alters vornehmlich ein Binnenvolk und durch den vorgelagerten polnischen Staat und die kleinen fremden Völker auch an seiner trockenen Westgrenze von der belebenden Berührung mit dem vorgeschritteneren übrigen Europa abgeschnitten. Ueber Archangel bewegte sich noch in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts der directe Seeverkehr Rußlands mit der übrigen Welt. Die wichtige Position an der südöstlichen Ecke des finnischen Meerbusens im alten Ingrien war wiederholt erworben, in schweren

Kämpfen behauptet und wieder verloren gegangen. Die Stellung an der Ostsee wie später am Schwarzen Meere zu erringen, erschien daher seiner Zeit als Lebensfrage für Rußland, von welcher die weitere Entwicklung des russischen Staats und Volks mit abhing. Alle diese Umstände lassen die Verletzungen des Nationalitätsprincips, welche durch Rußland erfolgt sind, in vieler Beziehung gerechtfertigter als diejenigen erscheinen, welche Frankreich begangen hat.

Verwickelter gestalteten sich die Verhältnisse für Rußland im Vergleich zu Frankreich dadurch, daß dritte Völker unmittelbar von dem westlichen Vordringen der Russen berührt wurden. Doch zeigt sich gerade darin wieder die Eigenthümlichkeit der vorherbezeichneten Ländergruppe um den 40sten Meridian. Rußland vertrieb von seinem eigenen nationalen und zugleich vom Boden kleiner Nachbarvölker die Fremdherrschaft dreier jener kleinen Nationen, welche nur während der inneren Zerrüttung Deutschlands und Rußlands hatten im Trüben fischen und eine größere politische Rolle spielen können. Es vertrieb die Fremdherrschaft der Schweden aus Ingermanland und Karelien, aus Liv- und Estland, zuletzt aus Finnland, der Polen aus den heutigen „westlichen Gouvernements," der Türken und ihrer Vasallen aus seinen Südprovinzen am Schwarzen Meere. Die Schweden und die Türken verloren hier keinen nationalen Boden, die ersteren nur in Finnland ein Colonisations- und Culturgebiet. Da die ehemals schwedischen und ein Theil der türkischen Länder aber auch nicht national-russisches Gebiet waren, so trat hier allerdings nur die eine Fremdherrschaft an Stelle der anderen. Den Polen entrissen die Russen dagegen in den westlichen Gouvernements zum größten Theil russischen Boden, wenn auch nicht denjenigen des russischen Hauptstamms, sondern weiß- und kleinrussischen und ruthenischen, und im Uebrigen vornehmlich lithauischen Boden. Soweit durch Rußlands Sieg blos ein Wechsel der Fremdherrschaft eintrat, erfolgte hier keine generelle, sondern nur eine spezielle Veränderung der politischen Verhältnisse. Das war und ist für Rußland einerseits ein Vortheil, welcher ihm nur in seiner Herrschaft über das compact national-polnische Gebiet abgeht. Aber andererseits tritt freilich in dieser Ersetzung der einen durch die andere Fremdherrschaft die schwache Seite von Erwerbungen hervor, sofern dieselben nicht durch das natürlichste und deshalb mächtigste Band der Staatsverbindung, durch das Nationalitätsprincip mit dem neuen großen Staat vereinigt sind.

Welches Urtheil muß nun der Politiker über die Ergebnisse und die Aussichten des westlichen Vordringens Rußlands fällen? Unseres Erachtens ist diese Aufrichtung russischer Herrschaft in dem bezeichneten Gebiete

durch die eigenthümlichen nationalen Mischverhältnisse hervorgerufen: sie ist ein Versuch der neuen politischen Organisation in Ländern und unter Völkern, wo der ähnliche, durch den ehemaligen polnischen Staat gemachte Versuch mißglückt und ebendeshalb eine Erneuerung dieses Versuchs auf etwas veränderter Grundlage geboten war. Dieser Versuch bildet ein Seitenstück zu jenem großartigen, von der österreichischen Monarchie dargestellten Experiment der Organisation verschiedener Völker zu einem Staatswesen. Als drittes dieser Experimente erscheint dann noch weiter südlich der türkische Staat oder, wenn dieser allgemach in die Brüche gehen sollte, das griechisch-südslawische oder ostromanisch-slawische Reich, welches vielleicht an seine Stelle treten würde. Diese drei Staatsbildungen, Altpolen, Oesterreich und die Türkei, beruhen auf ähnlichen realen Grundlagen, auf den nationalen Mischverhältnissen in der großen Völkermasse zwischen dem östlichen Baltischen und dem Schwarzen und Mittel-Meere. Diese Staatsbildungen stehen daher in einem näheren inneren Zusammenhang und müssen in diesem auch behandelt werden. Dadurch treten die in ihrer Isolirung oft unverständlichen oder nur einseitig beurtheilten Fragen, die polnische, österreichisch-ungarische, orientalische und griechische, in den bezeichnenden Connex und ebenso erweist sich die nahe Beziehung dieser großen Probleme europäischer Politik zur deutschen und zur russischen Frage, wenn wir mit letzterem Ausdruck die politischen Bestrebungen Rußlands, nach Westen und Südosten vorzurücken, bezeichnen, als nothwendig durch die Verhältnisse gegeben.

Scheinbar mit einer größeren Verletzung des Nationalitätsprincips als die früheren Staatszustände verbunden bilden die heutige russische und die preußische Oberherrschaft in Theilen des ehemaligen Polen eine begrenztere und vielfach berechtigtere Fremdherrschaft, als die ehemalige polnische war. Sie stellen zudem einen kräftigeren und aussichtsvolleren Versuch dar, das Völkergemenge des 40sten Meridians staatlich zu organisiren, als das früher vom polnischen und heute vom österreichischen oder gar vom türkischen Staate gesagt werden kann. Denn in Rußland und Preußen erfolgt diese Organisation durch Anschluß der isolirten und unselbständigen Völker und Länder an den Nationalstaat eines Hauptvolks. Im alten Polen bestand die unnatürliche Herrschaft einer kleinen Nation über ein großes fremdnationales Gebiet, welches noch dazu zum Theil Russen und Deutschen gehörte. In Oesterreich ist der nicht minder unnatürliche Versuch gemacht einen Theil des deutschen Volks von seinen Stammgenossen zu trennen und mit dem östlichen Völkergemenge jener Monarchie bald nach diesem, bald nach jenem Recept der Politik zu einem einheitlichen oder dualistischen oder föderativen Staatswesen zu verbinden.

Der beliebten Behauptung, Oesterreichs Existenz sei eine europäische Nothwendigkeit, liegt nur ein bedingt richtiger Gedanke zu Grunde: nicht die Zusammenfassung der heute in Oesterreich zufällig vereinten Länder und Völker zu einem Staate ist eine Nothwendigkeit, sondern nur soviel ist wahr: die nationalen Mischverhältnisse in der Osthälfte Oesterreichs gestatten keine stricte Durchführung des Nationalitätsprincips, so wenig als in Altpolen. Die fremden Völker, welche in der deutschen Hälfte Oesterreichs wohnen, würden in einem deutschen Nationalstaate nicht mehr Schwierigkeit machen, als etwa die Polen heute in Preußen oder in dem größten Theil der russischen westlichen Gouvernements. Wenigstens gilt dies von den Czechen, welche so zwischen Deutschen eingekeilt sitzen, daß Deutschland auf ihr Land niemals verzichten kann. Für einen Nationalstaat sind die Czechen zu schwach, ihre räumliche Vertheilung erlaubt nur die Verbindung mit einem deutschen Staat. Höchstens ließe sich vom östlichen Mähren, wo die Deutschen gar keinen Boden gefaßt haben, nach dem Nationalitätsprincip ein Theil des czechischen Lands und Volks abtrennen und zur stammverwandten Slovakei schlagen. Was Deutsch-Oesterreich und Oesterreich überhaupt wegen des fehlenden numerischen und zum Theil selbst culturlichen Uebergewichts der Deutschen unmöglich ist, das wäre für einen großen deutschen Nationalstaat erreichbar: die Amalgamirung Böhmens. Die nach Zahl und Cultur unter den Czechen stehenden Südslawen in Krain, dem südlichen Kärnthen, dem Marburger Kreise von Steiermark und dem Küstenlande haben den Vortheil, im unmittelbaren räumlichen Zusammenhang mit ihren südöstlichen Stammverwandten zu stehen. Bildet sich unter diesen einmal ein Nationalstaat, so wird die deutsche Oberherrschaft nur mit Mühe diese ganzen, heute zu Deutsch-Oesterreich gehörenden Provinzen behaupten können und dadurch allerdings auch in der wichtigen Stellung von Triest gefährdet sein. Vielleicht ist es noch ein Gewinn, daß sich drei Nationalitäten um Triest streiten und auch da wieder ein Punkt vorliegt, wo das Nationalitätsprincip nicht vollständig durchgeführt werden kann. — Was aber endlich die Türkei anlangt, so sehen wir hier die unnatürlichste der politischen Organisationen, d. h. diejenige, welche den härtesten Verstoß gegen das Nationalitätsprincip bildet, bereits in völliger Auflösung begriffen: Griechenland, Montenegro, Serbien, Rumänien bereits abgefallen, andere Theile im eifrigen Streben, diesem Beispiel zu folgen, freilich ohne daß bisher eine dauernde politische Neugestaltung in diesen abgetrennten Ländern erreicht wäre. Ein Fortschritt zum Natürlicheren, eine Annäherung an die möglichst geringe Verletzung des Nationalitätsprincips ist doch auch hier erzielt worden. Daraus lassen sich Hoffnungen für eine bessere Weiterentwickelung schöpfen.

Die zusammenfassende Betrachtung der Ländergruppe zwischen dem finnischen und rigaschen Meerbusen und dem Mittelmeer ohne ausschließliche Rücksicht blos auf die gegenwärtigen politischen Grenzen führt sofort auf einen höheren Standpunkt gegenüber den großen politischen Problemen, welche in diesem Gebiete noch vorliegen. Das westliche Vordringen Rußlands, das östliche Preußens, welches nur die Fortsetzung einer ein Jahrtausend alten Bewegung der Deutschen von der Elbe an ist, und das Ergebniß beider Momente, die Theilung Polens, erscheinen dann nicht mehr nach sentimentaler Auffassung als „unmoralische Eroberungspolitik." Jene Ereignisse erweisen sich vielmehr als nothwendig und gerechtfertigt durch die innere Unnatur des polnischen Staats. Das vielfache Unrecht, welches bei der Herbeiführung dieser Ereignisse vorgekommen ist, findet damit zwar keine Rechtfertigung, aber doch eine theilweise Entschuldigung. Das Nationalitätsgemenge Oesterreichs erscheint ferner nicht mehr als das Unicum in Europa, welches ein solches staatliches Unicum wie die österreichische Monarchie allein schon rechtfertigt. Vielmehr zeigt die zusammenfassende Betrachtung jener großen Ländergruppe um den 40sten Meridian ein ähnliches Gemenge mehrfach; in der Türkei und ihren Schutzstaaten nicht nur, sondern auch in den Ostseeländern und in Altpolen, in größeren Ländern und in einzelnen Gebietstheilen. Rußlands Stellung in den westlichen Gouvernements gleicht derjenigen Deutsch-Oesterreichs in Ungarn nach der Revolution während der centralistischen Periode von 1849—60, in welcher Oesterreichs erster Statistiker Czörnig des „Reiches Befestigung" nach des „Reiches Erschütterung" sah. Rußland kann sich für eine solche Stellung nur viel mehr auf die Nationalitätsverhältnisse berufen als Oesterreich.

Wer wird mit Sicherheit zu behaupten wagen, daß die Staatsverhältnisse in dem nördlichen Theil jener großen Ländergruppe bereits dauernd geordnet, das Schicksal Polens z. B. definitiv besiegelt sei? Vielleicht stehen auch hier noch bedeutende Veränderungen bevor, wie sicherlich im Süden, in Oesterreich und der Türkei. Aber eine größere Dauer versprechen die Zustände im Norden doch wohl als die im Süden, weil sie den wirklichen Nationalitätsverhältnissen immerhin schon richtiger angepaßt sind. Denn sehen wir von Russen und Deutschen ab, deren Schwerpunkt zwar außerhalb jener Ländergruppe liegt, welche aber durch erhebliche Theile ihrer innerhalb dieser Gruppe wohnenden Nationalen unmittelbar an dem Völkergemenge derselben betheiligt sind, so giebt es hier *keine einzige eingeborene oder seit uralter Zeit wohnende Nationalität, welche für sich einen selbständigen eigentlichen Nationalstaat bilden könnte.* Theils sind die eingeborenen Völker, selbst

die größten unter ihnen, die Polen, Ostromanen, Czechen, Magyaren, Bulgaren, numerisch zu schwach oder zu unentwickelt, oder ihre Wohnsitze liegen zu ungünstig und mit denen anderer Völker gemischt, theils sind diesen Völkern wenigstens heutzutage die großen Nationen Europas an Zahl und Cultur zu sehr überlegen, als daß sich selbständige, ganz für sich stehende polnische, magyarische, ostromanische Nationalstaaten bilden und dauernd erhalten könnten, eben *weil diese Staaten unvermeidlich wieder für andere Völker und vielleicht selbst für Bruchtheile Deutscher und Russen Fremdherrschaft darstellen würden.* Darin liegt der große Unterschied zwischen Nationalstaaten jener Völker und den ebenfalls kleinen, aber jetzt nirgends mehr als Fremdherrschaft erscheinenden Staaten der Dänen, Schweden, Portugiesen. Im Norden erscheint daher der jetzige Zustand der Dinge doch als die geringere Verletzung des Nationalitätsprincips und damit dauernder und besser begründet.

Die analoge Gestaltung der Dinge im Süden wäre das Vorrücken der politischen Oberherrschaft des russischen und des deutschen National- und Einheitsstaats, in welchem Deutsch-Oesterreich nur einen Theil bildete, nach Ostösterreich und der Türkei, wobei freilich die Russen wegen ihrer näheren Zusammengehörigkeit mit den Slawen und wegen der theilweisen Gleichheit der Confession eine leichtere Aufgabe hätten, als die Deutschen. Ob man den letzteren diese Verwirklichung eines wenigstens nach richtigen Gesichtspunkten modificirten Schwarzenberg'schen Programms wünschen soll, ist eine andere Frage. Bejaht kann dieselbe wohl nur werden, wenn die österreichische Monarchie sich wirklich nicht lebensfähig erweist, gesunde eigene Staatsbildungen aus Ostösterreichs und der Türkei Völkergemenge nicht hervorgehen und die *ganze* ungarisch-rumänisch-türkische Erbschaft an Rußland fallen würde — *der Sieg des Panslawismus.*

Die dauernde Erhaltung der österreichischen Monarchie in ihrer heutigen Territorialgestalt heißt für einen deutschen Nationalstaat nichts anderes als ein bleibender Verzicht auf einen numerisch bedeutenden Theil des deutschen Volks, — gegenwärtig c. 6,5 Mill. Deutsche in Deutsch-Oesterreich auf c. 35,2 Mill. national-deutsche Angehörige des norddeutschen Bundes und Süddeutschlands ohne Luxemburg-Limburg oder 15,5 % der Deutschen innerhalb des ehemaligen Bundes, — ein Verzicht auf eine ordentliche Abgrenzung und Vervollständigung des Staatsgebiets, ein Verzicht, fügen wir hinzu, aller Wahrscheinlichkeit nach auf den Sieg des Deutschthums über die Czechen in Deutsch-Oesterreich. Großdeutsche Politiker sind geneigt, in einer solchen Aussicht nur eine Bestätigung ihrer Verurtheilung der Ereignisse des Jahres 1866 zu sehen: die Deutschen

Oesterreichs und die deutschen politischen und Culturaufgaben Oesterreichs sind preisgegeben, sagen sie. Das wäre nur wahr, wenn die Verbindung Deutsch-Oesterreichs mit dem deutschen Bunde und selbst mit dem alten deutschen Reiche irgendwie dazu angethan gewesen wäre, der Lösung dieser Aufgaben zu Statten zu kommen. Den großösterreichischen Politikern vom Schlage Schwarzenberg's schwebte in dem Siebenzigmillionenreich allerdings der Gedanke vor, Deutschland und einen Theil des südosteuropäischen Völkergemenges politisch enger zu verbinden. Aber sie drehten in der den Oesterreichern eigenen Selbstüberschätzung ihrer Macht das richtige Verhältniß geradezu um. Das polyglotte, zerrüttete, nur einen Augenblick in einer abermaligen Neugestaltungsmetamorphose etwas gesunder erscheinende Oesterreich sollte der Kern werden, an dem Deutschland nur das Anhängsel gewesen wäre. Wie ist es möglich, ein solches Programm aufzustellen, nicht nur als deutscher, sondern selbst als österreichischer Staatsmann? Die Schwarzenberg'sche Idee hat Sinn nur, wenn Deutsch-Oesterreich in einem großen deutschen Nationalstaat aufginge, — ein Staat, dessen Kern nichts anderes als der seit lange beste Theil Deutschlands, Preußen, sein kann, und an welchen sich das Völkergemenge jenseits der March und Leitha als accessorium zum principale anschlösse. Die umgekehrte Idee ist ebenso sinnlos als undeutsch.

Können aber nicht doch noch gesunde Staatsbildungen aus dem Völkergemenge in Ungarn und der Türkei hervorgehen? Ganz selbständig für sich dastehende Staaten wegen der obwaltenden Nationalitäts- und Wohnverhältnisse gewiß nicht. Aber wenn irgendwo, so schiene hier, wie schon bemerkt, die Idee des Föderalismus der Verwirklichung fähig und im Interesse der betheiligten Nationen gelegen. Was man einem innerlich so gleichheitlichen Volke wie dem deutschen, in welchem kein einziger der bisherigen Staaten ein Stammesstaat war, nur im Spott als Heilmittel vorschlagen konnte, warum redet man dem nicht in Südosteuropa das Wort? Oesterreich selbst giebt im Augenblicke durch sein neuestes Verfassungsexperiment, das dualistische Princip, das Beispiel. Möchte der Versuch endlich glücken! Bei teleologischer Betrachtung ist man geneigt, darin die Anbahnung einer inneren Loslösung Deutsch-Oesterreichs von Ostösterreich zu sehen, in demselben Augenblick, wo durch Preußen im deutschen Volke die Bedingungen geschaffen werden, um dermaleinst den Anschluß des abgelösten Gliedes an das deutsche Centrum wieder zu ermöglichen. Es zeigt sich nur wieder, daß jenes politische Experiment, die österreichische Monarchie, diese schöne Idee, welche nur zu viel Geld kostet, wie ein französischer Staatsmann meinte, einen richtigen Gedanken birgt, nur muß mit seiner Verwirklichung erst 5 oder 6 Grad östlicher

begonnen werden. Dafür läßt er sich viel passender als in Deutsch-Oesterreich um den Preis der Loslösung von Deutschlands neu erstehendem Staate auch im Süden und Osten von Ungarn noch mit durchführen. Denn ohne uns hier weiter auf Conjecturalpolitik einzulassen und ohne die Schwierigkeiten zu verkennen, welche den Nationalstaatsbildungen der größeren hier angesessenen Völker, Magyaren, Rumänen, Serben und Croaten, Bulgaren u. s. w., das Vorhandensein von Bruchtheilen anderer Völker und die Verschiedenheiten der südslawischen Stämme unter sich bereiten müssen, läßt sich doch nicht verkennen, daß gerade jene größeren Nationen, welche auch ziemlich geschlossen zusammenwohnen, schon jetzt in Ungarn, Serbien, Rumänien und selbst Montenegro, wie andererseits südlicher die Griechen und Albanesen in Griechenland nicht ganz unglückliche Anfänge zu Staatsbildungen gemacht haben. Aber jeder dieser Staaten einzeln für sich würde kein gesichertes Bestehen verheißen. Der bei kleineren Völkern, wie Magyaren, Polen, Rumänen, Griechen ganz ähnlich wie bei Dänen u. a. m., oft so stark ausgebildete Nationalstolz, welcher häufig im umgekehrten Verhältniß zu seiner inneren Berechtigung zu stehen scheint, wird solche Staaten um so eher gefährden, weil er so sehr geneigt ist, die Rechte anderer Nationalen innerhalb des Staatsgebiets zu mißachten. Ungarn und Polen sind classische Beispiele. Jener Stolz und die Halbcultur dieser Völker werden auch den so nothwendigen Anschluß dieser für sich zu schwachen Nationalstaaten aneinander, sei es zu einem Staatenbunde, sei es zu einem Verhältniß der Verbindung durch Personalunion, erschweren. Gerade hier, wo das Föderativprincip so berechtigt wäre, erweist sich oft der etwas stärkere Stamm von unbesiegbarer Herrschsucht. Die Folge ist der Antagonismus derer, welche allen Grund hätten, zusammenzuhalten, die Einmischung der großen Nachbarmächte, die Unterwerfung unter diese. Polens Schicksal müßte für diese Nationen in Südosteuropa eine ewige Warnung sein. Wäre Polen ein kleinerer Nationalstaat geblieben und etwa die polnische und ungarische Krone vereint worden, statt daß letztere an die Habsburger kam, so würde die Entwickelung in diesem ganzen Gebiete eine gesundere gewesen sein. Jetzt läßt sich in ähnlicher Art die Vereinigung der rumänischen, ungarischen und südslawischen Krone in Personalunion oder im Staatenbund als eine wechselseitige Sicherung dieser Staaten betrachten: — die wichtige Idee des österreichischen Staats, des Donaustaats, in einer den realen National- und Machtverhältnissen entsprechenden Weise als wahres Ostreich durchgeführt. Daran könnte sich vielleicht noch heute ein kleines Nationalpolen anschließen, welches freilich keine deutschen oder russischen Bevölkerungen umfassen würde. Das polnische Westgalizien wäre dazu geeignet. Erfolgt

keine solche Entwickelung der Staatsbildungen an der mittleren und unteren Donau, so gestatten die dortigen Nationalitätsverhältnisse den Schluß, daß die südslawischen Völker wie die Polen mit der Zeit unter die russische Botmäßigkeit gerathen und die Magyaren und Ostromanen dasselbe Schicksal finden werden, wenn sich nicht ein großer deutscher Nationalstaat mit dem russischen in dieses Gebiet, wie einst Preußen und Oesterreich mit Rußland in Polen, theilen wird.

6.

Der gegenwärtige Territorialbestand Rußlands, welcher durch das westliche Vorrücken der russischen Herrschaft hergestellt worden ist, läßt sich nach dem Vorhergehenden in seinem Verhältniß zum Nationalitätsprincip weder im Ganzen noch im Einzelnen richtig würdigen, wenn man nicht die ganze Land- und Volksmasse zwischen dem östlichen Theile des baltischen und dem Mittelmeer im Zusammenhang betrachtet. Jede einzelne russische Eroberung ist erst aus diesem Zusammenhang der Beurtheilung fähig. Ebenso deutlich ergiebt sich, daß jene große Ländergruppe der Vereinigungs- und der Scheidepunkt der deutschen, preußischen und österreichischen, russischen, türkischen Interessen ist. Alle großen noch nicht ausgetragenen Fragen der internationalen Territorialgestaltung laufen hier zusammen. Die ähnlichen Fragen in Westeuropa schrumpfen gegen diese osteuropäische zu verhältnißmäßig untergeordneter Bedeutung ein.

Die sichere Grundlage für eine politisch-ethnographische Untersuchung bietet auch hier nur eine zuverlässige Sprachstatistik, in deren Ermangelung eine genaue anderweite Nationalitätsstatistik. Die erstere ist wichtiger, denn sie lehrt, was ist: beim Einzelnen wie beim ganzen Volke können wir aus der üblichen Familiensprache im Allgemeinen auf das lebende oder das nur schlummernde und leicht zu erweckende Nationalbewußtsein schließen. Die Nationalitätsstatistik weist dagegen bei Völkern, welche andere Sprachen angenommen haben, streng durchgeführt, mehr auf das hin, was war, auf die Vergangenheit. Nur die Sprache ist ferner als äußeres von der Statistik genau zu erhebendes Merkmal anzuerkennen. Sie zeigt in den meisten Fällen auch wenigstens auf die nächste Abstammung hin, auf die Nationalität der Eltern. Für die Feststellung der Nationalität nach anderen Merkmalen als der Sprache fehlt es innerhalb einer und derselben Menschenrace an hinreichend zuverlässigen und vollends an äußerlich leicht zu constatirenden Merkmalen. Man weiß, wie schwer der nationale Typus selbst an dem specifischsten Körpertheil, am Schädel, festzustellen ist, wie noch heute die Gelehrten sich streiten über die Einreihung der europäischen und selbst der Völker fremder Racen unter Dolicho-,

Brachy- und Orthocephalen; wie unsicher die Resultate sind, welche auch noch die zahlreichen neueren Schädelmessungen z. B. Welcker's ergeben. R. Böckh hat also vollkommen Recht, wenn er in seiner schönen Untersuchung über die statistische Bedeutung der Sprache die Nothwendigkeit der Sprachstatistik im strengen Sinne des Worts statt der Nationalitätsstatistik im Allgemeinen betont.

Leider besitzen wir für das bezeichnete große nationale Mischgebiet bisher nur die vortreffliche preußische Sprachaufnahme bei der Volkszählung vom 3. Dec. 1861 und die danach höchst sorgfältig bearbeitete Böckh'sche Sprachkarte Preußens. Dieser Sprachstatistik reiht sich eine solche von Kurland und ganz neuerdings (15. März 1867) der livländischen Städte an. Die allgemeinen Resultate der letzteren sind noch nicht publicirt. Volkszählungen im strengen Sinne haben außerhalb der Ostseeprovinzen und einzelner Städte in Rußland noch immer nicht stattgefunden. Die sog. Revisionen sind, obwohl vervollkommnet, noch heute kein genügender Ersatz dafür, so daß selbst die bloßen absoluten Zahlen nur annähernd richtig sind. Die ergänzenden Polizeianschreibungen und andere Daten über die nicht-revisionspflichtige Bevölkerung sind noch ungenügender. Die Kirchenbücher (Civilstandsregister) und die Polizeilisten u. s. w. über Ab- und Zuzüge sind trotz des Paßzwangs ebenfalls defect. Zwar ist neuerdings mit der Revision in beschränktem Umfang eine Eigenschaftsstatistik oder mit der Volkszählung eine Volksbeschreibung verbunden worden, z. B. in dem Reglement über die letzte zehnte Revision (3. Juni 1857), wonach u. A. auch „Stamm oder Volk“ der gezählten kopfsteuerpflichtigen Bevölkerung notirt werden soll, aber noch immer bleiben die Hauptarbeiten über russische Nationalitäts-, nicht Sprachstatistik die von v. Köppen. An diese schließen sich die neueren von v. Buschen, v. Erckert, Schnitzler u. a. m. an. Im Ganzen kann man nun wohl gerade in Rußland, wo die geringe Volksdichtigkeit die Entnationalisirung und Annahme einer anderen Sprache erschwert, Nationalität und Sprache identificiren, aber manche Ausnahmen, besonders in kleinen nationalen Inseln unentwickelter Stämme mögen auch hier statt finden. Ueber die in nationaler und sprachlicher Beziehung am meisten strittigen ehemals polnischen Länder existiren neuere Zusammenstellungen nach Parochiallisten und Nachweisen des Clerus, welche man mit v. Buschen wohl für unparteiisch wird halten dürfen, obwohl sie von polnischer Seite als tendenziös angefochten und jedenfalls nicht ganz genau sein werden. Die Angaben von Köppen, Buschen und Erckert stehen auch nicht in Uebereinstimmung. Die amtlichen Zahlen der russischen Bevölkerungsstatistik überhaupt möchten im Ganzen eher zu niedrig als zu hoch sein. Die Daten über die Vertheilung der Bevölkerung auf die Natio-

nalitäten werden aber immerhin für unsere Zwecke hinreichende Genauigkeit besitzen, da dabei Fehler in kleineren Gruppen das Gesammtbild nicht erheblich stören.

Die berühmte Czörnig'sche Ethnographie von Oesterreich ist bekanntlich eine Nationalitäts- und nicht eine Sprachstatistik. Die Arbeit beruht nicht auf einer eigenschaftsstatistischen Aufnahme bei einer Volkszählung: bei der bisher ersten und letzten allgemeinen Volkszählung in Oesterreich (31. Oct. 1857) wurde keine Frage nach Nationalität oder Sprache gestellt. Czörnig's Werk und die betreffenden Karten stützen sich auf ein allmählich in den vierziger und funfziger Jahren sorgfältig gesammeltes Material. Daß die gewonnenen Ergebnisse den heutigen Sprachstand nicht ganz genau wiedergeben, bringt die beobachtete Methode und der leitende Gesichtspunkt mit sich und hat sich auch einzeln herausgestellt. Namentlich möchten die einzelnen fremden Colonien, z. B. der Deutschen in Ungarn, sprachlich nicht alle und nicht vollständig mehr ihre Nationalität erhalten haben. Aber im Ganzen werden doch auch diese Fehler sich innerhalb enger Grenzen bewegen. Die amtlichen Daten sind vielleicht ein wenig zu ungünstig für die Magyaren und etwas zu günstig für die Czechen, wenn man den heutigen Sprachstand feststellen will.

Für Serbien liegt eine Zählung von 1859 vor nebst Angaben über die Nationalität der Bewohner. Ganz correct sind diese Notizen schwerlich. Doch ergiebt schon die Vergleichung mit den benachbarten österreichischen Provinzen, daß die Daten im Ganzen richtig sein werden. Leider fehlt über Rumänien, die Türkei und Griechenland jede Aufnahme der Sprache oder Nationalität, welche halbwegs den Namen einer wirklichen Zählung verdient oder den Anspruch machen kann, eine solche zu ersetzen. Man ist daher nur auf Schätzungen angewiesen, welche wiederum, wenigstens für die eigentliche Türkei, um so gewagter sind, weil auch die bloße Volkszahl nur durch Schätzungen und einige ganz partielle und mangelhafte ältere Zählungen bekannt ist. Dasselbe gilt von der Confessionsstatistik in der Türkei. Nur für einzelne Theile, z. B. für Bosnien in den Angaben von Blau, liegen etwas zuverlässigere Daten vor. Von Rumänien giebt es eine bessere Volkszählung aus dem Jahr 18$\frac{59}{60}$ und es scheint von diesem Lande ausgemacht zu sein, daß seine Bewohner weitaus überwiegend sog. Ostromanen sind, welche fast überall die compacte Masse der Bevölkerung bilden. Auch die Schätzungen der Nationalitätszahlen in Griechenland und Montenegro, für welche Länder Volkszählungen von freilich nur theilweiser Zuverlässigkeit vorhanden sind, weichen nicht wesentlich von einander ab. Dagegen stimmen auch die neueren Schätzungen von Reden, Ubicini, Lejean, Ficker, Heuschling u. a. m. über die Nationalitäts- und

Confessionsvertheilung in der eigentlichen Türkei in vielen Punkten schlecht überein, es sind eben bei dem Mangel genügender Grundlagen oft mehr Muthmaßungen als Schätzungen. Wir halten uns mit einigen kleineren Abweichungen an die Daten von Ficker.

Für eine Sprach- und Nationalitätsstatistik der ganzen Ländergruppe zwischen Ostsee und Mittelmeer liegt also bis jetzt noch kein vollständiges und zuverlässiges, nach gleichartigen Methoden und in demselben Zeitpunkt gesammeltes Material vor. Man wird das doppelt entschuldigen, wenn man daran denkt, daß es in Westeuropa mit dieser Art Statistik noch kaum besser bestellt ist. Natürlich können die Sprach- und Nationalitätskarten demnach auch nur annähernd richtig sein, obgleich die Kenntniß der räumlichen Verbreitung der Sprache durch Reisen an Ort und Stelle noch eher zu ermitteln ist. Ein übersichtliches Bild der Verhältnisse geben aber selbst in so kleinem Maßstab gehaltene Karten wie die jüngst erschienenen hübschen Völker- und Sprachenkarten Kiepert's von Deutschland und Oesterreichs mit deren angrenzenden Ländern, welche nach den großen Karten von v. Köppen, Erckert, Böckh, Czörnig u. a. m. bearbeitet sind. Freilich bringen sie, da sie für jede Localität nur einfarbig gehalten sind, stets blos die locale Majorität der Sprache oder Nationalität, nicht die etwaige Mischung zur Anschauung, was auch bei dem gewählten Maßstab nicht durchführbar ist. Bei den oft außerordentlich starken Mischverhältnissen, welche in diesen osteuropäischen Ländern selbst in den einzelnen Localitäten, z. B. den Städten, vorkommen, muß das Bild der Karte also immer durch die Tabelle berichtigt werden, selbst wenn Sprach- und Nationalitätsinseln so sorgfältig wie von Kiepert eingetragen sind. Denn gerade in diesen Inseln lebt häufig nur eine locale Majorität der eingeschlossenen fremden Bevölkerung neben einer Minorität der umschließenden einheimischen. Die kleinen bevölkerungsstatistischen Atlanten von v. Buschen für Rußland, Ficker für Oesterreich und für Böhmen enthalten, namentlich die letzteren, auch ethnographische Karten, welche nach anderen Principien gearbeitet sind und gleichzeitig die procentweisen Mischungsverhältnisse veranschaulichen. Als Einheit ist in Rußland das Gouvernement, in Oesterreich der Kreis, in Böhmen der Bezirk, die Unterabtheilung des Kreises, gewählt und das durchschnittliche Procentverhältniß, z. B. der Deutschen, von der Gesammtbevölkerung in jeder dieser Einheiten durch Farben- und Schraffirungsabstufungen ausgedrückt worden. Dadurch verliert man aber leider die Uebersicht über die wirkliche Vertheilung der Nationalität in Gouvernement, Kreis u. s. w. und empfängt das falsche Bild, als ob z. B. über das ganze betreffende Territorium das dargestellte Procentverhältniß sich gleichmäßig verbreite,

während in der Regel an der einen Seite ziemlich compact diese, an der anderen jene Nationalität wohnt. Natürlich wird das Bild um so unrichtiger, je größer die Einheit, von der man ausgeht, und je kleiner der Maßstab der Karte ist, weil davon wieder die Anzahl der Farbenabstufungen abhängt. Zum Theil wird die Wahl der Einheit wieder von dem Maßstab bestimmt werden, was eben zeigt, daß bevölkerungsstatistische Karten wie die von Rußland, Oesterreich und die ähnlichen von Block über Frankreich und Spanien nicht in so kleinem Maßstab ausgeführt werden dürfen, wie es geschehen ist, wenn sie nicht einen großen Theil ihres Werths verlieren sollen. Ficker's Arbeit über Böhmen verdient in dieser Hinsicht schon viel mehr Lob, weil die Einheit des Bezirks die wirkliche Vertheilung der Bevölkerung genauer ersichtlich werden läßt. Wie ganz anders stellt sich z. B. das Bild der Nationalitätsvertheilung in Böhmen hiernach heraus im Vergleich mit dem ganz falschen Bilde, welches die Darstellung nach Kreisen giebt. Jedenfalls können nur Karten in einem Maßstab wie die Böckh'sche von Preußen wissenschaftlichen Anforderungen genügen, indem hier das Procentverhältniß der Sprachmischung bis in die kleinsten Gebietstheile hinein zur Anschauung gelangt. Für das speciellere Detail und namentlich für die Städte muß freilich auch hier wieder die Tabelle zu Hülfe genommen werden. Ohnehin kommt einer der wichtigsten Punkte in diesen Fragen, die Qualität der Bevölkerung, in dem rein nach Quantitätsmomenten construirten Karten nicht zum Vorschein. Und doch ist es offenbar von größter Bedeutung, wenn z. B. die locale Minorität einer Stadt aus Deutschen besteht, zu dieser aber Alles gehört was über dem unteren Arbeiter steht.

Die im Vorhergehenden angedeuteten Reserven hielten wir für nothwendig, bevor wir die unten folgenden statistischen Daten mittheilen. Die sprach- und nationalitätsstatistischen Zahlen, welche dabei als gleichartige Größen erscheinen, sind auf den neueren und neuesten Bevölkerungsstand übertragen worden.*)

---

*) Für Preußen auf den Stand vom 3. Dezember 1864 (zugleich mit Einschluß der Militärbevölkerung), für Rußland auf die Rechnungsbevölkerung von 1864 (für das Königreich Polen 1860), für Oesterreich, ebenfalls unter Einschluß des Militärs, auf den amtlich aus den Listen über die Bewegung der Bevölkerung berechneten Stand der effectiven Bevölkerung für 1863, woraus wir die einheimische Bevölkerung durch Rechnung annähernd feststellen. Für Serbien liegt die Zählung von 1859, für Rumänien die von 18⁵⁹/₆₀, für Griechenland die von 1861 zu Grunde, für die Türkei die neuere Schätzung von 10,8 Mill. Das „Circa" bei allen diesen Angaben darf nicht vergessen werden. Auch die Raumgrößen stehen noch keineswegs sehr fest, denn genaue Vermessungen fehlen in einem großen Theil dieses Gebiets noch und selbst in Mitteleuropa finden sich immer noch Fehler. Wir erinnern nur an die Differenz zwischen der bisherigen Angabe über Preußens Flächeninhalt und der Ziffer, welche durch das Grundsteueroperat sich ergeben hat.

Für unseren Zweck müssen wir die Land- und Volksmasse in dem mehrfach bezeichneten Gebiet in einige kleinere nationale Gruppen unter Mitberücksichtigung der geographischen Lage, aber nur nebenbei mit Rücksicht auf die gegenwärtigen politischen Grenzen bringen. Dagegen werden wir zur Beurtheilung der polnischen Frage mehrfach das Polen von 1772 in's Auge fassen. Es ist hier nicht der Ort, im Detail das statistische Material vorzuführen, wir begnügen uns daher mit der Mittheilung einer tabellarischen Uebersicht der Sprach- und Nationalitätsverhältnisse innerhalb jener größeren Gruppen. Diese letzteren lassen sich bezeichnen als baltische, altpolnische, ungarisch-ostromanische und türkisch-südslawisch-griechische. Die altpolnische umfaßt im Osten compact russische Bevölkerung, die wir ausscheiden würden, knüpfte sich nicht grade viel Streit in der polnischen Frage an dieses Gebiet. Für andere politische und Nationalitätsfragen muß man die meisten deutsch-österreichischen Länder und Schlesien, welches den deutschen Keil bildet, der zwischen Polen und Czechen hinein getrieben ist, mit berücksichtigen. Aus diesen Ländern ist noch eine böhmisch-schlesische und eine im engeren Sinn deutsch-österreichische Gruppe gebildet worden. Würde man die anderen westlichen compact deutschen und die östlichen compact russischen Länder mit in die Betrachtung hereinziehen, so erschiene das parteiisch gegen die in der Mitte wohnenden anderen Völker. Es darf aber wenigstens nicht vergessen werden, daß gerade die Stellung der Deutschen und Russen in dieser Ländermasse, selbst wo die Angehörigen beider Nationen locale oder provinciale Minoritäten bilden, durch den Rückhalt an dem großen nationalen Hinterland eine andere, gesichertere wird, als diejenige der kleineren Völker, welche höchstens Provincialmajoritäten darstellen. Die Zusammensetzung der einzelnen Gruppen ergiebt sich aus der Anmerkung.*)

---

*) Die baltische Gruppe besteht aus den drei russischen Ostseeprovinzen Est-, Liv- und Kurland, dem noch compact lithauischen Gebiete des Gouv. Kowno und der daran südlich angrenzenden Theile der Gouv. Augustowo, Wilna und Witebsk (Polnisch-Livland jenseit der Düna) etwa bis zu einer Linie von Wyzayn und Mariampol im Gouv. Augustowo nördlich an Wilna vorbei an die Düna bei Druja und von da nordöstlich in einem Bogen, der Grenze des alten Lettland, zur Grenze der Gouv. Witebsk und Pleskau (Pskow). Diese Linie bildet im Ganzen die Grenze zwischen compact lithauischer und rein polnischer und weißrussischer Bevölkerung. Nur zwischen Wilna und dem Niemen geht das compact Lithauische noch etwas südlicher. Die Linie auf der Erckert'schen Karte ist wohl etwas zu günstig für die Lithauer. Wir folgen hier der (russischen) Karte Köppen's. Zu dieser Gruppe gehören in geographisch-nationaler Beziehung noch die nördlichen Theile von Ost- und Westpreußen bis dahin, wo nach der Sprachaufnahme wiederum das compact polnische Element beginnt. Seiner Lage am Meere wegen gehört hierher der ganze Reg.-Bez. Danzig, die Kreise Stuhm, Marienwerder, Rosenberg, Graudenz vom Reg.-Bez. Marienwerder, ferner von Ostpreußen die Theile nördlich der Linie Graudenz-Wyzayn, so daß die vorwiegend polnischen Kreise Oletzko, Lyk, Lötzen, Sensburg

Die folgende statistische Tabelle (auf S. 19) bringt das großartige Sprach- und Nationalitätsgemisch in der Ländergruppe zwischen Ostsee und Mittelmeer deutlich zur Anschauung. Nicht weniger als 22 verschie-

---

und Johannisburg, dann Allenstein, Ortelsburg, Neidenburg und Osterode auszuschließen sind.

Die altpolnische Gruppe umfaßt die Reste der Gouv. Augustowo, Wilna, Witebsk, die übrigen westlichen Gouvernements Mohilew, Minsk, Grodno, Volhynien, Kiew, Podolien, das übrige Königreich Polen, die Reste von Ost- und Westpreußen, die Provinz Posen, ganz Galizien und die vorwiegend compact polnischen oder wenigstens mit Polen gemischten Theile von Preußisch- und Oesterreichisch-Schlesien, d. h. das Gebiet von Teschen, den Reg.-Bez. Oppeln mit Ausnahme der rein deutschen Kreise Neiße und Grottkau, endlich die allein noch etwas stärker gemischten Kreise Namslau, Wartenberg, Brieg und Strehlen des Reg.-Bez. Breslau. Bei der Bildung dieser Gruppe ist das politisch-polnische und national-polnische Moment combinirt worden. Das Polen von 1772 deckt sich daher nicht ganz damit, denn diesem fehlten bereits die schlesischen und ostpreußischen Theile, wogegen ganz Wilna, Witebsk und Augustowo, ferner Westpreußen dazu gehörte, vom Lehensherzogthum Kurland abgesehen. Außerdem war vom heutigen Ostpreußen Ermeland noch unter Polen, wogegen ein entsprechendes Gebiet bei Marienwerder schon damals preußisch war, welches heute zu Westpreußen geschlagen ist. Das gleicht sich ziemlich aus. Jenes nationale Altpolen und das politische Polen von 1772 kommen sich in ihren Bevölkerungsverhältnissen ziemlich gleich. Ersteres hat auf 12,234 Q.-Meil. 23,15 Mill. Einwohner, worunter 9,08 Mill. Polen, letzteres auf 13,180 Q.-Meil. 23,75 Mill., worunter aber nur 8,14 Mill. Polen. Die Betrachtung des nationalen Polen ist also noch günstiger für die politischen Prätensionen der Polen.

Die ungarisch-ostromanische Gruppe besteht aus Ungarn, Bukowina, Siebenbürgen, der Moldau und Walachei, den russ. Gouv. Bessarabien und Cherson. Ein Blick auf Kiepert's Karte von Oesterreich zeigt die nationale Zusammengehörigkeit dieser Gruppe, wobei Cherson aber nur wegen seines kleinen Theils ostromanischer Bevölkerung und seiner Lage halber hier mitgerechnet ist. Die Daten waren nicht speciell genug, um den rumänischen (nordöstlichen) Theil von Serbien und von der Dobrudscha auszuscheiden und mit zu dieser Gruppe zu fügen. Beachtung verdient, daß auch das türkische Gebiet der (südlichen) Donaumündung vorwiegend rumänisch ist. Andererseits blieb in diese Gruppe der serbische Theil von Ungarn (Temeser Banat und Woiwodschaft) eingeschlossen.

Die südslawisch-türkisch-griechische Gruppe umfaßt die Türkei mit Serbien, Griechenland mit den ionischen Inseln, Dalmatien, Militärgrenze, Kroatien und Slawonien, Görz, Gradisca, Istrien, Triest, Krain, den Marburger Kreis von Steiermark und Südost-Kärnthen.

Zur böhmisch-schlesischen Gruppe wurde der übrige Theil des österreichischen und preußischen Schlesien, jedoch mit Ausschluß der Kreise Görlitz, Rothenburg und Hoyerswerda des Reg.-Bez. Liegnitz, gerechnet, welche einen Theil der ganz isolirten wendischen Sprachinsel an der Spree einschließen; ferner Böhmen und Mähren.

Die deutsch-österreichische Gruppe besteht aus Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, den steiermärker Kreisen Bruck und Gratz, dem größten Theil von Kärnthen. Das geographisch ganz außerhalb dieser Gruppe gelegene deutsch-italienische, nicht deutsch-slawische Grenzland Tirol ist hier nicht mit eingerechnet.

Als Russen sind alle Klein-, Weißrussen, Ruthenen mitgerechnet, als Czechen auch die mit ihnen durchaus eine Nation bildenden Mährer und Slowaken. Kroaten und Serben könnten ebenfalls zusammengenommen werden. Unter den Deutschen befinden sich vermuthlich die meisten Juden in den östlichen Theilen Preußens, an 150,000, welche dafür nicht mit den übrigen Juden zusammengestellt sind. Die Ausscheidung ließ sich nicht genau bewerkstelligen. Lithauer und Letten, Ostromanen (Rumänen oder Moldo-Walachen) und Zingaren- oder gräcisirte Walachen (Macedo-Walachen) sind zusammengefaßt worden.

Sprach- und Nationalitätsstatistik der Ländergruppe um den 40sten Meridian v. Ferro.

	1. Baltische	2. Altpolnische	3. Ungar.-roman.	4. Südslaw.-türk.-griech.	Summe 1—4	5. Böhm.-schlesische	6. Deutsch-österr.	Summe 1—6
	Gruppe. Einwohnerzahl in 1000.							
1. Russen	90	9,475	1,948	40	11,553	—	—	11,553
2. Polen	317	9,079	7	—	9,403	2	—	9,405
3. Czechen	—	105	1,757	17	1,879	4,713	13	6,605
4. Bulgaren	—	—	166	4,450	4,616	—	—	4,616
5. Kroaten	—	—	131	1,377	1,508	1	7	1,516
6. Serben	—	—	433	2,695	3,128	—	—	3,128
7. Slovenen	—	—	57	1,069	1,126	—	76	1,202
8. Deutsche	1,927	1,987	1,662	166	5,742	4,801	3,125	13,668
9. Schweden	6	—	—	—	6	—	—	6
10. Juden	200	2,195	710	133	3,238	142	8	3,388
11. Esten	710	—	—	—	710	—	—	710
12. Lithauer	2,370	254	—	—	2,624	—	—	2,624
13. Ostromanen	—	45	6,925	1,075	8,045	—	—	8,045
14. Magyaren	—	—	5,332	19	5,351	—	—	5,351
15. Osmanen	—	—	10	1,512	1,522	—	—	1,522
16. Tartaren	1	7	—	40	48	—	—	48
17. Griechen	—	0,2	18	2,050	2,068	—	1,4	2,070
18. Albanesen	—	—	0,3	1,553	1,553	—	—	1,553
19. Armenier	—	0,4	24,6	400	425	—	0,6	426
20. Italiener	—	—	—	185	185	—	—	185
21. Friauler	—	—	—	53	53	—	—	53
22. Zigeuner	—	3	275	417	675	—	—	695
Summe	5,621	23,151	19,456	17,251	65,479	9,659	3,231	78,369
Flächenraum Q.-Meil.	3,635	12,234	9,221	9,887	34,977	1,869	1,136	37,982

dene Nationalitäten sind vertreten. Der Unterschied zwischen Sprache und Dialect, Nationalität und Stamm ist gerade bei vielen dieser Völkerschaften schwer festzustellen. Man könnte unter den slawischen Völkern leicht noch einige Verschiedenheiten mehr aufstellen, aber andererseits auch die Südslawen noch enger zusammenfassen. Ein großer Theil der Deutschen und Russen wohnt in unmittelbarem räumlichem Zusammenhang mit der Hauptmasse ihres Volks und ließe sich leicht ausscheiden. Deutsche und Russen würden dann nicht mehr die größten Ziffern der Bevölkerung in der Gruppe aufweisen, aber immerhin mit zahlreichen Angehörigen vertreten bleiben. Daraus ergiebt sich die innere Nothwendigkeit einer wenigstens theilweisen Herrschaft der Deutschen und Russen in diesem Gebiete gerade in Gemäßheit des Nationalitätsprincips. Die Schwierigkeit einer anderweiten politischen Organisation streng nach diesem Princip tritt beim Ueberblicken der Tabelle sofort hervor: nirgends numerische Ueberlegenheit und Stärke genug, nirgends eine günstige Vertheilung der einzelnen Nationalitäten, um wirklich selbständige Nationalstaaten der eingeborenen Völker möglich zu machen. Ein ostromanischer und ein magyarischer Staat wäre immer noch zu schwach und wiederum zum Theil Fremdherrschaft. Selbst die Südslawen zusammen zählen in der dritten und vierten Gruppe nur 10,378,000 Menschen, eine Menge anderer Nationalitäten wohnt auch unter ihnen. Definitive befriedigende Staatsorganisationen werden noch erschwert durch den Umstand, daß in dieser ganzen Gruppe von fast 38,000 resp. 35,000 Q.-Meil. mit 78,4 oder 65,5 Mill. Einwohnern kaum ein administratives Gebiet von Rang und Größe einer Provinz sich findet, in welchem die Bevölkerung ganz oder fast ausschließlich einer Nationalität und Sprache angehörte. Oberösterreich ist streng genommen das einzige! Erst bei der Betrachtung im Einzelnen zeigen sich jedoch die Schwierigkeiten in ihrer vollen Bedeutung, welche aus Nationalitätsmischungen für die Begründung des Staats auf das Nationalitätsprincip hervorgehen: eine theilweise Fremdherrschaft bleibt unvermeidlich.

7.

Von der baltischen Gruppe gehören zu Rußland c. 2930 Q.-Ml. und 3,562,000 Einwohner, zu Preußen 705 Q.-Meil. (incl. der Wasserflächen) und 2,058,000 Einwohner. Der eigenthümliche Mischcharakter der Bevölkerung in diesen germanisch-slawischen Grenzlanden tritt in dieser Gruppe und namentlich in dem russischen Antheil derselben frappant hervor. Die confessionelle Mischung schärft zum Theil noch die Gegensätze. Der nationale Charakter dieser Gruppe läßt sich nur negativ einfach be-

zeichnen: er ist nichtslawisch. Die russischen Elemente stehen ganz vereinzelt, die polnischen bilden nur in den südlichen Districten, den lithauischen und blos noch im Reg.-Bez. Danzig, aber auch hier schon von Deutschen stark zersetzt, etwas größere Bruchtheile der Bevölkerung. Die große Masse der letzteren besteht in der Mitte, Gumbinnen-Kowno-Curland-Südlivland-Nordwitebsk, aus Lithauern oder Letten. Im Nordosten davon wohnen ebenso compact Esten, im Südwesten Deutsche. Die höheren und gebildeten Klassen und damit der Culturtypus sind, nur in Kowno und dem eigentlichen Lithauen unterbrochen, überall deutsch, entsprechend der Einführung des Christenthums und der ersten Cultur in der Ordenszeit durch Deutsche. Kowno, das alte Schamaitenland oder Samogitien, war nur kurze Zeit im funfzehnten Jahrhundert von den deutschen Rittern in Besitz genommen. Die früheren Beherrschungsverhältnisse, obgleich in den russischen Ostseeprovinzen seit 300 Jahren beseitigt, in Westpreußen 300 Jahre lang suspendirt (1466—1772), auch in Ostpreußen 200 Jahre lang durch die polnische Lehensoberhoheit und die Abgelegenheit des Landes in ihrem Einfluß geschmälert, haben der Gruppe doch dauernd den deutschen Culturtypus aufgeprägt.

Die russische Herrschaft ist in ihrem Antheil an dieser baltischen Gruppe in ungleich höherem Maße Fremdherrschaft als die preußische in dem ihrigen. Denn hier kommen auf blos 201,000 Polen (Masuren, Kassuben) und 146,000 Lithauer 1,713,000 Deutsche. Dort finden sich gegenüber 2,22 Mill. Lithauern und Letten, 0,71 Mill. Esten, 0,22 Mill. Deutschen (und schwedischen Resten), 0,2 Mill. Juden, 0,12 Mill. Polen und einigen sonstigen kleinen Bestandtheilen anderer Nationalitäten nur 0,9 Mill. Russen. Die Zahl der Griechisch-Orthodoxen, selbst die griech. Sectirer eingeschlossen, wird eine Viertel Million kaum überschreiten, die übrigen sind ungefähr zur Hälfte Protestanten, zur Hälfte Katholiken. Dieses Verhältniß gewinnt noch an Bedeutung, weil auch die sonstigen Eroberungen Rußlands von Schweden, außer Est- und Livland, weder national-russisches noch gegenwärtig russificirtes oder in größerem Umfange von Russen besiedeltes Gebiet sind. Rußland kann sich also hier so wenig als seine Vorgänger Polen und Schweden auf das Nationalitätsprincip berufen. Aber es kann so gut und besser als diese Gewicht darauf legen, daß in diesen geographisch noch am Ersten zu Rußland gehörenden Ländern eigentliche Nationalstaaten, wie die Geschichte zeigt, unmöglich sind.

Zu den Ländern der baltischen Gruppe tritt zunächst das Gouvern. Petersburg, dann Finnland. Jenes, das alte Ingermanland, hatte im Südosten nur bis zur Luga den Schweden gehört. Schon in früheren

Jahrhunderten waren die russischen Ansiedlungen bis hierher vorgedrungen. Dann hat die Gründung der Hauptstadt auch nördlich der Luga eine große russische Einwanderung veranlaßt und der Russificirung der eingeborenen finnischen Bevölkerung Vorschub geleistet. Noch heute rechnet man jedoch hier an den Küsten und in der Umgebung der Stadt Petersburg über 100,000 Finnen, woneben in dieser Stadt und ihrer Nähe auch an 60,000 Deutsche wohnen. Die meisten Nichtrussen sind lutherisch. In Finnland ist das russische Element numerisch und, nach seiner Zusammensetzung aus Bestandtheilen der niederen Klassen, ohne alle Bedeutung. So ergiebt sich die auffallende Thatsache: vom Niemen bis zum Peipussee und der Luga und um den ganzen finnischen Meerbusen herum bis zur Westküste des bottnischen und zur schwedisch-norwegischen Grenze, noch heute blos durch die Stadt Petersburg unterbrochen, wohnen auch gegenwärtig fast keine Russen oder Slawen überhaupt. Das nationalslawische Gebiet beginnt auch heute nach Jahrhunderte langer polnischer Herrschaft im Westen und anderthalb hundertjähriger russischer Herrschaft im Norden erst südlich und östlich der bezeichneten breiten Küstenländer am finnischen Meerbusen. Den altrussischen südlichen Theil von Ingermanland und die Stadt Petersburg abgerechnet giebt es unter c. 5,6 Mill. Bewohnern auf dem riesigen Gebiete von 10,000 Q.-Meil. nur c. 200,000 oder 3,6 % Russen, ein Verhältniß, welches durch die Einrechnung der Stadt Petersburg auch nur auf 11,3 % steigen würde. Etwas, aber nicht viel günstiger verhält es sich mit der Verbreitung der griechischen Confession. Aus diesen Thatsachen erhellt, nebenbei bemerkt, auch eclatant die von der Moskauer Partei so oft gerügte Unzweckmäßigkeit der Verlegung der Reichshauptstadt nach Petersburg, was ursprünglich ja auch nicht Peter's des Großen Absicht gewesen sein soll. So excentrisch an der Peripherie des Staats und inmitten nichtnationaler Bevölkerungen ist keine andere Hauptstadt eines größeren europäischen Staats gelegen. —

Die Bedeutung der russischen Eroberungen an der Ostsee liegt aber nicht nur in dem dauernden Erwerb jener Länder, sondern in der Stellung, welche Rußland sich dadurch in Europa und vor Allem den Schweden gegenüber errungen hat. Die Schweden und mit ihnen das Nordgermanenthum überhaupt verloren durch Rußlands Festsetzung an der Ostsee nicht nur Land, sie verloren auch die freilich so überkünstliche politische Bedeutung. Den unschätzbaren Zugang zur Ostsee, den die Erwerbung von Ingerman-, Est- und Livland eröffnet hatte, sicherte sich Rußland noch durch die Einverleibung Kurlands (1795) und die Eroberung des nach dem Aboer Frieden (1743) noch schwedisch gebliebenen Haupttheils von Finnland (1809). Seitdem erst war die halbe Ostsee ein russischer Bin-

nensee, der bottnische Busen durch die wichtige Gruppe der Alandsinseln gesperrt, — erst im Pariser Frieden von 1856 wurde russischer Seits das Zugeständniß gemacht, keine Befestigungen auf diesen Inseln anzulegen —, die russische Herrschaft über die ganze Ostsee war um so mehr begründet worden, als die übrigen Ostseeküsten zu Staaten von entgegengesetzten Sympathien, wenn auch nicht verschiedener Interessen gehörten. Rußland war in jeder Hinsicht der Erbe schwedischer Macht in diesem wichtigen Theil Europas geworden. Der Slawismus hatte hier den bisher bedeutendsten politischen Sieg über den Germanismus errungen.

Es bleibt eine hochwichtige Thatsache, daß der Scandinavismus durch Rußland den stärksten Choc erhalten hat. Die ehemaligen Besitzungen Schwedens in Deutschland waren zu naturwidrig und doch nicht bedeutend genug gewesen, als daß sie zur gesicherten Grundlage der Staatsmacht hätten mit dienen können. Wegen der geographischen Lage und der Nationalitätsverhältnisse wog daher der ebenfalls im nordischen Krieg erfolgte Verlust Bremens und Verdens, Stettins und Vorpommerns bis zur Peene (1720, 1719) und des Rests der deutschen Besitzungen (Stralsund und Rügen) im Gefolge der Territorialregulirungen von 1814 nicht so schwer, als derjenige der Ostseeprovinzen und Finnlands. Schweden war seit 1720 eine Macht dritten, seit 1809 eine Macht kaum mehr als vierten Rangs. Die Entschädigung durch die Verbindung mit Norwegen glich diese Verluste nicht aus. Denn auf das Verhältniß der Personalunion beschränkt, erhöhte diese Verbindung wohl die Vertheidigungs-, nicht aber die Angriffskraft. Sodann wurde das stamm- und interessenverwandte Dänemark in demselben Grade durch die Abreißung Norwegens geschwächt. Dieses Ereigniß war insofern nur eine Fortsetzung jener früheren Erweiterungen Schwedens auf Kosten Dänemarks, wie derjenigen im Röskilder Frieden von 1658, wo Schweden Schonen, Halland, Blekingen auf seinem Continente erwarb. Für das ganze Nordgermanenthum war der Schlag um so schlimmer, weil die Abtrennung Norwegens das Gefühl der Zusammengehörigkeit der drei kleinen nordischen Staaten störte.

Allerdings haben sich diese Staaten selbst unter einander so häufig bekriegt, daß das oftmals betonte gemeinsame Interesse derselben bis jetzt keine große praktische Bedeutung erlangt hat. Aber trotzdem besteht es sicherlich und wohl niemals mehr als heute, wo diese Staaten in ihrer Isolirung vollends gegenüber den großen, an Volkszahl stark gewachsenen, und durch ihre staatliche Concentration ungemein gekräftigten Völkern des Continents ihr Gewicht immer mehr verlieren müssen. In der Geschichte ihrer allmählichen Machtbeschränkung, nachdem nun auch das übermüthige Dänemark vom deutschen Boden vertrieben worden ist, rächt sich die Un-

einigkeit dieser nordischen Staaten unter einander und ihre schiefe Stellung zu den stammverwandten Deutschen. Freilich hat zu letzterer die Elendigkeit der politischen Zustände des deutschen Volks wiederum das Ihre beigetragen. Insofern ist der Triumph des Slawismus über den Germanismus an der Ostsee eine verdiente Züchtigung des deutschen und germanischen Erbfehlers, des Particularismus. Bei dem Jahrhunderte langen Auseinandergehen der deutschen und scandinavischen Politik hat Deutschland sogar an der Erschütterung der Machtstellung der nordischen Staaten durch Rußland ein gewisses Interesse gehabt, denn dieses Ereigniß war eine der vorbereitenden Bedingungen für die Befreiung deutschen Bodens von der schimpflichsten aller Oberherrschaften, von derjenigen kleiner Nebenvölker dritten Rangs. Schweden und Dänen haben jetzt die etwas bittere Aufgabe, sich endlich an die Thatsache zu gewöhnen, daß sie zwei der kleinsten europäischen Nationen sind, welche einzeln nur unter ganz abnormen Verhältnissen irgend ein größeres Gewicht in die politische Wagschale legen konnten. Es ist immer und überall wieder die deutsche Zersplitterung, deren Aufrechthaltung oder Beseitigung die politischen Verhältnisse ganz Europas verändert! Damit wird weder die Wichtigkeit, welche die geographische Lage in der Verbindung zwischen Nord- und Ostsee dem Staatsgebiete giebt, noch der Werth jener nordischen Völker bestritten, welcher wie immer durch Qualität bis zu einem gewissen Grad die Quantität ersetzen kann. Aber auf der anderen Seite ist das quantitative Uebergewicht zu groß und wenigstens der heutige Deutsche an Qualität, an materieller und geistiger Entwicklung dem Nordgermanen überlegen.

Dänemark und Schweden haben um so weniger Recht, sich zu beklagen, da das von ihnen so lange und oft so roh (Schweden in Livland, Dänemark in Schleswig-Holstein!) verletzte Nationalitätsprincip nicht wieder an ihnen gerächt worden ist. Sogar in ihrer Isolirung sind sie, freilich unterstützt durch die geographische Lage und Abgrenzung ihrer Länder, in ihrem Nationalgebiet nicht geschmälert worden. Und das haben sie, so oft sie es auch bald Rußland, bald Deutschland gegenüber heucheln, auch heute nicht so leicht zu befürchten. Aber sie müssen freilich jeden Gedanken an eine selbständige größere politische Rolle heute aufgeben. Schweden zählt gegenwärtig $4{,}^{11}$, Norwegen $1{,}^{70}$, beide also nur $5{,}^{81}$ Mill. Bewohner, welche über ein riesiges Gebiet von 13,825 Q.-Meil. verstreut sind. Dazu kommt Dänemark mit $1{,}^{61}$ oder bei dem Wiedererwerb nordschleswigscher Theile mit höchstens $1{,}^{7}$—$1{,}^{75}$ Mill. Einwohnern. Selbst eine scandinavische Union umfaßte also nur $7{,}^{5}$ Mill. Menschen, gegenüber den europäischen großen Nationalstaaten von 20, 30, 40, 60 Mill.

und mehr. Eine solche Union kann also wohl im Anschluß an eine der europäischen Großmächte, zumal bei der wichtigen geographischen Position des Landes, aber niemals wieder für sich in's Gewicht fallen.

Freilich weist ja Schweden gern auf Finnland wie Dänemark jetzt auf Nordschleswig, wenn nicht ganz Schleswig, als eine ihnen gewordene Verletzung des Nationalitätsprincips hin. Schweden kann in Finnland zwar nicht das letztere, wohl aber ein Princip geltend machen, welches man als Culturprincip bezeichnen könnte. Leider zeigt sich nur in der politischen Geschichte der Menschheit, daß ein solches idealistisches Princip inmitten der realeren Potenzen der Nationalität und der räumlichen Lage und im Conflict mit denselben keine dauernde Grundlage für die politische Suprematie ist. Schweden hat in Finnland nur einen sehr kleinen Theil der eingeborenen Finnen sprachlich suedificirt, auch durch Colonisation ist sein Volksstamm numerisch nicht stark, wenn auch immerhin viel stärker als der russische in Finnland vertreten. Aber schwedisch waren und sind fast die ganzen Bevölkerungsschichten oberhalb des Landmanns und gemeinen Arbeiters. Nach den gerade in diesem Punkte sehr schwankenden Schätzungen leben unter 1,83 Bewohnern (1864) höchstens 185,000 Schweden, 5000 Deutsche, vornehmlich in den Städten, auf den Inseln, an der Süd- und mittleren Westküste, ferner 20,000 Russen und der Confession nach etwa 25,000 Griechisch-Orthodoxe. Alle anderen Bewohner sind Finnen (incl. Karelier) und Lutheraner. Andere Angaben nehmen ein klein wenig mehr Russen, aber noch weniger Schweden an. Allerdings ist Alles, was in dem im übrigen Europa so wenig bekannten und beachteten Lande an Cultur vorhanden ist, schwedischen Ursprungs und schwedischen Geistes: die lutherische Confession, die noch erhaltenen politischen Institutionen, die Hauptsprache der Gebildeten, die Wissenschaft und ihre Anstalten. Aber es ist bemerkenswerth und deutet nicht gerade auf die Stärke auch nur des schwedischen Culturprincips, daß sich neuerdings unter den Schweden Finnlands ein Finnisirungsbestreben zeigt. Politische Tendenzen wirken dabei mit. Die Schweden wollen ihre Interessen mit denen der eingeborenen Bevölkerung sogar durch Annahme der finnischen Sprache verschmelzen, um dadurch einen stärkeren Rückhalt gegen Russenthum und Russificirung zu gewinnen. Die Russen sehen aber mit Recht dazu nicht scheel, denn sie wissen, daß finnisirte Schweden vollends jede selbständige Bedeutung verlieren werden. Die Finnen in Finnland möchten übrigens von allen finnisch-tschudischen Stämmen noch am Höchsten stehen. In Finnland liegt nur wieder ein bemerkenswerthes Beispiel vor, daß die Colonisationen der Germanen in Osteuropa von nachhaltigem Erfolg nur bei frühzeitiger Germanisirung der Eingeborenen oder bei

deren Verdrängung und Verschmelzung mittelst massenhafter **Bauernansiedlungen**, besonders bei ununterbrochenem räumlichem Anschluß der Colonialgebiete an das alte Nationalgebiet, begleitet sein konnten. Das haben die Schweden in Finnland unwiederbringlich wie die Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen und vielfach in Oesterreich versäumt, während in der Provinz Preußen schon vor Jahrhunderten so vorgegangen ist. Daraus erklärt sich die verschiedene Geschichte und heutige politische Stellung dieser Länder mit und darin liegt auch eine der besten Rechtfertigungen der russischen Herrschaft in Gebieten und über Völker, welche einmal keine Nationalstaaten bilden können.

Soweit das Nationalitätsprincip in Nordschleswig gegen die Dänen verletzt ist und praktisch nach den Wohnverhältnissen durchführbar gefunden wird, hoffen auch wir auf die Erfüllung der Bestimmung des Prager Friedens. Sie wird auch die Brücke zu dem naturgemäßen guten Verhältniß zwischen Deutschen und Nordgermanen sein, das für Deutschland mehr Werth hat, als der Besitz von 100,000 übelwollenden Staatsangehörigen. Aber unmöglich kann Dänemark im Princip der Rückerwerb sprachlich gemischter Districte, militärischer Positionen wie Düppel und Alsen, vollends von Städten wie Flensburg, auf welche man dänischerseits immer noch hoffen soll, gewährt werden. Wo nach den Wohnverhältnissen Fremdherrschaft in gewissem Umfange unvermeidlich ist, da kann zwischen Deutschen und Dänen doch sicher nur vom Zurücktreten der Ansprüche der letzteren die Rede sein. Zuverlässig ermittelt sind die Nationalitätsverhältnisse in Nordschleswig noch heute nicht in dem Maße, daß jeder Zweifel gehoben würde. Viel über 100,000 Menschen und mehr Land als im für die Dänen besten Falle nördlich einer **ungefähren** Linie Apenrade-Tondern-Hoyer, mit Ausschluß der schleswigschen Nordseeinseln, liegen würde, können die Dänen schwerlich erwarten oder gar beanspruchen. —

Betrachten wir die russischen Länder der baltischen Gruppe in Rücksicht auf das Nationalitätsprincip noch im Einzelnen etwas näher, so ziehen die sogen. drei deutschen Ostseeprovinzen Rußlands die Aufmerksamkeit besonders auf sich. Die Bevölkerungsverhältnisse sind ähnlich, aber noch verwickelter als in Finnland: die Russen numerisch schwach und vornehmlich nur in den Städten unter der Arbeiterklasse vertreten, die Deutschen der eingeborenen Bevölkerung gegenüber ebenfalls schwach, aber immerhin doch viel zahlreicher als die Russen und dabei noch in höherem Maße als die Schweden in Finnland die hauptsächlichen Träger und Verbreiter der Cultur und wie die Schweden mit der eingeborenen Bevölkerung durch das auf der Entwicklungsstufe der letzteren noch so mächtige Band der gleichen

lutherischen Confession verbunden. Diese eingeborene Bevölkerung aber zerfällt selbst in zwei verschiedene, gar nicht verwandte und sich gegenseitig eher abstoßende Völker, die zu den Finnen gehörenden Esten und die Letten, ein wenig unterschiedener Zweig der größeren lithauischen Sprachfamilie. Jene bewohnen ganz Estland und den nordöstlichen Theil von Livland, ungefähr die Hälfte dieser Provinz, die Sprachscheide wird etwa durch eine Linie gebildet, welche von der Grenze der Gouv. Pskow, Witebsk und Livland über Walk an das Meer läuft. Etwas stärker gemischt sind die Wohnsitze der Esten und Letten nur in der Nähe der Küste im lettischen District nach Riga zu. Nur eine kleine Anzahl Esten wohnt außerhalb Est- und Livlands in den angrenzenden Theilen der Gouv. Petersburg, Pskow und Witebsk. Die Letten dagegen dehnen sich auf einen größeren Theil von Witebsk, das alte sog. polnische Livland aus, reichen nach Kowno hinein und stehen mit den eigentlichen Lithauern in breiter räumlicher Verbindung. Unter der Gesammtbevölkerung der drei Ostseeprovinzen von 1,812,000 (um 1864) auf 1680 Q.-Meil. (ohne Livlands Antheil am Peipussee) schätzt man jetzt — die Annahmen weichen nicht unbedeutend ab — 850,000 Letten, 700,000 Esten, 175,000 Deutsche, 25,000 meist deutsch sprechende Juden (fast alle in Kurland), 40,000 Russen, 16,000 Polen, 6000 schwedische Abkömmlinge. Letzteres sind meistens Bauern und Schiffer auf den Inseln und an den Küsten Estlands, jene sollen in der Estonificirung begriffen sein. Zu den Esten sind 2000 Liven, die Reste der Urbevölkerung an der Nordspitze Kurlands, gerechnet. Ueber Deutsche und Russen giebt es höhere und niedrigere Annahmen (für jene von 120—200,000, für diese von 25—65,000). Die Deutschen bilden den Grundstock der städtischen Bevölkerung, die Klasse der adligen Gutsbesitzer, Studirten, Verwalter, höheren Handwerker und Arbeiterkategorien auf dem Lande. Die zahlreich in den Städten lebenden Stadtletten und -Esten gehören meistens zum Arbeiterstande, den Dienstboten u. s. w. Ausnahmslos fast besteht ihr Streben darin, durch das Aufsteigen in die höheren Schichten der kleinen Handwerker u. s. w. das Deutschthum anzunehmen, dessen sie sich durchweg gern rühmen. Diese Leute sprechen daher neben ihrer Muttersprache häufig auch etwas Deutsch. Aehnliches gilt von einem Theil der Russen, von welchen die meisten in Riga leben und viele nur zur flottirenden Bevölkerung gehören. Die russischen Arbeiter hängen oftmals den Secten der griechischen Kirche an und haben gerade als Sectirer diese protestantischen Provinzen aufgesucht, obgleich sie neuerdings auch im inneren Rußland wenigstens geduldet werden. Nach alle dem kann man die deutsch verstehende Bevölkerung der Ostseeprovinzen wohl auf 275—300,000 anschlagen, welche fast Alles in sich schließt, was

in Stadt und Land das materielle und geistige Capital vertritt. Die meisten Deutsche und die große Ueberzahl der Letten und Esten sind lutherisch, gegen 86 % der Bevölkerung, an 3 % katholisch, 10—11 % griechisch einschließlich der Secten, die Angaben können übrigens ebenfalls nur als annähernd richtig angesehen werden. Die meisten Griechisch-Orthodoxen wohnen in Livland. Nur hier hat in den vierziger Jahren, durch unlautere Motive unterstützt, eine stärkere Conversion von lettischer und estnischer Landbevölkerung zur russischen Staatskirche begonnen. Seit Jahren ist eine starke rückläufige Bewegung unter den Convertiten eingetreten, welche nur durch die strengen, die Glaubensfreiheit aufhebenden Verbotgesetze der Staatsgewalt gehindert wird. Sonst wurde nur durch die früher streng gehandhabten Gesetze über Mischehen, nach welchen alle Kinder griechisch werden mußten, die russische Kirche unter der deutschen, lettischen und estnischen Bevölkerung etwas verbreitet, was jetzt vollständig aufgehört hat. Der eigenthümliche Charakter nationaler und confessioneller Mischung tritt somit in den Ostseeprovinzen so frappant, wie in wenigen anderen Theilen Europas, selbst die Osthälfte der österreichischen Monarchie inbegriffen, hervor und giebt dem politischen und socialen Leben ein höchst merkwürdiges Gepräge. Jene Mischungsverhältnisse ragen mitunter bis in die einzelnen localen Centren hinein, wofür nur noch ein Beispiel hier Platz finden möge. Bei der jüngsten Volkszählung in den livländischen Städten ergab sich für die zweitgrößte der letzteren, die Universitätsstadt Dorpat, unter einer Wohnbevölkerung von 20,861 Menschen folgende Sprachvertheilung: estnisch 46,11, deutsch 42,81, russisch 8,85, lettisch 0,75, andere Familiensprache 1,48 %, unter letzterer fälschlich die meistens deutsch sprechenden Juden, dann Polen, einige Schweden, Franzosen, Engländer u. a. m. inbegriffen. Der Confession nach waren 84,09 % lutherisch, 11,61 % griechisch-orthodox, 4,3 % gehörten anderen Bekenntnissen (incl. russische Altgläubige, Juden) an. Mit Ausnahme einiger Russen und Ausländer zählt fast die ganze Bevölkerung, welche über dem niederen Arbeiter und Dienstboten steht, zur deutsch sprechenden. Nebenbei versteht ein großer Theil gleichzeitig deutsch und estnisch, viele zugleich russisch, einige auch lettisch. Aehnliche Verhältnisse scheinen sich in den anderen Städten heraus zu stellen.

Wie ist bei solchem Sprachgemenge etwas Anderes als eine Herrschaft möglich, welche für die eine oder die andere der betheiligten Nationen Fremdherrschaft ist? Die Herrschaft der culturbringenden Deutschen, Schweden, wie neuerdings der Russen findet in diesen Verhältnissen die innere sittliche und politische Rechtfertigung. Auf die Dauer hat unter diesen Fremdherrschaften auch hier diejenige gesiegt, zu deren natürlichem

Machtgebiet nach der geographischen Lage und den Verkehrsverhältnissen die Länder der kleinen eingeborenen Völker gehörten: deutsche, polnische und schwedische Herrschaft ist durch russische ersetzt worden, sobald der russische Staat innere Consolidation genug zum Behufe der äußeren Ausdehnung gewonnen hatte. Das „Culturprincip" und der gute Titel, Christenthum und Civilisation in's Land gebracht und entwickelt zu haben, hätte von den früheren die deutsche Herrschaft in diesen Ostseeländern am Meisten gerechtfertigt. Aber verdientermaßen haben die Deutschen bei der Elendigkeit der Reichsverfassung und dem Mangel eines Nationalstaats diese wichtigen Lande schon im sechszehnten Jahrhundert sogar an ein Volk wie die Polen verloren. Die politische Oberherrschaft in diesen weit abgelegenen Ländern wäre danach vollends gegen einen mächtigen Staat wie Rußland auch ohne die Zwischenstufe polnischen und schwedischen Regiments auf die Dauer sicherlich nicht zu behaupten gewesen.

Die Deutschen in den Ostseeprovinzen stellen heute eine Colonie dar, die wie ähnliche Colonien in anderen Welttheilen auf politische Selbständigkeit keinen Anspruch mehr machen kann. Diese Deutschen bilden vielmehr eine loyale Bevölkerung des großen Reichs, zu welchem sie durch Lage und Verkehr, durch die geschichtliche Entwickelung und die Verträge gehören. Diese deutsche Colonie hält mit bewundernswerther Zähigkeit und festem Vertrauen auf die Heiligkeit der Verträge und der wiederholten Zusagen jedes neuen russischen Kaisers an ihrer heimischen Sprache und Sitte, ihrem Glauben und Recht, ihrer deutschen Cultur und Bildung fest. Sie hat diese hohen Güter in mancher Beziehung reiner und kräftiger als große Theile selbst von Deutsch-Oesterreich und mitunter doch noch unter ganz anderen Schwierigkeiten als letzteres bewahrt. Ihrem Mutterlande gegenüber wird diese Colonie dadurch zu einer rühmlichen Ausnahme so vieler anderer deutscher Pflanzungen, in fremden Welttheilen nicht nur, sondern z. B. auch in Ungarn und Russisch-Polen, die oft so rasch ihre Nationalität abstreiften. Der norddeutsche Ursprung der Deutschen in den Ostseeprovinzen wie der Sachsen in Siebenbürgen verleugnet sich auch hier in seiner größeren politisch-nationalen Kraft vor den süddeutschen Colonien nicht. Diese Tüchtigkeit würde den fernen Ostseecolonien viel mehr Interesse in Deutschland gewinnen müssen, als sie daselbst bisher unter der Herrschaft des abstract liberalen politischen Doctrinarismus fanden. In politischer Verbindung stehen ja und standen überhaupt die in anderen Ländern angelegten Colonien der Deutschen niemals mit Deutschland und doch wurden sie stets bis auf die jüngsten brasilischen, Donna Francisca und Blumenau, herab mit Theilnahme vom Mutterlande aus begleitet. Man sollte bei dem Aburtheilen über Adelsherrschaft und

Zunftgeist, mancherlei alte Rechtseinrichtungen und Sitten doch nicht immer blos nach der einen abstracten Schablone verfahren und die angegriffenen Zustände zuvor lieber etwas näher vom Standpunkte der baltischen Länder selbst aus ansehen. Das deutsche corporative Element und die ständische Gliederung werden dann in Ländern wie den Ostseeprovinzen manche Vorzüge aufweisen, die sie in Deutschland nicht mehr besitzen, weil die übrigen socialen und politischen Bedingungen ganz andere sind. Und die oft geschmähten Zustände der eingeborenen Landbevölkerung, man vergleiche sie heute unparteiisch mit den ländlichen Verhältnissen im eigentlichen Rußland, in Polen, Galicien, man erwäge die größeren klimatischen Schwierigkeiten, und es wird wenigstens keine deutschen Schriftsteller und Zeitungen mehr geben, welche nach Bautzener Verlagsartikeln auf die deutsche Adelsherrschaft schimpfen. Mit den heutigen und mit den früheren russischen Agrarzuständen brauchen die baltischen wahrlich den Vergleich nach keiner Seite zu scheuen, was Groß- und Kleingrundbesitz, adlige Grundherren, Bauern und Arbeiter anlangt. Diese Tüchtigkeit der baltischen Deutschen nöthigt aber auch dem Russen selbst, Moskauer Chauvinisten inbegriffen, Achtung ab. Der billig denkende Russe erkennt, welchen ehrenwerthen und werthvollen Bestandtheil der großen Reichsbevölkerung diese Deutschen bilden: loyale und im Interesse dieses Reichs seit Generationen wahrlich energisch mitarbeitende Unterthanen, welche nur den Anspruch auf Schonung ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten erheben, durch deren Zerstörung auch hier blos das nihilistische Princip siegen würde. —

Der lithauische Theil der baltischen Gruppe umfaßt das compact lithauische Gebiet, etwa 1250 Q.-Meil. mit 1,75 Mill. Einwohnern. An diese letzteren schließen sich nördlich die Letten der Ostseeprovinzen, westlich die preußischen Lithauer an. Die übrigen Angehörigen dieses Volks, im Allgemeinen stärker polonisirt, wohnen in der altpolnischen Gruppe mehr zerstreut. Der ganze Stamm hat numerisch eine etwas größere Bedeutung, welche durch das compacte Zusammenwohnen in der Mitte der baltischen Gruppe noch erhöht wird. Aber andererseits leidet diese Bedeutung wieder durch die confessionelle Verschiedenheit Eintrag, da die Letten meistens Protestanten, die Lithauer meistens Katholiken sind. Die eingeklemmte Lage zwischen vier Völkern, Deutschen, Polen, Russen, Esten, konnte ebenfalls einer dauernden Selbständigkeit nicht Vorschub leisten. Gegen die früher besonders in den Städten erfolgte Polonisirung ist neuerdings eine von den Russen gern gesehene und begünstigte Reaction des Altlithauerthums eingetreten, selbst mit Uebertritten zur griechischen Kirche verbunden. Die preußischen Lithauer sind sehr stark durch Deutsche zersetzt und in den Städten dieses Gebiets, Memel, Tilsit, Ragnit, ist das Deutsche fast

ausschließlich zur Herrschaft gelangt. In Kowno und den benachbarten lithauischen Theilen von Augustowo und Wilna ist die deutsche Colonisation aber nicht so stark vorgedrungen, als unter den Polen, z. B. im Königreich Polen.

Ganz compact deutsch sind fast alle nicht lithauischen Kreise Ostpreußens, welche wir zur baltischen Gruppe rechneten. Im Reg.-Bez. Königsberg finden sich unter 19 Landkreisen nur 4, worin die polnische, nur 1, worin die lithauische Bevölkerung auf dem platten Lande die deutsche überragt, in 2 Kreisen befindet sich neben einer großen deutschen Bevölkerung eine kleine lithauische und polnische Minorität. In 13 Kreisen leben auch auf dem Lande nur 577 Polen. Die Städte sind hier und in den gemischt lithauischen Kreisen so gut wie ganz deutsch, und selbst in den Städten der polnischen Kreise überwiegt häufiger und bedeutend stärker die deutsche über die polnische Sprache. Auch im Reg.-Bez. Gumbinnen giebt es unter sechszehn 6 Kreise, die mittleren, in welchen das Deutsche, in den Städten völlig, auf dem Lande weitaus, überwiegt. In den nördlichen lithauischen und den südlichen polnischen Theilen dieses Bezirks herrscht die deutsche Sprache auf dem platten Lande in 3, die lithauische in 2 von 5 gemischten Kreisen vor, während in 5 überwiegend polnischen Kreisen die deutsche doch auch zwischen 10 und 40 % der ganzen Landbevölkerung ausmacht. In den Städten des Bezirks Gumbinnen hat die deutsche Sprache gegenüber dem Lithauischen die ausschließliche Herrschaft, in den Städten der polnischen Kreise wird sie von 60—85 % der Bevölkerung gesprochen. In Westpreußen ist die deutsche Nationalität und Sprache allerdings noch nicht so compact als in vielen Theilen Ostpreußens vertreten. Es giebt in den Reg.-Bez. Marienwerder und Danzig nur je einen Kreis von fast ausschließlich deutscher Landbevölkerung (Deutsch-Krone und Elbing) und nur einen weiteren, worin das Polnische fast verschwindet (Marienburg 2 %). Von 16 anderen Landkreisen überwiegt die deutsche Landbevölkerung in 9, die polnische in 7. Drei Fünftel der Landbewohner Westpreußens sind schon deutsch. Die Stadtbevölkerung ist aber vollends nicht nur im Ganzen (fast 90 %!), sondern auch in jedem einzelnen Kreise und fast in jeder einzelnen Stadt vorherrschend deutsch. In Danzig, welches noch heute von den Polen reclamirt wird, zählte man 1861 unter 72,280 Civileinwohnern — 24 nicht-deutsch sprechende!

Das sind sehr günstige und aussichtsvolle Verhältnisse in dieser Provinz Preußen! In dem nördlichen Theile derselben, welcher oben zur baltischen Gruppe geschlagen wurde, überwiegt das Deutsche noch stärker als in der ganzen Provinz, mit 83,2 gegen 70,8 %. Hier scheint daher bis

jetzt allein erst die Entscheidung erfolgt zu sein und der sichere Sieg einer der neben einander vertretenen Sprachen in Aussicht zu stehen. Damit ist der politische Besitz dieses Landes polnischen Ansprüchen gegenüber dauernd gesichert. Im russischen Lithauen und den russischen Ostseeprovinzen sind die ursprünglichen Sprachen noch viel mächtiger und haben gegenüber den zwei oder drei gleichzeitig eindringenden Sprachen, der polnischen, russischen und deutschen, auch einen leichteren Stand.

8.

Die altpolnische Gruppe umfaßt in der Gestalt, welche ihr oben gegeben wurde, fast die ganze polnische Nation. Nur im eigentlichen Lithauen und dem nördlichen Theil der Provinz Preußen, welche Länder wir zur baltischen Gruppe schlugen, wohnen verstreut noch 317,000 Polen. Einige Tausend finden sich in Ungarn. Die westpreußischen Polen ragen ferner noch in der Zahl von c. 3700 in die benachbarten pommerschen Kreise Bütow, Lauenburg und Stolpe hinein. Die gewählte Gruppirung ist mithin für die Polen so günstig als nur möglich. Was zeigt sich aber trotzdem? Die Polen bilden in dieser nach ihnen benannten Gruppe nicht nur nicht den sämmtlichen anderen Nationen gegenüber die Majorität, sondern sie werden selbst von der russischen Bevölkerung allein an Zahl absolut übertroffen. Nur 39,2 % oder nicht ganz zwei Fünftel der Bevölkerung dieser Gruppe sind Polen und wenn sich alle übrigen Polen, selbst die Emigration in Frankreich, der Schweiz, der Türkei u. s. w. inbegriffen, auf dem Gebiete dieser Gruppe niederließen, sie würden insgesammt noch immer kaum die Zahl der Russen erreichen. Graf Bismarck's Wort, es giebt eben zu wenig Polen in der Welt, um ihren politischen Ansprüchen die richtige Begründung zu verleihen, wird durch diese Zusammenstellung vollständig bewahrheitet. Das ist um so beachtenswerther, als wir auf Grund des gegenwärtigen Bevölkerungsstands die Zahl der Polen um 2 Millionen höher anschlagen mußten, als es im norddeutschen Reichstag geschehen ist. Auch wurde, um jeden Schein der Parteilichkeit gegen die Polen zu vermeiden, für die Zahl der Polen in Lithauen und den westlichen russischen Gouvernements die höhere der niedrigeren Schätzung vorgezogen. Das Resultat wird dadurch dennoch nicht viel verändert. Das gilt schon vom Vergleich der bloßen absoluten Zahlen der Nationalitäten, ohne Rücksicht darauf daß die Polen in dieser Gruppe den Angehörigen zweier europäischer Hauptvölker gegenüber stehen. Zieht man vollends die räumliche Vertheilung der verschiedenen Nationalitäten in Betracht, so bleibt von dem Gebiet von 12,234 Q.-Meil. etwa nur ein solches von 3500 Q.-Meil. übrig, in welchem die Polen die compacte Majorität im

Ganzen und in den einzelnen Theilen bilden. Mehr als zweimal so groß ist der Raum, in welchem sie mit Russen, Lithauern und Deutschen gemischt in jedem größeren administrativen Gebietstheil die oft sehr kleine Minorität darstellen und sich höchstens in einzelnen Theilen mitunter in der localen Majorität befinden.

So gestalten sich die Dinge schon in einer nach den erwähnten Gesichtspunkten gebildeten national-polnischen Gruppe. Die Polen gründen ihre Klagen und Ansprüche aber nicht einmal auf diese Gruppe. Auf Ostpreußen scheinen sie trotz der Proteste ihrer Magnaten gegen die Erhebung des Herzogthums zum Königreich definitiv verzichtet zu haben. Oberschlesien oder die Wasserpollakei, eigentlich eines der verhältnißmäßig noch sehr compact polnischen Länder, wird ebenfalls nicht einmal von den sonst so weit gehenden Wünschen der polnischen Patrioten umfaßt. Gegenüber diesen beiden Ländern scheinen die Polen also doch die Berechtigung geschichtlicher Entwickelung anzuerkennen. Auch der übrige Besitzstand des polnischen Staats im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert, als zeitweise noch Smolensk, Tschernigow, Severien (das heutige Gouv. Poltawa nebst Theilen von Cherson, Jekaterinoslaw und Charkow) im Osten, Livland und Kurland im Norden in mehr oder weniger enger Verbindung mit Polen standen, gilt nicht mehr als unentreißbares Eigenthum des weißen Adlers. Aber alle Territorialveränderungen des vorigen Jahrhunderts sind nach der polnischen Lehre für immer und ewig rechtswidrig. Das Polen von 1772 genau in seinen damaligen Grenzen unterliegt nach dieser Anschauung nur einer factischen Unterdrückung, niemals einem rechtlichen Untergang. Die Ansprüche auf seine Wiederherstellung können nicht verjähren! Kann es ein grundloseres politisches Axiom geben? Läßt sich grade vom polnischen Standpunkte aus mit der Berufung auf das Nationalitätsprincip eine nichtigere Prätension rechtfertigen? Nichts zeigt deutlicher als grade diese beliebte polnische Theorie von der unvergänglichen Legitimität der polnischen Grenzen von 1772, daß dieses unglückliche Volk auch heute noch nichts gelernt hat. Wie sich in jedem seiner todesmuthigen, aber kopflosen Aufstände neben der alten Tapferkeit und anderen Tugenden die furchtbaren alten Fehler, die Uneinigkeit, der Hochmuth, die Herrschsucht und grausamste Unterdrückungssucht gegen andere Nationalitäten, stets in derselben Weise offenbart haben, so tritt grade in jener Theorie auch diese altpolnische Ueberhebung hervor, mit welcher kein Deutscher oder Russe, auch wenn er noch so nachgiebig sein wollte, jemals pactiren kann. Die Vorgänge bei der Zerstörung Polens, sozusagen das formelle Verfahren, mögen verwerflich genug gewesen sein. Aber solche Verstöße macht die Weltgeschichte nur wieder gut, wenn der materielle Rechtsgrund selbst

hinfällig war. Letzteres zu behaupten, ist eben der Wahn der Polen. Sie bejammern und verdammen die Fremdherrschaft in ihrem Vaterlande und vergessen, daß die polnische Herrschaft im weitaus größten Theile des Polens von 1772 nicht Nationalherrschaft, sondern selbst Fremdherrschaft war. Sie sehen in den Theilungen Polens ein gen Himmel schreiendes Verbrechen und beachten nicht, daß dieses Polen von 1772 eine der großartigsten Verletzungen war, welche das Nationalitätsprincip Seitens eines kleinen Volks gegenüber von Hauptvölkern jemals erfahren hat. Sie vermögen nicht bitter genug über den jetzigen Territorialzustand zu urtheilen und verkennen, daß er immerhin mehr als der ehemalige dem Nationalitätsprincip entspricht, daß in großem Umfange mit der russischen und preußischen Herrschaft die Nationalherrschaft wieder aufgelebt ist und selbst, wo beide Fremdherrschaft sind, sogar großen Theilen der national-polnischen Bevölkerung gegenüber, der heutige Zustand Vorzüge vor der „polnischen Wirthschaft" hat. Es wird keinem Unparteiischen einfallen, das in den preußischen Theilen Altpolens auch nur einen Augenblick in Zweifel zu stellen. Man vergleiche nur Posen und Westpreußen von heute und von ehemals. Aber es gilt jene Behauptung selbst für Galicien und sogar für die russischen Besitzungen in Altpolen. Betrachtet man einmal nach jener Theorie von der unvergänglichen Legitimität der Grenzen von 1772 die Länder des damaligen Polens als ungetheilte Masse, so gehört dieselbe nach dem Nationalitätsprincip sicherlich nicht den Polen, sondern wenn irgend einem Volke ausschließlich, so noch am Ersten den Russen. Für Deutschland heißt die Wiederherstellung dieses Polens von 1772 nichts Anderes im Osten, als die französische Rheingrenze im Westen. Für Rußland könnte ein solches Ereigniß nur in Analogie gebracht werden mit Deutschlands Zustand um 1812, als Frankreich bis zur Ostsee reichte.

Würden die Polen nur ein wenig die Zeit verstehen, sie ließen vor Allem die Prätensionen von 1772 fahren. Für einen Nationalstaat allein kann ein Volk heute noch bei anderen Verständniß finden und Sympathien gewinnen, aber Altpolen war nichts weniger als ein solcher Nationalstaat. Selbst Napoleon I. hat die Ostgrenzen des Großherzogthums Warschau nicht über diejenigen des jetzigen Königreichs ausgedehnt und Westpreußen blieb sogar im Tilsiter Frieden größeren Theils bei Preußen. Fremdherrschaft hat auf weiten Strecken das alten Polens seit Jahrhunderten zwar oft gewechselt, aber sich immer behauptet, und ist durch die Nationalitätsverhältnisse nothwendig geworden. Seit der politischen und wirthschaftlichen Erstarkung der Hauptvölker im Westen und Osten dieses altpolnischen Theils haben nun Deutsche und Russen ihre ihnen zeitweilig

von den Polen abgerissenen National- und Colonialgebiete wieder an sich gebracht. Die Herrschaft mag dabei vom Westen und vom Osten etwas zu weit vorgeschoben worden sein, denn die nothwendige und gerechte Verkleinerung Polens brauchte noch nicht zur Zerstörung jedes selbständigen polnischen Nationalstaats zu führen. Aber jedenfalls sind die Uebelstände, welche aus dieser Zerstörung hervorgegangen und vielleicht noch jetzt fühlbar sind, geringer, als die ehemaligen. Verletzt ist das Nationalitätsprincip auch jetzt, aber heute herrschen die Großen über die Kleinen, ehedem die Kleinen über die Großen. Dies ist gewiß nach jener Theorie von der Legitimität Altpolens ein Fortschritt, denn die Herrschaft ist an die nationale Majorität übergegangen und diese ist wenigstens im preußischen Polen noch dazu zugleich die culturliche und wirthschaftliche Superiorität.

Bei der praktisch-politischen Bedeutung der Nationalitätsfrage in Altpolen mag hier noch folgende Uebersicht Platz finden: *)

Vertheilung der Nationalitäten, resp. Sprachen in dem Polen von 1772.

	Russischer Antheil			Oesterr.	Preuß.	Im
	Westl. Gouv.	Königr.	Zus.	Anth.	Anth.	Ganzen
	Heutige Einwohnerzahl in 1000.					
Russen	6,980	230	7,210	2,315	—	9,525
Polen	1,230	3,450	4,680	2,202	1,227	8,109
Deutsche	105	295	380	126	1,445	1,951
Juden	1,255	620	1,875	495	105	2,475
Lithauer	1,383	245	1,628	—	—	1,628
Ostromanen	45	—	45	—	—	45
Andre	22	—	22	—	—	22
Summa	11,000	4,840	15,840	5,138	2,777	23,755
Flächenraum Q.-Meil.	8,448	2,258	10,706	1,426	998	13,130

Es ist sehr bezeichnend, daß in keinem dieser Antheile der Theilungsmächte, mit Ausnahme des Czarthums Polen, das polnische Element das numerische Uebergewicht hat. Das russische Polen ist gegenwärtig unbestritten vorherrschend slawischen Stammes, aber ebenso unbestreitbar vor-

*) Hierbei sind c. 105,000 Juden zu zwei Dritteln bei den Deutschen, zu einem Drittel bei den Polen im preußischen Antheil in Abzug gebracht worden, doch muß vielleicht noch eine größere Zahl derselben als in der deutschsprechenden Bevölkerung inbegriffen angesehen werden. Die betreffenden Antheile der einzelnen Staaten fallen nicht immer ganz genau mit den Erwerbungen seit 1772 zusammen, weil mitunter administrative Veränderungen der Grenzen der Provinzen erfolgt sind, z. B. im Gouv. Kiew, in Preußen (Ermeland zu Ostpreußen geschlagen). Aber dadurch sind nur ganz unerhebliche Unterschiede in Größe, Bevölkerung und Nationalität herbeigeführt worden. Obige Daten können daher als möglichst genau gelten.

waltend russischer Nationalität und Sprache, wenn die Polen dieses Factum auch heute noch gern als unwahre Thatsache russischer Tendenzstatistik anfechten. Allerdings sind die Russen im Königreich Polen und in den westlichen Provinzen nur zum kleinsten Theile Großrussen, nämlich höchstens ¼ Million, und diese lassen die Polen bei solchen Zusammenstellungen gern allein als Russen gelten. Aber das ist vollständig willkürlich. Der Stamm der Weißrussen in Mohilew, Minsk, Witebsk, dann in Grodno und Wilna, der Kleinrussen in Kiew, Podolien, Volhynien, oder der Ruthenen in Galicien, wohnt noch weit nach Osten über den Dniepr hinaus im eigentlichen Rußland. Sie unterscheiden sich von den Großrussen sprachlich und nach dem Nationalcharakter kaum so weit als Ober- und Niederdeutsche und weichen auch in ihren Ansichten, Sitten, politischen Sympathien nicht mehr von einander ab. Die Polen bilden die compacte Majorität, von den zahlreichen Juden und den deutschen Colonien abgesehen, fast nur im Königreich Polen und in Westgalicien. Doch selbst im nördlichsten und südöstlichsten Theil des ersteren, in Nord-Augustowo und Südost-Lublin wohnen compact dort Lithauer, hier **Russen.** In Galicien reicht das compact oder überwiegend Polnische östlich nur ungefähr bis zum San, von da weiter nach Osten etwa bis Lemberg ist das Polnische schon stark dem Ruthenischen gegenüber in der Minorität, östlich von Lemberg ist es nur noch ganz schwach in einzelnen Inseln und Städten vertreten. Außerhalb der Grenzen des Königreichs Polen findet sich compact polnische Bevölkerung kaum nach einer Seite. Es könnte hierher etwa nur der Kreis Bialostock gezählt werden, wofür südlich im Lublinschen wieder Russen wohnen. Sonst bildet der Bug so ziemlich die administrative und die nationale Grenze im Osten. Im südlichen Theile der Provinz Preußen giebt es kaum noch ganz schmale Grenzstreifen, welche als rein polnisch bezeichnet werden können. Im preußischen Reg.-Bez. Oppeln, weniger im österreichischen Teschen, ist wenigstens in den Städten das Nationalpolnische ebenfalls bis zur russischen Grenze durch das Deutsche verdrängt worden, und selbst auf dem Lande wohnen in den 13 stärker polnischen Kreisen vom Reg.-Bez. Oppeln bereits an 18 % Deutschsprechende.

In der Provinz Posen, gegenwärtig dem Hauptstreitpunkt in öffentlichen Discussionen zwischen Polen und Deutschen, ist eine Theilungslinie nach der Nationalität heute nur noch unmöglicher geworden, als schon 1848. Damals wurden c. 350 Q.-Meil. von 525 der Provinz in Deutschland einverleibt, mit 866,000 von 1,364,000 Einwohnern, aber diese Trennung konnte bei der räumlichen Vermischung der Bevölkerung nicht nach der dabei leitenden Idee Deutsch-Posen und Polnisch-Posen genau scheiden

(Beschl. d. Nat.-Vers. v. 27. Juli 1848). Gegenwärtig könnte man nicht einmal schmale Streifen an der Staatsgrenze als rein polnisch abtrennen. In der Provinz Posen fanden sich 1861 schon 45,4 % der gesammten, 38,4 % der ländlichen und 69,3 % der städtischen Bevölkerung Deutschsprechende. Im Reg.-Bez. Bromberg war dies Verhältniß wesentlich günstiger als im Reg.-Bez. Posen, denn dort sprach schon fast die Hälfte, hier nicht ganz ein Drittel der Landbevölkerung deutsch, aber in den Städten des Reg.-Bez. Posen überwog das Deutsche ebenfalls schon im Verhältniß von 2 : 1 das Polnische. In der Stadt Bromberg fanden sich unter 20,410 Civileinwohnern nur 114, und sogar in der Stadt Posen unter 29,813 nicht ganz die Hälfte, 14,066 polnisch-redende Personen. In 28 Kreisen der Provinz Posen endlich überragt die Zahl der deutschen Stadtbevölkerung die polnische bereits in 19, und wenn allerdings auch das Verhältniß bei der Landbevölkerung fast das umgekehrte ist, indem von 28 18 Kreise überwiegend polnisch sind, so findet sich doch eine beträchtliche deutsche Landbevölkerung in jedem einzelnen Kreise. Sie sinkt nur in 2 oder 3 Kreisen des Reg.-Bez. Posen bis auf 10 % der Gesammtbevölkerung, erreicht aber meistens 20, 33, 40 % und in den vorwaltend deutschen Kreisen steigt sie bis auf 75—85 %. Bis dicht zur Grenze sind eine Menge deutscher Sprachinseln entstanden, ja selbst jenseits der Grenze in der Richtung der Warthe giebt es deren eine große Anzahl. Stellenweise, z. B. an der Netze und Weichsel entlang, geht schon ein compacter deutscher Bevölkerungsstrom bis zur Grenze, so an der Weichsel bis östlich von Thorn. Die Böckh'sche Sprachkarte ist hier sehr instructiv. Wie wenig berechtigt erscheinen gegenüber solchen Thatsachen die politischen Prätensionen der Polen, wie sie noch kürzlich auf dem Norddeutschen Reichstage wieder hervortraten! Preußen verdiente ein Schicksal gleich dem deutschen Reiche, wenn es einen solchen durch harte Arbeit ohne jede Art von Gewaltthätigkeit von seiner deutschen Bevölkerung langsam erworbenen Boden wie den der Provinz Posen wieder von sich abreißen ließe. Bei jenen Vergleichen wurden zudem nur die Quantitäten, nicht die Qualitäten der Angehörigen beider Nationalitäten verglichen: qualitativ überragt die deutsche Bevölkerung schon heute die polnische in Posen erheblich, wie sie es sicher auch numerisch thun wird, ehe das neunzehnte Jahrhundert abgelaufen ist.

Die beständig im Fortschreiten begriffene deutsche Colonisation und Germanisirung gerade in der Provinz Posen hat eine allgemeinere Bedeutung über die Thatsache als solche hinaus. Sie kann in Wahrheit als Muster gelten, wie unter gesitteten Völkern auch in unserer Zeit der Proceß der Verdrängung der einen durch die andere Nationalität vor sich

gehen darf, ohne von irgend einer Seite sittlich und politisch angegriffen werden zu können. Freilich ist auch dieser Proceß nur eine Form des Darwin'schen Kampfes um das Dasein. Das untüchtigere Element geht unter, das überlegene behauptet allein das Feld. Polnische Patrioten mögen das beklagen, sie können es, wenn sie unparteiisch sind, nicht verurtheilen. Das Gesetz der organischen Existenzen, das Gesetz der Weltgeschichte vollzieht sich in Posen, Schlesien, Westpreußen, aber es vollzieht sich in der denkbar mildesten Form. Der Kampf um das Dasein wird mit den Waffen der Civilisation, auf dem Boden ruhiger Rechts- und Wirthschaftsentwicklung, ohne äußere Gewaltthätigkeiten und ohne künstliche Unterbindung der Lebenskraft des unterliegenden durch das siegreiche deutsche Element ausgefochten. Der polnische Bauer und Gutsherr kommt herunter aus Mangel der wirthschaftlichen und sittlichen Tüchtigkeit, der deutsche expropriirt ihn friedlich, und baut sein Haus an Stelle der polnischen Hütte. Der deutsche Käufer überbietet den polnischen Concurrenten beim Ankauf, weil er bei größerer Intelligenz, Betriebsamkeit und Genügsamkeit einen höheren Preis anlegen kann, denn er weiß trotzdem die Rente seines Kapitals herauszuschlagen. Die Geschichte wird diese östlichen Colonisationen der Norddeutschen als wahre Siege der Civilisation verzeichnen. Da ist nichts von absichtlichem Verkommenlassen des nationalen Volksschulwesens wie im Elsaß und Lothringen. Da giebt es keine Zwangsenteignungen der Gutsbesitzer, für deren Güter sich trotzdem keine Käufer finden, keine Sprachedicte u. dgl. m. Friedlich und geordnet, streng rechtmäßig und ohne jegliche Unbilligkeit dringt das deutsche Element vor. Wenn die Russen in dieser Weise den Rest der Polen in den westlichen Gouvernements verdrängen, in dieser Weise in Lithauen, in den Ostseeprovinzen, in Finnland Fuß fassen würden, woran sie keine formelle Schwierigkeit hindert, so wird die Russificirung hier so wenig als die Germanisirung in Posen von irgend einer Seite angefochten werden können. Sie wird dann aber auch ein Segen sein, wie jene Germanisirung es ist. Die Stellung der Russen in den westlichen Gouvernements hat mit der früheren der Deutschen in Posen und Westpreußen manche Aehnlichkeit. Die besonders in Grodno, Podolien, Volhynien, Minsk, Wilna noch in den Städten und als Gutsherrn auf dem Lande wohnenden Polen werden, wenn sie sich der berechtigten Herrschaft des Staats der russischen Nationalität nicht fügen wollen, durch solche wirthschaftliche Ueberlegenheit am Sichersten überwältigt. Die gewaltsame Vernichtung oder die erzwungene Expropriation werden immer zweischneidige Mittel bleiben. Die Entziehung der Existenzbedingungen durch die wirkliche Ueberlegenheit vollzieht sich in den Formen der gewöhnlichen Rechts- und

Wirthschaftsvorgänge, und wird auf dieser Erde vor sich gehen, so lange es Menschen giebt. Es ist eine durchaus falsche Sentimentalität und eine völlige Verkennung der wahren Bedeutung des Nationalitätsprincips, wenn radicale Demokraten das übersehen und selbst in Deutschland Stimmen, wie z. B., irren wir im Augenblick nicht, diejenige Venedey's, sich vernehmen lassen, welche das Vorwärtsschreiten des Deutschthums im Osten des preußischen Staats mißbilligen. Freilich, die Erscheinung läuft auf dasselbe hinaus, wie die Verdrängung der Indianer durch die Yankees und die europäischen Colonisten, wie die niedrigerer Racen durch höhere überhaupt. Aber niemals hat diese Verdrängung an sich verurtheilt werden können, immer war es nur die gewaltthätige oder hinterlistige Form, welche Tadel verdient. Der Vorgang selbst ist nur ein einzelner Fall jenes Darwin'schen Gesetzes, dessen Walten auch innerhalb civilisirter Völker mit Unrecht verkannt wird. Nur für die Form, in welcher dieser Vorgang in die Erscheinung tritt, können die Sieger verantwortlich gemacht werden, für den naturnothwendigen Sieg selbst niemals. —

Die Zahlen, welche wir oben über die Gruppirung der Nationalitäten in den Antheilen der Theilungsmächte gegeben haben, bringen allerdings den gegenwärtigen Zustand, welcher sich mit unter dem Einfluß der vollzogenen Theilung Altpolens bildete, zur Anschauung. Indessen haben sich in den verflossenen 70—90 Jahren die Verhältnisse doch noch nicht so erheblich verändert, um nicht nach jenen Zahlen aus dem Standpunkt des Nationalitätsprincips die Theilungen Polens und die schon damalige tiefere Berechtigung jedes Staats gerade auf seinen Antheil beurtheilen zu können. Rußland hat sich für seinen Erwerb aus den drei ersten Theilungen sehr wohl auf das Nationalitätsprincip berufen dürfen. Denn in der That nahm es fast nur eigenen altnationalen und lithauischen Boden wieder in Besitz. Das national-polnische Bialostock fiel damals an Preußen. Dieses letztere gewann dauernd zu seinem Glück nur Westpreußen und Posen, in jenem ein Land, das schon ehedem auch politisch zu Deutschland gehörend von Deutschen colonisirt und z. Th. germanisirt worden war und aller polnischen Gewaltpolitik ungeachtet selbst unter polnischem Scepter ein kräftiges Deutschthum erhalten und sogar hatte vordringen sehen. In diesem, in Posen, dem Südpreußen von 1793, brachte Preußen ein Gebiet an sich, in welchem schon vordem das deutsche Element in Stadt und Land Fuß gefaßt hatte. Preußen konnte also für die ihm 1815 gebliebenen Erwerbungen colonial-politische Rechtfertigungsgründe von höchstem Gewicht und Rücksichten auf die natürlichen Grenzen und die territoriale Verbindung mit dem deutschen Ostpreußen geltend machen. Oesterreich allein fügte zu seinem Völkerchaos auch noch ein

starkes polnisches, zu seinen Ruthenen im nordöstlichen Ungarn ein noch größeres ruthenisches Contingent, — um nicht leer auszugehen, die beiden anderen Mächte nicht noch mehr gewinnen zu lassen und sich zu seinen sonstigen politischen Schwierigkeiten nun auch noch diejenige der eigenen Betheiligung an der polnischen Frage auf den Hals zu laden! Ein Meisterstück politischer Klugheit! Erst durch die vierte, neben den anderen oft kaum genannte und doch wichtigste Theilung Polens auf dem Wiener Congreß schuf sich Rußland in der Verbindung mit dem früher preußisch und österreichisch gewesenen größten Theile des Großherzogthums Warschau die noch heute nicht definitiv erledigten Schwierigkeiten der polnischen Frage: nur in diesem jetzigen Königreich Polen kann aber eben auch von einer Verletzung des Nationalitätsprincips durch Rußland die Rede sein.

Kann man nach den Nationalitätsverhältnissen einen Schluß auf die zukünftige politische Gestaltung Altpolens wagen, so möchten wir annehmen, daß von einer sogen. polnischen Frage in den preußischen Ländern und in den westlichen Gouvernements Rußlands nicht lange mehr wird gesprochen werden. Hier scheint bereits eine definitive Entscheidung im Entwickelungsgang eingetreten zu sein. Die politische Herrschaft der Preußen und Russen wird dauernd befestigt, die fortschreitende Germanisirung und Russificirung wird nicht mehr aufzuhalten sein. Im Königreich Polen und in Galicien liegt heute der Schwerpunkt der polnischen Frage. Ostgalicien ist ganz russisch. Ob es ein österreichischer Staat oder sein etwaiger Nachfolger, ein ungarischer, wird dauernd behaupten können, ist bei den inneren Zuständen Oesterreichs, bei der starken natürlichen Hinneigung der Ruthenen zu Rußland und der breiten räumlichen Verbindung mit letzterem mehr als unwahrscheinlich. So bleibt nur der polnische Kern, das Königreich und Westgalicien, übrig, ein Land von noch nicht 7 Mill. Einwohnern, worunter 5½ Mill. Polen. Ob ein numerisch so schwaches, politisch so unreifes und so unfähiges Volk wieder die einmal verlorene politische Selbständigkeit in diesem Umfange wird erwarten können, mitten zwischen Russen und Deutschen eingeklemmt, das ist doch mindestens sehr fraglich. Verstehen die Polen ihren Vortheil, indem sie die wichtigste Bedingung erfüllen, um wenigstens ihre nationale Selbständigkeit nach dem Verlust der politischen zu erhalten, so nähern sie sich den stammverwandten Russen wieder. Sie werden im entgegengesetzten Falle von den Russen mit der Zeit doch wohl absorbirt worden, wie in Preußen von den Deutschen. Denn der Wirthschafts- und Culturvorsprung, welchen sie vor jenen noch voraus haben, vermindert sich täglich und damit fällt die erheblichste Schwierigkeit für die friedliche Russificirung in der Art der Germanisirung in Posen fort. —

Es ist nicht unsere Absicht, in den Rahmen dieses Aufsatzes auch noch eine eingehendere Darstellung der Nationalitätsverhältnisse der ungarisch-ostromanischen und der südslawisch-türkisch-griechischen Gruppe aufzunehmen und damit die ethnographische Grundlage der österreich-ungarischen und der orientalischen Frage specieller zu zeichnen. Die in einem früheren Abschnitte hingeworfenen Betrachtungen genereller Art mögen genügen. Die oben mitgetheilte Tabelle in Verbindung mit den Nationalitätskarten Czörnig's oder Kiepert's kann jenen Betrachtungen zur Stütze dienen. Nur wenige Bemerkungen sollen hier noch Platz finden. In Ungarn und Siebenbürgen liegt im Unterschied von der baltischen und altpolnischen Gruppe die Besonderheit wohl vornehmlich darin, daß verschiedene Völker noch häufiger innerhalb kleinerer Abtheilungen des Landes durch einander gemischt zusammen wohnen. So sitzen z. B. die Magyaren compact und wenig mit anderen Völkern gemischt eigentlich nur in einigen Kreisen an der mittleren Theiß, über das ganze übrige mittlere Ungarn und Siebenbürgen, von der österreichischen und steiermärkischen bis zur moldauischen Grenze, von der Grenze des mittleren Galicien bis zur Theißmündung wohnen sie verstreut. Vielfach bilden sie zwar in der Mitte des Landes und in Theilen von Siebenbürgen noch die Majorität, aber in dem größeren Theil der übrigen Kreise, in welchen sie überhaupt noch vertreten sind, schwindet ihre Zahl zu einer kleinen Minorität zusammen. Jede Ecke im Ländergebiet der „ungarischen Krone“ ist in Besitz genommen von einer geschlossen wohnenden fremden Nation, deren Angehörige in das eigentliche Magyarenland, die ungarische Ebene, hineinwohnen. Für die Magyaren wird die Lage um so kritischer, weil diese fremden Nationen meistens Slawen sind und jede einzelne von ihnen ihren nationalen Schwerpunkt außerhalb Ungarns hat. Im Nordwesten, kreisweise ganz unvermischt, sitzen die Slowaken, in unmittelbarer breiter Verbindung mit ihren mährischen und czechischen Stammgenossen, im Nordosten die Ruthenen, allerdings im Westen auch mit Slowaken, im Osten mit Rumänen gemischt, sie reichen ihren Brüdern in Ostgalicien die Hand. Im Südosten wohnen die Rumänen, das Hauptvolk Siebenbürgens, aber weit nach Ungarn hineinragend und anstoßend an ihre Stammgenossen in der Moldau und Walachei. Letztere Fürstenthümer bedürfen zur staatlichen Consolidation eines rumänischen Reiches Siebenbürgen nothwendig. Im Süden und Südwesten endlich, freilich nur im Temeser Banat und der serbischen Woiwodschaft in das eigentliche Ungarn hineingedrungen, sitzen die geschlossenen Massen der Serben und Croaten, welche immer mehr nach Süden zu ihren Stammverwandten hin gravitiren. Wie die Magyaren unter solchen Verhältnissen es abermals wagen mögen,

ihrem Staate einen so ausgeprägt nationalen Charakter zu geben, ist für den Nichtmagyaren grade zu unverständlich. Beschämend für die Deutschen bleibt, daß mit Ausnahme der fünftel Million braver siebenbürger Sachsen die übrigen 1⅓ Million Deutscher, welche vornehmlich an der mittleren und unteren Donau wohnen, für die politischen Probleme Ungarns weniger als irgend ein anderer Stamm in's Gewicht fallen. Das sind diese süddeutschen Colonisten, vornehmlich bairisch-österreichischen und alemannisch-schwäbischen Stamms, welche selbst ihre ererbten Familiennamen Preis geben. Welch anderes Bild in Posen und Preußen, wo die alten vergessenen deutschen Ortsnamen wieder aufleben oder das darüber gezogene polnische Gewand wieder abstreifen! — Aehnliches wie von den Besonderheiten der ungarischen gilt auch von denen der südslawisch-türkisch-griechischen nationalen Mischgruppe.

Wenn endlich im Ganzen trotz der wesentlichen Gleichheit der Grundlage, auf welcher sich die Staatsorganisationen hier aufbauen müssen, die politische Consolidation der baltischen und der altpolnischen Gruppe schon so viel weiter gediehen ist als diejenige der beiden südlichen nationalen Mischgruppen, — weist dieser Vorzug des Nordens nicht darauf hin, daß die Anlehnung der neuen Organisation an die Nationalstaaten der beiden betheiligten Hauptvölker der Deutschen und Russen eben die richtige Lösung des politischen Problems war? Im Süden, in Ungarn, Rumänien, der Türkei fehlt ein solches Hauptvolk, die Deutsch-Oesterreicher sind zu schwach, es zu ersetzen. Sie haben jetzt selbst den Versuch aufgegeben! Das Vorrücken des russischen und deutschen Nationalstaats auch hierher in den Süden wäre das Seitenstück zu der im Norden bereits vollzogenen Bewegung. Es wäre unter den herrschenden Nationalitätsverhältnissen, welche selbständige Nationalstaaten der eingeborenen Bevölkerung unmöglich machen, wie wir schon früher betonten, eine Form der Lösung des Problems, welche dem Nationalitätsprincip möglichst Rechnung trägt, vorausgesetzt, daß die größeren eingeborenen Nationen nicht selbst das Princip des Föderalismus unter sich zu verwirklichen fähig sind. —

Adolph Wagner.

Vier und siebenzig Briefe von Wilhelm von Humboldt.

Zum Säcularfest der Geburt Wilhelm von Humboldt's, das wir am 22. Juni d. J. gefeiert haben, veröffentlichen wir die folgenden, noch ungedruckten Briefe Wilhelm von Humboldt's aus der Zeit seines römischen Aufenthalts. Dieselben beginnen zwei Tage nach seiner Ankunft in Rom (25. Nov. 1802) und schließen mit einem Schreiben, das von Bologna aus datirt ist, als Humboldt Italien zu verlassen im Begriffe war (Herbst 1808). Die ganze Reihe der Briefe, welche Humboldt mit dem Adressaten gewechselt hat, ist nicht erhalten. Doch nur wenige dürften verloren gegangen sein.

Der Empfänger der Briefe war der königlich preußische Geheime Rath von Schellersheim, welcher seit dem Jahre 1792 sich in Italien aufhielt und abwechselnd zu Bologna, Florenz und Rom wohnte. Doch verbrachte er den größten Theil der Zeit in Florenz mit Sammlung von Antiquitäten beschäftigt. Berühmt vor Allem war seine Gemmensammlung und eine Suite von Goldmünzen der römischen Kaiserzeit, wie es nur wenige in Europa gab. Er selbst hat dieselbe in einem als Manuscript gedruckten Buche beschrieben. Außerdem besaß er eine reiche Sammlung namentlich holländischer Gemälde. Eine berühmte Handschrift des Herodot aus dem X. Jahrhundert (nach Montfaucon), welche durch die Vermittlung Fr. Creuzer's zuerst von Schweighäuser zur Wiederherstellung des herodoteischen Textes benutzt wurde, hatte er sich erworben, und keine geringe Zierde seiner Sammlungen war das Toilettenschränkchen einer römischen Braut, das unlängst aus dem Nachlasse des Herzogs von Blacas in den Besitz des britischen Museums übergegangen ist.*)

*) Visconti, Opere varie I. pag. 210. Böttiger Sabina S. 60 u. f. Im deutschen Merkur von 1802 Stück 7 pag. 239 schreibt der bekannte Seume, den der preußische Gesandte in Rom, Uhden, dringend an Schellersheim empfohlen hatte: „Ich weiß nicht, ob Sie schon die antiken Schätze des Herrn von Schellersheim zu Florenz alle kennen.

Wenn einmal einer Ihrer Freunde zu ihm kommt, der ein besserer Antiquar ist als ich, so wird er Ihnen eine ausführliche Beschreibung geben. Sie sind alle von Silber und von großem Belang, vorzüglich für das Toilettenwesen der römischen Weiber. (Auszüge darüber im Journal des Luxus und der Moden 1794.) An Kameen und römischen Goldmünzen ist er reicher als irgend ein Partikulier, so viel ich weiß, und reicher als manches ansehnliche fürstliche Kabinet. Er ist überdies ein Mann von Kenntnissen und Geschmack und durchaus von feiner Liberalität." — Wenn distinguirte Fremde nach Rom kamen, so wurde Sch. veran-

Mit diesem Manne hatte der Vorgänger W.'s von Humboldt auf dem Gesandtschaftsposten in Rom, Wilhelm Uhden, schon längere Jahre in den vertrautesten Beziehungen gelebt. Uhden, ein Freigeist wie Schellersheim,*) war ein sehr eifriger Archäolog, der seinem reichen Freunde bei Ankauf von Pretiosen und Münzen sehr behilflich war. Ein großer Theil der Correspondenz zwischen beiden Männern, welche aus dem Familienarchiv des Herrn von Sch. vor mir liegt, beschäftigt sich daher mit antiquarischen Fragen und Nachrichten über bekannte Archäologen wie Visconti, Zcëga, Sestini und Münzfälschern wie z. B. einem gewissen Becker aus Mainz, der sogar einen Kenner wie Millin angeführt hatte.

Aus dieser Correspondenz ergiebt sich aber auch, daß Humboldt von Uhden auf Schellersheim aufmerksam gemacht und von ihm an jenen empfohlen worden war, wie auch umgekehrt Schellersheim seinen Freund Uhden mit Nachrichten über Humboldt versah. Auf seiner Durchreise durch Florenz, bei dessen Hofe Humboldt gleichfalls accreditirt war, hat dieser nun die Bekanntschaft von Schellersheim gemacht und sich mit ihm, wie es scheint, über ihre Correspondenz verständigt. Ein Mann wie Schellersheim, der durch seinen langjährigen Aufenthalt in Italien Personen und Verhältnisse genau kannte, mußte Humboldt sehr willkommen sein. Die archäologischen Liebhabereien und Kenntnisse des reichen, mit nicht geringen geistigen Anlagen ausgestatteten deutschen Barons, der in Italien eine seltene Erscheinung war, mochten ihm denselben angenehm machen. Die sociale Stellung Sch.'s in Florenz ermöglichte es ihm auch, Humboldt stets über die politischen Vorgänge auf dem Laufenden zu erhalten. So kam es, daß Humboldt und Schellersheim sich in Florenz rasch befreundeten. Der Curiosität halber möge daher hier eine Abschrift des Empfehlungsbriefes eine Stelle finden, mit dem Schellersheim den

laßt, seine Antiquitäten zu zeigen. Hierauf bezieht sich auch ein Billet der ebenso schönen als geistvollen Gemahlin Humboldt's. Sie schreibt an Schellersheim mit kräftiger Hand: „Die Fürstin von Rudolstadt mit den ihrigen wird den Abendthee bei uns trinken, und ich bin so frei Sie zu bitten ihr und uns das Vergnügen zu machen uns Ihren Besuch zu schenken. Wenige Dinge haben der Fürstin hier so viel Freude gemacht als Ihre Steine und ich wage es noch einmal darum zu bitten. Humboldt grüßt, er sitzt in Papieren und Schreibereien bis über die Ohren.
Sonnabend. Caroline Humboldt."

*) In einem Briefe Uhden's an Sch. vom 28. Nov. 1801 heißt es: „daß der politische Himmel nicht klar ist, glaube ich mit Ihnen; mich dünkt, alle die gegenwärtigen Ereignisse sind nichts als Wirbelwinde, die mit zerrinnendem Staub das Gestirn, welches die Operationen für die Ruhe Europas doch endlich lenken und entscheiden wird, nämlich den Geist unserer Zeit, den Geist der Aufklärung und der Menschlichkeit verdunkeln, aber nur auf einige Zeit verbergen können. Die Standhaftigkeit und Solidität unseres Staats in Verbindung mit drei und vielleicht noch mehreren wahrhaft deutschen Ständen können wohl allem nordischen, südlichen und westlichen Despotismus einen tüchtigen Damm entgegen stellen." Er spricht einmal vom „geistvollen Catilina!"

preußischen Gesandten in Rom an den als archäologischen Sammler bekannten Cardinal Borgia *) ausstattete. Das Concept desselben hat sich erhalten. Humboldt hat den Brief nebst Einlage auch abgegeben, wie sich sowohl aus unserem ersten Brief an Sch. als auch aus dem gleichfalls erhaltenen Danksagungsschreiben Borgia's an Schellersheim ergiebt. Jener Brief lautet buchstäblich:

Eminenza!

È il Signore Barone de Humboldt, Ciamberlano di Sua Maestà il Rè di Prussia e suo Ministro Residente a Roma, Firenze e Milano, che hà l'onore di recare la présente a Vostra Eminenza. Egli è un letterato di merito singolare, che tralle differenti linque che possiéde, hà coltivata di préferenza la greca. Commodo che è, hà molto viaggiato per il suo diporto, particularmente in Spagna ed in Francia. Siccome non aveva veduta l'Italia, accettò il detto posto diplomatico, divisato che aveva, anni sono, di fermarvisi per qualche tempo e di cercare, in specie a Roma, dove resiédera, il suo pascolo letterario. L'unico suo fratello è il celebre Fisico, che dappoi alcuni anni viaggia in America, le di cui ultime lettere erano di Quito. S. M. il Rè di Spagna si era degnato, di dare straordinariamente gli ordini i più precisi in favore della di lui persona e delle sue ricerche scientifiche al Vive Rè di Mexico ed a tutti i suoi Governatori in America. Perciò si puo ripromettersene delle notizie più esatte ed in gran parte nuove di quella parte del mondo conosciuto.

Prendo la libertà di raccommandare caldamente il Latore di questa qui a Vostra Eminenza, prevalendomi insiéme di questa occasione d'acchiudere per il Suo celeberrimo museo di Veletri uno Scarabeo egiziano, il di cui intaglio quantunque rozzo, mi pare alquanto differire di quelli dei soliti Scarabei, che si riceve dall' Egitto; avendo l'onore di confirmarmi con vero rispetto,

Di Vostra Eminenza,

Firenze, devotissimo ed obbligatassimo servitore,
li 16. Novembre 1802. Il Barone de Schellersheim.

---

*) Borgia gehört zu den Prälaten, welche seit dem Pontificat Pius VII. den Gedanken geboren und gefördert haben, daß für Rom das, was es an geistlicher Macht und Anziehungskraft verloren habe, dadurch zu ersetzen sei, daß man es zum Mittelpunkt aller Künste, zur Kunsthalle Europas mache. Nur durch ihn wurde es Zoëga möglich, sein Werk über die Pyramiden zu veröffentlichen. (Uhden an Schellersheim.) Visconti hat ein Sendschreiben an ihn veröffentlicht: Lettere su di un antico piombo Veliterno. Opere varie II. 31.

Ueber den Charakter der Briefe Humboldt's an Schellersheim Etwas zu sagen ist wohl unnöthig. Es genügt darauf hinzuweisen, daß sich Humboldt in Rom wiederholt einen Neuigkeitenschreiber nennt. Der Herausgeber bedauert, daß er an manchen Stellen sehr flüchtig und unleserlich geschriebene Worte nicht hat sicher entziffern können. Manche der Eigennamen könnten nur mit Hülfe von Geschichtswerken entziffert werden. Wo die Schreibung derselben aber deutlich von der gewöhnlichen abwich, hat er die von Humboldt beibehalten. Die wenigen sachlichen Anmerkungen, die er dem Texte hinzugefügt hat, betreffen fast nur italienische Verhältnisse, die in Deutschland nicht allgemein bekannt sein dürften.

Schließlich glaubt der Schreiber dieser Zeilen noch dem Besitzer der Originale der Briefe Humboldt's, dem Baron Diomed von Schellersheim zu Eisbergen bei Rinteln, öffentlich den Dank aller Freunde Humboldt's dafür aussprechen zu sollen, daß er sich entschlossen hat die Erlaubniß zur Veröffentlichung derselben zu geben. *)

1.

Rom, 27. Nov. 1802.

Ihr gütiger Brief hat mir große Freude gemacht, und ich danke Ihnen herzlichst für alles, was er enthält. Wir sind recht glücklich vorgestern Nachmittag hier angekommen, und haben durch die Güte unseres Freundes Uhden ein meublirtes Quartier in der Villa di Malta verso il monte Pincio gefunden. Für's erste Absteigen war uns das sehr angenehm. Länger aber als Einen Monat wird es aus vielen Gründen nicht zu behalten seyn. Wir besehen jetzt andere, und nehmen vielleicht das meines Vorgängers. Dieser überhäuft uns mit Freundschaft, die ich um so inniger schätze, als sie aus dem Herzen kommt. Heute früh war ich bei Consalvi, Braschi, Borgia, dem Ihr Brief eine große Freude gemacht hat, Cacault, **) Khevenhüller, Rezzonico und anderen. Ueberall wurde ich sehr gut, vorzüglich bei Consalvi, empfangen. Morgen sehe ich vermuthlich den Papst. Der Baron ***) Browne scheint mir ein guter und nützlicher Mann. Neues wüßte ich Ihnen heute noch nicht zu

*) Bei dieser Gelegenheit will ich die Art der Veröffentlichung der Briefe Humboldt's an eine Freundin kurz erzählen. Charlotte Diede hatte einer Frau von B. dieselben versprochen, da diese sie früher unterstützt hatte. Später bedauerte Charlotte dies Versprechen, weil Frau von B. sich einer Schriftstellerei ergeben hatte, die ihr nicht zusagte und sie fürchten ließ, jene Dame möchte die Briefe zu einem historischen Roman u. s. w. benutzen. Sie überließ sie daher ihren Freundinnen Dupsing in Cassel. Als Charlotte starb, verlangte Frau von B. geb. von St. die Herausgabe der Briefe. Aber jene Damen wendeten sich an Alexander von Humboldt, der sich der Angelegenheit annahm und den Druck derselben durch Varnhagen von Ense vermitteln ließ. Frau von B. erhielt das Honorar.

**) Der französische, der folgende der österreichische Gesandte in Rom.

***) Es steht deutlich: Braun in der Handschrift. Aber nach Briefen Uhden's und späteren von Humboldt ist Browne zu schreiben.

sagen, außer daß ich nun aus Briefen aus Berlin weiß, daß Gr. Alvensleben's Tod gewiß ist. Der Ihnen als Schriftsteller bekannte Gentz in Berlin ist in Oesterreichische Dienste gegangen und ist jetzt Kaiserlicher Rath mit 4000 Thlr. Gehalt und Erlaubniß, auf drei Monate nach England zu gehen. Sind die Umstände demnach, so kann er politisch wichtig werden. Der bekannte Staatsrath Bourienne (ehemaliger Secretair bei Buonaparte) ist in Ungnade gefallen, weil durch einen Verlust von 800,000 fr., den er in dem Banqueroute eines gewissen Coulon gemacht, sein Reichthum bekannt geworden und Erstaunen erregt hat. So schreibt man mir von Mailand. Der Herzog von Mecklenburg, von dem Sie schreiben, ist vermuthlich der Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz, Bruder unserer Königin. Die Reinhardtischen Gemählde empfehle ich Ihnen auf das wärmste. Sehr viele Empfehlungen von meiner Frau. Vale!

Gr. Alessandro Baglioni in Perugia, der Ihren Aufenthalt in Florenz nicht zu wissen schien, hat sich von mir Ihre Adresse ausgebeten.

Haben Sie meinen Brief aus Arezzo wegen des mir unterwegs gestohlenen Sattels bekommen?

2.

Rom, 4. Dec. 1802.

Meinen freundschaftlichsten Dank für die Zeitungen. Hier geht wenig Neues vor. Vor einigen Tagen ist eine Congregation von 4 Cardinälen gewesen; man weiß nicht worüber, glaubt aber, daß es die Nationalgüter betrifft, da die französische Commission deßhalb hier ist. — Gr. Khevenhüller hat vorigen Mittwoch und Donnerstag sein ricevimento, wie man es hier nennt, gegeben. Er scheint auf ziemlich großem Fuße eingerichtet. — Ich habe bei allen Cardinälen und dem Pabst schon meine Besuche gemacht, und bin sehr gut empfangen worden. Cardinal Borgia war sehr gerührt über Ihr gütiges Andenken. Wegen eines Quartiers sind wir sehr verlegen gewesen. Jetzt nehmen wir Uhden seins, da wir noch mehr Zimmer haben dazu bekommen können. Es ist leidlich gut. Uhden's Freundschaft verdanken wir unglaublich viel. — Können Sie mir nicht bald Nachricht über Reinhard's Bilder verschaffen. Wir haben diese Woche keine Berliner Briefe gehabt. Das wird die Sterilität meines Heutigen entschuldigen müssen. — Melden Sie mir ja recht genau alles, was Sie hören, mein würdiger Freund, und erhalten Sie mir Ihre gütigen Gesinnungen. Uhden denkt Mittwoch hier abzureisen. — Meine Frau empfiehlt sich Ihnen. Vale!

3.

Rom, den 3. Januar 1803.

Rein Geschäftliches, da Sch. verreisen will.

4.

Rom, 25. Febr. 1803.

Tausend Dank, mein theurer Freund, für den durch den Herzog Strozzi erhaltenen Brief mit seinen Beilagen und Nachrichten. Er hat mich hier noch

im Karneval getroffen, an dem ich diesmal sogar mehr Theil, als ich gewünscht hätte, habe nehmen müssen, weil der hier anwesende Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz meiner Führung bedurfte. Ich habe ihn in der gleichen Weise dem Pabst und König von Sardinien vorgestellt und also viele Störungen in meinen gewöhnlichen Beschäftigungen erlitten. — Briefe aus Berlin sagen mir, daß der König dem Minister Schulenburg 200,000 Thlr. geschenkt hat. Der auch Ihnen wohl durch viele geschichtliche und statistische Arbeiten bekannte Prof. Sprengel in Halle ist gestorben und der als Arzt, Accoucheur und Operateur gleich berühmte Geheimrath Meckel ebendaselbst ist verrückt geworden. — Hier ist nichts Wichtiges vorgefallen. Wir haben eben seit ein paar Tagen ein göttliches und wahres (?) Frühlingswetter. Sehr viele freundschaftliche Empfehlungen von meiner Frau.

Von ganzem Herzen der Ihrige. Humboldt.

Fontani's Brief an Wolf erwarte ich mit Ungeduld.

5.

5. März 1803.

Ihr Brief hat mir eine unbeschreibliche Freude gemacht, werthester Freund, weil er mir die Gewißheit giebt, Sie nun recht bald hier zu sehen. Sie empfangen anliegend den lascia passare und meine herzlichsten Wünsche zu einer glücklichen Ueberkunft. — — — Eine sehr große Bitte, an der mir sehr viel liegt, hätte ich noch. Ich habe nicht bloß immer mit vielem Vergnügen die deutschen Zeitungen gelesen, sondern auch die Unentbehrlichkeit dieser Lektüre gefühlt. Durch Ihre Reise fürchte ich sie gar nicht oder sehr spät zu bekommen. Wäre es aber nicht möglich, daß Sie demjenigen, den Sie in Florenz zurücklassen, auftrügen, die Packete, die wahrscheinlich leicht kenntlich sind, während Ihrer Abwesenheit nach Rom an mich zu schicken. Ich besorgte sie Ihnen dann gleich nach Neapel. Dagegen habe ich Sie aber auch längst bitten wollen, mich an den Kosten zur Hälfte theilnehmen zu lassen. Es liegt mir erstaunlich viel daran, sie ununterbrochen fort zu erhalten. Die hier aufgesammelten kann ich Ihnen bei Ihrer Rückkehr wieder geben. Neulich fehlte das Stück vom 7. Februar. — Für die Neuigkeiten herzlichen Dank. Der Ritter Tommasi in Messina hat die Ernennung zum Großmeister von Malta angenommen. — Wollen Sie Wulffen (?) seine Auslagen bezahlen, wird es mir lieb seyn. Wir haben doch Hoffnung, Sie eine Zeit hier zu behalten? Von ganzem Herzen Ihr H.

Suchen Sie ja wegen der Zeitungen eine Anstalt zu treffen.

Am Rand des Briefes steht: In der porta del popolo finden Sie einen zweiten lascia passare. (Dieser galt für die Stadt Rom. d. H.)

6.

Ehe Sie Florenz verlassen, muß ich Sie bitten mit Fontani in Ordnung zu bringen:

daß er den Eutyphron und Symposion in 6—8 Codd. des Plato und zwar

in denjenigen, welche er für die offenbar ältesten hält, gut und leserlich collationiren ließe, und bestimmt, was das kosten kann.

So wünscht nämlich Wolf. Da aber 6—8 Codd. sehr viel sind, wenn man von Plato redet, (diese zwei Zeilen ganz durchgestrichen). Von dem Preis geben Sie mir wohl alsdann Nachricht und urgiren die Arbeit soviel als möglich. Das Geld bezahle ich.

18. Mai 1803. H.

7.

Rom, den 16. November 1804.

Ich danke Ihnen herzlich, theurer Freund, für Ihren Brief und die Zeitungen und bitte mit beiden fortzufahren. Mir müssen Sie ja verzeihn, wenn ich neulich nicht geantwortet habe und auch heute lakonisch bin. Da man jetzt durch die einzige Florentinische Post nach Florenz schreiben kann, so häuft sich die Arbeit entsetzlich, vorzüglich da der Freitag, an welchem diese Post abgeht, zugleich hier der Tag der meisten Gesellschaften ist. Ihre Nachrichten von der Krankheit lauten ja noch nicht sehr günstig. Indeß hat mir Ihr Ausspruch: daß wer gut ißt und trinkt, nicht stirbt, eine große Freude gemacht. Da ich überzeugt bin, daß Sie es weder an dem einen, noch dem andern fehlen lassen, so beruhigt mich das einigermaßen für Sie.

Des guten Ministers Struensee's Tod that mir herzlich leid. Er war ein braver Mann, und mein sehr genauer Freund.

Rehbergen hat der König wirklich für 2000 Thlr. Gemälde abgekauft, wenn Sie seine Sudeleien so nennen wollen. Von England ist er nach Petersburg gegangen und hat mir zuletzt aus Helsingör geschrieben. Ich glaube nicht, daß die Sache in London sehr brillant abgegangen ist.

Menuchio's (?) Wunder hat mich sehr amüsirt. Auch hier hat er neulich einer Nonne einen Krebsschaden an der Brust curirt, aber seitdem ihre Geschichte gedruckt und als Wunder in der Stadt herumgegangen ist, ist sie selbst kränker als vorher.

Lucian Buonaparte und M. Lätitia sind abgereist. Ersterer nach Mailand und, von weiterem (?) weiß man nichts, letztere nach Paris. Auch der Erbprinz von Würtemberg. Jeder giebt andere Ursachen an, aber im Grunde fliehen sie alle die Pest.

Neues ist sonst hier gar nicht. Mit innigster Freundschaft Ihr H.

8.

Rom, den 7. Dec. 1804.

Empfehlungsschreiben für einen Humboldt persönlich unbekannten Herrn von Bredow.

9.

Rom, den 7. Dec. 1804.

Ich hatte nicht Zeit, Ihnen neulich für Ihren gütigen Brief nebst seinen interessanten Beilagen ausdrücklich zu danken. Ich thue das heute, werde aber

außerdem Ihnen von hiesigen Neuigkeiten Nichts mittheilen können, was nur einige Aufmerksamkeit verdiente. Hier geht Nichts vor, und selbst von auswärts erfahren wir jetzt weniger, da unsere Posten, namentlich die Genueser und Französische, jetzt fast gar nicht ankommen. So weiß man noch nicht hier, ob Card. Borgia wirklich todt, oder wieder hergestellt ist.

Auch mich setzt diese Unordnung der Posten wegen meiner Frau in die größeste Verlegenheit. Meine letzten Briefe sind vom 12. Nov. Damals wollte sie am 23. abreisen, aber ich weiß nun nicht, ob es geschehen seyn wird. Sie hat das Unglück gehabt, ihr kleines in Paris geborenes Mädchen wieder zu verlieren.

Ich bin so frei gewesen, einen Herrn von Bredow, der durch die C.....*) in Toscana zurückgehalten wird, einen Brief an Sie zu geben. Ich kenne ihn zwar selbst nicht. Er ist mir aber von Lucchesini empfohlen worden, und ich darf wohl auf Ihre Güte für ihn rechnen.

An Baron Browne habe ich die mir übermachte Inlage abgegeben.

Schuldig, theurer Freund, sind Sie mir schlechterdings nichts. Die Sache mit Tuhnis (?) ist ohne Zweifel auch abgemacht.

Ich habe heute keine Zeitungen erhalten. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir dieselben jetzt regelmäßig Freitags übermachten, da wir keine andere direkte Communication, als durch die Florentiner Post mehr haben.

Vale. H.

10.

Rom, den 14. December 1804.

Ich danke Ihnen herzlich, mein lieber Freund, für Ihren neulich interessanten Brief und die Zeitungen. Salvati's (?) Sturz hat mich sehr überrascht. Wie Sie sagen, ist es vermuthlich zwischen Frankreich und Spanien gemeinsam abgemacht.

Von meiner Frau habe ich endlich heute Briefe vom 19. Nov. gehabt. Sie wollte damals am 5. December, also nach der Krönung, abreisen. Man schien eben damals erst Nachricht von der Livorneser Epidemie**) erhalten zu haben. Vielleicht bringt auch das noch eine Aenderung in ihren Plänen hervor.

Ein Brief aus Wien ist für Sie, mein Bester, nicht angekommen. Was ich empfange, schicke ich sogleich, da leider die C..... mir noch die Hoffnung, Sie hier zu besitzen, nehmen.

Borgia ist, wie Sie nunmehr auch wissen werden, am 24. Nov. zu Lyon gestorben. Sonst ist nichts Neues hier.

Leben Sie herzlich wohl! Ihr H.

---

*) Das Wort habe ich nicht entziffern können, obwohl der Sinn klar ist. Es war wegen der Pest eine Grenzsperre angeordnet.

**) Ueber diese Epidemie Botta, Storia d'Italia 1789–1814. Tom III. 344 ed. Tor.

11.

Rom, den 21. December 1804.

Ich danke Ihnen sehr, mein bester Freund, für Ihren gütigen Brief vom 15. und die darin enthaltenen interessanten Nachrichten über die neue Finanzeinrichtung in Florenz. Diese sind mir um so willkommener gewesen, als ich nicht die Florentiner Zeitung halte, und ich bitte Sie in dieser Rücksicht, mir jedesmal, und etwas, wenn Sie glauben, daß es mich interessirt über Florenz darin steht, das Blatt beizulegen.

Den abgemachten Wechsel habe ich anhalten (lassen) und lege Ihnen hier auch Ihren Schein bei. Sie haben sehr Recht, daß man in Geldgeschäften besser thut, alles bis auf's Letzte abzumachen, vorzüglich um nicht genöthigt zu sein, weiter daran zu denken.

Hier haben wir nur Eine Neuigkeit, diese kommt durch die Luft, viele halten sie auch noch jetzt aus der Luft gegriffen. Aber sie ist ungezweifelt wahr. Der Ballon, der am 16. December am Volksfest in Paris in die Höhe gesendet ist, ist im See di Anquillara *) 30 Miglien von Rom niedergefallen. Die Umstände sagt Ihnen die anliegende Beschreibung. An der Wahrheit dieses läßt sich nicht zweifeln. Daß der Ballon nicht der Pariser sei, wäre allenfalls möglich, aber von wem wäre er gemacht? Wer hätte die Kosten gegeben? Und in irgend welcher vernünftigen Absicht.

Jetzt, liebster Freund, muß ich Ihnen, so leid es mir auch ist, über eine Angelegenheit schreiben, die Sie betrifft, und über die der Chevalier Mozzi mir eine officielle Note schreibt.

Er meldet mir, daß zwischen Ihnen und dem Duca Don Ferdinando Strozzi eine Uneinigkeit über die bekannte **) Gemme des Hercules obwaltet. Strozzi behauptet, wie man mir sagt, daß er diese Gemme Ihrer Frau Gemahlin bloß zum Ansehen geliehen und fordert dieselbe zurück oder wenigstens die Deposizione derselben bis nach rechtlich ausgemachter Sache. Sie, schreibt mir Mozzi, haben geantwortet, daß, als Preußischer Unterthan und als mit einem

*) Es ist der in der Regel nach Bracciano genannte See, der lacus Sabatinus der Alten gemeint. Ueber den Ballon vergl. Artaud, Pius VII. Th. II S. 150.

**) Die Gemme ist allerdings sehr berühmt. Bei Winckelmann, Geschichte der Kunst des Alterthums Thl. 5. S. 125 heißt es: „Unter den tiefgeschnittenen Steinen, und zwar zuerst von Köpfen, merke ich hier vorzüglich an den Kopf eines jungen Hercules in einen Saphir geschnitten, welcher sich im Museo Strozzi zu Rom befindet und als der höchste Begriff der Schönheit in dieser Kunst betrachtet werden kann. Er ist von Gnajos oder Cnejus geschnitten." In den Noten dazu von Meyer und Fernow heißt es Theil 7. S. 371: „Ein junger Herculeskopf vertieft in Beryll geschnitten von Gnajos oder Cnejus. Diese berühmte Gemme soll sich gegenwärtig in den Händen des Baron von Schellersheim befinden."

Schellersheim schickte den Stein 1805 an seinen Freund Uhden, der damals in Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts im Ministerium beschäftigt war, um ihn der königlichen Sammlung in Berlin einzuverleiben. In einem Briefe Uhden's an Schellersheim vom 31. August 1805 heißt es: „Unterdessen ist der vortreffliche Stein wohlbehalten angekommen. Er ist mir eine heilige Reliquie, die ich Morgens, Mittags und Abends öffne, und vor ihr meine wahrhafte Andacht halte. Wie innig wünsche ich, daß dieser Schatz bei unserem Hofe bleibe."

Geheimenrathstitel des Königs versehen, Sie sich auf Nichts 'einlassen, und ohne meine Genehmigung keine Antwort geben können. Er fährt darauf fort zu sagen, daß diese Einwendung zwar ungegründet sey, indem Sie immer den Gesetzen des Landes unterworfen bleiben müssen, daß indessen die Königin*) aus Achtung gegen den Ihnen vom König verliehenen Titel ihm befohlen, mir von der Sache Kenntniß zu geben, im Vertrauen, daß ich nicht den Lauf einer gerechten Justiz zu stören gemeynt seyn werde. Er bittet mich zuletzt, daß ich suchen möchte zur Abmachung der Sache beizutragen.

Ich hoffte, Sie würden mir zugleich heute über die Sache schreiben und hätte es um so mehr gewünscht, als ich gar nicht begreife, wie Sie (sic!) zusammenhängt. Sie haben mir einmal gesagt, Sie hätten die Gemme für 4000 Sc.**) gekauft, und ich vermuthe daher, daß Sie Strozzi vielleicht, ehe er Herr seines Vermögens war, Unterstützungen gegeben, die Sie als Kauf angesehen, und er vielleicht jetzt nur als Darlehen betrachten will. Sie können leicht denken, daß ich, der ich jeden unbekannten Preußen mit Eifer und Nachdruck zu unterstützen bemüht bin, für Sie mit größtem Vergnügen alles Mögliche thun werde, daß ich aber doch nicht partheiisch erscheinen darf noch es seyn kann.

In der That ist es mir unmöglich zu verhindern, daß wenn Sie sich nicht gütlich vergleichen, die Sache einen rechtlichen Gang nehme. Da Sie nicht eine diplomatische Person sind, kann man Sie immer nur als einen qualificirten Fremden ansehen, und ein solcher ist den Landesgesetzen unterworfen. Dafür aber, daß keine Förmlichkeit gegen Sie verletzt werde, dafür stehe ich Ihnen ein. Nur sich einzulassen, können Sie nicht verweigern.

Ich kann also Mozzi nur in allgemeinen Ausdrücken schreiben: daß ich niemals gemeynt sey, da, wo ich kein Recht dazu hätte, den Lauf der Justiz zu hemmen, daß es aber meine Pflicht sey, Ihnen allen möglichen Schutz angedeihen zu lassen, und daß meine Ueberzeugung von Ihrem Charakter mir dieses zur doppelten Pflicht mache, daß ich übrigens mich bei Ihnen verwenden würde, um zu machen, daß Sie sich gütlich verglichen, daß ich aber auch hoffe, man werde Strozzi veranlassen, billig zu seyn.

Indessen warte ich auch damit noch bis heute über 8 Tage, und ich hoffe, Sie werden, liebster Freund, darin sehen, wie gern ich Ihnen behülflich seyn möchte. Darf ich Ihnen nun einen Rath geben, so schreiben Sie mir einen ostensiblen Italienischen oder Französischen Brief mit umgehender Post, indem Sie mich um meine Unterstützung bitten, ohne | .... | Schritte | .. | .. | ...... | . Ich kann alsdann sogleich mit meiner Antwort eine Forderung gerechter Rechtspflege für Sie verbinden.

Auf diese Weise glaube ich die Pflichten meiner Freundschaft gegen Sie mit der meines Postens verbinden zu können und bin überzeugt, daß Sie nur unter dieser Bedingung selbst auf die erstere Rechnung machen. Das Einlassen

---

*) Es ist die Königin Marie Louise von Etrurien, die Vormünderin des unmündigen Carl Ludwig von Parma.

**) Scudi sind gemeint.

auf Kompromiß oder richterliche Entscheidung, muß ich noch einmal wiederholen, können Sie nicht verweigern.

Verzeihen Sie, daß ich über diese Sache so weitläuftig werden mußte, und leben Sie herzlich wohl. Ihr Humboldt.

Ueber diese Angelegenheit finden sich nun noch eine ganze Reihe von Briefen aus den Jahren 1805—7.

12.

Rom, 4. Januar 1805.

Ein Brief diese Angelegenheit betreffend.

13.

Rom, 11. Januar 1805.

Sie haben mir mit der Ueberschickung der Verse auf einen gewissen Preußen und mit Erzählung des Anlasses dazu ein so großes Vergnügen gemacht, daß ich Ihnen nicht genug dafür danken kann. Es hat mir zur Grundlage gedient, diese höchst plaisante Sache genau zu verstehen. Ich bitte Sie ja mir auch künftig auf gleiche Weise, was vorgeht, zu melden. Meine andern Correspondenten schweigen manchmal geflissentlich.

Kotzebue ist nicht arretirt. Es ist ihm nicht das Mindeste widerfahren. Er ist vor einigen Tagen nach Wien abgereist.

Der Kurprinz von Baiern wird heute oder morgen hier erwartet.

Meine Frau ist am 25. Dec. von Paris abgegangen. Leider wird sie nun nicht das Vergnügen haben, Sie zu sehen, da der Cordon *) immer fortdauert. Sie kommt vermuthlich über Ankona, wenn sie nicht den näheren Weg über den Furlo **) vorzieht.

Dies ist alles was ich von Neuigkeiten weiß.

Ueber Ihre Sache setze ich nichts mehr hinzu. Officiell werde ich auf Ihre Anzeige thun, was in meinen Kräften steht. In Rücksicht der Privatverhältnisse müssen Sie selbst, lieber Freund, am besten wissen, was Sie zu thun haben.

Leben Sie herzlich wohl! Ihr H.

14.

In einem Brief vom 18. Januar 1805 wird nichts Wichtiges mitgetheilt. Der Luftballon, von dem aber die Rede war, wird als der von Paris herrührende constatirt. Weiter heißt es: Lucchesini's angebliche Reise nach Italien war schon in den Zeitungen wiederrufen worden. Jetzt schreibt jemand aus Macerata, daß er ihn gesehen und gesprochen habe, und läßt keinen Zweifel, daß er den Gesandten meine. Dies macht fast glauben, daß sich einer für ihn ausgiebt. ***)

---

*) Hier konnte jenes unleserliche Wort von oben so entziffert werden. Oben aber nicht.
**) Der Furlopaß auf dem Wege von Bologna nach Rom ist gemeint.
***) Lucchesini war bekanntlich im Mai 1805 bei der Krönung Napoleon's in Mailand anwesend.

15.

Auch in einem Billet, [illegible], [illegible] Januar 1805, ist Nichts enthalten.

16.

Rom, 1. Febr. 1805. Ab. 6 Uhr.

Die Florentiner Post ist noch in diesem Augenblick nicht gekommen, mein lieber Freund, und ich zweifle, daß sie bis zum Abgange dieser Zeilen kommen wird. Der Tiber ist dergestalt ausgetreten, daß man behauptet, es sey seit 50 Jahren keine ähnliche Ueberschwemmung gewesen. Ein großer Theil des Corso ist unter Wasser, und man sieht Vieh, todte Menschen, Hausrath, Stücke von Häusern u. s. w. im Strome schwimmen. Sogar eine vielleicht bei Ponte molle weggerissene Kutsche soll gefunden seyn.

Wir haben hier in dieser Woche zwei interessante Nachrichten bekommen. Von Mailand schreibt man, daß der Kaiser von Frankreich dort erwartet werde; und in Neapel hat eine Englische Fregatte the Seak... die Nachricht von dem Auslaufen der Touloner Flotte gebracht. Man muß sehen, ob das erste Ereigniß wahr werden,*) und welche Folgen das letztere haben wird?

Meine Frau ist am 29. hier eingetroffen, und befindet sich mit den Kindern und Herren Dr. Kohlrausch vollkommen wohl. Sie empfiehlt sich Ihnen auf das freundschaftlichste. Leben Sie herzlich wohl, und schreiben Sie mir bald wieder. Mit aufrichtiger Hochachtung Ihr Humboldt.

17.

Rom, 15. Februar 1805.

Nach einigen Zeilen über den Proceß heißt es weiter: Gewisser Ausdrücke in Ihrem Briefe willen, muß ich Sie avertiren, liebster Freund, daß die Briefe immer auf der Grenze geöffnet werden. Hier ist nichts Wichtiges vorgefallen. Frau von Stael ist gestern feierlich in die Arcadia aufgenommen. Sie heißt Telesilla Argolica. Sie hat die französische Uebersetzung eines Sonnets von Manzoni recitirt.

Leben Sie herzlich wohl! H.

18.

Rom, 1. März 1805.

Ich danke Ihnen sehr, mein lieber Freund, für die interessanten Nachrichten, die Sie mir über Ihre jetzt anzustellenden Ausgrabungen geben,**) und bitte Sie ja, mit solchen fortzufahren. Sie sind unstreitig der erste Preuße, der italienischen Boden durchsucht und es wäre zu wünschen, daß die Akademie der Künste viele so eifrige Mitglieder hätte.

Hier ist nichts Neues. Die Masqueraden haben jedermann beschäftigt, nur mich nicht. Ich bin nicht einmal auf dem Festino gewesen.

---

*) Man sieht, Humboldt war früh über das, was in Mailand im Frühjahr 1805 vorgehen sollte, unterrichtet. — Ueber die große Ueberschwemmung siehe Artaud II. 156.

**) Es sind Ausgrabungen zu Fiesole (Faesulae) bei Florenz gemeint.

In Neapel scheint es kritisch ausgesehen zu haben. Alquier *) und St. Cyr haben sich ein rendez-vous in Ariano gegeben. Jetzt soll Alles wieder ruhig sein.

Vale, mihique fave! H.

19.

Rom, den 15. März 1805.

Ich danke Ihnen herzlich, liebster Freund, für die Aufmerksamkeit, mit der Sie mir posttäglich schreiben. Es thut mir leid, daß Ihre Nachsuchungen in Fiesole unterbrochen worden sind, indessen kann der Grund der übelen Witterung in dieser Jahreszeit nicht anders, als vorübergehend seyn. Hernach, hoffe ich, geben Sie mir hübsch fleißig vom Erfolge Nachricht.

Uhden's Aussichten nach Italien zu kommen, kenne ich nicht. Entweder muß er seinen Abschied nehmen wollen, oder er glaubt, daß ich versetzt werden werde, und er wieder an seine alte Stelle kommen wird. Auf alle Fälle, denke ich, wird man mich nicht wegnehmen, ohne mich zu fragen. Bietet man mir etwas, mit dem ich zufriedener, als hier (was indeß schwer seyn wird) seyn kann, so habe ich nichts dagegen. Sonst werde ich natürlich zu bleiben suchen. Vielleicht aber hat er auch Projekte auf die neue Regierung in Mailand.

Meinen Bruder erwarte ich jetzt in höchstens drei Wochen hier

Vale, mihique fave! H.

20.

Rom, 29. März 1805.

Es ist mir angenehm gewesen, aus Ihrem Briefe, mein liebster Freund, zu ersehen, daß S. F. **) seine Lage verbessert hat: So Manches ihm auch in neuerer Zeit Schuld gegeben werden (kann), so bleibt er immer der interessanteste Florentiner in diesem Augenblick und hat gegen mich, da wir uns fast wöchentlich schreiben, eine sehr große Gefälligkeit.

Ich wünsche von Herzen, daß alle Erdbeben, die Florenz, so lange Sie noch dort sind, annoch heimsuchen können, von der Art seyn mögen, daß Sie Nichts davon verspüren.

Auf den Erfolg Ihrer Nachgrabungen bin ich äußerst begierig.

Mein Bruder muß in der ersten Hälfte des Aprils hier eintreffen. Ich wollte Ihnen, liebster Freund, seinetwegen schon neulich einen Vorschlag thun und will es wenigstens heute nicht länger hinausschieben.

Mein Bruder wird nebst dem Chemiker Gay Lussac, den er mitbringt, bei mir wohnen. Allein ich kann ihnen nur ein hoch gelegenes Quartier im Flügel meines Hauses geben. Wäre ihm das nicht recht, könnte er dann nicht in dem Ihrigen wohnen. Es scheint mir dem C... nach zu urtheilen, daß wir leider Sie sobald nicht sehen werden, und es versteht sich, daß mein Bruder zu jeder Zeit räumte, wenn Sie kämen und es ihm nur 14 Tage zuvor wissen ließen.

*) Der französische Gesandte in Neapel, später in Rom.
**) Es sind nur die beiden Buchstaben geschrieben.

Das Vergnügen Sie dann hier zu sehen würde ihn diese kleine Unbequemlichkeit bald vergessen lassen. Sie müssen ihm aber auf jeden Fall erlauben, Ihnen für die Zeit, die er Ihr Quartier *) bewohnt, die Miethe zu vergüten. Haben Sie die Gewogenheit mir hierüber in Ihrem nächsten Brief ein gütiges Wort zu sagen.

Browne scheint mit Sehnsucht einen Brief von Ihnen zu erwarten.

Leben Sie herzlich wohl!

Prof. Spalding aus Berlin ist hier. Er hat Joh. Müller's Rede auf Friedrich II. für Sie. Soll ich sie Ihnen schicken, oder hier behalten?

H.

21.

Rom, 5. April 1805.

Ich danke Ihnen herzlich, liebster Freund, für Ihre gütige Einwilligung in das von mir eventualiter vorgeschlagene Arrangement wegen Ihrer hiesigen Wohnung. Sollte auch mein Bruder keinen Gebrauch davon machen, so wird er, so wie ich, nicht minder Ihre freundschaftliche Bereitwilligkeit darin anerkennen. Das Einzige, was mir leid thut, ist, daß Sie gar nicht vom Herkommen reden, und dies also sehr weit aufgeschoben scheint.

Auf die fernere Entdeckung ihres Fiesoleschen Theaters **) oder Amphitheaters bin ich im hohen Grade begierig. Ich wünsche nur, daß auch außer der wissenschaftlich immer wichtigen Entdeckung der Gebäude selbst und den dabei unstreitig vorhandenen Inschriften, Sie Statuen oder sonst dergleichen finden mögen.

Baron Bredow ist heute aus seiner Quarantäne hier angekommen.

Vale mihique fave! H.

22.

19. April 1805.

Es war mir unmöglich, liebster Freund, in vergangener Woche zu schreiben, da der Charfreitag und seine Feierlichkeiten mir alle Zeit raubten.

Heute habe ich Ihnen eigentlich auch nichts Neues zu sagen. Es ist schlechterdings nichts vorgefallen.

Daß Strozzi seinen Prozeß nicht aufgeben würde, war von Anfang an wahrscheinlich. Ich halte es für sehr gut, daß der Stein nicht in Florenz ist. Denn wie Sie mir einmal über die Sache geschrieben haben, so ist zwar gewiß, daß Strozzi höchst undelikat handelt, aber die Beweise von beiden Seiten dürften weitläuftig zu führen seyn.

Bei dem Stein fällt mir ein, daß der Aufseher über das Berlinische Antikencabinet, ein gewisser Hain (?) einen Vorschlag gemacht hat, ob Sie nicht zu bereden wären, Ihre ganze Sammlung nach Ihrem Tode einmal dem König zu überlassen, und darüber jetzt einen Kauf abzuschließen. Er hat dem Prof.

---

*) Schellersheim wohnte an der Piazza di Spagna.

**) Es war ein Theater, dessen theilweise wieder verschüttete Ueberreste man in einer Campagna hinter dem Dom zu Fiesole sehen kann.

Spalding, der jetzt hier ist, einen Brief darüber geschrieben und dieser mir davon gesagt! — Dies nur joci causa.

Vale! H.

23.

Rom, 3. Mai 1805.

Ganz unbedeutendes Billet, das die Notiz enthält, daß Alexander von Humboldt am 29. April angekommen sei.

24.

Rom, 21. August 1805.

Es ist mir sehr angenehm gewesen, theurer Freund, durch Ihren gütigen Brief vom 25. v. M. Nachricht von Ihnen, Ihrem Befinden und Ihrer baldigen Zurückkunft zu empfangen. Ich hatte mich schon gewundert, daß Sie gar Nichts hatten von sich hören lassen. Die Briefe von Lombards werde ich Ihnen nach Berlin nachschicken. Sie sind vor etwa 8 Tagen abgereist und vermuthlich sehr eilig gegangen. Der Geh. Kab.-Rath war seiner Gesundheit wegen nach Italien gekommen. Allein da er keine Besserung weder von den Pisaern Bädern, noch in Livorno verspürt hat, und seine Anwesenheit in den jetzigen Umständen auch in Berlin nothwendig war, so ist er schnell zurückgereist, ohne ein Mal nach Rom zu kommen. Nur der Bruder, der Legationsrath, war einige Tage hier. — Von dem Erdbeben und der Eruption des Vesuvs sage ich Ihnen nichts, Sie kennen dieses alles aus den Zeitungen. Vom Kriege redet man hier wohl, auch sieht von österreichischer und russischer Seite Alles sehr kriegerisch aus. Nicht aber von französischer, und deshalb glaube ich an die Fortdauer des Friedens. — Die Ulmer Zeitungen habe ich zwar anfangs durch Ihre gütige Anordnung richtig erhalten. Allein seit einigen Posttagen sind sie ausgeblieben. Da ich nicht weiß, wem Sie eigentlich Auftrag, sie mir zu schicken, gegeben, so habe ich Tassoni gebeten, danach zu fragen, wer sie gewöhnlich, um sie mir zukommen zu lassen, erhalten hat. Wäre vielleicht das Abonnement abgelaufen, so hätten Sie wohl die Güte es für mich oder uns gemeinschaftlich zu erneuern. Leben Sie herzlich wohl, und besuchen Sie uns bald in Rom.*)

Vale! H.

25.

Rom, den 4. Januar 1806.

Sie werden ohne Zweifel meinen Brief vom vorigen Posttag erhalten haben, theurer Freund. Es steht in meinem Hause noch Alles beim Alten. Meine Frau erwartet noch stündlich ihre Niederkunft. Politische Neuigkeiten giebt es wenig. Die Franzosen, die gegen Neapel marschiren, stehen schon, sagt man, bei Terni, vielleicht noch näher. Doch glaube ich nicht, daß sie Rom berühren werden. Mit Preußen und Frankreich, heißt es, sollen alle etwaigen Irrungen beigelegt seyn. Doch ist mir noch nichts officielles hierüber bekannt. Können

*) Der Brief ist nach Eisbergen adressirt, wo sich damals Sch. aufhielt. Tassoni war wohl Gesandter der cisalpinischen Republik in Florenz gewesen.

Sie mit guter Manier machen, daß Tassoni mir wieder die Zeitungen, wie er in Ihrer Abwesenheit gethan hat, übersendet, so geschieht mir ein Gefallen damit.

Vale et fave! H.

26.

Rom, den 1. Februar 1806.

Herzlichen Dank, mein bester Freund, für Ihren gütigen Brief vom 25. Woran aber mag es liegen, daß in so langer Zeit keine Zeitungen gekommen sind? Ich fange fast an zu vermuthen, daß doch Dinge vorgehn, wegen welcher man sie nicht durchläßt. Denn es fehlen nicht unsere, sondern auch die Hamburger, Augsburger und Münchner. — Die Gerüchte, die man in Florenz über den hiesigen Hof ausgestreut hat, sind eitel Lügen. Der Papst sieht, wie immer, jedermann und der König Joseph hat gewiß nicht den mindesten, die hiesigen Verhältnisse betreffenden Auftrag, am Wenigsten einen unangenehmen, gehabt. — Er ist noch in Albano, die französische Armee ist noch nicht in's Neapolitanische eingerückt, hat aber erstaunlich ansehnliche Verstärkung erhalten. — In Neapel ist der König nach Messina abgereist, und auch der Sardinische Hof war am 28. schon im Begriff sich nach Cagliari einzuschiffen. Die Königin von Neapel und der Erbprinz waren in Neapel geblieben und rüsteten sich zu einer tapferen Gegenwehr. Das sind alle Nachrichten, die ich Ihnen für heute mittheilen kann. Bei mir ist alles wohl.

Vale et fave tuo H.

27.

. . . . . 1806. *)

Ich habe mich sehr gefreut, durch Ihren Brief vom 8. aus der Unruhe gerissen zu seyn, in die mich Ihr Stillschweigen gesetzt hatte, und danke Ihnen sowohl dafür, als für die ferneren angewandten Bemühungen, uns die Ulmer Zeitungen auf's Neue ununterbrochen zu verschaffen. Ich wünsche, daß die letzteren recht bald von Erfolg sein mögen.

K. Joseph hat schon am 12. aus Teano geschrieben. Er hat nicht den mindesten Widerstand gefunden. Nur in Gaëta macht Prinz Philippsthal Miene sich zu vertheidigen, und eben so scheint sich auch Capua nicht gleich ergeben zu wollen. Ein sonderbares Unglück hat ein französischer General gehabt, dessen Namen man nicht recht weiß, aber behauptet, daß es Grenier **) sey. Er ist unfern von Gaëta an der Küste von einer Kanonenkugel getödtet worden, die ein englischer oder neapolitanischer Corsar abgeschossen hat.

Vale mihique fave! H.

---

*) Das Datum des Briefes abgerissen. Offenbar ist derselbe im Februar 1806 geschrieben.

**) Grenier kann es nicht gewesen sein. Dieser commandirte noch 1814 in Italien gegen Nugent.

28.

Rom, den 8. März 1806.

Meinen besten Dank, mein lieber Freund, für Ihren gütigen Brief vom 1. huj. mit den Nachrichten von der Sendung des M....... (?) und der bevorstehenden Ankunft neuer französischer Truppen, die mir sonst woher nicht gemeldet worden waren. Hier ist der Farnesische Pallast, von dem ich Ihnen, glaube ich, neulich schrieb, und alle Farnesischen Besitzungen, auch der Pallast von Venedig, von den Franzosen in Besitz genommen worden. Das Italienische Wappen ist daran aufgesteckt, doch ist das Oesterreichische geblieben, sowie auch General Khevenhüller fortwährend darin wohnt.*) Der englische Gesandte am Sardinischen Hofe Jackson ist plötzlich nach Triest abgegangen. — Mit Gaëta scheinen die Franzosen nun Ernst zu machen. Massena selbst soll es belagern. — Sonst ist nichts Neues. Dem guten Browne habe ich den Brief einhändigen lassen. Er ist seit einiger Zeit oft leidend. Adieu.

Von Herzen der Ihrige H.

29.

Rom, den 9. April.

Sie werden aus meinem letzten Brief ersehen haben, liebster Freund, was mich abgehalten hatte, Ihnen früher schon zu schreiben. Ich danke herzlich für die mir mitgetheilten Neuigkeiten; die Gerüchte, die, wie ich sehe, bei Ihnen von hier herum gehen, sind sehr übertrieben. Von der scala santa**) ist nichts wahr; auch von dem erwähnten Cardinal ist hier nichts dergleichen bis jetzt bekannt. Daß indeß etwas vorgeht, leidet keinen Zweifel. Aber das Was? und Wie? ist noch durchaus dunkel. Browne hat Ihren Brief erhalten.

Vale faveque tuo H.

30.

8. Juli (1806?)

Liebster Freund! Ich bin so frei, Sie um die Besorgung der Einlage zu bitten. Vermuthlich kennen Sie Akerblad (?) selbst. Auf jeden Fall erfragen Sie leicht seine Wohnung. Wenn er nicht mehr in Florenz ist, bitte ich Sie, ihm den Brief durch Lagerswärd nachschicken zu lassen. Die traurigen Nachrichten aus Preußen werden Ihnen nicht mehr unbekannt sein.

Vale et fave tuo H.

31.

Rom, den 23. August 1806.

Ihr Brief an Browne ist abgegeben, liebster Freund. Neues ist hier Nichts. Bloß eine neue Auflage auf das Mahlen des türkischen Weizens von

---

*) Der österreichische Gesandte residirte also schon damals im Palazzo di Venezia, wie noch jetzt.

**) Unter der scala sancta ist wohl die bekannte im Lateran gemeint, deren Marmorstufen die h. Helena aus dem Palast des Pilatus hierher gebracht haben soll.

50 Baj. pro rubbio und Erhöhung der für das Mahlen des Weizens (entrichteten) 51 Baj. auf 1 Sc. 2 Baj.*) Man rechnet, daß beides 420,000 Sc. jährlich eintragen soll.

Was haben Sie zur Verzichtleistung des Kaisers gesagt? Gott gebe, daß es nicht verderbliche Folgen auch für Nazion, Literatur und Sprache habe. Das ist alles, was ich sagen kann und mag.

Es ist sehr schade, daß wir jetzt die Ulmer Zeitung nicht haben. Ich denke indeß doch, daß sie nun bald wieder kommen wird.

Vale faveque tuo H.

Auch auf den Taback und Branntwein (sic!), höre ich so eben, ist eine neue Auflage gemacht.

32.

Albano, den 15. Oktober 1806.

Ich habe Ihre beiden Briefe, liebster Freund, vom 23. pr. und 4. huj. richtig erhalten, und freue mich außerordentlich, aus dem letzteren Ihren Plan, uns in Rom zu besuchen, zu ersehen. Ich bin, wie Sie aus der Ueberschrift dieses Briefes ersehen, jetzt auf einige Wochen hier, habe darum sogleich um einen Lascia Passare geschrieben, und in Rom Auftrag gegeben, einen unverzüglich in's Thor zu schicken, den anderen aber Ihnen nach Florenz geradezu zu übermachen. Auf diese Weise soll er, hoffe ich, höchstens einen Posttag später, als dieser Brief, bei Ihnen eintreffen. Browne habe ich auch avertirt. — Aus Berlin schreibt man mir nichts Merkwürdiges. Der König war den 16. noch nicht von Berlin abgereist, und alle Hoffnung zur Beibehaltung des Friedens....**) Doch soll Schulenburg in Abwesenheit des Königs, wenn es auch zur Abreise desselben kommt, Vicegouverneur in Berlin werden. Der bekannte Ramdohr ist Kammerher mit 2000 Thlr. Pension und einer Anwartschaft auf einen Gesandtschaftsposten geworden. Hier ist gar nichts Interessantes vorgefallen. Insurgenten aus dem Neapolitanischen haben sich bis Palestrina hingezogen. Aber man hat Französische und Päpstliche Truppen gegen sie gesandt, und ich höre, daß sie jetzt bis Bauco***) und Anagni zurückgegangen sind, um von dort aus wieder das päpstliche Gebiet zu verlassen.

Vale faveque tuo H.

Sie sorgen doch gewiß dafür, daß ich die Ulmer Zeitung ohne Unterbrechung erhalte. Sie ist interessant in jetziger Zeit.

33.

Rom, den 29. Oktober 1806.

Ich habe Ihre drei Briefe vom 7. 13. und 18. huj. erhalten, lieber Freund, und theile Ihre Besorgnisse in Absicht des, wie Sie wissen werden, nun wirk-

*) Ein römischer Scudo à 100 Bajocchi = 1 Thlr. 13 Sgr. 5 Pf. Ein Rubbio Waizen, ungefähr ein Malter, = 640 römische Pfund.

**) Der Sinn ist klar. Das von H. gebrauchte Wort unleserlich.

***) Der Name ist falsch geschrieben. Ich kenne wenigstens in dieser Gegend keinen Ort dieses Namens. Auch genauere Karten haben ihn nicht. Ist vielleicht Acuto gemeint?

lich ausgebrochenen Krieges. Indeß hätte man evidenter Weise Unrecht, wenn man, wie Sie sagen, meinte, unser König habe den Krieg gewollt. Dieses war sicherlich nicht der Fall. Nur die Unmöglichkeit Würde und Unabhängigkeit der Monarchie, ja selbst nur einige Garantie für seine politische Existenz zu erhalten, ohne sich zu rüsten, oder wie jetzt der Fall gewesen ist, sich mit Gewalt zu vertheidigen, haben ihn zu dem gethanen Schritte vermocht, und insofern ist gewiß nichts gegen die Maßregel zu sagen. Denn ein Staat, der aufhört unabhängig zu seyn, hört gewissermaßen auf zu existiren.

Durch Couriere will man hier wissen, daß bei Schleitz ein Gefecht vorgefallen ist. General Tauenzien soll mit 9000 Mann Murat zurückgedrängt, und Prinz Louis Ferdinand geblieben seyn. Das Gefecht scheint sehr unbedeutend. Der Verlust des Prinzen wäre sehr wichtig.

Es versteht sich wohl von selbst, mein Lieber, daß Sie mir die Zeitungen jetzt nicht mehr durch Tassoni schicken.

Ich sehe Ihrer Ankunft hier mit Sehnsucht entgegen. Lassen Sie indeß je von Posttag zu Posttag von sich hören, und leben Sie herzlich wohl. Mit aufrichtiger Freundschaft Ihr Humboldt.

So eben bekomme ich Ihren Brief vom 25., für den ich Ihnen, so wie für die Beilagen, herzlich danke.

34.

Rom, den 14. November 1806.

Noch immer sehe ich Ihrer Ankunft, liebster Freund, vergebens entgegen. Indeß hoffe ich gewiß, kann sie nicht weit mehr entfernt seyn. Für die regelmäßige Uebersendung der Zeitungen und Bülletins (von welchen letzteren hier seit dem 11. keins ausgegeben ist) danke ich Ihnen herzlich und bitte inständigst damit fortzufahren. — Zuzusetzen weiß ich Ihren Nachrichten nichts. Der König war am 21. in Cüstrin. Der Friede scheint auch mir wahrscheinlich. — Leben Sie herzlich wohl und erhalten Sie mir Ihre Freundschaft. Ihr H.

Hier ist ein gewisser Dodwell, der lange in Griechenland war und wohl auf 1000 Stück der interessantesten topographischen und artistischen Zeichnungen mitgebracht hat. Er hat auch Münzen und Sie müssen ihn in jeder Hinsicht kennen lernen.

35.

Rom, den 3. December 1806.

Ich danke Ihnen sehr, bester Baron, für die Uebersendung des motu proprio's und der Florentinischen Zeitung, die ich, da sie sonst ganz unbedeutend ist, gewöhnlich nicht lese. Ich bitte Sie mir das Weitere hierüber zu melden. So unbestimmt auch die Ausdrücke des motu proprio's sind, so hoffe ich doch, will es nicht sagen, daß Toscana seine bisher behauptete Neutralität aufgiebt. Es scheint mir bloß gegen einzelne verdächtige Feinde gerichtet. — Der Waffenstillstand ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine falsche Nachricht gewesen. — Ich kam (?) bis zum 31. Bülletin, sonst ist hier nichts bekannt geworden. Sagen

Sie mir doch endlich einmal, ob man die Hoffnung aufgeben muß, Sie hier zu sehen? und leben Sie herzlich wohl! (Unleserliche Zeichen.) Ihr H.

Sie thäten mir einen Gefallen, wenn Sie mich wissen ließen, ob ein Fremder, der Vorcel heißt, sich noch in Florenz aufhält? H.

36.

Rom, 19. December 1806.

Es thut mir sehr leid aus Ihrem letzten Brief, liebster Freund, zu ersehen, daß die in jeder Rücksicht so unangenehme Sache des Strozzischen Hercules, die ich gänzlich aufgegeben und vergessen glaubte, noch nicht geendigt ist. Ich danke Ihnen indessen recht sehr für die mir darüber mitgetheilten Details, und Sie sind in jeder Betracht von meiner Bereitwilligkeit Ihnen nützlich zu seyn überzeugt.

Hier erwartet man den Prälaten Arezzo.*) Der Kaiser hat ihn unvermuthet aus Dresden, wo er sich aufhielt, nach Berlin zu sich rufen lassen, und hat ihn jetzt hierher gesandt. Er soll am 21., wie mir aus Padua geschrieben, hier eintreffen und man vermuthet, daß er wichtige Aufträge an den Papst von dem Französischen Kaiser erhalten habe.

Vale faveque tuo H.

37.

Rom, den 26. December 1806.

Mit herzlicher Theilnahme sehe ich abermals aus Ihrem letzten Briefe, liebster Freund, wie viel Sie auf Ihren Gütern durch diesen unglücklichen Krieg zu leiden haben. Ich hoffte für Sie, daß man diejenigen Provinzen, denen man schon jetzt mit Gewißheit einen anderen Herrn bestimmt, wenigstens mit Kriegssteuern verschonen würde, und daß Ihnen nur die Lasten zu tragen übrig bleiben würden, welche die Verpflegung und der Marsch der Armeen mit sich bringen; allein ich sehe jetzt leider das Gegentheil.

Vermuthlich hat man sich in Florenz, wie hier, mit Friedensnachrichten zwischen uns und Frankreich getragen. Allein ich habe soeben Nachrichten von einem unserer Gesandten bekommen, die damit auf keine Weise übereinstimmen. Dieser hatte Depêchen aus dem Hauptquartier vom 27. November erhalten. Nach denselben hatte der König den Waffenstillstand verworfen und schien nicht geneigt, seine Verbindung mit Rußland aufzugeben. Er hatte 80,000 Mann seiner Truppen um sich und General Bennigsen war mit 120,000 Russischen gegenwärtig. Den König umgeben die Generale Kalkreuth, Phul und Rüchel, den man nach den französischen Bülletins längst hätte todt glauben sollen. — Seitdem wissen wir hier, daß die Franzosen in Warschau sind, die Russen sich aber nach Prag zurückgezogen und die Brücke abgebrannt haben. Unsere Nachrichten von dort her gehen bis zum 2. December. Vale et fave amico tuo

H.

*) Wahrscheinlich der frühere päpstliche Legat am Petersburger Hofe.

Der Briefwechsel zwischen Humboldt und Schellersheim war im Jahre 1807 besonders lebhaft. Es sind von ihm 21 Briefe erhalten, von denen einzelne sechs enggeschriebene Quartseiten umfassen. Da dieselben aber größtentheils nur den Proceß zwischen Schellersheim und Strozzi über die oft erwähnte Gemme betreffen, so wird es um so mehr gerathen sein, diese Briefe hier zu unterdrücken, als sich doch aus diesen Schreiben kein genauer Einblick in die Sache gewinnen läßt, weil sie die in den an Humboldt gerichteten Briefen erzählten Facta voraussetzen. Humboldt läßt nicht nach, seinem Schutzbefohlenen zu einem Vergleich zu rathen. Da derselbe sich hierauf nicht einlassen will, wird er aber auch nicht müde, die Argumente seines Freundes, welche dessen Advokaten in den Vertheidigungsschriften eher verwirrt als geordnet hatten, in's rechte Licht zu setzen. Da der Hof in Florenz, von Strozzi gewonnen, sich in die Angelegenheit einmischte, die vom Gericht angesetzten Termine kürzte, so verwendet sich Humboldt für Schellersheim auf's Angelegentlichste. Als dieser aber nun die Integrität der toscanischen Gerichte angreift, und hierüber bei Humboldt Beschwerden einlaufen, verweist er demselben diese Invectiven. Da der Proceß immer acutere Formen annahm und von Tag zu Tage in Florenz eine Execution der Gerichte zu befürchten war, so wußte Schellersheim keinen anderen Ausweg, als sich unter den Schutz der französischen Gesandtschaft zu Florenz zu stellen. Ein Theil der Schellersheim'schen Güter lag nämlich in Westphalen, das von Napoleon durch ein Decret schon als von Preußen abgerissen erklärt war. Durch diesen Wechsel hoffte der Bedrängte gegen die ihm täglich drohende Gefahr eine in jedem Augenblick präsente, vielleicht auch wirksamere Unterstützung gewonnen zu haben, da Humboldt weder persönlich noch durch täglich zu erhaltende Depeschen für ihn eintreten konnte. In der That nahm sich auch die französische Gesandtschaft Schellersheim's an.*) Aber Humboldt mußte sich durch dieses Aufgeben seines Schutzes um so gekränkter fühlen, als ja der preußische Geheime Rath Schellersheim den Schutz einer Macht angerufen hatte, die noch mit seinem Könige in offenem Kriege lag. Das hielt denn auch Humboldt seinem Schutzbefohlenen mit nackten Worten vor, indem er versichert, er selbst fühle sich vollkommen von persönlicher Gereiztheit frei, da er ja auch wohl wisse, daß Sch. diesen Schritt durchaus nicht aus Animosität gegen ihn gethan habe. Wie der ganze Handel beigelegt worden ist, und die Spannung zwischen Humboldt und Schellersheim ausgeglichen wurde, ist aus den vorliegenden Briefen nicht ersichtlich. Wie aus den vom Juni an gewechselten Briefen sich ergiebt, ist thatsächlich das alte Verhältniß wieder hergestellt.

Aus den bis dahin gewechselten Schreiben hebe ich jetzt nur das hervor, was allgemeineres Interesse hat.

---

*) Das betreffende Billet des Legationssecretärs Artaud ist noch vorhanden.

38.

Rom, den 7. Januar 1807.

— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Rüchel ist allerdings beim König. Ich habe authentische Nachrichten gehabt. Der König hatte am 28. November 80,000 Mann, von Generalen Phul, Rüchel und Kalkreuth. Danzig hatte eine ziemlich ansehnliche Garnison, und ein anderes Corps sollte, wo möglich, nach Schlesien gehen. In Schlesien macht man starke Vertheidigungsanstalten. Dies ist ungezweifelt wahr. Allein an Schlachten und Siege ist bis jetzt nicht zu denken, und es ist höchst abgeschmackt, solche lügenhafte Bülletins von Siegen der Alliirten und Niederlagen der Franzosen drucken zu lassen. Ich höre aber, daß es in Triest auch geschehen seyn soll. Vermuthlich bleibt es bis zum Frühjahre ohne wichtige Kriegsauftritte. Die Jahreszeit ist zu streng. Im Frühjahre wird man sehen. Große, glückliche Erfolge mag hoffen, wer Muth dazu hat. Mir scheint es schon sehr glücklich zu gehen, wenn die Verlängrung des Krieges, die Entfernung von Frankreich und die Umstände überhaupt den Kaiser Napoleon zu einem billigen Frieden vermögen. — Mein Schwiegervater schreibt noch nichts von Contributionen. Die des Eichsfelds kann ihn nicht angehen. Er hat gar keine Besitzungen dort, nicht einmal ein Haus in Erfurth. —

Vale et fave amicissimo tuo H.

Daß in Toscana 8000 Mann für Frankreich als Hülfstruppen ausgehoben würden, ist wohl eine Fabel?

39.

Rom, den 28. Januar 1807.

Der Brief beschäftigt sich ausschließlich mit der Strozzischen Angelegenheit.

40.

Rom, 25. Februar 1807.

Lucchesini hatte mir selbst geschrieben. Ich sehe aus seinem Briefe, daß er noch bei uns in Diensten ist, und nur Urlaub hat. Die Niederlagen der Franzosen, mit denen man sich trägt, existiren wohl nur im Hirn des Publikums. Gewiß ist bloß, daß der Kaiser Napoleon am 29. wieder den Russen entgegen über die Weichsel gegangen ist. Prinz Borghese hat am 1. Februar geschrieben. Sein Kammerdiener und seine Equipage sollen genommen seyn. Seitdem weiß man officiell nichts.

Viele Leute sagen, keine Nachrichten sind gute Nachrichten. Ich bin an letztere nicht genug gewöhnt, um leicht damit zu schmeicheln. Wahr ist indessen immer, daß die Retirade der Russen so arg nicht seyn muß, wenn der Kaiser nicht ruhig, wie er es zu wollen erklärt hatte, in seinen Winterquartieren bleiben kann, und, wie das 54. Bulletin sagt, Russen ein Gefecht bei Morungen, dicht bei Elbing, am Eingang von Ostpreußen, liefern können.

Vale! Mozzi hat mir nicht geantwortet. Woran liegt das wohl? Scheut

man die Communication mit mir? Ich glaube es um so mehr, als ich höre, daß das Wappen des Russischen Consulats in Livorno abgenommen ist.

Browne bessert sich. H.

41.

Rom, 17. März 1807.

Ich danke Ihnen herzlich, liebster Freund, für Ihre beiden gütigen Briefe und die darin enthaltenen Nachrichten. Die Verordnung über die doti delle monacarum (sic!) ist allerdings sehr auffallend. — Sie würden mir einen Gefallen erzeigen, wenn Sie mir mit Zuverlässigkeit mit umgehender Post sagen könnten, ob die etwa in Florenz befindlichen Engländer im Arrestationszustand sind, oder ob sie wenigstens eben ihr Ehrenwort geben müssen, nicht fortzugehen? — Ueber die letzten Schlachten ist, eher man nicht die Erfolge sieht, wenig zu sagen. Gewiß ist, daß der General Bennigsen sich öffentlich den Sieg bei der am 8. bei Eylau zuschreibt, so wie auch, daß er am 7. in einer überaus kleinen Entfernung vom Schlachtfelde, zwischen Eylau und Königsberg, bei Wittenburg, und diesseits des Pregels stand. Was mir für uns namentlich gleichfalls immer erfreulich scheint, ist, daß in den Französischen Zeitungsnachrichten kurz vor der letzten Schlacht immer von dem bevorstehenden Einmarsch der Franzosen in Königsberg die Rede war, und in den letzten Bülletins dagegen gesagt wird, daß der Kaiser in die Winterquartiere gehen wolle. Somit scheint Königsberg für den Augenblick gerettet. Ob für lange? wird die Zeit lehren. — Browne ist noch immer nicht ganz hergestellt. Vale et fave tuo amicissimo H.

42.

Rom, den 1. April 1807.

Ich danke Ihnen herzlich, liebster Freund, für die mir gütigst in Ihren Briefen vom 24. und 28. März mitgetheilten Nachrichten. Hier ist alles von der Einnahme von Constantinopel durch die Engländer und Russen voll. Ist die Sache dergestalt wahr, wie man versichert, so ist es freilich eine der wichtigsten Begebenheiten, die dieses Jahrhundert bezeichnen könnte. Sie verändert unmittelbar die ganze Lage Europas. Vom Kriegsschauplatz hat man hier Nachrichten bis zum 10. März. Es waren bis dahin nur unbedeutende Gefechte vorgefallen, und das Französische Hauptquartier war immer in Osterrode. Vale faveque tuo amicissimo H.

43.

Rom, den 11. April 1807.

Ein ausführlicher Brief, der aber nur den Schellersheim-Strozzischen Handel betrifft.

44.

Rom, den 12. April 1807.

Ich bin so frei, liebster Freund, Ihnen den Ueberbringer dieser Zeilen, Herrn Architekten Klenze aus Hildesheim, zu einer gütigen Aufnahme zu empfeh-

len. Er ist ein talentvoller junger Mann, der sich ebenso sehr durch seinen Charakter, als durch seine Kenntnisse empfiehlt und für den sich Herr von Dohm, den Sie ja wohl auch kennen, und der mir einen Brief durch ihn gesandt hat, sehr warm interessirt. Sie werden mir eine Freundschaft erzeugen, wenn Sie ihm Ihre Sammlungen zeigen, ihm einige Bekanntschaften verschaffen und ihm sonst behülflich seyn wollen. Mit herzlicher und aufrichtiger Freundschaft

ganz der Ihrige, Humboldt.

45.

Rom, den 25. April 1807.

Ausführliches Schreiben in der Proceßangelegenheit.

46.

Rom, den 27. April 1807.

Kurzes Billet in derselben Angelegenheit. H. hat mit dem spanischen Gesandten über die Sache gesprochen und derselbe will sich auch in der Angelegenheit verwenden.

47.

Rom, den 2. Mai 1807.

Längeres Schreiben denselben Gegenstand betreffend. Humboldt hat erfahren, daß sich Schellersheim unter französischen Schutz gestellt hat.

48.

Rom, den 20. Mai 1807.

Ausführlicher Bericht in gleicher Angelegenheit. Humboldt war auf ein Paar Tage von der Campagnata in Albano nach Rom gekommen.

49.

Rom, den 20. Junius 1807.

Browne ist jetzt in Marino und ist gestern mit mir, der ich in Albano wohne, hergekommen. Er hat also Ihren Brief, liebster Freund, sogleich erhalten. Hier ist gar nichts Neues. Seitdem in Neapel Philippsstadt *) zurückgeschlagen ist, scheint man in dem Königreiche nichts weiter zu befürchten, und selbst in Palermo den Gedanken neuer Versuche für's Erste aufgegeben zu haben. Hier macht man den neulich eingezogenen Personen fortwährend den Proceß, aber es wird vermuthlich nicht viel herauskommen. Der General Mallet ist nach seiner Zurückkunft in Mailand, Gouverneur in Alessandria geworden. Von der Armée wissen wir nichts, als was die Zeitungen sagen. General Kalkreuth hat erst in den letzten Tagen des Mais in Danzig capitulirt, und also seinen Zweck, die Französische Armee so lange zu beschäftigen, bis die unsrige und Russische alle ihre Verstärkungen an sich gezogen hätte, erreicht.

Vale faveque amicissimo tuo H.

*) Es ist auffallend, daß Humboldt, der früher richtig Philippsthal geschrieben hat, jetzt Philippsstadt schreibt, ebenso wie Colletta auch stets Philippsstadt schreibt. Es ist bekanntlich der tapfere Prinz von Hessen-Philippsthal gemeint.

50.

Rom, den 30. Junius 1807.

Ein Empfehlungsschreiben für den Professor Meckel an Sch.

51.

6. Juli *)

Mit größtem Vergnügen werde ich Ihr Packet, mein Bester, gelegentlich erwarten; aber das Edict wegen der Substitutionen in Westphalen erbitte ich mir, da es mich sehr interessirt, mit der Post.

Hier ist nichts Neues. Was man Ihnen von den Klöstern gesagt hat, ist durchaus falsch.

Allein in Neapel soll eine neue Constitution angekommen seyn. Das Königreich wird zur Französischen Confederation gehören.

Man sagt mir, daß Graf Vargas, der die Bergwerke in Sardinien gepachtet hat, Unannehmlichkeiten gehabt hat. Ist es wahr, und wie ist es zugegangen?

Ferner ist neulich eine Gräfin Jablonowska hier gewesen, die sich lange in Florenz aufgehalten hat. Ist sie Ihnen bekannt und welches Herkommens mag sie seyn?

Vale mihique fave H.

52.

Rom, den 12. August 1807.

Sie werden jetzt, liebster Freund, den Frieden von Tilsit in allen seinen Artikeln zur Genüge kennen, und mit mir mit Bedauern die großen und bedeutenden Opfer bemerkt haben, die unser König zu bringen genöthigt gewesen ist. Ihre Güter, so wie die meiner Frau in der Grafschaft Mansfeld gehören jetzt unstreitig zum Königreich Westphalen. Nur scheint es, daß in den dortigen Gegenden noch bedeutende Veränderungen vorgehen werden.

Auch die Angelegenheiten des Papstes und Frankreichs sind ihrer endlichen Berichtigung nahe. Der Französische Kaiser hat den Papst zu einer Unterhandlung über alle streitigen Punkte eingeladen, und der Papst wird einen Cardinal deshalb nach Paris senden. Der Cardinal Litta scheint zu dieser Sendung bestimmt. Sonst ist hier nichts Neues.

Vale et fave amicissimo tuo H.

53.

Rom, 26. August 1807.

Tassoni hat mir zwar während des Kriegs, denke ich, einmal geschrieben, und ich ihm natürlich auch gleich geantwortet, seitdem aber nicht. Ich ersehe daher auch nun jetzt erst durch Sie, liebster Freund, daß ich das neuliche Packet durch ihn bekommen habe. Daß es mir Porto gekostet, ist vermuthlich nicht seine Schuld, sondern Unaufmerksamkeit der Postbedienten, wie es mir öfter

*) Die Jahreszahl fehlt, ergiebt sich aber aus dem Inhalt des Briefes.

mit solchen Paketen gegangen ist. Ich bitte Sie daher das nächste Buch, das Ackerblad Ihnen vermuthlich für mich geben wird, an sich zu behalten, bis Sie etwa einen Reisenden finden, der sich zur Mitnahme desselben willig findet. Die Inlage übergeben Sie ihm wohl gütigst.

Die Creditbriefe bei Borri, von denen Sie mir schreiben, sind vermuthlich nicht für den alten Prinzen Ferdinand, sondern für dessen Sohn, den Prinzen August, von dem ich aus anderen Quellen höre, daß er herkommen soll. Mir selbst hat man indeß noch nichts davon geschrieben. Der Alte soll, hoffe ich zu Gott! sich nicht selbst auf die Beine machen.

Da ich sehr

1. Biot's Astronomie, das für die Lyceen approbirte Handbuch dieser Wissenschaft, oder
2. La Place's Mécanique céleste

zu haben wünschte, so bin ich so frei, Sie, liebster Freund, zu bitten, bei Molini Nachfrage zu thun, ob eins dieser Bücher zu haben wäre? In diesem Falle wünschte ich, daß Sie mir Nr. 1 oder im Fall, daß dieses nicht da wäre, Nr. 2 kauften und durch den Florentinischen Courier, der nicht sehr theuer ist, mir anher sendeten. Ich würde Ihnen dafür sehr verbunden seyn.

Leben Sie herzlich wohl! Mit aufrichtiger Freundschaft Ihr H.

54.

Rom, den 5. September 1807.

Herzlichen Dank, liebster Freund, für die gütige Besorgung des Biot, dem ich mit Vergnügen entgegen sehe. Die 23 Paul bezahle ich an Browne.

Der Kaiser hat die Sendung des Cardinals Litta nicht angenommen, und die Sachen, fürchte ich, brouilliren sich. Es ist ein Courier von Caprara*) angekommen, man vertheilt Billete an die Cardinäle, aber beobachtet ein sehr strenges Geheimniß.

Die Abschaffung der fideicommisse wäre allerdings gut; aber wie wird es mit dem Zehnten stehn? Durch diese leidet man dann wieder einen großen Ausfall.

Vom König habe ich eine Dépêche vom 26. Juli. Er war in Memel. Goltz ist Minister des auswärtigen Departements.

Vale et fave tuo H.

55.

Rom, den 4. November 1807.

Ich danke Ihnen sehr, mein liebster Freund, für die mir über den Hofrath Behrends (?) mitgetheilten Nachrichten. Es muß wirklich ein sonderbarer Mann seyn. Denn ob mir gleich Mozzi schon auf meinen Empfehlungsbrief geantwortet hat, so hat er mir noch nicht einmal mit einer Zeile gesagt, daß er meinen Brief erhalten hat. Hier ist er vier Tage (!!!) gewesen, und zwar,

*) Der päpstliche Gesandte in Paris.

wie man, ich weiß nicht mit welchem Grunde, behauptet, aus Mangel an Gelde weggegangen.

Lagerswärd ist wohl nach Perugia abgegangen. Es wurde mir wenigstens berichtet, daß er dies zu thun Willens sey.

Können Sie mir gelegentlich, und mit Ihrer Bequemlichkeit einiges Weiteres über die Uneinigkeit zwischen Artaud *) und seinem Gesandten sagen, so würde es mir sehr angenehm seyn.

Ich bin so frei, Sie abermals zu bitten, mir zwei Bücher, nämlich Bernardin de St. Pierre's études de la nature und die Französische Uebersetzung von Pinkerton's Geographie in Florenz zu kaufen und mir auf gleiche Weise, als neulich, mit Bemerkung des Preises, und wohin ich solchen zu bezahlen habe, zu schicken. Sie verzeihen wohl, daß ich Ihnen diese Mühe mache.

Von uns lauten die Nachrichten äußerst traurig. Viele fürchten sogar eine neue Abtretung von Provinzen.

Leben Sie herzlich wohl! Von ganzem Herzen Ihr H.

56.

Rom, 25. November 1807.

Ich danke Ihnen herzlich, liebster Freund, für die mir gütigst überschickten Bücher. Der Betrag wird mit 37 Paoli an Browne bezahlt werden. Lagerswärd ist wirklich hier angekommen, aber noch nicht bei mir gewesen.

Die Sache mit Gen. Lemarrois **) in Ancona ist nun auch für Hellsehende nicht räthsel-, dennoch im Ganzen genommen noch zweifelhaft. Die kurzen Facta sind die, daß er zum militärischen und öconomischen Gouverneur von Ancona, Macerata, Camerino ***) und Urbino ernannt ist, und zwar das im Ganzen dem Päpstlichen Delegirten angezeigt, aber auf die Forderung, sein Ernennungsdecret zu exhibiren, an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris verwiesen hat.

Die von ihm bis jetzt genommenen Maßregeln bestehen hauptsächlich nur darin, daß er bei allen Ortschaften Listen der Bevölkerung, der Einnahmen und Ausgaben verlangt, und einige Municipalitäten, welche diese verweigerten, verhaftet hat. Weil die Gouverneure von Macerata und Ascoli, Monsignori Rivarola und Pandolfi, gegen diese Verhaftungen protestirten, sind auch sie verhaftet und nach Pesaro gebracht worden.

Sonst hat er noch bis jetzt kein Sequester auf die Cassen gelegt, am Französischen Wappen für das Thor von Ancona wird zwar gearbeitet, aber es ist doch noch nicht aufgesteckt; und am Wenigsten hat der General geäußert, daß er die Gouverneure des Papstes außer Thätigkeit setzen wolle. Er hat vielmehr

*) Offenbar ist Alexis Franz Artaud de Montor, der schon 1801 bei der französischen Gesandtschaft in Rom angestellt war, und nach dem Tode von Pius VII. wieder dort war, gemeint. Er hat die bekannte Biographie von Pius VII. geschrieben.

**) Das Wort fast unleserlich. Ich schreibe nach Botta.

***) Unleserlich. Ich würde Tromo lesen und Tronto conjiciren. Aber das Departement del Tronto wurde erst vom Vicekönig Eugen im Mai 1808 organisirt. Nach Botta und Artaud ist Camerino zu lesen.

Monsignor Vidoni in Ancona freundschaftlich eingeladen, gemeinschaftlich mit ihm zu handeln, und ihn zu unterstützen. Oeffentliche Anschläge sind gar nicht gemacht.

Es kann also alles nur augenblickliche und bloß militärische Maßregel seyn, und ist es vermuthlich. Aber hier, lieber Freund, wissen Sie, denkt man immer: latet anguis in herba.*)

Alles, was Ihnen über Verordnungen oder Einrichtungen im Königreich Westphalen zukommt, bitte ich Sie inständigst mir so schnell als möglich in extenso mitzutheilen.

Vale et fave amicissimo tuo H.

Lagerswärd war so eben bei mir. Ich sehe, daß er seine Frau mit hat. Er sagt, sie sey eine Emigrirte. Sie verbinden mich sehr, wenn Sie mir sagen könnten, von welcher Familie und Herkunft sie eigentlich ist.

57.

Rom, den 5. December 1807.

Meinen besten Dank, theuerster Freund, für Ihre beiden freundschaftlichen Briefe vom 21. und 24. pr. Sie werden mich ungemein verbinden, wenn Sie mir jetzt das auch unbedeutend Scheinende, was in Florenz vorgehen wird, gütigst melden wollen, vorzüglich die Art, wie die interimistische Regierung bestellt ist, und das Personal, aus dem sie besteht.

Hier ging Se. Maj. König Joseph am vergangenen Sonnabend Abend durch. Sein Bruder Lucian soll ihm bis Albano entgegen gefahren seyn, und ihn im Wagen bis hierher begleitet haben. In Lucian's Pallast ist er nicht gekommen, sondern hat bloß an der Post Pferde gewechselt. Er wollte am 2. huj. in Venedig seyn.

Unter den Cardinälen scheint man nach eingelaufenen Depeschen von Cardinal Bayane vom 16 pr. die wichtigsten Berathschlagungen vorzuhaben, allein alles ist hierüber in tiefes Geheimniß gehüllt.

Vale et fave amicissimo tuo H.

58.

Rom, den 12. December 1807.

Ich bin Ihnen außerordentlich verbunden, theuerster Freund, für die interessanten Nachrichten, die Sie mir aus Florenz mitgetheilt haben. Ich muß Sie aber jetzt um eine besondere Gefälligkeit recht dringend ersuchen, nämlich um die, mir ja und unfehlbar mit der allernächsten und umgehenden Post dasjenige zu sagen, was sich bis dahin zugetragen haben wird. Da es, auch nach späteren Briefen, als Ihr letzter ist, gewiß scheint, daß die Königin am 10. h. abgereist ist, oder doch ihre Abreise sich nur um wenig verschoben haben wird, so ist zu vermuthen, daß gleich nachher interessante und wichtige Verfügungen getroffen werden dürften. Sollten öffentliche Anschläge geschehen, so bitte ich

*) Die argwöhnischen Römer hatten doch Recht.

Sie um Mittheilung derselben, wenn sie gedruckt sind, oder wenigstens um wörtliche Abschrift. Was mich vorzüglich interessirt zu wissen, ist, was alsdann über die künftige Bestimmung Hetruriens, und die der Königin mit einiger Zuverlässigkeit bekannt sein wird. Hier glaubt man am meisten an eine Vereinigung Hetruriens mit dem Königreich Italien; man behauptet sogar, daß der Kaiser in Verona öffentlich gesagt habe: er habe diesem Königreich zwei neue trefliche Häfen in den schönsten Theilen Italiens gegeben, unter denen man Livorno und Ancona versteht. Was die Entschädigung der Königin betrift, so ist zwar wohl kein Zweifel, daß sie in Portugal Statt finden wird; aber ob die Königin diesen Titel annehmen? ob Lissabon besitzen wird? und andere solche Fragen sind durchaus im Dunkel. Was also darüber dort mehr bekannt ist, darum bitte ich angelegentlich. Die Ankunft des General Ney ist hier schon bekannt und zugleich sagt man, der Kaiser habe durch ihn die Königin gebeten, sich am 18. in Mailand oder Turin einzufinden, ihr auch den Einmarsch der Franzosen in Lissabon gemeldet.

Die Abreise Lucian's von hier wird Ihnen bereits bekannt sein. Was sie zu bedeuten habe? darüber herrschen nur sehr ungewisse Muthmaßungen. Seine Familie ist hier geblieben.

Der General Lemarrois hat nun auch Camerino und Fabriano besetzen lassen.

Vale et fave amicissimo tuo H.

Am Rande des Briefes steht: Daß das französische Wappen über der ehemaligen Porta Romana in Ancona aufgestellt ist, und das Thor jetzt Porta di Francia genannt ist, habe ich Ihnen ja wohl schon gemeldet.

59.

Rom, den 19. December 1807.

Herzlichen Dank, mein theuerster Freund, für Ihren gütigen Brief vom 12. h. und alle mir darin mitgetheilten Nachrichten, mit denen ich gütigst fortzufahren bitte.

Hier ist nichts vorgefallen, als die Rückkunft Lucian's, die viel Aufsehen erregt hat, weil sich, ich weiß nicht warum, viele Menschen eingebildet hatten, daß er gar nicht, oder nicht sobald wieder kommen würde. Er hat den König Joseph in Modena und den Kaiser in Mantua gesprochen. Dies ist aber auch alles, was man weiß und bemerken kann.

Vale et fave tuo amicissimo H.

60.

Rom, den 16. Januar 1808.

Dieser Brief, der, abweichend von den übrigen, eine Ueberschrift (Theuerster Freund) trägt, betrifft nur einen Wagen, den sich H. in Mailand gekauft und nach Bologna hat schicken lassen. Von dort sollen ihn Reisende gelegentlich nach Florenz mitnehmen und an Sch. abliefern, der ihn dann „durch Reisende, die

sich seiner bedienen wollten, und sichere Leute wären, ohne alle Unkosten von meiner Seite" nach Rom befördern soll.

61.

Rom, den 13. Februar 1808.

Im Eingang geschieht des Wagens Erwähnung. Er soll eher in Bologna bleiben als auf H.s Kosten nach Rom kommen, da sich H. seiner zu einer Reise nach Deutschland bedienen will und bis Bologna mit dem Vetturin gehen kann. Dann heißt es weiter:

Ich hoffe, Sie werden meinen neulichen Brief mit der Nachricht der Besetzung Roms und der Notifikation des Papstes richtig erhalten haben. Seitdem ist nicht das Mindeste Neue vorgefallen. Die Truppen führen sich vortrefflich auf, und geben auch nicht zur mindesten Klage Anlaß. Die Regierung erwartet mit Aengstlichkeit die Rückkunft des nach der Besetzung nach Paris geschickten Couriers, von dessen Antwort wohl ihr endliches Schicksal abhängen dürfte. Wie es heißt, wird man dies Jahr keine Masken erlauben.

Leben Sie herzlich wohl! Ihr H.

62.

Rom, den 2. März 1808.

Ich danke Ihnen sehr, liebster Freund, für Ihre gütigen Zeilen vom 20. pr. Seit dem Empfange derselben haben sich hier mehrere Ereignisse zugetragen, die ich Ihnen, nach unserer Gewohnheit, mit wenigen Worten melden will.

Alquier ist, wie Sie wissen, abgereist. Allein dies deutet keinen förmlichen Bruch an. Le Febvre bleibt als Geschäftsträger.

Am 26. ist das Päpstliche Militär mit dem Französischen vereinigt worden. Indeß trägt es fort Päpstliche Uniformen und Cocarden und verrichtet nun alle Dienste gemeinschaftlich. Auf die Schweizer und Noble-Garde und die Grenadier-Wache auf Monte Cavallo*) hat diese Aenderung nicht den mindesten Einfluß gehabt, und man hat sie durchaus von allen neuen Maßregeln frei gelassen.

In Civita-vecchia ist dasselbe geschehen, nur soll dort die Päpstliche Flagge weggenommen und das Tragen Päpstlicher Cocarden den Truppen verboten seyn.

Im Civil ist nichts Neues. Man hat vielmehr dem Papst die hier und da in Beschlag genommenen Cassen zurückgegeben.

Am 26. wurden ferner alle hiesigen Posten mit Wachen versehen. Dies ist auch mit der Spanischen, die im Hause des Gesandten befindlich ist, geschehen. Die Ursache weiß man nicht. Die Wachen sind bis zum 28. geblieben. Der Spanische Courier hat nicht abgehen können. Es dürfen überhaupt jetzt, ohne ausdrückliche Autorisation des Generals, keine Postpferde verabfolgt werden.

Heute früh sind auf Französischen Befehl die Neapolitanischen Cardinäle Saluzzo, Caracciolo, Ruffo (der Erzbischof von Neapel) und Pignatelli von

*) Also vor dem Quirinal.

hier nach Neapel abgegangen. Caraffa Trajetti*) hat, seines Alters wegen, Erlaubniß hier zu bleiben erhalten.

Der Bruch zwischen Rußland und dem Palermoer Hofe scheint gewiß. Der Russische Gesandte Tatitschef und der Consul Bologni sind aus Palermo in Civita-vecchia angekommen.

Der Kaiser von Oesterreich hat den Erzherzog Carl Ambrosius, Bruder der Königin von Sardinien, zum Erzbischof von Gran ernannt, und der hiesige österreichische Geschäftsträger hat durch einen außerordentlichen Courier Befehl erhalten, die Bullen für ihn zu besorgen.

Gestern Abend war bei dem General Miollis ein glänzender Ball.

Vale et fave amicissimo tuo H.

63.

Rom, den 9. März 1808.

Ich hoffe, mein liebster Freund, daß Sie meinen Brief vom 2. richtig erhalten haben werden. Seitdem ist mir der Ihrige vom 5. huj. zugekommen, für den, sowie für die mir darin freundschaftlichst mitgetheilten Nachrichten ich Ihnen herzlich danke.

Der Papst hat nach einer Unterredung mit dem Französischen Geschäftsträger einen Courier nach Paris abgefertigt. Der Spanische Courier ist, nachdem die deshalb entstandenen Schwierigkeiten beseitigt waren, abgegangen.

Die Neapolitanischen, von hier fortgeschickten Cardinäle haben größtentheils wieder zurück über den Garigliano gehen müssen und sollen in Terracina seyn, weil der noch nicht von Paris deshalb benachrichtigt gewesene neapolitanische Hof sie nicht hat annehmen wollen.

Das Fort Scilla ist von den Französischen Truppen am 16. eingenommen worden,**) und beide Calabrien sind nun als vollkommen beruhigt anzusehen.

In Sicilien waren am Ende Februar 8000 Engländer, 13,000 erwartete man, und eine starke englische Escadre kreuzte in den sicilischen Gewässern.

Der Ihnen wohlbekannte Dr. Kohlrausch geht heut nach Pisa einen Kranken, einen Herrn von Prittwitz, dort zu besichtigen. Er wird bei seiner Rückreise Sie gewiß fragen, ob Sie etwas hierher zu bestellen haben. Bei seiner Hinreise wird seine Zeit ihm schwerlich erlauben, Sie zu sehen. Sollte er Ihnen in Rücksicht meines Wagens in Bologna etwas sagen, so bitte ich Sie, seine Bitte deshalb gerade so zu erfüllen, als ob sie von mir käme.

Vale et fave tuo H.

64.

Rom, den 23. März 1808.

Meinen herzlichsten Dank für die mir gütigst gemeldeten Neuigkeiten, liebster Freund! Hier ist nichts Bedeutendes vorgefallen. Nur ein Ereigniß hat

*) So steht im Briefe. Gewöhnlich werden Caraffa und Trajetto als zwei verschiedene Cardinäle genannt.

**) Nachdem es bekanntlich die Engländer längst im Stillen verlassen hatten.

viel Aufsehen erregt. Sie wissen, daß der größte Theil der Päpstlichen Truppen den Französischen einverleibt war. Der Papst hatte dem immer widersprochen, und um diesen Widerspruch öffentlich bekannt zu machen, gab er den nicht incorporirten Truppen (der Schweizer Garde, Noble Garde, den Grenadieren, die auf Monte Cavallo die Wache haben, und den von der Kammer abhängenden Finanzsoldaten) neue Cocarden, halb weiß und halb gelb. — Der französische General hat hierauf dieselbe Cocarde auch die incorporirten Truppen annehmen lassen, und der Papst hat sich nun begnügt, dagegen zu protestiren. So ist diese sonderbare Angelegenheit, wie es scheint, hiermit beseitigt. Im Wesentlichen weiß man immer nichts mehr. Vale et fave!

65.

Rom, den 30. März 1808.

Ich schicke Ihnen, liebster Freund, hierbei einen Brief des Vicekönigs von Mailand an den hiesigen Obersten Baron Freis, dem die Tagesordnung der mit den Französischen vereinigten Päpstlichen Truppen beigefügt worden und daher sehr bekannt geworden ist. Sein Inhalt erklärt sich durch sich selbst. Hinzufügen muß ich bloß, daß der Baron Freis am Thätigsten zur Vereinigung der Päpstlichen Truppen mit den Französischen Truppen mitgewirkt hat.*)

Die Königin von Neapel ist diese Nacht hier durchgegangen. Sie kam, wie ich höre, von Spoleto und schläft heute in Velletri. Der General Miollis und Le Febvre sind ihr bis Ponte Molle entgegen gewesen. Der König Joseph hatte ihr seinen Staatsrath Ferri=Pisani geschickt, sie nach Neapel zu begleiten.

Sonst ist Nichts Neues. Vale et fave tuo H.

66.

Rom, den 2. April 1808.

Die hiesigen Angelegenheiten scheinen sich endlich entschieden zu haben. Am Abend des Abgangs des letzten Couriers verbreitete sich die Nachricht, daß der General Miollis zum Chef=Commandirenden des Römischen Staats ernannt sey, und Befehl habe sich in Besitz der Regierung zu setzen. Es ist seitdem keine Proclamation, keine öffentliche Ankündigung und nichts dieser Art geschehen. Die Französischen Truppen haben bloß die Wache in der Consulta besetzt, eine auf dem Capitol errichtet, die Gefängnisse in Besitz genommen, und den Bargello **) ab= und einen neuen eingesetzt. Indeß hat nichts bis jetzt die erste Nachricht widerrufen, und man sieht die jetzige Stille nur als ein Zeichen an, daß man die Mittel zur Ausführung der neuen Pläne reiflich überlegt. Der Papst hat allen Angestellten auf andere Weise, als in seinem Namen und auf die jetzige Art, zu dienen verboten. So stehen die Dinge, unmöglich kann diese Ungewißheit mehr als einige Tage dauern. Das sämmtliche Päpstliche Militär

*) Der Oberst Freis scheint identisch mit dem Obersten Frici bei Botta.

**) Soviel als Hauptmann der Sbirren.

ist nach Ancona abgegangen. Den Dr. Kohlrausch erwarte ich übermorgen und danke Ihnen noch herzlich für die ihm gewährte gütige Aufnahme.

Von Herzen Ihr H.

67.

Rom, den 20. April 1808.

Ich danke Ihnen sehr, theuerster Freund, für die mir neulich überschickten interessanten Pièccn. Der dortige Adel dürfte mit den ihn betreffenden wohl nicht wenig unzufrieden seyn.

Tassoni, der mir auch unterm 16. schreibt, sagt mir nichts von seiner neuen Ernennung, oder vielmehr von der Erneuerung seiner alten. Die Anstellung eines Geschäftsträgers, der von demselben Souverän an denselben accreditirt ist, ist sonderbar genug. Indeß müssen Toscana und Italien wegen der Grenzen beider Länder viele und mannigfaltige Geschäfte mit einander haben, und er ist vermuthlich nur diese zu besorgen bestimmt.

Hier ist seit gestern die Sache ihrem Ende unglaublich nahe. Der Kaiser hatte, als Ultimatum, dem Papste vorgeschlagen, ein Offensiv- und Defensivbündniß mit den beiden Italienischen Mächten zu machen, um von der Halbinsel Italien die Unordnung und den Krieg zu entfernen. Der Papst hat dies Ultimatum nicht angenommen, und somit ist der Französische Geschäftsträger Le Febvre diese Nacht abgereist. Jetzt kann die Regierungsveränderung von einem Augenblick zum anderen erfolgen.

Vale et fave amicissimo tuo H.

68.

Rom, den 22. April 1808.

Herr Welker, den ich über ein Jahr bei mir im Hause gehabt habe, und der gegenwärtig in seine Lehrstelle (sic!) am Gießenschen Gymnasium zurückkehrt, denkt sich einige Wochen in Florenz aufzuhalten, und ich bin so frei, ihn Ihrer Güte, liebster Freund, zu empfehlen. Nehmen Sie ihn mit Freundschaft auf, und haben Sie die Gewogenheit für ihn, ihm Ihre seltenen Sammlungen sehen zu lassen. Sie werden ihn im antiquarischen Fach und in den alten Sprachen sehr bewandert finden. Leben Sie wohl, und erhalten mir Ihr gütiges Andenken. Hier ist noch nichts Neues. Vale! H.

69.

Rom, den 14. Mai 1808.

Ich schicke Ihnen hier, theurer Freund, zwei Decrete,*) die keines feineren Commentars bedürfen. Ich setze bloß hinzu, daß die einzigen Cardinäle, welche im Falle des zweiten Decrets sind, Antonelli, Della Porta und Corandini**) sind. Aber Antonelli ist so alt, daß er leicht hierin Entschuldigung finden wird, und Corandini wurde schon neulich eximirt. Vale et fave tuo H.

---

*) Offenbar sind die Decrete wegen Abführung der Cardinäle nach Paris gemeint.

**) So lese ich hier, bei Botta wird ein Cardinal Caradini genannt. Bei Pacca, Denkwürdigkeiten u. s. w. II. 87 der deutschen Ausgabe, steht Carandini.

70.

Rom, den 25. Mai 1808.

Ich eile Ihnen anzuzeigen, liebster Freund, daß gestern der König Joseph von Neapel hier nach Oberitalien zu durchgegangen ist. Er soll in Terni erwartet worden seyn, woraus Sie seinen Weg ersehen. Hier kam er so unvermuthet, daß auch der General Miollis seine Durchreise nur einige Stunden vorher erfuhr. Die Absicht seiner Reise ist völlig unbekannt. Indeß scheint er zum Kaiser zu gehen, der, wie man behauptet, nach Italien kommt. — In Neapel behauptet man das Decret zu haben, nach welchem der Papst Rom, aber ohne eine Spanne Land außer den Thoren, behält, aber sonst alles verliert. Hier ist nichts hiervon bekannt. Von Herzen Ihr H.

71.

18. Juni.

Vorgestern haben 2 Officiere auf Befehl des Generals Miollis dem Cardinal Pro-Staatssecretär Gabrielli andeuten müssen, in 2 Tagen Rom zu verlassen und auf sein Bisthum Sinigaglia zu gehen, und zugleich haben sie sein Schreibpult versiegelt. Die Ursache sind gewisse den Bischöfen in den Marken geschickte Instructionen, mit denen die Franzosen mit Recht sehr böse seyn sollen. — Wissen Sie mir zu sagen, was für Unannehmlichkeiten Graf Vargas in Florenz gehabt hat? und wer ist eine gewisse Frau von Jableonowski, die von Florenz hier angekommen ist? Vale et fave tuo H.

Gabrielli reist heute Abend ab.

72.

Rom, den 6. August 1808.

Der größte Theil dieses Briefes beschäftigt sich mit einer Auseinandersetzung über die Bestimmungen des Code Napoléon in Bezug auf die Fideicommisse. Hervorgerufen war diese Auseinandersetzung durch einen „Avis,“ den, wie es scheint, die Regierung von Toscana erlassen hatte. — Humboldt dankt für Wein, den Schellersheim geschickt hatte und schreibt ganz unbedeutende Neuigkeiten.

73.

Rom, den 21. September 1808.

Ich hoffe zwar, liebster Freund, daß Sie meinen Brief, der eine Antwort auf den Avis des Staatsrathes enthielt, empfangen haben werden. Indeß ist demohngeachtet nicht zu leugnen, daß mich eine sonderbare Faulheit im Briefschreiben angewandelt hat, die ich nicht genug auch bei Ihnen entschuldigen kann. Ich bitte Sie nur, wie es die einfache Wahrheit ist, selbige bloß dem Zufall zuzuschreiben. Hier ist nichts Neues, und wird meines geringen Erachtens auch lange nichts Erhebliches seyn. Ich weiß nicht, ob Ihnen schon bekannt ist, mein Lieber, daß zwischen Preußen und Frankreich ein von Champagny und dem Prinzen Wilhelm unterzeichneter Tractat abgeschlossen ist, der allen noch bisher in Rede gewesenen Streitigkeiten ein Ende macht?

Vale et fave amicissimo tuo H.

74.

Bologna, den 19. October 1808.

Sie werden sich wundern, mein theurer Freund, einen Brief von hier von mir zu bekommen. Aber Sie wissen, daß ich seit sehr langer Zeit den Plan hatte, meiner Privatangelegenheiten wegen nach Erfurt und Berlin zu gehen. Der Hof hat mir zwar seit einem Jahre die Erlaubniß dazu bewilligt, allein mich doch immer daneben veranlaßt noch länger zu bleiben. Da sich nun die Sache zu sehr verzögerte, schrieb ich endlich dringender, glaubte indeß die Antwort erst Ende Oktobers erhalten zu können. Durch die Freundschaft des Ministers Grafen Goltz aber ist es mir gelungen sie schon am 1. October zu haben, und so bin ich am 14. von Rom, jedoch allein, bloß mit meinem Sohne abgereist und gehe nun über Venedig und München nach Erfurt, wohin ich Sie mir, unter Addresse meines Schwiegervaters, des Präsidenten Freiherrn von Dacheröden, zu schreiben bitte. Ich komme im Frühjahre zurück, und hoffe alsdann meinen Weg über Florenz zu nehmen. Diesmal hinderten mich mehrere Gründe daran mir das Vergnügen zu verschaffen, Sie, liebster Freund, bei dieser Gelegenheit zu sehen; vorzüglich aber der, daß ich sehr eilig bin, und mich dann doch gern einige Tage in Florenz aufgehalten hätte. Auch hatte ich die Straße durch den Furlo nie gesehen. In Rom ist nichts Neues vorgefallen. Ob der General Lemarrois, der jetzt nach Perugia gegangen ist, dort ein neues Departement zu organisiren (?) gesonnen ist? wie man hier sagt, werden Sie bei Empfang dieses besser, als ich hier, wissen. Hier hat man am vergangenen Sonntag alle Spanier auf ähnliche Weise, wie sonst die Engländer, arretirt, was eine Repressalie oder Sicherheitsmaßregel für die in Spanien verhafteten Italiener seyn soll. Die Bürgschaft geleistet, sind hier und dürfen bloß die Stadt nicht verlassen. Haben Sie Aufträge nach Rom, so wird meine Frau, die dort geblieben, sie gern besorgen. Für Deutschland stehe ich Ihnen ganz zu Befehl.

Vale et fave amicissimo tuo H.

Damit endet der Briefwechsel zwischen H. und Sch., denn Humboldt kehrte nicht wieder nach Italien zurück und von Deutschland aus scheint H. dann nicht mehr mit Sch. correspondirt zu haben. An den Sohn seines Freundes, Herrn Diomed von Schellersheim, schrieb er später zweimal in französischer Sprache. Doch eignen sich diese Briefe, welche nur Privatangelegenheiten betreffen, nicht zur Veröffentlichung.

Marburg, am Geburtstage Wilhelm von Humboldt's.

Dr. O. Hartwig.

Die ersten neun Monate des Uebergangsjahres in Hannover.

Trotz Allem, was die geographische Lage des Landes und die historischen Erinnerungen empfahlen, trotz aller Abmahnungen, Vorstellungen und Drohungen Preußens und trotz der wiederholt kundgegebenen sehr entschiedenen Abneigung des in der zweiten Kammer vertretenen hannoverschen Volkes vor der Theilnahme am Kriege, hatte der blinde Dünkel des letzten Welfenkönigs und dessen völlige Unfähigkeit, der nationalen Idee ein Opfer an seiner Souveränetät zu bringen, unterstützt und bestärkt von der gleichfalls heillos verblendeten Adelskammer, es im Juni v. J. fertig gebracht, nach mancherlei Wendungen das Staatsschiff in das Fahrwasser Oesterreichs und seiner Verbündeten in Sachsen und Süddeutschland zu steuern.

König Georg „durfte sich nicht mediatisiren lassen“ durch die preußischen Reformvorschläge. Er „konnte,“ wie er dem Stadtdirector Rasch am Vorabend seines Abzugs von Hannover nach Göttingen betheuerte, „als Christ, als Monarch und — als Welf nicht anders.“ Neutralität war ihm unmöglich gewesen, ein Bündniß mit Preußen zur Unterstützung desselben, wofür ihm noch zwölf Stunden vor dem blutigen Zusammenstoß in Thüringen sein Besitzstand garantirt werden sollte, war ihm — zum Glück für Deutschland, wie wir jetzt sagen müssen — noch weniger möglich.

Das Treffen bei Langensalza fand statt, und Tags nachher ging der König in Folge der Capitulation in ein vorläufiges Exil, welches, nachdem er die letzten Chancen für Erhaltung seiner Krone, die ihm in hoher Fürsprache bei einem ruhigen Verweilen in Norddeutschland übrig waren, seinem Preußenhaß und seinen traumhaften Phantasien von besonderer Gottbegnadigung seines Hauses geopfert und nach Wien abgereist war, zu einem bleibenden wurde. Umsonst hatte ihn der verständigere Theil des Adels, den Grafen Münster an der Spitze, in Hummelshain noch zur Umkehr zu bewegen versucht. Selbstverständlich vergebens machten, als die Absicht der Annexion Hannovers in Preußen nun kund wurde, die Herren v. Münchhausen, v. Schlepegrell und v. Rössing als Vertreter des weniger einsichtigen Theils ihrer Standesgenossen in sentimentalem Stil Vorstellungen gegen die Vereinigung des eroberten Königreichs mit den Staaten des Eroberers. Sie erfuhren, daß dieselbe nothwendig und der König fest entschlossen war, dieser Nothwendigkeit andere Rücksichten hintanzusetzen. Ebenso selbstverständlich ließ sich die Berliner Politik durch die Loyalitätsadressen, die zur Feier des kronprinzlichen Geburtstags nach Hietzing abgingen, und durch die sehr zahlreichen Unterschriften von Petitionen, welche, durch die Agitationen der Ritterschaft, der Geistlichkeit und des Beamtenthums zusammengebracht, ähnliche Bitten wie die jener drei adligen Herren vorbrachten, in ihren Entschlüssen nicht beirren. Auch der Protest, den König Georg

gegen die vom preußischen Landtage beschlossene Annexion am 23. September v. J. von Wien aus an seine Vertreter bei den Höfen Europas erließ, blieb natürlich wirkungslos, und in der ersten Woche des October wurde in Hannover das Einverleibungspatent unter Geschützdonner und Glockenläuten feierlich verkündigt. Die weiße Fahne mit dem schwarzen Adler stieg auf dem Dache des Schlosses an der Leine empor. Das Königreich war fortan — nach menschlichem Ermessen für alle Zeit — eine Provinz des Staates der Hohenzollern.

Eine bloße Personalunion, wie sie, nachdem die Hoffnung auf ein selbständiges Fortbestehen Hannovers unter dem Kronprinzen Ernst August gescheitert, vielen Hannoveranern erwünscht gewesen wäre, wurde von der preußischen Regierung mit vollem Recht nicht für zweckmäßig angesehen. Andererseits aber hielt dieselbe und mit ihr der Landtag es auch nicht für gerathen, die preußischen Gesetze und namentlich die Verfassung sofort über die neue Provinz auszudehnen. Vielmehr wurde eine Art Dictatur des Königs beliebt, nach welcher derselbe befugt war, während des auf ein Jahr beschränkten Ueberleitungsstadiums in Hannover nach seinem Ermessen zu schaffen was erforderlich, und zu beseitigen was dem Besten des Landes widerstreite.

Diese Entschlüsse und die daraus hervorgegangenen Verfügungen wurden von den hannoverschen Parteien sehr verschieden aufgenommen.

Die Ostfriesen gaben durch allerlei Demonstrationen ihre volle Befriedigung kund. Der national-gesinnte Theil der Liberalen in den übrigen Landstrichen verhielt sich zu Anfang kühler. Der Rest der Partei grollte mit dem Adel, den Hoflieferanten und dem Pöbel über die Einverleibung als über ein Unrecht und ein Unglück und äußerte diese Stimmung, soweit es die Ausnahmezustände gestatten wollten, bisweilen auch ein wenig darüber hinaus, durch die That.

Am 1. October waren etwa siebzig Mitglieder hannoverscher Magistrate und Bürgervorstehercollegien sowie neununddreißig Mitglieder der letzten zweiten Kammer, den Nationalgesinnten angehörig, in der Hauptstadt zusammengetreten, und hatten einstimmig an das Staatsministerium in Berlin die Bitte zu richten beschlossen, „daß bei der Ueberleitung unserer Zustände in die neuen Verhältnisse außer den Beamten, preußischen wie vormals hannoverschen, auch in nicht zu geringer Zahl andere Personen zu Rathe gezogen werden möchten, unabhängige Männer, welche zufolge ihrer bisherigen Stellung im öffentlichen Leben als Vertrauensmänner des Landes erscheinen würden."

Die neununddreißig Abgeordneten hatten zu gleicher Zeit eine Erklärung veröffentlicht, in welcher sie aussprachen, daß ihr eigentliches Streben der Bundesstaat gewesen, daß derselbe aber in Betreff Hannovers durch die bisherige Regierung des letzteren vereitelt sei, und daß sie die beschlossene Einverleibung in Preußen als unwiderrufliche Thatsache annähmen. Weiter wurde die nutzlose Agitation dagegen beklagt. Schließlich legte die Resolution eingehend dar, was die an ihr Betheiligten im Interesse des Landes von der preußischen Regierung erwarteten.

Man vernahm in diesen Erwartungen noch die Stimme eines gewissen

Localpatriotismus sowie allerhand Anklänge an das bisherige Programm des Nationalvereins, an das Selbstbestimmungsrecht des Volkes, an die Reichsverfassung von 1849 u. dergl., und es ist wichtig, dies zu constatiren, da man an dieser Resolution bemessen kann, welche Fortschritte die Partei bis zu dem Augenblick gemacht hat, wo sie ihre Vertreter in den Reichstag sandte. Es hieß in dem Schriftstück, man erwarte, „daß die preußische Regierung sorgsam die besonderen Verhältnisse und Eigenthümlichkeiten des Landes beachten und schonend den Uebergang vermitteln wird." „So nothwendig die vollständige Einheit im Verkehr von Menschen und Sachen, im Zoll-, Gewerbe- und Handelswesen, in der Vertretung nach Außen, in der Wehrpflicht und der Heeresverfassung, in der Gesetzgebung für Aufrechthaltung der Rechtsordnung ist, so heilsam wird doch in dem erweiterten preußischen Staate zur Erfüllung seines deutschen Berufs die Schonung der durch Geschichte, Sitten und Gesetzgebung erwachsenen Besonderheiten der neuen Provinzen und namentlich auch unseres Landes sein." „Wir erkennen in der auch von der Reichsverfassung des Jahres 1849 vorgeschriebenen allgemeinen Wehrpflicht die einzige den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende gerechte Vertheilung der Lasten der Landesvertheidigung und die beste Sicherung der Unabhängigkeit der Nation und dürfen auf Grund der Erklärungen der preußischen Thronrede die Hoffnung hegen, daß in Folge der Erweiterung Preußens und der Bildung des norddeutschen Bundes Erleichterungen demnächst werden eintreten können." „Die Hannoveraner haben ihre Gesetzgebung in Betreff der Landescultur durch eine längere Erfahrung lieb gewonnen und wünschen, daß dieselbe sowie das Ablösungswesen, die Städteordnung, die Landgemeindeverfassung, die bäuerlichen Rechtsverhältnisse vorerst eine provinzielle Fortbildung erhalten."

Zu diesem Behuf wünschte man dann, daß Hannover nicht (wie man in Ostfriesland befürwortete, wo viele an Abreißung dieses Landestheils und Verbindung desselben mit der Provinz Westfalen dachten) zerstückelt und daß „eine auf gleichmäßiger Betheiligung der gesammten Bevölkerung beruhende Provinzialvertretung für die Berathung provinzieller Gesetze und zur Mitwirkung bei der Verwaltung der Provinz begründet werde."

Ferner hieß es in der Resolution: „der Grundsatz einer gleichen Concurrenz zu den Staatslasten steht dem Wunsche der Bevölkerung nach Erhaltung eines Theiles des Staatsvermögens nicht entgegen." „Eine große Anzahl von Anstalten, welche sich vorzugsweise für eine provinzielle Behandlung eignen, sind auf die Erträgnisse des sehr erheblichen Domaniums oder doch auf zugesicherte Staatszuschüsse begründet. Das Land würde schwer benachtheiligt werden, wenn das bisherige Staatsvermögen ohne alle Berücksichtigung dieser Verhältnisse behandelt werden sollte. Wir würden eine gerechte Ausgleichung darin erblicken, wenn — auch abgesehen von dem stiftungsmäßig zu besonderen Zwecken*) zu verwendenden sogenannten Klosterfonds — ein Theil des Staatsvermögens zur

*) Für Universität, Schule und Kirche.

Deckung provinzieller Verpflichtungen und Bedürfnisse unter Mitwirkung einer provinziellen Vertretung ausgeschieden würde."

Dann folgte auch hier der Wunsch nach Anhörung und Beachtung von Vertrauensmännern bei der Einfügung der neuen Provinzen in den preußischen Staat, worauf die Resolution folgendermaßen schloß: „Wir sehen der Entwickelung der Wohlfahrt unseres Landes und der Wiedergeburt Deutschlands freudig entgegen. Eine staatliche Trennung Norddeutschlands und Süddeutschlands ist nur für eine Uebergangszeit zulässig. Die Nation ist Eine und bedarf einer einheitlichen Organisation. Wir betrachten den norddeutschen Bundesstaat als einen provisorischen und fordern, daß seine Organisation keine dauernde Trennung von Süddeutschland in sich schließe. Allen deutschen Staaten muß das Recht zustehen, in denselben einzutreten. Die Staaten jenseits des Main haben die nationale Pflicht, sich wie die Staaten des Nordens der allein möglichen Leitung des Bundes durch Preußen zu unterwerfen."

Hatte in dieser Erklärung das intelligente und wohlhabende Bürgerthum Hannovers gesprochen, so ließ sich fünf Wochen später auch der Adel mit seiner Meinung vernehmen, und zwar in wesentlich anderem Ton und Zug.

Am 7. November versammelten sich im Hause der calenberger Landschaft zu Hannover eine Anzahl von Mitgliedern fast sämmtlicher acht Ritterschaften des Landes, darunter mehrere hochgestellte Beamte, zu einer großen Action. Nach sehr lebhaften Debatten, welche den mitanwesenden Grafen Münster durch die Extravaganzen einzelner Redner an eine gewisse Anstalt in Hildesheim erinnerten, wurde von 112 der versammelten Herren, die circa 150 Köpfe zählten, folgende Resolution beschlossen und Tags darauf veröffentlicht:

„Nachdem unter Nichtbeachtung der Rechte des angestammten Königshauses und des Landes und gegen dessen dringendste Wünsche zu ihrem tiefsten Schmerze die Einverleibung des Königreichs Hannover in Preußen ausgesprochen ist und jetzt die Ausführung derselben bevorsteht, welcher das Land, durch die Macht genöthigt, sich bei genügender Wahrung seiner Rechte und Interessen wird beugen müssen — so glauben die Unterzeichneten, ausgehend von dem unbezweifelbaren Rechtssatze, daß mit der Eroberung eines Landes keineswegs das gesammte öffentliche Recht desselben hinfällig wird, und sich stützend auf das königliche Wort der thunlichsten Schonung des Bestehenden, als unabweisbare Rechtsforderung aussprechen zu müssen: 1) daß in dem öffentlichen Rechtszustande des Landes nichts weiter geändert werde, als was sich als eine unvermeidliche Folge der Annexion darstellt, und daß auch die hier noch nöthigen Aenderungen nicht anders als unter Mitwirkung einer wahren Vertretung des Landes geschehen. 2) Als zu einer solchen Vertretung berechtigtes Organ vermögen sie keinenfalls eine Versammlung einseitig nach Auswahl der königlichen preußischen Regierung zu berufender Personen zu erkennen, vielmehr betrachten sie als solche Organe die allgemeine Ständeversammlung des Königreichs Hannover und die bestehenden Provinziallandschaften. 3) Sie sind zugleich der Ansicht, daß, nachdem die königliche preußische Regierung bereits mit einzelnen wesentlichen organisatorischen

Einrichtungen, und zwar einseitig, vorgeschritten ist, die möglichste Beschleunigung der Berufung einer Landesvertretung zum Zwecke der Mitwirkung, auch in besonderer Rücksicht auf Erhaltung der Ruhe des Landes und Gewinnung einiger Zufriedenheit mit der Art der Ueberleitung, ein dringendes Bedürfniß ist."

König Georg hatte schon bald nach Erlaß des Einverleibungspatents, am 5. October, in einer Proclamation an seine bisherigen Unterthanen von Hietzing aus die Besitzergreifung Hannovers durch Preußen für null und nichtig und alle daraus hervorgehenden Souveränetätsakte des Königs Wilhelm für sich und seine Nachfolger für rechtsunverbindlich erklärt. „Wie der Allmächtige vor nun sechzig Jahren es gefügt," so rief er den Hannoveranern zu, „daß dasselbe Unrecht von derselben Seite her keinen Bestand haben durfte, so hegen Wir nun auch das unerschütterliche Vertrauen, daß er jetzt ebenfalls das Recht wieder zum endlichen Siege bringen und die Vereinigung Unseres königlichen Hauses mit Unserem treuen heißgeliebten Volke wieder herbeiführen wird. Der Kampfesmuth der Braven von Langensalza hat dem Beispiele der Vorfahren würdig entsprochen; auch die übrigen Tugenden ihrer Väter, die unerschütterliche Treue, die zähe Ausdauer leben fort in Unserem Volke und verbürgen, daß es nicht lassen werde von Unserem königlichen Hause, welches durch die Geschichte fast eines Jahrtausends in Freude und Leid unzertrennlich mit ihm verwachsen ist. Auszuharren im Unglück für eine bessere Zukunft, zu vertrauen auf den allgerechten Gott und Uns zu bewahren die alte Liebe, das hoffen und erwarten Wir von Unseren theuren Unterthanen für die Zeit Unserer Trennung."

Wenn der König trotzdem am 6. October „in landesväterlicher Erwägung der peinlichen, die Gewissen beängstigenden Lage, in welche Viele der getreuesten Unterthanen gerathen," alle Civilstaatsdiener und alle Geistlichen und Lehrer von dem ihm geleisteten Eide für den Fall des Widerstreites der damit übernommenen Verpflichtungen mit den Anforderungen der preußischen Regierung entband, so geschah dies unter Vorbehalt des Wiederauflebens jener Verpflichtungen, wo er oder einer seiner successionsberechtigten Nachfolger zur Ausübung der Regierung im Königreich wieder gelangen würde.

Zwischen der Resolution der Vertreter des liberalen Bürgerthums und der ritterschaftlichen, ja innerhalb der Kreise des ersteren bewegten sich nun die verschiedensten Ansichten über die Betheiligung des Volkswillens an der Umgestaltung der Provinz während des Uebergangsjahres. Der Eine wollte mehr, der Andere weniger von den „berechtigten Eigenthümlichkeiten," dieser wollte sie so, jener wollte sie anders gewahrt wissen. Bürgermeister Grumbrecht war für Befragung der Provinzialstände. Stüve, der Urparticularist, Erxleben, der Exminister, Curie zwei und drei der osnabrückschen Provinziallandschaft dachten an Zusammenberufung der allgemeinen Stände, wobei dem Einen die zuletzt versammelt gewesene Landesvertretung, dem Anderen die vorschwebte, welche vor der Octroyirung von 1855 tagte. Oppermann in Nienburg wollte Fachmänner aus den Beamten und daneben Vertrauensmänner aus anderen Kreisen lediglich über zweckmäßige Einrichtung einer provisorischen Provinzialvertretung gehört

und dann mit Vertretern der letzteren, die beschließende Stimme hätten, die weiteren Uebergangsstufen verhandelt wissen. Wieder ein wenig anders Planck in Meppen, einer der Angesehensten von den nationalgesinnten Liberalen, abermals ein wenig anders die hoyasche Provinziallandschaft u. s. w. Es war schwer, aus diesem Durcheinander von Ansichten und Anliegen sich eine klare Vorstellung von dem zu machen, was das Land eigentlich wollte, und die Regierung that wohl daran, wenn sie diese Wünsche vorläufig unberücksichtigt ließ und auf eigene Hand vorging.

Nachdem die Besitznahme des Königreichs durch die Krone Preußen vollzogen, erging an demselben Tage, 3. October, eine königliche Verordnung, welche, am 9. in Hannover publicirt, das bisherige Justizministerium aufhob und dessen Obliegenheiten dem Justizministerium in Berlin zuwies, im Uebrigen aber in den Verhältnissen der hannoverschen Gerichtsbehörden sowie in dem bestehenden Instanzenzuge nichts änderte. Bald darauf wurden die Ministerien der Finanzen, des Innern und des Cultus als solche aufgehoben und in bloße Abtheilungen des Generalgouvernements und oberste Provinzialbehörden verwandelt, die Geschäfte des vormaligen Kriegsministeriums theils dem Departement der Finanzen, theils dem des Innern übertragen. Anfangs November nahmen die Hoheitszeichen andere Gestalt an, die Schlagbäume, Wegweiser, Grenzpfähle kleideten sich in die preußischen Landesfarben, die öffentlichen Gebäude erhielten das preußische Wappen, die Dienstsiegel statt des Pferdes den Adler. Um dieselbe Zeit ging die Vertretung der Angehörigen Hannovers im Ausland auf die preußischen Consuln über. Ferner wurde der November in seiner ersten Woche durch einen besonders bedeutsamen Schritt zu weiterer Gleichstellung der neuen Provinz mit den altländischen bezeichnet. Auf Grund der königlichen Cabinetsordre vom 13. October und der Ausführungsbestimmungen derselben vom 30. desselben Monats verkündete das Generalgouvernement unterm 4. November das preußische Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht als von nun an auch für Hannover geltend, und in rascher Folge schlossen sich hieran eine Reihe von Maßregeln, welche die Betreffenden zu ihrer Pflicht heranzogen und in das preußische Heer einstellten.

Und so schritt das Annäherungs- und Ausgleichungswerk auch in anderen Beziehungen rasch weiter. Eine Bekanntmachung vom 15. November, am 17. publicirt, entzog die Verwaltung der für den vormaligen Hof ausgeschiedenen Domänen (ein Grundbesitz von höchst bedeutendem Umfang, der an Hauptpachtungen 133,794, an Steuerpertinentien 99,000 Morgen, 15 Mühlen, an Mooren 9622, an Forsten als Gehege 47,524, an Forsten als Pertinentien 7224 Morgen umfaßt) dem damals noch fortbestehenden Hausministerium und übertrug dieselbe, hiermit einen tiefempfundenen und seit Jahren laut beklagten Mißstand nach den Grundsätzen preußischer Anschauungen vom Staatsgut entfernend, dem Departement der Finanzen. Am 24. December erfolgte die Auflösung des hannoverschen Hausministeriums, drei Tage später die Vereinigung des hannoverschen Postwesens und wieder zwei Tage darauf die des Telegraphenwesens

mit dem in den alten Provinzen der Monarchie bestehenden, und zu gleicher Zeit wurde die Einführung der preußischen Bankordnung verfügt.

Mittlerweile war man genöthigt gewesen, gegen König Georg vorzugehen. Unter den Summen, welche derselbe im Juni bei seiner Flucht vor den Preußen aus dem Lande entführt hatte, befanden sich auch Werthpapiere, welche Privatleute für die ihnen aus dem Domanial-, Ablösungs- und Veräußerungsfonds bewilligten Darlehen von zusammen über zwei Millionen Thalern als Unterpfand bestellt hatten. Mehrere dieser Darlehen waren im Laufe des Herbstes von den Schuldnern unter Rückforderung der Pfandstücke gekündigt worden. Aber die Regierung war nicht in der Lage gewesen, jener Forderung zu entsprechen; denn alle ihre Bemühungen um Wiedererlangung der Pfänder waren vergeblich gewesen. Dieselbe bedauerliche Verblendung über die Begriffe von Mein und Dein, die sie im Juni ohne Bedenken einpacken und mitnehmen hieß, verweigerte jetzt hartnäckig die Rückerstattung des entfremdeten Privateigenthums. Obwohl die Depots dem König Georg nichts nutzen konnten, obwohl er wissen mußte, daß eine Zahlung an ihn gegen Rückgabe derselben von der preußischen Regierung als ungeschehen betrachtet werden würde, und obwohl unter den Pfandstücken Hypothekendocumente waren, deren gänzliche Unbrauchbarkeit für Dritte auf der Hand lag, verblieb er bei seiner Weigerung. Sich dergleichen auf die Dauer gefallen zu lassen, war begreiflicherweise nicht nach dem Geschmack der Regierung, Verhandlungen bis an's Ende der Tage zu führen, hatte man weder Muße noch litt die Natur der Sache dergleichen, und so blieb keine andere Wahl, als das Privatvermögen des Exkönigs auf so lange mit Beschlag zu belegen, bis er sich eines Besseren besonnen.

Die gedachten Werthpapiere sind noch heute nicht zurückgegeben. Dagegen gab der König kurz vor Jahresschluß nach langem Sträuben in der Offiziersfrage nach. Ein Theil der hannoverschen Offiziere wähnte, die Capitulation von Langensalza sichere ihnen ihren vollen Gehalt bis an ihr Lebensende, und verweigerte darauf hin den Eintritt in die preußische Armee. Die Mehrzahl sehnte sich nach letzterem, konnte aber geraume Zeit die dazu erforderliche Verabschiedung von Hietzing nicht erlangen. Jene wurden durch eine pomphafte Flugschrift, in deren Stil man Georg selbst als Autor zu erkennen glaubte, in ihrem Irrthum bestärkt, diesen versuchte die Schrift mit Hinweisung auf einen bald zu erwartenden „Befreiungskampf," nach welchem der König im Lande seinen Einzug halten werde „unter hellen Klängen der Siegeslieder und unter dem Rauschen der alten Fahnen in freier hannoverscher Luft," ihre Absichten auszureden. Die Angelegenheit stockte in einer für Viele sehr unbehaglichen Weise. Mehrere Deputationen nach Hietzing waren vergeblich. Da erging am 20. November von Berlin eine Cabinetsordre, welche die Sache beschleunigte. Nach derselben hatten die zum Uebertritt geneigten Offiziere, sowie die, welche sich pensionirt sehen wollten, bis zum Jahresschluß, nachdem sie ihre Entlassung bewirkt, sich beim Generalcommando des zehnten Armeecorps zu melden. Zahlungen, welche auf Grund der Capitulation von Langensalza bisher gewährt

worden, könnten, so warnte die Ordre, über diesen Zeitpunkt hinaus nicht mehr bewilligt werden. Dieses entschiedene Auftreten wirkte. Die Entbindung aller Militärs der vormaligen hannoverschen Armee erfolgte, und circa vier Fünftel der Offiziere nahmen preußische Dienste, die meisten älteren ließen sich zur Disposition stellen und nach preußischem Tarif pensioniren, der Rest ging großentheils in sächsische Dienste, ein Dutzend etwa in andere, nur einige wenige hoben sich, indem sie von der Aufforderung, um ihren Abschied einzukommen, überhaupt keine Notiz nahmen, vermuthlich für die Zeit auf, wo jenes „Rauschen der alten Fahnen in freier hannoverscher Luft" beginnen würde.

Im Uebrigen war das ganze Auftreten der Organe des neuen Regiments durchaus von dem Streben zu schonen und zu versöhnen eingegeben. Nirgends eine schroffe Maßregel, ein verletzendes Benehmen. Selbst wo das Gesetz Strenge gebot, zog man nachsichtige Milde vor. Beamte von zweifelhaftester Gesinnung blieben im Besitz ihrer Stellen, Geistliche, welche die Kanzel zu sehr ungebührlichen Demonstrationen für das Alte und gegen das Neue mißbrauchten, wurden gleichfalls unangefochten gelassen. Die Presse, seit der Einverleibung von der während der Occupation geübten Censur befreit, durfte so ziemlich sagen, was ihr beliebte, und machte davon in der im November von einer Coalition der radikal-demokratischen, welfischen und ultramontanen Preußenfeinde gegründeten und mit Geld und Beiträgen unterstützten „Deutschen Volkszeitung" reichlichen Gebrauch. Verschiedene erhebliche Verbesserungen und Bewilligungen endlich waren verfügt und andere in Aussicht gestellt.

Dennoch gab sich die in den Monaten vor der Annexion zu Tage getretene Mißstimmung, namentlich in der Residenz, noch immer vielfach kund. Es wurde weiter getrauert, weiter gehofft und, meist in recht kleinlicher Weise, weiter demonstrirt. Kinderprozessionen zogen mit beflorten gelb und weißen Fahnen durch die Straßen, Dienstmänner wurden gemiethet, um der in Herrenhausen zurückgebliebenen Königin Ovationen zu bringen, fast allwöchentlich trafen in Wien gedruckte Flugblätter ein, die den tollsten Preußenhaß predigten und den Leuten des Nachts in die Kellerlöcher geworfen oder unter den Hausthüren durchgeschoben wurden. Die Damenwelt schwebte in Landestrauer über die Straßen oder trug Weiß und Gelb zur Schau. Die Butjerschaft und die Straßenjugend rief den preußischen Militärs „Bismarck" oder „Kuckuck" nach oder insultirte sie in anderer Weise. Man demonstrirte, indem man nicht in's Theater ging, indem man die Kirche mit Geräusch verließ, wenn der Geistliche sich anschickte das Gebet für den neuen Landesherrn zu sprechen, man beschmutzte die preußischen Farben an Briefkästen und Schlagbäumen, stach den preußischen Adler auf den Theaterzetteln an den Anschlagsäulen heraus und beging allerlei ähnliche Ungezogenheit. An den Schaufenstern welfisch gesinnter und — vergessen wir das nicht — betriebsamer Kaufleute gab's ganze Magazine von Apparaten zur Warmhaltung des hannoverschen Patriotismus: Photographien des Königs, der Königin, des Kronprinzen, der Prinzessinnen in allen möglichen Größen, Stellungen, Anzügen; Photographien der bei Langensalza gefallenen Offiziere,

Broschen für Damen und Busennadeln für Herren, aus Fünfgroschenstücken mit dem Bilde von Georg Rex gemacht, weiß und gelbe Cravatten, weiße Spitzenkragen auf gelber Papierunterlage, weiße und gelbe Zuckerdüten und Pfefferkuchenpackete.

Als die Königin sich von Herrenhausen auf die Marienburg zurückzog, wallfahrtete man dorthin, um Albums und Teppiche als demonstrative Geschenke darzubringen. Am 18. November, dem Todestag Ernst August's, große Trauerfeierlichkeit an dessen Denkmal auf dem Bahnhofsplatz, dirigirt von adligen Herren und Damen, Blumenstöcke, Immortellen, auch ein Lorbeerkranz, wahrscheinlich für den Sieg, den der hochselige Herr 1837 über die Verfassungstreuen erfochten. Gelegentlich auch ein kleiner Tumult von vormaligen hannoverschen Soldaten, die sich zur Feststellung ihres Aufenthalts melden mußten, oder ein thätlicher Angriff auf einen Preußen, der dann vom Gerücht gewaltig übertrieben weiter getragen wurde.

Langmuth, Gefühl der Stärke gegenüber dem machtlosen Groll und Haß ließen dergleichen lange Zeit geduldig ertragen. Für immer war dies nicht gestattet, zumal man sehen mußte, daß in der Sache System war, und daß die hochgestellten Leiter mit ebenso viel Geschick als Eifer die ihnen von Hietzing zukommenden Weisungen zur Erhaltung der Unzufriedenheit ausführten. Einzeln Kleinigkeiten, hatten die Demonstrationen in ihrer Gesammtheit doch eine gewisse Wirkung auf das Allgemeine. Es gab dicke Luft und faule Gährung. Das Geschäft litt unter den Umtrieben. Die Langmuth der Regierung galt der Masse für Schwäche. Die Frechheit des Pöbels, die Keckheit der Agitatoren steigerte sich, grundlose Hoffnungen wuchsen und breiteten sich aus. Man mußte endlich gewissen vornehmen Wühlern und ihren Werkzeugen in's Gedächtniß rufen, daß hier regiert werde und wer der Regent sei. Es mußte ihrer Versicherung, der jetzige Zustand sei lediglich ein Provisorium, weder auf Recht, noch auf genügende Macht gebaut, mit einer Thatsache entgegengetreten, der künstlich erhaltenen Gährung mußte, bevor sie sich soweit entwickelte, daß nur Waffengewalt ihr steuern konnte, ein Ende gemacht werden.

So erging der Erlaß vom 3. December. Ermächtigung des Generalgouvernements zur Suspendirung aller Beamten, auf deren rücksichtslose Mitwirkung nicht zu rechnen, Anweisung, die Militärs der ehemaligen hannoverschen Armee, welche sich an Agitationen und Demonstrationen gegen die Regierung betheiligt, unverzüglich nach der Festung Minden zu kriegsgerichtlicher Untersuchung abzuführen, Befehl, solche „Individuen," welche sich Beleidigungen gegen uniformirte Militärs erlaubt, sofort aufgreifen und gleichfalls nach Minden bringen zu lassen, schließlich der Generalgouverneur persönlich für augenblickliche und pünktliche Ausführung des Erlasses verantwortlich gemacht — es war ein starkes quos ego, aber gerecht, und vom besten Erfolg.

Sogleich nach Veröffentlichung des Erlasses wurden alle Beamten der Verwaltung, welche die ritterschaftliche Resolution vom 7. November unterzeichnet, ohne Ansehen der Person bis zu den höchsten, einem ehemaligen Minister

und jetzigen Landdrosten, einem anderen Landdrosten und dem Präsidenten des Schatzcollegiums, suspendirt. Man vollzog ferner mehrere Haussuchungen und Verhaftungen, welche Personen betrafen, die im Verdacht standen, die Leiter oder Vermittler der welfischen Propaganda zu sein. Man schickte endlich eine Anzahl Anderer, die sich an Agitationen gegen die Regierung betheiligt, darunter einen Grafen und Oberstlieutenant, auf die Festung.

Sowohl in der Residenz als auf dem Lande hielten sich nach diesem energischen Auftreten die mißvergnügten Elemente geraume Zeit ruhig. Nur in einzelnen Fällen, z. B. beim Markt in Hameln, bei der Controlversammlung in Dassel in der ersten Woche von 1867, kam es zu mehr oder weniger bedeutenden Ruhestörungen. Die Stellung der Recruten ging fast überall in Ruhe und Ordnung vor sich.

Im Stillen aber arbeitete die welfische Partei weiter, und zwar beschäftigte sie sich jetzt vorzüglich damit, militärpflichtige junge Leute zur Flucht in's Ausland zu bereden und ihnen, wenn sie willig dazu, die Mittel zur Ausführung ihres Vorsatzes zu verschaffen. Eine ziemlich große Anzahl der Betreffenden ließ sich bethören, nach England zu gehen, wo, wie man ihnen gesagt, eine „Legion König Georg's" zur Befreiung Hannovers gebildet werden sollte, und gegen hundert derselben gelangten wirklich bis nach London, wo sie sich einige Zeit in Whitechapel herumtrieben, ohne etwas von der Legion zu sehen, und dann entweder von der preußischen Gesandtschaft Unterstützung zur Heimkehr annahmen oder Seelenverkäufern in die Hände fielen, die sie nach Brasilien oder anderswohin in Amerika in's Elend verhandelten. Die Mehrzahl wurde vor diesem Schicksal bewahrt, indem sie vor der Einschiffung in Hamburg oder Bremen ertappt und unter Eskorte nach Hannover zurückgebracht wurde. Von einer Legion König Georg's war in der That damals im Ernst nicht die Rede, die Absicht der Verführer war wie überall keine andere gewesen als den Preußen eine kleine Verlegenheit zu bereiten; nur zu diesem Zweck verlockte man die armen Burschen dazu, die Heimath zu meiden und der bittersten Noth in die Arme zu laufen.

So näherte sich allmählich die Zeit der Wahlen für das Parlament, die erste sichere Probe für die Stimmung der Bevölkerung, die um so sicherer sein mußte, als die Regierung, mit Ausnahme einer Warnung an die Beamten vor Unterstützung ihr feindlicher Candidaten, sich jeder Einwirkung auf die Wähler enthielt. Die Parteien begannen sich zu dem Zwecke zu organisiren, die Zeitungen brachten Betrachtungen über den norddeutschen Bund, das Parlament, die bei einem Abgeordneten wünschenswerthen Eigenschaften, die einem solchen aufzuerlegenden Pflichten, und die Mehrzahl bekundete dabei viel guten Willen und verständige Auffassung der Sachlage. Entschieden antipreußisch und particularistisch aber trat nur die „Deutsche Volkszeitung" auf, die in Folge dessen nach zweimaliger Verwarnung vom Generalgouvernement unterdrückt wurde.

Zu Anfang des neuen Jahres wurde die Wahlbewegung lebhafter. Candidatenlisten, Programme und Glaubensbekenntnisse füllten die Spalten der

Blätter, Leitartikel plaidirten für die Wahl der oder jener Persönlichkeit, und die Führer der Parteien konnten an Wahrscheinlichkeitsberechnungen gehen, die freilich später bisweilen täuschten. Die alte Organisation der Liberalen und des Nationalvereins that gute Dienste, aber auf Seiten der Gegner waren die meisten Geistlichen und Dorfschullehrer, der Adel, der allen seinen Einfluß auf die Bauern aufbot und plötzlich ungemein herablassend geworden, unter letzteren Flugblätter, die „Deutsche Volkszeitung" und allerlei Gerüchte colpolirte, endlich die Mehrzahl der Beamten, namentlich die unteren, von denen vorzüglich wieder die Gerichtsvögte thätig in die Wahlagitation eingriffen.

Die particularistische Partei nannte sich die „deutsche" und zur Abwechslung die „liberale." Sie redete in ihren Wahlaufrufen durchaus im demokratischen Sinne, adoptirte sogar durch den Mund ihrer Candidaten die Grundrechte, wollte das „ganze Deutschland," das „Recht," die Abwendung zu schwerer Belastung mit militärischen Pflichten, versprach für die berechtigten Eigenthümlichkeiten Hannovers zu kämpfen, für einen Provinzialfonds, für möglichste Trennung der hannoverschen Verwaltung und Gesetzgebung von der preußischen; ja in einzelnen Wahlversammlungen wurde zu verstehen gegeben, daß man beabsichtige gegen die Annexion zu protestiren, und der Bauer fand darin die Zusicherung, daß solche Opposition die alten Zustände unfehlbar zurückbringen werde.

„Dieser Neubau," so hieß es mit Beziehung auf das Verfassungswerk in dem vom Exminister Erxleben am 26. Januar in den „Lüneburger Anzeigen" veröffentlichten Glaubensbekenntniß, „soll nicht in einem großen preußischen Einheitsstaate, sondern in einem deutschen Bundesstaate bestehen, welcher das durch die Erfolge der preußischen Waffen in drei Theile gerissene Deutschland wieder vereinigt und Sicherheit nach Außen und Freiheit im Innern zu gewähren haben wird." „Soll das gelingen, soll den unter Preußens Führung zu bildenden norddeutschen Bundesstaat ein festes Band umschlingen, soll er zu einem deutschen Bundesstaat (nach dem Obigen natürlich mit Oesterreich) erweitert werden, nicht Deutschland über Preußen zu Grunde gehen, dann wird es nöthig sein, daß wir die Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten der verschiedenen deutschen Stämme mit ihren Jahrhunderte alten Entwickelungen und Bedürfnissen nicht gering schätzen, vielmehr in allen Dingen, welche im Interesse des Ganzen einer einheitlichen Regelung und Leitung nicht nothwendig bedürfen, einem sehr ausgedehnten Particularismus huldigen, indem wir den einzelnen Staaten, welche sich zu dem neuen Bundesstaat vereinigen sollen, in der Handhabung und Entwickelung dieser Einrichtungen eine möglichst große Selbständigkeit gewähren, die dann den durch Eroberung erworbenen Theilen Preußens um so weniger zu versagen sein wird, als die Erhaltung berechtigter Eigenthümlichkeiten durch eine werthvolle königliche Zusage ihnen bereits in Aussicht gestellt ist und das bittere Gefühl der verlorenen Freiheit und Selbständigkeit am sichersten durch milde und schonende Duldung von theilweise uralten und dem Volke lieb und werth gewordenen Besonderheiten versöhnt werden kann."

Von den Nationalliberalen standen manche diesen Ansichten, soweit sie die „berechtigten Eigenthümlichkeiten“ betrafen, nicht fern, und nur über das Maß des zu Conservirenden ging man auseinander. Am entschiedensten hielten die Ostfriesen zur Regierung, rücksichtslose Unterstützung derselben bei ihren Plänen war das Wort, welches in den Leitartikeln ihrer Blätter, ihren Wahlaufrufen und Wahlreden das immer wiederkehrende Thema bildete.

Immer stärker wurde die Aufregung, und immer tiefer drang sie in alle Schichten des Volkes. Endlich kam der Tag der Wahl und dessen Vervollständigung durch die Nachwahlen, und siehe da, die Ergebnisse straften die in Berlin von der Ritterdeputation gehörte Phrase von „zwei Millionen widerwilliger Unterthanen“ in eclatanter Weise Lügen. Nur im katholischen Lingen, im Diepholzschen, in den Wahlkreisen Verden, Nienburg, Hannover, Wennigsen, Göttingen, Uelzen und Lüneburg, also in neun von den neunzehn Wahlkreisen der Provinz, siegten die Particularisten (zum Theil durch Unterstützung der Ultramontanen und der Lassalleaner), in allen übrigen setzten die mehr oder minder entschiedenen Freunde der neuen Ordnung der Dinge ihre Candidaten durch, und zwar stimmten im Osnabrückschen und Hildesheimschen auch viele Katholiken für dieselben.

Die Betheiligung war fast allenthalben eine rege, in vielen Wahlkreisen eine sehr lebhafte, in einigen eine bis dahin unerhörte gewesen. Die Wahlkreise hatten zwischen 21 und 23,000 Wahlberechtigte, und vergleicht man damit die Zahlen der abgegebenen Stimmen, so ergiebt sich, daß nirgends viel weniger als 50 Procent, in mehreren Wahlbezirken 60 bis 70, in einigen über 80 Procent von ihrem Rechte Gebrauch gemacht hatten. Ja im Lingenschen führte der Eifer des Kampfes gegen 90, im Osnabrückschen nicht weniger als 93 Procent an die Wahlurne. Die Parteien fielen hier bis auf einen verschwindend kleinen Rest mit der Bevölkerungszahl zusammen. Im Ganzen hatten, von einigen hundert Stimmen, die sich zersplitterten und unter Anderen auf den König Georg, auf den Kronprinzen Ernst August, auf Graf Bismarck, sogar auf den Kaiser Napoleon fielen, von den circa 400,000 Wahlberechtigten Hannovers etwa 265,000 abgestimmt, und davon gaben ungefähr 146,000 ihr Votum im nationalen und nur circa 119,000 im gegnerischen Sinne ab. In Ostfriesland hatten sich beinahe nur gleichgesinnte Candidaten gegenübergestanden, und der Kampf war hier fast lediglich ein Kampf um Personen und zwischen Städten, nicht zwischen Parteien gewesen.

Zahlen beweisen. Hier bewiesen sie bei der erwähnten starken Betheiligung, daß die Stimmung sich trotz aller Machinationen der Particularisten seit dem September beträchtlich gebessert hatte, und daß, wenn der Groll über die Annexion und die Hoffnung auf einen Umschwung in einzelnen Landestheilen noch stark grassirte, im Ganzen schon erheblich mehr Gesunde als Kranke vorhanden waren.

Das Verhalten der Gewählten im Reichstage ausführlich zu besprechen, ist hier nicht der Ort. Es genüge von den Particularisten zu sagen, daß sie

die ihren Wählern gegebenen Zusagen nicht nur nicht zu erfüllen vermochten, sondern auch nur in geringem Maße wahrzumachen versuchten, und daß sie sich nach Schluß der Session sogar herbeiließen, in einer gemeinschaftlichen Petition mit den national=gesinnten Collegen die welfischen Agitationen zu beklagen und zu verurtheilen.

Die Regierung fuhr inzwischen mit der Reorganisation und der Verschmelzung der neuen Provinz mit den alten fort. Es erfolgte die Beeidigung der Beamten und Geistlichen, es fanden zahlreiche Versetzungen von Verwaltungsbeamten aus den alten Landen der Monarchie nach Hannover und umgekehrt statt. Die Einführung der preußischen Besteuerung wurde für den 1. Juli vorbereitet und die Umgestaltung der Gerichts= und Administrativbehörden, der Landdrosteien und Aemter in Angriff genommen. Am 18. März hob eine königliche Verordnung die Zinsbeschränkungen auf. Am 29. folgte eine andere, welche durch Beseitigung des wichtigsten Theils der den Zünften bisher gewährten Rechte die Arbeit von lästigen Fesseln befreite. „Das den Zünften zustehende Recht, Andere von dem Betriebe eines Gewerbes auszuschließen, wird aufgehoben," das war der Hauptsatz des königlichen Erlasses, und derselbe that einen sehr heilsamen und dankenswerthen Schnitt in das faule Fleisch der hannoverschen Gewerbegesetzgebung und war eine recht ansehnliche Abschlagszahlung auf die Forderung voller Gewerbefreiheit. Das Concessionswesen wurde durch die Verordnung nicht abgeschafft, auch die Befreiung des Handels von den Fesseln der hannoverschen Gewerbeordnung war keine vollständige. Man hatte sich in diesen und einigen anderen Beziehungen vorläufig mit einer halben Maßregel begnügt, indessen möchte dies im Hinblick darauf, daß eine Reform für ganz Preußen im Werke ist, entschuldbar sein. Zunächst war ein Uebergangsstadium geschaffen, in welchem sich Hannover der Erleichterungen erfreute, welche die preußische Gewerbegesetzgebung gegen die hannoversche aufwies, ohne daß man der neuen Provinz zugleich das Prüfungswesen der alten aufnöthigte.

Alles war, so schien es, auf gutem Wege. Auch die Stimmung schien sich von Woche zu Woche zu bessern, der gebildete Theil der Opposition kühler und ruhiger werden zu wollen. Die Einreihung der hannoverschen Offiziere in das preußische Heer hatte manchen Unzufriedenen stumm gemacht, da alle erfüllbare Wünsche in dieser Hinsicht berücksichtigt worden waren. Auch die ohne nennenswerthen Widerstand erfolgte Beeidigung der Beamten und Geistlichen und der glückliche Ausgang der Parlamentsverhandlungen und der Debatten der einzelnen Landtage über die norddeutsche Verfassung konnte nicht ohne gute Wirkung sein. Noch wurde in der Stadt Hannover das Spiel mit Loyalitätsbrochen und anderen Scherzen der Art getrieben. Bisweilen gab es noch einen scheuen Kuckucksruf in den Straßen, bisweilen eine Majestätsbeleidigung. Auch grollten im Stillen noch viele, zumal die Lage der Geschäftsleute noch nicht so war, wie sie zu wünschen, da der Nerv von Handel und Verkehr, das Vertrauen, noch nicht genügend wieder erstarkt war. Der Adel hielt sich, obwohl ihn die Organe der Regierung nach Möglichkeit schonten und mehr, als Viele wünschten,

auf gütlichem Wege zu versöhnen und zu gewinnen versuchten, noch immer fern. Die orthodoxe Geistlichkeit gab ihren Verdruß noch durch Ausfälle auf die Union kund. Aber im Ganzen und Großen gestaltete sich die Lage der Dinge doch immer besser, und ohne die fortwährenden von Hietzing aus geleiteten Agitationen würde sie sich noch befriedigender gestaltet haben.

Die preußische Regierung hatte Unterhandlungen wegen einer Verständigung mit König Georg angeknüpft, aber dieselben zerschlugen sich an dem Starrsinn des letzteren. Die Verwickelung mit Frankreich wegen Luxemburgs fachte in dem bethörten Fürsten neue Hoffnungen an und bewog ihn, in Hannover von Neuem eifriger gegen Preußen wühlen zu lassen. Als der Krieg ausbrechen zu wollen schien, wurde sogar von ehemaligen Offizieren für eine Legion geworben, die sich in Holland sammeln und an der Seite der Franzosen gegen Preußen fechten sollte. Der Erfolg war nicht bedeutend, nur etwa zweihundert junge Leute, meist Bauernburschen und Handwerksgesellen, ließen sich von den Falschwerbern bestimmen, nach Arnheim zu flüchten und sich dort gegen das Vaterland bereit zu halten. Aber es war doch schlimm, daß dergleichen Hochverrath wochenlang unter den Augen der Beamten getrieben werden konnte, und daß die Entdeckung des Netzes von Ränken nur durch Zufall und außerhalb Hannovers geschah.

Auch abgesehen von den durch solche Machinationen bewirkten Stimmungen und Kundgebungen rief die luxemburger Frage die alte Hoffnung und die alte Widerhaarigkeit, vorzüglich unter dem Landvolke, hier und da wieder wach. Das zeigte sich besonders im März bei den Controlversammlungen, bei denen man die Mannschaften, welche in dem Verhältniß von Beurlaubten stehen, für den neuen Kriegsherrn vereidigte. An mehreren Orten verweigerten Einzelne, in Celle sogar eine erhebliche Anzahl der Betreffenden den Eid. Die Behörden konnten denselben selbstverständlich nicht erzwingen. Wohl aber legte es das Gesetz in ihre Hand, den Widerspenstigen ohne Versuch praktisch klar zu machen, daß sie, gleichviel ob vereidigt oder nicht, Soldaten und den preußischen Kriegsartikeln unterworfen seien, und da die Sache dringend solche Belehrung erforderte, so bediente man sich dieser Befugniß und stellte alle die, welche nicht schwören wollten, vom Platze weg in den Dienst. Diese Maßregel wirkte, gegen zweihundert Mann, die es in Celle noch am Morgen für unvereinbar mit ihrem Gewissen gehalten, dem König Wilhelm den Treueid zu leisten, hatten sich schon am Mittag ihrer Bedenken soweit entschlagen, daß sie beim Commando des Landwehrbataillons erschienen, um sich zum Schwören zu erbieten.

Gegen die welfischen Agitatoren wurde mit Energie vorgegangen. Aber die Haussuchungen und Verhaftungen, die man vornahm, lieferten, soweit man bis jetzt sehen kann, kein besonderes Resultat, und es ist möglich, daß die Untersuchung, die eingeleitet ist, im Sande verläuft. Auch die Marienburg, die man — vielleicht mit Unrecht — als einen der Heerde der Verschwörung ansah, und die jedenfalls eine starke Unbequemlichkeit ist, wurde bis jetzt von der Königin Marie nicht geräumt. Graf Bismarck hatte im Reichstage mit aller

Deutlichkeit darauf hingewiesen, daß dies auch im Interesse der Königin selbst wünschenswerth sei. Man hatte einen Hietzinger Postenträger fast vor den Fenstern des Schlosses, man hatte den intimsten Berather der hohen Dame in der Burg selbst als der Conspiration verdächtig verhaftet. Ein anderer Herr aus der Umgebung der Königin, Prinz Solms, war ausgewiesen, das Schloß mit Gendarmen umgeben worden. Zuletzt überbrachte ein preußischer Offizier der Königin einen Brief des Königs Wilhelm, der ihr — natürlich in schonendster Weise — die Alternative stellte, entweder die Burg und das Land zu verlassen oder sich dem Gebrauch zu unterwerfen, der Gäste des Königs mit einem von diesem gewählten Hofstaat umgiebt, und infolge dessen ihre bisherige Umgebung zu entfernen. Vergebens, die Königin möchte gehen, aber sie darf nicht. Ein von ihr nach Empfang jenes Schreibens mit der Bitte, abreisen zu dürfen, an ihren Gemahl abgesandter Kammerherr kam mit der Antwort zurück, sie habe zu bleiben.

Der Trotz König Georg's kann Preußen nicht abhalten, zu thun, was das Bedürfniß des Landes fordert. Man wird Rücksicht darauf nehmen, daß es eine Frau ist, welche die Marienburg zu einer Verlegenheit macht, daß es eine unglückliche Frau, eine Königin und eine Verwandte ist. Dennoch dürfen wir annehmen, daß die Tage gezählt sind, wo auf der Marienburg Hof gehalten wird. Das Interesse Preußens, das rechtverstandene Interesse Hannovers steht über der Galanterie und über dem Mitleid.

Hiermit hätte ich meinen Ueberblick über die Ereignisse seit der Einverleibung bis Ende Mai vollendet. Die Frage des Tages ist jetzt die Berathung der Vertrauensmänner über die Reorganisation der Verwaltung und das schließliche Ergebniß des ganzen Prozesses in dieser Angelegenheit. Aus guter Quelle vernimmt man, daß die Vertrauensmänner gegen Ende Juli nach Berlin berufen werden und unter Vorsitz des Ministers des Innern tagen sollen, ferner, daß man deren 24 zu wählen gedenkt, aus jedem der drei Stände, aus denen die Provinziallandschaften bestehen, sieben und überdies drei andere, endlich, was sich von selbst versteht, daß die Versammlung nur berathende Stimme haben wird. Die Absicht der Regierung in Betreff der Neugestaltung der Administrativbehörden geht auf Einführung des Landrathsinstituts, jedoch mit Erhaltung der bisherigen Aemter unter denselben, so daß die gegenwärtigen 101 Aemter bestehen bleiben, aber in Bezug auf gewisse Gegenstände, namentlich Militär- und Steuersachen, öffentliche Polizei und öffentliche Verkehrsmittel zu etwa 40 Landrathskreisen zusammengefaßt werden sollen. Ueber den Kreisen sollen statt der Landdrosteien vier Regierungen und an der Spitze der ganzen Provinz ein Oberpräsident stehen.*)

*) Unser Herr Corresp. hat nicht Raum gefunden, jene beabsichtigten wichtigen Aenderungen der Administration näher zu beleuchten. Unserer Meinung nach giebt es noch mancherlei Bedenken, welche gegen die Einführung unserer schwerfälligen Regierungscollegien und des Landrathsamts in das verhältnißmäßig einfachere hannöversche Verwaltungssystem sprechen.

A. d. R.

Die Einführung der preußischen Landrathsverfassung war schon 1859 von Borries in's Auge gefaßt. Die erste Kammer sprach sich — natürlich — dafür aus, und Borries ließ sich bereits vom Departementsdirector Heinrichs, der die Sache in Westfalen untersucht, Bericht erstatten. Dieser aber scheint nicht günstig ausgefallen zu sein. Vermuthlich entsprach das Institut nicht den büreaukratischen Anschauungen des Ministers. Außerdem hat es aber auch noch ein anderes Bedenken gegen sich. Seiner ursprünglichen Idee nach verlangt dasselbe beträchtlichen Grundbesitz. Wir haben aber hier in Hannover nicht mehr als 24 Rittergüter, die eine Grundsteuer von mehr als 500 Thlrn. zahlen. Von dem gesammten unter Cultur befindlichen Lande fallen nur etwas über 5 Procent auf diese Güterclasse, 4 auf das Domanium und 90 auf den Bauernstand, und da wird der Anspruch unserer Ritterschaftlichen, zu denen übrigens wie überall noch viele Bürgerliche zählen, auf das active und passive Wahlrecht zu den Landrathsposten doch recht zweifelhaft. Dazu kommt, daß es unter der großen Mehrzahl der Herren mit der zu solcher Stellung erforderlichen Bildung und sonstigen Befähigung ungemein zweifelhaft steht. Endlich aber haben dieselben in der Zeit von der Einverleibung bis heute eine Gesinnung an den Tag gelegt, welche sie auf einflußreichen Posten geradezu als eine Gefahr für den Staat erscheinen lassen würde. Beharrt man dabei, das Landrathsinstitut einzuführen, so müssen also jedenfalls gewisse Modificationen desselben für Hannover nöthig werden, die den angedeuteten Gefahren vorbeugen.

Der norddeutsche Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus.

Ehe der Entwurf zur neuen Bundesverfassung bekannt geworden, hatten sich viele Stimmen für den Gedanken erhoben, dem Reichstag eine Zusammensetzung zu geben, die ihn lediglich als Erweiterung des Abgeordnetenhauses für die Functionen innerhalb der Bundesverfassung erscheinen ließe.

Das Gewicht der angeführten Gründe konnte Niemand verkennen. Es erschien zeitraubend und gefährlich, zwei Volksvertretungen von verschiedenem Ursprung bei unklarer Scheidung ihrer Geschäfte und Befugnisse neben einander zu stellen. Der Verfassungsentwurf schlug nichts destoweniger den Weg ein, dem Reichstag einen vom Abgeordnetenhaus unabhängigen Ursprung zu geben, und der verfassungberathende Reichstag hat keinen Anlaß genommen, die Frage einer organischen Verbindung der beiden Volksvertretungen auch nur aufzuwerfen.

Die Staatslenker, welche den Verfassungsentwurf ersonnen und die Volksvertretung, welche ihn gutgeheißen, handelten wohlüberlegt, indem sie den selbständigen Ursprung des Reichstages feststellten.

Zwar die Antithese: „muß Deutschland in Preußen aufgehen, oder Preußen in Deutschland?" ist, um einen klassischen Ausspruch wiederholt anzurufen

von Schurken ausgesonnen, um von Narren geglaubt zu werden! Aber um das Abgeordnetenhaus zum Kern des Reichstags zu machen, hätte der Kern zuvor reformirt werden müssen. Die Reform eines der wichtigsten Organe der preußischen, seit siebzehn Jahren eingelebten Verfassung hätte ihrerseits mehr Zeit und Umstände erfordert, als man bis zur Gründung der Bundesverfassung übrig hatte. So mußte der Reichstag ohne Rücksicht auf das Abgeordnetenhaus geschaffen werden. Aber die Bedenken gegen die Wirksamkeit zwei gleich ansehnlicher Volksvertretungen, die kein gemeinsames Band des Ursprunges verknüpft, bestehen in unvermindertem Nachdruck fort. Der Zeitpunkt naht, wo sie sich praktisch fühlbar machen und vielleicht schwer zu beseitigende Nachtheile herbeiführen werden. Noch ist es Zeit, uns dagegen zu schützen. Sogar durch ein einfaches Mittel.

Der anfängliche Vorschlag war, den Reichstag an das bestehende Abgeordnetenhaus anzuschließen. Es ist anders gekommen. Also schäle man den preußischen Kern des Reichstages für die Zwecke der preußischen Volksvertretung als Abgeordnetenhaus aus dem Reichstag heraus.

Unsere Meinung ist diese.

Die Artikel der preußischen Verfassung, welche über die Bildung des Abgeordnetenhauses bestimmen, sollen folgendermaßen geändert werden.

Das Abgeordnetenhaus soll aus 236 Mitgliedern bestehen, das ist aus der Zahl der Vertreter, welche Preußen in den Reichstag sendet. In einem und demselben Wahlakt sollen durch dieselben Wahlbezirke der Landtags- und der Reichstagsabgeordnete, dessen Person identisch ist, gewählt werden.

Einige technische Einwände beseitigen wir leicht.

Nach dem Reichswahlgesetz können Nichtpreußen als Abgeordnete für den Reichstag durch preußische Wahlbezirke entsendet werden. Mitglieder des Abgeordnetenhauses können nur Preußen sein.

So bestimme man, daß im Fall der Wahl eines Nichtpreußen für den Reichstag durch einen preußischen Wahlbezirk die betreffende Wählerschaft ausnahmsweise gehalten ist, für das Abgeordnetenhaus eine besondere Wahl zu vollziehen. — Die Folge wird sein, daß der Fall selten vorkommt. Die meisten Wählerschaften werden bedacht sein, die zwiefache Wahlmühe zu vermeiden.

Ein zweiter Einwand. Die preußische Verfassung gestattet nicht, daß ein und dieselbe Person beiden Häusern des Landtags angehört. Aber der Wahl von Herrenhausmitgliedern in den Reichstag steht Nichts entgegen.

So verordne man wiederum für den Fall, daß Herrenhausmitglieder Reichstagsmandate erhalten, ausnahmsweise für das Abgeordnetenhaus eine besondere Wahl. Auch diese Fälle werden durch das Interesse der Wählerschaften so gut wie beseitigt werden.

Ein letzter Einwand. Die Auflösung des Reichstags kann nur mit Zustimmung des Bundesrathes erfolgen. Soll der König in Bezug auf das Abgeordnetenhaus dieselben Beschränkungen annehmen, wie der Bundesvorstand?

Das Recht der Krone zur Auflösung des Abgeordnetenhauses braucht formell nicht geschmälert zu werden. Glaubt die Krone einen Wechsel des Abgeordnetenhauses vor dem Ablauf der für Reichstag und Abgeordnetenhaus

gemeinsamen Mandatsperiode zu bedürfen, und ist sie dabei nicht geneigt oder verhindert den Bundesrath um die Auflösung des Reichstags anzugehen, so kann die Identität der preußischen Mandate für beide Vertretungen freilich für eine Zeit lang aufgehoben werden. Dies muß zulässig sein, aber nur durch den Entschluß der Krone. Es ist anzunehmen, daß die Krone nicht oft in die Lage kommen und, wenn irgend möglich, es vermeiden wird, das Mittel einer gesonderten Auflösung des Abgeordnetenhauses zu ergreifen.

Das Mittel, durch Identität der preußischen Mandate für beide Vertretungen das Abgeordnetenhaus zum Kern des Reichstags zu machen, bietet also in der Anwendung keine beachtenswerthen Schwierigkeiten.

Dagegen sind die Vortheile eines gemeinsamen Ursprungs vom wesentlichsten Belang. Die Vortheile sind gleich groß für das conservative wie für das liberale Interesse, für die Regierungs- wie für die Volkspolitik.

Die preußischen Reichstagsmitglieder werden im Reichstag als Abgeordnete desto bessere Preußen sein, im Abgeordnetenhaus werden sie als Reichstagsmitglieder desto bessere Deutsche sein.

Ein besserer Erfolg läßt sich nicht wünschen. Besteht nicht die Gefahr, daß das Abgeordnetenhaus von particularistischen Neigungen, daß der Reichstag von gegensätzlichen Tendenzen gegen die unaufgebliche preußische Staatsnatur ergriffen werde?

Ist nicht der Antagonismus zwischen beiden Volksvertretungen, wenn er sich herausbilden sollte, an sich schon, abgesehen von dem Inhalt, den er etwa erfaßt, ein Uebelstand, eine Gefahr? Wird diese Gefahr nicht vermieden durch die Identität der preußischen Mandate für beide Vertretungen?

Und sind etwa die 236 preußischen Reichstagsmitglieder als selbständige Körperschaft nicht ansehnlich genug? Es gehört wenig Ueberlegung dazu, um zu bemerken, daß die Ueberzahl der Mitglieder die Wirksamkeit einer berathenden Körperschaft viel leichter schwächt, als es die Kleinheit ihrer Zahl bewirkt. Die Zahl 236 reicht vollständig aus, um die Führer rechts und links mit dem nöthigen Chor zu staffiren.

Unermeßlich ist aber der Vortheil für die Volkspolitik, daß sie ihre Kraft, ihr Interesse auf ein einziges Centrum, auf einen einzigen übersichtlichen Kreis von Personen richten und beides in einer einzigen Wahlmethode zur Geltung bringen kann; daß sie vor Zersplitterung, vor Erschlaffung bewahrt bleibt.

Groß ist der Vortheil für die Regierungspolitik. Es mag die Meinung bestehen, aus der Zersplitterung öffentlicher Aufmerksamkeit, aus der Unsicherheit der auf die Wahlen gewandten Mühe, aus dem Antagonismus der Vertretungen erwachse der Regierung Stärke. Es genügt den Göthe'schen Spruch anzurufen: „Entzwei' und gebiete! Tüchtig Wort; verein' und leite! Beßrer Hort." Die Regierung bedarf heute der einheitlichen und gesteigerten Volkskraft, den Werken einer großen und nationalen Politik willig zu dienen, diese Werke hingebend, nachhaltig, unermüdlich zu unterstützen. Da ist das „theil' und herrsche" nicht am Ort. „Verein' und leite," ist der Hort.

Politische Correspondenz.

Berlin, den 8. Juli.

Noch ehe der Jahrestag der Schlacht von Königgrätz wiederkehrte, ist es Preußen gelungen, die großen politischen und wirthschaftlichen Organisationen zum Abschluß zu bringen, zu denen die Siege in Böhmen und am Main freie Bahn bereitet hatten. In der Rede, mit welcher die Regierung die preußischen Kammern am 24. Juni entließ, konnte zu gleicher Zeit die bevorstehende Publication der norddeutschen Bundesverfassung und die Neubegründung des Zollvereins im Anschluß an jenen Bund angekündigt werden.

Seit dem 16. und 17. April, den Tagen der Entscheidung über die Reichsverfassung, ist in der That kein Ereigniß eingetreten, welches an Bedeutung für unser nationales Leben der Uebereinkunft vom 4. Juni gleichkäme. Dieser Vertrag wird zur unauflöslichen Verbindung von Süd und Nord eine stärkere Klammer bilden, als selbst die Schutz- und Trutzbündnisse vom August v. J. Denn solche Bündnisse enthalten nur ein Gelübde für die Zukunft, deren verführerische Wechselfälle Niemand vorausahnen kann, der Zollvertrag aber schafft eine Institution für die Gegenwart, die periodisch in Wirksamkeit tritt, schafft einen parlamentarischen Boden, auf dem die Bevölkerungen sich zusammenfinden, ihre Gegensätze ausgleichen, ihr Gemeingefühl beleben und den untrennbaren Zusammenhang der deutschen Nation vor den Augen des Auslandes sichtbar darstellen können.

Wir halten diesen Theil der organisatorischen Wirksamkeit des Grafen Bismarck für besonders verdienstvoll. Mit scharfer Voraussicht hatte er sich schon in den Friedensverträgen vom vorigen August die Mittel reservirt, um diesen Sieg der nationalen Politik zu erringen. In jenem Artikel, der die bisherigen Zollverträge mit den süddeutschen Staaten nur unter der Maßgabe halbjähriger Kündigung verlängerte, lag die Handhabe, um diese Staaten aus der „internationalen Selbständigkeit“ herauszureißen, welche Frankreich in dem Prager Frieden für sie stipulirt hatte, um sie in die „nationale Verbindung“ hineinzuziehen, deren Verwirklichung man dem freien Willen ihrer Dynastien nicht überlassen konnte. Freilich durfte Graf Bismarck nicht so weit gehen, als der Congreß der deutschen Volkswirthe in Braunschweig mit zu wenig Rücksicht auf die europäischen Verhältnisse und auf die Widerstandskräfte des Südens verlangte; er durfte weder für jetzt, noch für das Jahr 1870 das Verbleiben im Zollverein von dem Eintritt in den norddeutschen Bund abhängig machen. Vielmehr das Unfertige, Flüssige unserer nationalen Zustände mußte sich auch in den unfertigen provisorischen Formen ausdrücken. Es mußte vor der Hand genügen, den Zollverein aus seiner Erstarrung zu lösen, seine Organisation an die Reichsverfassung anzulehnen, den Süden wenigstens auf Einem Gebiet in den Strom des parlamentarischen Lebens der Nation zu ziehen. Welch ein unerhörter, die Kräfte der Regierungsbeamten wie der Volksvertreter bis zum Aeußer-

sten anspannender Apparat, — dieses Zollparlament neben dem Reichstag, der Reichstag neben den preußischen Kammern und zwanzig Einzelvertretungen! Gewiß, daß dieser Apparat sich vereinfachen muß, im Norden durch die Mediatisirung der, wie die Waldeckschen Stände noch jüngst nachwiesen, unhaltbar gewordenen Kleinstaaten, im Süden durch die Agitation der Bevölkerungen für Verschmelzung von Zollparlament und Reichstag. Aber dieser Uebergang von provisorischen und schwerfälligen in definitive und einfache politische Formen wird nicht durch äußeren Zwang, sondern nur durch die Logik der Dinge und durch die Fortbildung der nationalen Idee in den Gemüthern der Süddeutschen bewirkt werden können.

Die Lösung der Zollfrage erfolgte mit überraschender Schnelligkeit; am 28. Mai ergingen die Einladungen an die süddeutschen Minister, am 3. und 4. Juni unmittelbar vor der Abreise des Grafen Bismarck nach Paris fand die Conferenz statt. Der Entwurf, den Preußen vorlegte, setzte an die Stelle des liberum veto der Vereinsstaaten den Mehrheitsbeschluß der Regierungen und der Volksvertretung, oder — da die Stimmenzahl der ersteren nach derselben Norm wie im Bundesrath festgestellt werden und die süddeutschen Abgeordneten an die Mitglieder des Reichstages sich anschließen sollten — den Mehrheitsbeschluß des verstärkten Bundesraths und verstärkten Reichstags. Preußen erhielt die Stellung als leitende Präsidialmacht und ein Veto für den Fall, daß es sich für Aufrechthaltung bestehender Einrichtungen erkläre. Diese Befugniß war gerechtfertigt durch das ungünstigere Stimmenverhältniß, in welches es durch den Zutritt der süddeutschen Stimmen zu denen des Bundesraths gerieth. Die frühere Kündigungsfrist der Zollvereinsverträge wurde beibehalten; auch war die Zuständigkeit des neuen gemeinschaftlichen Organs genau auf die Gesetzgebung über das Zollwesen und einzelne Verbrauchssteuern beschränkt. Für die Ratification der Uebereinkunft war bis zum 25. Juni Frist gegeben. — Baden und, was bemerkenswerth ist, auch Würtemberg stimmten dem Entwurf sofort zu, Hessen-Darmstadt folgte, am 18. Juni unterzeichnete auch Bayern, nachdem es einzelne nicht erhebliche Abänderungen bewirkt hatte. Seine Stimmenzahl wurde von 4 auf 6 vermehrt, es erhielt bei Verträgen mit Oesterreich und der Schweiz die Theilnahme an den Vorverhandlungen zugesichert, und es setzte durch, daß die Volksvertretung des Vereins sich vom Reichstag durch den Namen „Zollparlament“ und durch selbständige Geschäftsordnung und Constituirung sichtlicher unterscheide. In der That bescheidene Ansprüche, durch die der Abbruch an Selbständigkeit, den die süddeutschen Staaten mit dem Eintritt in die neue Gemeinschaft erleiden, nur wenig vermindert wird. Wenn wir erwägen, welche Mittel die klerikale und die altbayersche Partei in Bewegung gesetzt hat, um diesen ersten Schritt zur Mediatisirung des Hauses Wittelsbach zu hintertreiben, so mögen wir dem Schicksal danken, daß es in dieser großen Zeit der nationalen Umgestaltung auf die süddeutschen Throne Fürsten setzte, die nicht zäh und starrsinnig genug sind, um den Einflüsterungen ihrer Umgebung und ihrer persönlichen Neigung auf jede Gefahr hin zu folgen. — Nach der Rati-

fication der Präliminarien vom 4. Juni ist am 26. Juni eine technische Conferenz zusammengetreten, um die Zollverträge den neuen Vereinbarungen gemäß umzugestalten. Ihre Arbeit ist jetzt vollendet und es leidet keinen Zweifel, daß mit dem 1. Januar der neue Vertrag und alsbald auch das Zollparlament in Wirksamkeit tritt.

Gleichzeitig mit diesen Verhandlungen ging Preußen damit vor, an seiner Nordgrenze eine Frage zu erledigen, welche länger hinauszuschleppen keineswegs im deutschen Interesse liegt. Bekanntlich mußten wir in Artikel 5 des Prager Friedens auf französisches Andringen das Zugeständniß machen, daß „die Bevölkerungen der nördlichen Districte Schleswigs, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollen.“ Diese übernommene Verpflichtung, die übrigens den Begriff „nördliche Districte“ völlig undefinirt läßt, ist bisher nicht erfüllt, weil die Mischung beider Nationalitäten — in Tondern und Apenrade, in Lygumkloster, Hadersleben und Christiansfeld wohnen nahe zur Hälfte Deutsche — eine reine Abscheidung unmöglich macht, und weil bei der Bestimmung der Grenze zwischen Staaten der Gesichtspunkt der Sprache und Nationalität überhaupt nicht allein entscheiden kann. Alsen und das Sundewitt sind zwar überwiegend von dänisch sprechender Bevölkerung bewohnt, aber sie gehören militärisch zu dem mittleren und südlichen Schleswig, weil sie im Besitz der Dänen die stets offenen Einfallsthore gegen jene Landstriche sein würden, während sie im Besitz der Deutschen nur defensiven Werth haben und weder Jütland noch das Inselreich bedrohen. Hier liegt die Schwierigkeit der Grenzregulirung. Von jenem unbelehrbaren Nationaldünkel angestachelt, der schwache und zurückgekommene Völker am meisten zu beherrschen pflegt, fordern die Dänen, wie noch kürzlich die Adresse des Volks- und Landthings andeutete, eine reine Abtrennung nach der Mehrheit der Stimmen, wodurch sie bis südlich von Flensburg vorzurücken hoffen. Ihre demokratische Presse speculirt auf europäische Zwischenfälle, auf die Wiedererstarkung Oesterreichs und die habsburgisch-napoleonische Allianz. Allerdings eine zweifelhafte Hoffnung, denn weder Frankreich, das den Wiener Frieden und die Eroberung von ganz Schleswig zuließ, noch Oesterreich, welches einer der Paciscenten bei jenem Friedensschluß war, haben Ursache mit besonderem Eifer für das Nationalitätsprincip an einer Stelle einzutreten, wo sie es früher verletzten oder seine Verletzung geschehen ließen. Gleichwohl dürfen wir nicht zugeben, daß die Dänen sich auf's Warten legen; es ist unbehaglich, einen Streitpunkt in der Schwebe zu lassen, der zu ungünstigerer Zeit von unsern Gegnern ausgebeutet werden kann; auch kommen wir in Schleswig nicht früher zur Ruhe, bis eine definitive Grenze gezogen ist, die der Agitation jede weitere Aussicht benimmt. Die Frage ist nur, wie wir die Dänen aus ihrer Zögerungspolitik herauszwingen. Die Einleitung dazu ist jetzt gemacht. Preußen hat an das Kopenhagener Cabinet die beiden Vorfragen gerichtet, welche Garantie es für den Schutz der auf dem abzutretenden Territorium wohnenden Deutschen biete und wie es sich zu der Uebernahme eines



verhältnißmäßigen Antheils der Schuldenlast verhalte. Hierauf hat der dänische Minister am 1. Juni auf die bestehenden Landesgesetze verwiesen und eine darüber hinausgehende Garantie als überflüssig und bedenklich verweigert. Die preußische Erwiderung vom 18. Juni wiederholt die beiden Vorfragen und erklärt, daß der Umfang des abzutretenden Terrains von ihrer Beantwortung abhängen werde. Da die Antwort unzweifelhaft ungenügend ausfällt, so gewinnt Preußen dadurch das Recht, die Grenze so weit nördlich zu legen, daß die Zahl der der dänischen Discretion preisgegebenen Deutschen nicht zu groß wird. Man wird dem Kopenhagener Cabinet zugleich einen Termin setzen können, innerhalb dessen es sich zu entscheiden hat, ob es den betreffenden Landstrich nach vollzogener Abstimmung annehmen und dagegen auf weitere Ansprüche, die ihm direct und vertragsmäßig ohnedem nicht zustehen, verzichten will. Wird dies abgelehnt, so hat Preußen gegenüber dem Wiener Hof, der an diesem Punkt dem deutschen Gefühl am wenigsten entgegenhandeln kann, vielmehr sich günstig zu uns zu stellen scheint, öffentlich zu constatiren, daß seine im Prager Frieden übernommene Verpflichtung durch Dänemarks Schuld unerfüllbar geworden ist.

Die Abwicklung dieser Frage und der ruhige Fortschritt in der nationalen Arbeit, zu welcher im Reichstag und im Zollparlament jetzt die Bahn geöffnet ist, hängt davon ab, ob die allgemeinen europäischen Verhältnisse sich für Preußen im Sinne des Friedens befestigen. Wie sehr wir diesen Frieden wünschen, hat die Mäßigung unserer Regierung in dem Luxemburger Handel bewiesen. Wir stehen nicht, wie seiner Zeit Piemont, mit gezogenem Schwert da, begierig jeden Anlaß zum Dreinschlagen zu benutzen, bis der letzte deutsche Landstrich mit uns vereinigt ist. Unserem Naturell entspricht mehr die solide, als die leidenschaftlich hastige Arbeit. Wir sind bereit, uns in unseren Grenzen zu halten, bis der Bauer in Lüneburg und Ditmarschen ein loyaler preußischer Unterthan geworden ist. Aber allerdings der Prozeß der einheitlichen Verschmelzung Deutschlands wird unaufhaltsam vor sich gehen; keine irdische Gewalt vermag die Auferstehung der deutschen Nation zu hindern. Nur der Weg zum Ziel, nicht das Ziel, kann durch äußere Einflüsse wechseln. Je nachdem die Erkenntniß von der Unaufhaltsamkeit unserer Entwickelung oder der Wahn sie zu durchbrechen und die Eifersucht auf unsere steigende Macht bei unseren Nachbarn vorwiegt, werden wir in friedlicher Arbeit oder im blutigen Kampf zum Ziel gelangen.

Die öffentliche Meinung des französischen Volks, so weit sie sich in der Presse seiner Hauptstadt spiegelt, ist von jener Erkenntniß noch ziemlich fern. Sie lebt noch in den Ideen, die der Kaiser vor dem Ausbruch des Krieges in dem Brief vom 11. Juni aussprach — Dreitheilung Deutschlands und Compensation, wenn das sogenannte Gleichgewicht gestört werde —, in die erhabenen geschichtsphilosophischen Betrachtungen, die er, von den Thatsachen belehrt, im September durch Lavalette verkündete, vermag sich ihr herrschsüchtiger Egoismus nicht zu finden. Der Kaiser beugte sich vor der „unwiderstehlichen Macht, welche die Völker drängt, sich zu großen Gestaltungen zu vereinigen;" Angesichts des ungeheuren Wachsthums Rußlands und Amerikas ahnte er in dem Stre-

ben der mitteleuropäischen Nationen, sich zusammenzuschließen, eine Voraussicht der Weltgeschichte; er erkannte die Wahrheit an, „daß die Größe eines Landes nicht von der Schwächung der Völker, welche es umgeben, abhängt," und er sah „das wahrhafte Gleichgewicht nur in den befriedigten Wünschen der Völker Europas." Aber die Parteien blieben unempfänglich für diese Resignation; die Demokratie hält an dem Dogma der natürlichen Grenzen, die Orleanisten lassen sich den Irrthum des Kaisers, der Preußen unterschätzte, nicht entgehen, selbst die Redner der Tierspartei gebehrden sich, als wollten sie für die Erhaltung des französischen Uebergewichts sich in die Wechselfälle eines Krieges stürzen, dessen Verantwortung sie vor der Hand nicht zu tragen haben. Aus der Nachgiebigkeit gegen diese Unruhe der Parteien, gegen das Wundfieber der verletzten Eitelkeit gingen die Fehler hervor, die der Kaiser am 5. August v. J. und in dem Luxemburger Handel beging. Indessen jene Nachgiebigkeit findet ihre Grenzen in der Lage Europas, in den Allianzaussichten und in den militärischen Verhältnissen. So weit hält Louis Napoleon auch nach dem tragischen Verhängniß, mit welchem sein mexicanisches Abenteuer abschloß, die Zügel noch in der Hand, daß er trotz des Geschreies der Parteien dem Kriege ausbiegt, wenn ihm nach vernünftiger Erwägung die Wahrscheinlichkeit des Sieges fehlt. Als er im August v. J. sich überreden ließ, als Compensation das Dreieck zu fordern, welches sich von Luxemburg nach Mainz und Landau erstreckt, steckte er die entschiedene Weigerung Preußens ruhig ein, weil dieser Staat 620,000 Mann unter Waffen hatte; er desavouirte seinen Gesandten Benedetti und Drouin de L'huys nahm seinen Abschied. Auch der Verlauf des Luxemburger Handels spricht für die Neigung Louis Napoleon's, Frieden zu halten. Aus den im Juni veröffentlichten Actenstücken ergiebt sich, daß die Behauptung des Moniteur, Frankreich habe jene Sache nicht angeregt, allerdings begründet ist. Sie wurde ihm durch den holländischen Hof entgegengetragen, der aus Beschränktheit oder Bosheit Preußen beschuldigte, daß es zur Vervollständigung seines Handels- und Militärsystems die Niederlande an sich fesseln wolle, und der den Preis sofort außerordentlich nahe legte, welchen er für den Schutz gegen jene eingebildeten Gefahren zu zahlen bereit sei. Diesem Angebot konnte die französische Begehrlichkeit nicht widerstehen. Aber bezeichnend ist es nun, wie sehr Herr von Moustier besorgt ist, die Verhandlungen auf das strengste geheim zu halten, und wie dringend er verlangt, die Verständigung mit Preußen der Initiative des französischen Cabinets zu überlassen. Diese Aengstlichkeit läßt kaum eine andere Deutung zu, als daß Frankreich die Angelegenheit wiederum nur versuchsweise und in der Hoffnung aufgenommen hatte, Preußens Zustimmung auf dem Wege freundschaftlicher Ueberredung zu erlangen. Hatte Preußen nicht ein Interesse, mit einem geringen Opfer die aufgeregte Stimmung der großen Nation zu beschwichtigen, seine guten Beziehungen mit Paris zu befestigen und so die eigenen Erwerbungen zu sichern? Aber diese Rechnung konnte fehlschlagen, und für den Fall gab nur das Geheimniß, in welches die Verhandlungen gehüllt blieben, die Möglichkeit, die Sache fallen

zu lassen, das Geschäft ohne das Eingeständniß einer Niederlage vor dem Publicum zu verleugnen.

Als nun die Unruhe des bösen Gewissens den König von Holland doch dazu treibt, sein Schweigen zu brechen, ist der Unwille und die Verlegenheit in Paris sehr groß; Herr von Moustier verzichtet sehr bald auf die territoriale Vergrößerung und zieht sich auf die Forderung zurück, die Holland sogleich nach der Auflösung des Bundestags gestellt hatte. Die Kriegsgefahr war da, weil bei der Aufregung der Geister Louis Napoleon es kaum mehr wagen konnte, einen vollen diplomatischen Rückzug anzutreten. Aber die Depeschen aus dem Monat April beweisen, daß er den Bemühungen der vermittelnden Mächte aufrichtig Erfolg wünscht, daß er ihre Thätigkeit wiederholt anregt und ohne Zögern jeder Combination zustimmt, welche einen leidlichen Vergleich zu versprechen scheint. Die Acte vom 11. Mai war das Ergebniß einer weisen Mäßigung Preußens, aber zugleich des sichtbaren Wunsches Louis Napoleon's, aus einem Conflict, den er nicht gewollt hatte, mit dem Anschein eines Erfolges herauszukommen.

Die glänzenden Feste in Paris können die bedenkliche Lage nicht verdecken, in welcher sich der Kaiser augenblicklich befindet. Vom französischen Standpunkt aus lud er im vorigen Sommer eine Schuld auf sich, indem er Preußen walten ließ, bis es seinen Gegner vernichtet hatte. Seine Schuld war ein Irrthum, ein Rechnungsfehler, den ganz Europa mit ihm theilte; aber die französische Selbstüberschätzung will nicht begreifen, daß der Fehler, nachdem er einmal begangen, nicht wieder gutzumachen war. Mit Einem plötzlichen Aufschwung war die Macht Preußens der Frankreichs gleich geworden, fortan muß jede französische Regierung, die nicht Hazard spielen will, sich bei ihrer Action gegen uns auf sichere Allianzen stützen, um unsere Kräfte zu theilen. Als die Luxemburger Verwickelung drohte, suchte man Italien und Oesterreich zu sich herüber zu ziehen. Victor Emanuel war bereit, an der Seite Frankreichs zu marschiren, plötzlich auf die Ordre von Paris forderte er den Baron Ricasoli auf, seine Entlassung zu nehmen. Aber auch das Ministerium Ratazzi erklärte den europäischen Höfen, daß es sich streng neutral halten wolle, — und wie wir glauben, war dies ernst gemeint, denn bei einer anderen Entscheidung drohte die Revolution. Herr von Beust hat seine Verdienste um die Erhaltung des Friedens weit über Gebühr gepriesen; im Grunde ermuthigte er die französischen Ansprüche, er erklärte das preußische Garnisonsrecht in Luxemburg für streitig und war mit der Combination bei der Hand, welche Frankreichs Begehren nach einem Territorialzuwachs durch belgische Grenzstriche befriedigen wollte. Aber welche verläßliche Stütze boten die geheimen Wünsche in Wien dem Pariser Cabinet, so lange es über die Haltung Rußlands im Rücken seines eventuellen Alliirten nicht im Klaren war? — Es ist ihm inzwischen Gelegenheit geworden, diese Klarheit zu erlangen, freilich nicht zum Vortheil aggressiver Pläne. Unsere Leser erinnern sich, wie am Schlusse der Londoner Conferenz die europäische Welt wieder aufathmete, entlastet von der Sorge vor einem

furchtbaren Völkerkrieg. Von dem Hof der Tuilerien ergingen zum zweiten Mal Einladungen an die Souveräne Europas zum Besuch der Weltausstellung; die persönliche Begegnung der gekrönten Häupter sollte die neue Aera des Friedens einweihen und befestigen. Auch der Czar Alexander nahm die Einladung an, nachdem er sich der Mitreise seines Oheims versichert hatte. In der Presse stritt man sich damals, ob die verwandten Fürsten zu gleicher Zeit oder nach einander in Paris erscheinen würden. Dieser Streit beruhte auf ceremoniellen Bedenken, die in den Tuilerien gegen die gleichzeitige Anwesenheit der beiden Herrscher aufgetaucht waren, die man aber auf gewisse Nachrichten aus Petersburg hin rasch fallen ließ. König Wilhelm ließ dann seinen Neffen einige Tage vorausreisen, und in diesen Tagen war man in Paris nicht müßig. Man sondirte, wie weit es möglich sei, Rußland durch Concessionen im Orient von uns abzuziehen; man wiederholte den Versuch, den schon früher eine Depesche des klugen Herrn von Beust gemacht hatte, und erbot sich zu einer Revision des Pariser Vertrags von 1856. Indeß für Rußland ist eine ernsthafte Aufnahme der orientalischen Frage jetzt noch zu früh, sein Eisenbahnnetz und seine Heeresorganisaton ist noch nicht vollendet, die Erschütterung der ländlichen Verhältnisse, welche mit der Aufhebung der Leibeigenschaft eintrat, noch nicht überwunden, auch hat es sich über den drückendsten Punkt des Pariser Vertrags — das Verbot am schwarzen Meer Seearsenale und eine größere Kriegsflotte zu halten — thatsächlich hinweggesetzt. Der diplomatische Feldzug, den Frankreich zusammen mit Oesterreich 1863 für Polen unternahm, hat in dem Gemüth des Kaisers Alexander länger nachgewirkt, als bei seinem damals so streitbaren Kanzler, Fürsten Gortschakoff. Genug, der Versucher wurde abgewiesen; man sah ein, daß die Intimität der Beziehungen zwischen den beiden Souveränen nicht zu lockern sei. Hiernach dürfen wir der Reise Franz Joseph's, wenn ihn wirklich der blutige Schatten seines Bruders nicht abmahnt politische Abenteuer zu suchen, mit geringerer Sorge entgegensehen. Die Gefahr einer europäischen Coalition liegt fern, so lange Rußland und Oesterreich, an Kraft sich nahezu aufwiegend, im entgegengesetzten Lager stehen.

Die französische Regierung ist im Begriff, ihre Armee zu reorganisiren; sie ist aber über die Prinzipien dieser Reorganisation noch nicht völlig entschieden, und noch weniger ist das Land und sind die Militärs mit ihr darüber einig. Sie hat die Berathung ihrer Reformpläne, die den gesetzgebenden Faktoren bereits vorliegen, jetzt zum Herbst vertagt. Die Rathschläge, welche die Fachleute ihr ertheilen, sind unter sich wieder in den Hauptpunkten entgegengesetzt. Man ist nur einig darüber, daß Uebelstände der ernstesten Art vorhanden sind, daß die Fundamente der Militär-Verwaltung und Verfassung umgestaltet werden müssen. Eine solche Zeit des Schwankens und Experimentirens ist nicht eben geeignet, die Armee ohne jede Noth in Eroberungskriege zu schicken

Die Schwäche Louis Napoleon's war von jeher die Finanzverwaltung. Die öffentliche Schuld wuchs unter ihm um Milliarden. Der Landescredit und die Steuerkraft wurden auf's Höchste angespannt, und gleichwohl fehlten die

Mittel eben da, wo sie unter einer gewissenhaften Verwaltung nicht fehlen dürfen. Die transatlantischen Unternehmungen, insbesondere die Expedition nach Mexico, verschlangen Hunderte von Millionen. Man nahm die revirements zu Hülfe, um die ungeheuren Summen vor der Oeffentlichkeit geringer darzustellen; man unterließ es, das Material der Zeughäuser und Arsenale rechtzeitig zu ergänzen. In Folge dessen mußte die Regierung in diesem Monat einen Supplementarcredit von 158 Millionen fordern, von denen gegen 80 Millionen lediglich zur Erneuerung verbrauchter Bestände bei der Landarmee verwandt zu sein scheinen. Während Preußen vermöge seiner geordneten Verwaltung die Lücken, welche ein großer Krieg reißt, bereits wieder ausgefüllt hätte und sich daher bis zu der friedlichen Wendung am 27. April völlig ruhig halten konnte, wurde in Frankreich jene Summe in überstürzten Ankäufen und Bestellungen verausgabt.

Mängel dieser Art lassen sich nun allenfalls mit finanziellen Opfern hastig ausgleichen, anders aber steht es mit den Uebelständen, welche die Stärke der Reserve, die Ausbildung der Truppen und die Zusammensetzung des Officiercorps u. s. w. betreffen. Wunderbarer Weise hat Louis Napoleon, der in seinen Schriften die sittliche Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht so wohl zu würdigen verstand, die französische Armee diesem Princip am weitesten entfremdet. Indem er 1855 das System der „Exoneration" einführte, d. h. einem jeden Franzosen die Wahl ließ, dem Staat statt des persönlichen Dienstes eine Geldsumme zu bieten, schwächte er den Gedanken der persönlichen Dienstpflicht mehr, als es die Conscriptionsgesetze der Bourbonen und Orleans gethan hatten. Aus der Dotationskasse, in welche die Loskaufssummen flossen, wurden der höhere Sold, die Prämien und Pensionen für die gedienten Soldaten welche von neuem capitulirten, für die Unterofficiere und die Subalternofficiere bestritten. Und hier enthüllt sich uns der Gedanke dieses Systems; er ist so sehr politisch als militärisch; es sollten dem Heere möglichst viel Berufssoldaten gewonnen, und die Interessen dieses Grundstocks der Armee an das Kaiserthum gefesselt werden. Aber die Folge war, daß die waffengeübte Mannschaft, über welche man im Kriegsfall gebot, genau um die Zahl der jährlich sich Loskaufenden zusammenschmolz, und daß der Geist der Armee durch die Menge der handwerksmäßigen für Geldgewinn und Pensionen dienenden Militärs herabgedrückt wurde. Jene Unzulänglichkeit der Reserve führte den Kaiser schon 1860 zu dem Versuch, einen Theil der Recruten, die sonst nicht eingestellt wären, drei Jahre hindurch je 3, 2 und 1 Monat einschulen zu lassen und sie dann zu beurlauben. So wurde die Masse der Reserve größer aber auf Kosten der Qualität. Unsere preußischen Officiere wenigstens, welche jene Truppen sahen, stellten ihren militärischen Werth nicht hoch. Der Reformentwurf, welcher der Kammer jetzt vorgelegt ist, führt nun jenen Versuch in großem Maßstabe weiter. Er will neben dem stehenden Heer, in welchem die Dotation und das Unwesen der alten Soldaten fortbestehen bleibt, eine Reservearmee schaffen, die zu zwei Drittheil aus flüchtig ausgebildeten Recruten bestehen würde. Die-

ses Project, in Verbindung mit der Einrichtung einer mobilen Nationalgarde, erinnert mehr an die levée en masse, als an unsere Reserve und Landwehr, die bekanntlich durch die Schule der Armee hindurchgegangen und vollständig ausgebildet sind. Die Militärs aller Farben sträuben sich denn auch gegen jene Scheinarmee, jene Improvisation aus halben Soldaten und halben Bürgern.

So sind die Grundlagen der französischen Armee der Discussion preisgegeben. Ihre heutige Stärke auf dem Kriegsfuß reicht nach der Ansicht der Regierung nicht aus, denn die Zahl von 758,000 Mann, welche in den Tabellen des Kriegsministeriums figurirt, ist weit übertrieben, sie würde schwerlich höher als auf 500—550,000 Mann gebracht werden können. Der sicherste Weg nun, dem Heere eine unerschöpfliche Reserve zu schaffen, ohne die Staatsfinanzen zu ruiniren, wäre die Verkürzung der bisher siebenjährigen Dienstzeit und die Einführung der allgemeinen, die gesammte Intelligenz des Volks dem Heere zuführenden Wehrpflicht. Aber diese schwerste aller Pflichten wagt man den bisher befreiten Gesellschaftsklassen nicht aufzulegen, auch hält man die dreijährige Dienstzeit für zu kurz, um den französischen Recruten zu discipliniren. Der Regierungsentwurf geht von 7 Jahren nur auf 5 Jahre activen Dienstes herab. Somit bleibt, da starke Aushebungen in Verbindung mit langer Dienstzeit finanziell unerträglich sind, nur zweierlei übrig: Entweder man setzt, wie die Regierung es thut, das bisher nie erprobte Experiment einer doppelten, auf verschiedener Vorbildung ruhenden Armee fort, oder man verzichtet darauf, wie die Mehrzahl der Militärs dies wünscht, dem Staate der allgemeinen Wehrpflicht an Zahl der ausgebildeten Mannschaft gleich zu kommen.

Diese flüchtigen Andeutungen über das Heerwesen der Franzosen mögen hier genügen. Die Kritik ihrer Militärschriftsteller, besonders Trochu's, greift viel weiter, sie tadelt die veralteten für den Krieg unbrauchbaren Formen des Exercitiums, der taktischen Schulung des Soldaten, die Schwerfälligkeit der Reglements, die Zurückstellung der wichtigsten Waffe, der Infanterie, bei der Vertheilung der Recruten, die Ueberfüllung der Subalternofficierstellen mit Leuten, welche der Pension willen dienen, den Mangel an Zusammenhang zwischen den Truppenkörpern, die ohne den festen Verband von Brigade, Division und Armeecorps bis zum Ausbruch des Krieges einander fremd bleiben u. s. w. Alles zusammengefaßt zeigt sich hier ein hoher Grad von Reformbedürftigkeit. Eine Armee aber ist ein Organismus, dessen Entwickelung, einmal in eine falsche Richtung gedrängt, nicht durch plötzliche und mechanische Mittel umzulenken ist. Die Reserve-Armee und die mobile National-Armee mag vielleicht noch in diesem Jahre durch Gesetz dekretirt werden, aber in volle Wirksamkeit können diese Institutionen erst in 4—8 Jahren treten. Man kann binnen Jahresfrist eine halbe Million Chassepotgewehre anschaffen, aber unmöglich ist es, in so kurzer Frist den Soldaten an die veränderte Taktik zu gewöhnen, die zum Gebrauch solcher Waffe gehört. So läßt sich der Vorsprung, den das preußische Heer durch die Arbeit von Jahrzehnten gewonnen hat, nach keiner Richtung hin mit eifersüchtiger Hast in Monaten einholen.

Unter diesen Umständen deuten auch wir die Rede, welche Louis Napoleon am 1. Juli im Industriepalast hielt, in friedlicher Weise. Es ist wahr, „die edle Empfindlichkeit" der französischen Nation „ist keineswegs danach angethan, ein Gegenstand der Furcht für die Ruhe der Welt zu sein." Der persönliche Wunsch des Kaisers, „mit den fremden Nationen in Frieden zu leben," wird seinem Volke gegenüber durch die veränderten Machtverhältnisse Europas unterstützt, und ehe dieses von dem blinden Haß deutschfeindlicher Parteien aufgehetzte Volk in den Stand gesetzt ist, den Frieden mit Aussicht auf Erfolg zu brechen, wird, so hoffen wir, das deutsche Parlament und das deutsche Königthum constituirt sein.

Notizen.

Die Theilnahme, die wir den früheren Bänden der Memoiren Arnold Ruge's auch in diesen Jahrbüchern geschenkt, legt uns eine kurze Anzeige auch des jüngst erschienenen Bandes derselben („Aus früherer Zeit." Von Arnold Ruge. Vierter Band, Berlin 1867) auf. Nicht ohne Besorgniß sahen wir der Darstellung desjenigen Lebensabschnitts des Verfassers entgegen, der ihn zum Hegelianer und das Interesse an dem Hegel'schen System zum bestimmenden seines Lebens, Schreibens und Wirkens machte. Wir mußten wohl befürchten, daß hier die lehr- und streithafte Natur des Mannes es über das erzählende Element, über das erinnernde Geplauder, wie es anmuthig namentlich im ersten und dritten Bande herrscht, davontragen werde; wir waren auf viel Raisonnement und auf manche Wiederholung gefaßt. Der über 600 Seiten starke neue Band liegt nun vor uns, und wir müssen sagen: diese Fortsetzung ist um Vieles schlimmer ausgefallen als wir uns je vorstellen mochten! Das Buch eröffnet mit einer Apostrophe des Verfassers an seine Landsleute, in der er das neue Beginnen rechtfertigt. Die günstige Aufnahme, welche seine Jugendgeschichte gefunden, habe ihn ermuthigt, ja sie lege ihm die Ehrenpflicht auf, dasjenige, was von nun an den Inhalt seines ganzen Daseins gebildet, den in der Philosophie sich zusammenfassenden Geist der Zeit in eben dieser seiner philosophischen Gestalt vor dem Leser auszubreiten. Paulo majora canamus! Es handelt sich um nichts Geringeres als um eine, wo möglich gemeinverständliche Darstellung der griechischen und der deutschen Philosophie. Gewiß nun, wir ehren die Zähigkeit und Treue, mit welcher der Mann in immer neuen Variationen das Alte, ihm unendlich Wichtige, Einzige vorträgt, mit welcher er die Verkündigung desselben als das Geschäft seines Lebens treibt; auch sind wir nichts weniger als Verächter, wir sind Verehrer dieser geistigen Arbeit vergangener Tage. Allein es ist eine optische Täuschung, in welcher der Verfasser sich befindet, wenn er in den Gedanken, die er darstellt, in der Systematik und

Dialektik der Hegel'schen Philosophie die treibende Macht auch der Gegenwart und Zukunft zu erblicken glaubt. Andere Gedankenkreise, andere Bedürfnisse und Interessen haben längst diese Weltansicht sammt ihrem ethischen und religiösen Hintergrunde zerrissen. Am allerwenigsten ist dieselbe in der Ruge'schen Fassung der lebendige Pulsschlag der Gegenwart. Denn roher und umstandsloser sind niemals Ideen zu Stichwörtern eines unüberlegten praktischen Reformeisers umgewandelt worden. Mit dem plumpsten Dogmatismus bekennt sich Ruge zu dem Ganzen des Systems, um mit ebenso plumper Kritik dasselbe an den beiden Punkten zu durchlöchern, wo sein Radicalismus an den Ueberzeugungen des Meisters Anstoß nimmt — an dem religionsphilosophischen und dem politischen Theil der Lehre. Durch verdoppelten Cynismus corrigirt er die sophistische Uebercultur des Systems; er ist ein fanatischer Neuerer mit dem allerdicksten doctrinären Zopf. So schleppt er den Leser durch alle Paragraphen der Hegel'schen Encyklopädie durch; wie ein Schulmeister nimmt er mit ihm ein Repetitorium der Hegel'schen Sätze und leider auch der verba magistri vor, um dann auf einmal mit ein paar kecken dialektischen Handgriffen Alles auf den Kopf zu stellen und in wildem Naturalismus den Fortschritt und die Freiheit quand même zu predigen. Und er erzählt nun, wie er es schon im sechsten Bande seiner sämmtlichen Werke erzählt hat, die Geschichte von der Gründung der Hallischen Jahrbücher, ihrer Uebersiedelung nach Dresden, ihrer endlichen Unterdrückung durch die sächsische Regierung. Ohne Zweifel ein bedeutsames Capitel der Geschichte des deutschen Geistes, nur nicht ganz so bedeutend und einzig wie der Urheber dieser litterarischen Bewegung sich selbst überredet hat. Von seinem Gesichtspunkt aus ist die große Umgestaltung Deutschlands, die wir seit dem Jahre 1866 erleben, nur der Anfang zur Erfüllung der Verkündigungen und Forderungen, welche einst die radicale Jugend, die Genossenschaft der Hallischen Jahrbücher proclamirt hat. Es ist der Segen solcher großen weltgeschichtlichen Ereignisse, daß sie auch die Mißvergnügten, die mit dem Vaterland Ueberworfenen versöhnen und von Neuem orientiren; es ist erfreulich, und mag Manchem unserer Demokraten daheim zum Beispiel dienen, daß in diesem hartköpfigsten und doctrinärsten Idealisten so viel gesunder praktischer Sinn sich erhalten hat, daß er so redenden Thatsachen und Erfolgen sich beugt —: allein, daß die heutige Gestalt der deutschen Dinge durch eine noch ganz andere, verschlungenere Dialektik, durch noch ganz andere geistige und sittliche Mächte zu Stande gekommen ist, als durch die, von denen er allein zu reden weiß, das ist Niemandem verborgen, der der geschichtlichen Entwickelung der Gegenwart mit geschichtlichem und nicht blos logischem Verständniß gefolgt ist. Zu bedauern ist es, daß der tendenziöse Zug, der die ganze Darstellung des vorliegenden Bandes beherrscht auch diejenigen Partien verkümmert hat, in denen der Verfasser zu dem rein Biographischen zurückkehrt. Die persönlichen und gemüthlichen Beziehungen treten viel mehr als in den früheren Theilen zurück; was das Buch von Reibungen und Conflicten unseres Philosophen mit Professoren und Ministern, mit Behörden und „andern Philistern" erzählt, das

erzählt es in der ausschließlichen Absicht, um zu zeigen, „daß die Mächtigen dieser Erde nur die Hofnarren der Philosophie sind oder die Kreisel, die wir mit der Pritsche unseres Geistes umtreiben.“ Wie es bei der Anwendung dieses sublimen geschichtsphilosophischen Princips auf den Anekdotenstil unseres Erzählers ergehen muß, läßt sich denken. Die Geschichte wird zur Schnurre, die Menschen werden zu Carricaturen. Man sieht dem guten Portrait, auch ohne das Original zu kennen, die Aehnlichkeit an: man sieht es den Ruge'schen Erzählungen auch ohne nachspürende Kritik an, daß sie philosophisch-humoristische Mythen sind, die überdies den Fehler haben, daß ihre Pointen sich immer um dasselbe eintönige Motiv drehen. Was es geben wird, wenn nun gar unser Verfasser, wie er zum Schluß verspricht, in einem folgenden Bande uns die Geschichte der „praktischen Befreiung des Weltgeistes,“ d. h. die Geschichte der Revolution von 1848 darstellen wird, das ist unschwer vorauszusehn. Seine Pariser Erlebnisse und Erfahrungen hat er bekanntlich der Welt schon früher — im fünften Bande der sämmtlichen Werke — mitgetheilt. So wenig wie uns seine Geschichte der Philosophie belehrt hat, so wenig gelüstet uns nach seiner Revolutionsgeschichte. Auf alle Fälle wird er sich gefaßt machen müssen, daß das Publicum, welches die früheren Theile seiner Memoiren mit Vergnügen gelesen, sich mehr und mehr zurückzieht. Die Deutschen sind in der That von dieser Seite her — um seinen eigenen Ausdruck zu brauchen — von Tage zu Tage immer „unverbesserlicher“ geworden.

Eine jüngst erschienene Schrift: „Die Eigenthümlichkeiten Schleswig-Holsteins. Von Otto de Grahl. Hamburg 1867“ giebt auf wenigen Seiten ein übersichtliches Bild der bisherigen Verwaltungs- und Rechtszustände in den Elbherzogthümern. Niemand wird der Darstellung vorwerfen können, daß sie die geschilderten Zustände in's Grelle male. Im Gegentheil, ohne sich an der Wahrheit zu vergehen, hätten die Farben durchgehends kräftiger sein dürfen, wie Jeder bezeugen wird, der sich in den inneren Verhältnissen Schleswig-Holsteins früher einmal umgesehen hat. Dem Leser aber, welcher diese Zustände zum ersten Mal überblickt, wird sich die Frage aufdrängen, ob es möglich gewesen, daß Vertheidiger der „berechtigten Eigenthümlichkeiten“ Schleswig-Holsteins aufgestanden sind. Der schleswig-holsteinische Partikularismus ist indeß eine beglaubigte Thatsache und wenn nicht alle, doch viele der dortigen Partikularisten sind Anhänger der „berechtigten Eigenthümlichkeiten,“ d. h. der in unserer Schrift geschilderten Zustände. Denn andere Eigenthümlichkeiten des öffentlichen Lebens wird Niemand dort aufzufinden im Stande sein.

Wenn nun die Verwaltungs- und Rechtszustände Schleswig-Holsteins, wie sie bis zu den jetzt von Preußen begonnenen Reformen waren, in hohem Grade verrottet und erbärmlich genannt werden müssen, so ist ein, solche Verhältnisse

zu bewahren beflissener Partikularismus eine Erscheinung, welche der Erklärung bedarf. Die Erklärung liegt aber in Folgendem.

Die natürlichen Verhältnisse der Herzogthümer, d. h. Bodenbeschaffenheit, Handelslage u. s. w., sind so überaus günstig, daß auch bei der größten staatlichen Verwahrlosung Wohlstand und sociales Behagen bis zu einem gewissen Grade dort haben entstehen können. Man denke sich einen unverwüstlichen Körper einer noch so verkehrten Lebensregel unterworfen: der Körper wird lange nicht die Kraft und Schönheit erlangen, deren er fähig ist, aber er wird seine mangelhafte Entwickelung zuletzt für Natur halten. So erreicht die sociale Blüthe der Herzogthümer bei weitem nicht die Höhe, zu welcher die Bedingungen vorhanden sind und welche erreicht werden muß, damit jene Landschaften der deutschen Gesammtheit leisten, was sie ihr schuldig sind. Aber die einzelnen, theils verkümmerten, theils ausgearteten Elemente hatten sich doch so einzurichten gewußt, daß sie in dem hergebrachten Zustand ohne allzufühlbaren Druck eine gewisse Periode nebeneinander bestehen konnten.

Lange wäre es freilich auf keinen Fall mehr gegangen. Oder sind das erträgliche sociale Zustände, wo auf einem so kleinen Raume hier über die Unerschwinglichkeit der Armenlast, dort über Mangel an Arbeitskräften geklagt wird, so daß eine Dienstboteneinwanderung aus Schweden veranstaltet werden muß? Sind das erträgliche Zustände, wo eine Erhöhung der Steuerlast unmöglich schien, andererseits aber alle öffentlichen Zwecke auf das Mangelhafteste versehen waren? Wo die Beamten so gut gestellt waren, wie kaum auf einem zweiten Flecken der Erde, wo es aber an Nachtwächtern und Polizeidienern fehlte, um der nothdürftigsten Sicherheit zu genügen? Wo die Sporteln für jeden Verwaltungsakt, ja für die einfachste Schreibesache, der Justiz ganz zu geschweigen, einen Umfang erreichten, daß man immerfort an den sportulirenden Sheriff des englischen Mittelalters erinnert wird?

Wenn es nun trotzdem in den Herzogthümern zahlreiche und unerschütterte Anhänger der hergebrachten Zustände gab und giebt, so erklärt sich dies einestheils, wie anderwärts, aus dem Egoismus der bevorzugten Elemente, anderntheils aber nach dem Obigen aus der im Vergleich mit Ländern ähnlicher Beschaffenheit, z. B. Mecklenburg, durchschnittlich viel besseren Lage der leidenden Theile. Denn wo die Ungesundheit noch nicht an dem bis zur Unerträglichkeit gesteigerten Leiden einzelner Theile, sondern nur erst an der verhältnißmäßigen Schwäche des Ganzen hervortritt, da wird sie übersehen und verkannt, selbst von den Leidenden aus Kurzsichtigkeit verkannt, so lange dieselben noch etwas zu verlieren haben.

Lehrreich ist es nun, durch die Kenntniß der socialen Zustände das Verständniß der politischen Parteiungen zu vervollständigen, welche in den Herzogthümern entstanden sind, seitdem diese Länder in die geschichtliche Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts eingetreten.

Die dänischen Angriffe auf die Selbständigkeit der Herzogthümer gingen aus verschiedenartigen Beweggründen hervor, hatten demgemäß nicht ein und

dasselbe Ziel vor Augen und befolgten nicht dieselbe Methode. Zuerst waren die dänischen Operationen von einem dynastisch-absolutistischen Interesse geleitet, dessen Ziel der dänische Gesammtstaat war. Später trat die nationale Propaganda in den Vordergrund des politischen Handelns mit ihrem „Dänemark bis zur Eider."

Das national-propagandistische Interesse war zugleich ein demokratisches; es wollte die mächtige Aristokratie der Herzogthümer stürzen, um des Einflusses dieser Aristokratie auf den dänischen Hof und Staat sich für immer zu erwehren. Daneben aber war die nationale Propaganda auch nicht wenig lüstern nach den fetten Pfründen, geistlichen und weltlichen, des reichen Landes Schleswig.

Den verschiedenartigen Angriffsmotiven standen auf Seiten der Herzogthümer ebenso verschiedenartige Vertheidigungsinteressen gegenüber. Es gab ein ideales Gefühl des Zusammenhanges mit der deutschen, politisch noch nicht gegründeten Nationalität. Dieses Gefühl, das in den thatsächlichen Verhältnissen noch keine Nahrung fand, wurde namentlich von der Universität Kiel aus geweckt und verbreitet. Es gab ein Interesse des Adels, seine bevorzugte sociale Stellung und wo möglich seinen politischen Einfluß auf den Mittelpunkt des Staatswesens zu behaupten. Es gab ein Interesse der einheimischen Beamten, sich nicht durch Fremdlinge aus ihren reichen Stellen verdrängen zu lassen, und es gab einen von politischen Gesichtspunkten wenig beeinflußten Instinkt des Volkes, sich nicht durch hungrige, frivole, mit den Landesverhältnissen unbekannte und durch keinerlei Vorzüge ausgezeichnete Fremdlinge ausbeuten zu lassen.

Der ideale Wunsch, der eines Tags erstehenden politischen Nationalität Deutschlands anzugehören, mußte zu der Forderung kommen „los von Dänemark." Die anderen Vertheidigungsinteressen mochten einem Zusammenleben mit Dänemark auf leidliche Bedingungen geneigt bleiben. Die Aristokratie mußte ein solches Zusammenleben sogar zu der unaufgeblichen Voraussetzung ihrer Abwehr machen. Von einer, wie immer gearteten Vereinigung mit Deutschland konnte sie weder für ihre politische noch für ihre sociale Stellung dasselbe hoffen, wie von einer die inneren Verhältnisse der Herzogthümer unberührt lassenden Verbindung mit Dänemark. In dieser Stellung des Adels liegt die Erklärung, warum die Ritterschaft, d. h. der als Corporation constituirte alte Landesadel, den dynastisch-absolutistischen Angriffen der dänischen Krone auf die Herzogthümer einen kaum merklichen, den eiderdänischen Angriffen dagegen einen ziemlich nachdrücklichen Widerstand entgegengesetzt hat, ohne jedoch das dynastische Band jemals trennen zu wollen.

Der Sieg der eiderdänischen Partei zu Kopenhagen im Jahre 1848 drang den Herzogthümern den Versuch einer selbständigen Organisation und sogar eines bewaffneten Widerstandes gegen die eiderdänischen Angriffe, jedoch ohne Lösung des dynastischen Bandes, auf. Damals drang ein neues Parteielement in die Herzogthümer ein: das doctrinär-demokratische.

Nach dem Scheitern der damaligen Erhebung fand sich der schleswig-hol-

steinische Adel den Angriffen der dänischen Demokratie ausgesetzt, während die einheimische Demokratie, für den Augenblick gebrochen, durch eine etwaige allgemeine Erhebung wieder zum Vorschein zu kommen drohte. Um so mehr richtete das Bestreben des Adels sich jetzt auf Erhaltung des dynastischen Bandes mit Dänemark, unter möglichster Selbständigkeit des Herzogthümer und unter sorgfältiger Bewahrung der in ihnen herkömmlichen feudalen Zustände. Die Trennung von Dänemark und die souveräne Constituirung des Landes mußte die demokratischen Elemente schon durch die erhöhten Forderungen an die Landeskraft in Bewegung bringen. Die augustenburgische Prätendentschaft galt dem Adel als die Brücke zur Demokratie.

Als im Jahre 1863 jene Prätendentschaft praktisch wurde, wandte sich der Adel dem Prätendenten nicht zu. Der Adel hoffte, so lange es ging, auf Personalunion mit Dänemark und wandte sich, als diese Hoffnung durch den Gang der Dinge mehr und mehr vereitelt wurde, nur nothgedrungen der preußischen Herrschaft in Form der Personalunion zu. Von der Personalunion mit Preußen hoffte der Adel, wenn nicht dieselbe glänzende Stellung, wie er sie zum dänischen Hof und Staat besessen, doch Schutz der feudalen Vorrechte. Von dem Sieg des einheimischen Prätendenten fürchtete er für die feudalen Vorrechte Alles und sah sich außerdem jede lockende Laufbahn abgeschnitten.

Die anderen Parteielemente der Herzogthümer schlossen sich anfangs sämmtlich dem Prätendenten an. Die Volksmasse, weil sie keine andere Befreiung von der dänischen Drangsal sah; die aus ethischem Bedürfniß Nationalgesinnten, weil sie die Verbindung mit Deutschland höchstens durch ein bundesstaatliches Band erhofften, dessen Voraussetzung die einheimische Souveränetät war; die Beamten, weil sie unter dieser Souveränetät auf die Fortdauer ihrer Sporteln und Pfründen rechneten; die Demokraten, weil sie aus dieser Souveränetät einen radikalen Mustercanton zu machen hofften.

So wie die Aussicht auf eine vollkommene staatliche Vereinigung mit Preußen sich in der Ferne zeigte, wurde diese Aussicht von einer kleinen Schaar der entschieden Nationalen ergriffen. Die anderen Parteielemente wurden sämmtlich partikularistisch. Die Volksmasse, weil ihr die Vereinigung mit Preußen zu fremdartig war, weil sie sich eben für den einheimischen Herzog begeistert hatte, und weil die egoistischen Partikularisten das Volk durch alle ersinnlichen Mittel mit Mißtrauen und Besorgniß gegen die Vereinigung mit Preußen erfüllten. Die allgemeine Wehrpflicht, die angebliche Steuererhöhung spielten unter den angewandten Schreckmitteln die Hauptrolle. Die Beamten wurden partikularistisch, weil sie mehr Arbeit und weniger Sporteln, strenge Disciplin und die Concurrenz talentvoller Bewerber fürchteten. Auch einige ideal Deutschgesinnte wurden Partikularisten aus doctrinärer Vorliebe für den Bundesstaat im Gegensatz zur territorialen Vergrößerung Preußens. Am heftigsten partikularistisch wurde die Demokratie, denn bei der Vereinigung mit Preußen schwand die Aussicht auf den Mustercanton mit dem nominellen Herzog an der Spitze. Der Adel wurde freilich nicht partikularistisch in Bezug auf eine im Lande zu etabli-

rende Dynastie, aber desto mehr in Bezug auf die möglichst locker zu knüpfende Verbindung mit Preußen.

Als das Jahr 1866 die Möglichkeit der Partikularsouveränetät beseitigt hatte, sehen wir eine Zeit lang die merkwürdige Erscheinung der Einigkeit aller Parteien, mit Ausnahme der entschieden national Gesinnten, im Sinne des Partikularismus. Partikularismus bedeutete nun nicht mehr die dynastische Selbständigkeit des Landes, sondern die Aufrechthaltung der berechtigten Eigenthümlichkeiten. Von dieser Aufrechthaltung erwarteten Adel und Beamte mit Recht, das irregeleitete Volk mit Unrecht den Schutz ihrer unmittelbaren Interessen. Von diesem Partikularismus erwartete die Demokratie die Möglichkeit einer künftigen separatistischen Bewegung und von letzterer die Aufrichtung des Mustercantons.

Seit wenigen Wochen erst bekundet die preußische Regierung den ernstlichen Willen, die „berechtigten Eigenthümlichkeiten" nicht aufrecht zu halten, sondern mit schonender Hand auszuschneiden. Seitdem beobachten wir die wiederum sehr merkwürdige Erscheinung, wie alle Parteien, die eben noch zur Aufrechthaltung der „berechtigten Eigenthümlichkeiten" verbunden schienen, in Gleichgültigkeit wetteifern, dieselben fallen zu sehen.

Diese überraschende Erscheinung erklärt sich daraus, daß das Gefühl der gänzlichen Unhaltbarkeit der einheimischen Verwaltung und Rechtszustände alle Parteien schon längst gleichsam wider Willen durchdrang. Theoretisch hätte man diese Unhaltbarkeit um keinen Preis zugegeben und sich nie über das an die Stelle zu Setzende vereinigt. Praktisch rührt man keinen Finger zur Vertheidigung des Unhaltbaren und läßt sich den octroyirten Ersatz ruhig gefallen.

Das lebendige Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem preußischen Staat wird die Bevölkerung der Herzogthümer freilich erst dann durchströmen, wenn die jetzige Reorganisation eine Zeit lang vollendet sein wird.

Zu wünschen ist aber, daß die preußische Regierung es vermeide, die Abstumpfung des Gefühls für öffentliche Dinge, welche die Folge der Verwirrung dieses Gefühls ist, zu vermehren.

Die Bevölkerung der Herzogthümer hatte in überwiegender Mehrzahl das ganze Gefühl ihres Widerstandes gegen Dänemark, das Gefühl der Bewahrung ihrer deutschen Nationalität und ihrer theuersten einheimischen Interessen, in der Anhänglichkeit an den Prätendenten concentrirt.

Die Bevölkerung sah den Prätendenten sich entrissen: ohne Zweifel zu Deutschlands und der Herzogthümer wahrem Glück. Das Gefühl aber, den auswärtigen Dränger besiegt und die deutsche Nationalität errungen zu haben, mußte man der Bevölkerung nicht verwirren noch verkümmern, um sie nicht in Sachen der öffentlichen Sittlichkeit, des Patriotismus, des Staats und Nationalgefühles für lange Zeit unheilbar abzustumpfen. Diese Verwirrung erfolgte aber, wenn man diejenigen einheimischen Elemente, welche den dänischen Drängern gedient hatten, welche der Bevölkerung mit Recht oder Unrecht — in solchen Fällen müssen auch die Vorurtheile geschont werden — als Landesver-

räther galten, ohne allen ersichtlichen Grund in die neugebildete Verwaltung berief.

Dieser Fehler ist zweimal begangen und nur einmal rückgängig gemacht worden.

Das erste Mal, als Preußen nach der Convention von Gastein die alleinige Verwaltung Schleswigs übernahm. Damals wurde der Fehler rückgängig gemacht. Er wiederholte sich aber, als Preußen beide Herzogthümer im vorigen Jahr in Besitz nahm. Möge er, wenn nicht rückgängig gemacht, doch auch nicht ausgebreitet werden. Dies ist ein dringendes Gebot der politischen Weisheit.

Die Herzogthümer sind nicht mehr in der Lage und Stimmung, Widerstand, auch nur moralischen, zu leisten, was ihnen auch geboten werden möge. Der preußische Staat aber hat ein dringendes Interesse, daß ein so wichtiger Erwerb, wie die Herzogthümer, ihm nicht wie ein abgestorbenes Glied, d. h. sittlich, wenn auch nicht physisch todt, am Leibe hänge.

Verantwortlicher Redacteur: W. Wehrenpfennig.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Kant in seinem Verhältniß zur Kunst und schönen Natur.

(Vortrag an seinem Geburtstage, 22. April, in der Universität zu Königsberg.)

Kant schließt seine Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen (1764) mit folgender Betrachtung: „Wenn wir zuletzt noch einige Blicke auf die Geschichte werfen, so sehen wir den Geschmack der Menschen wie einen Proteus stets wandelbare Gestalten annehmen. Die alten Zeiten der Griechen und Römer zeigten deutliche Merkmale eines ächten Gefühls für das Schöne sowohl als das Erhabene, in der Dichtkunst, der Bildhauerkunst, der Architektur, der Gesetzgebung und selbst in den Sitten. Die Regierung der römischen Kaiser veränderte die schöne sowohl als die edle Einfalt in das Prächtige und dann in den falschen Schimmer, wovon uns noch die Ueberbleibsel ihrer Beredtsamkeit, Dichtkunst und selbst die Geschichte ihrer Sitten belehren können. Allmählich erlosch auch dieser Rest des feineren Geschmacks mit dem gänzlichen Verfall des Staates. Die Barbaren, nachdem sie ihrerseits ihre Macht befestigten, führten einen gewissen verkehrten Geschmack ein, den man den Gothischen nennt und der auf Fratzen auslief. Man sah nicht allein Fratzen in der Baukunst, sondern auch in der Wissenschaft und den übrigen Gebräuchen. Das verunartete Gefühl, da es einmal durch falsche Kunst geführt war, nahm eher eine jede andere unnatürliche Gestalt als die alte Einfalt der Natur an, und war entweder beim Uebertriebenen oder beim Läppischen. Der höchste Schwung, den das menschliche Genie nahm, um zu dem Erhabenen aufzusteigen, bestand in Abenteuern. Man sah weltliche und geistliche Abenteurer, und oftmals eine widrige und ungeheuere Bastardart von Beiden." In diesem Sinne werden sodann Ritter, Mönche und geistliche Orden charakterisirt, die ersten namentlich als „eine seltsame Art von heroischen Phantasten, welche sich Ritter nannten und Abenteuer aufsuchten, Turniere, Zweikämpfe und romanische Hand-

lungen" (romanisch sagt Kant wie es scheint durchweg für romantisch).*) „Endlich nachdem das menschliche Genie von einer fast gänzlichen Zerstörung sich durch eine Art von Palingenesie glücklich wiederum erhoben hat, so sehen wir in unseren Tagen den richtigen Geschmack des Schönen und Edeln sowohl in den Künsten und Wissenschaften als in Ansehung des Sittlichen aufblühen, und es ist nichts mehr zu wünschen, als daß der falsche Schimmer, der so leichtlich täuscht, uns nicht unvermerkt von der edeln Einfalt entferne, vornämlich aber, daß das noch unentdeckte Geheimniß der Erziehung dem alten Wahne entrissen werde, um das sittliche Gefühl frühzeitig in dem Busen eines jeden jungen Weltbürgers zu einer thätigen Empfindung zu erhöhen, damit nicht alle Feinheit blos auf das flüchtige und müßige Vergnügen hinauslaufe, dasjenige, was außer uns vorgeht, mit mehr oder weniger Geschmack zu beurtheilen." (Ausg. von Rosenkranz u. Schubert IV. 461—463).

In dieser Betrachtung kann die unbedingte Geringschätzung, mit der sich Kant über die Kultur und Kunst des Mittelalters äußert, unmöglich befremden, da ja diese Ansicht damals durchaus die herrschende war. Eher kann die Zufriedenheit überraschen, mit der er auf die Blüthe des Geschmacks in den Künsten und Wissenschaften blickt, in einer Zeit, die wir gewohnt sind als eine der ödesten und unerfreulichsten Perioden in der ganzen Geschichte der Kunst anzusehen. Auch hat Kant in seinen nachträglichen Bemerkungen zu den Beobachtungen über das Schöne und Erhabene (etwa aus den Jahren 1765—1775) jenes Lob des damaligen Zeitgeschmacks sehr eingeschränkt.

„In allem Denjenigen," sagt er dort, „was zur schönen oder erhabenen Empfindung gehört, thun wir am besten, wenn wir uns durch die Muster der Alten leiten lassen; in der Bildhauerkunst, Baukunst, der Poesie und der Beredtsamkeit, den alten Sitten und der alten Staatsverfassung. Die Alten waren der Natur näher; wir haben zwischen uns und der Natur viel Tändelhaftes oder Ueppiges oder knechtisches Verderben. Unser Zeitalter ist das Jahrhundert der schönen Kleinigkeiten, Bagatellen, der erhabenen Chimären." Wir irren wohl nicht, wenn wir diese Modifikation der früheren Ansicht dem mittelbaren oder unmittel-

*) Kant sagt in einer Anmerkung zu dieser Abhandlung (IV. 407): Insofern die Erhabenheit oder Schönheit das bekannte Mittelmaß überschreitet, pflegt man sie romanisch zu nennen. In den Nachträgen (XI. 1, 224) ist zwar in einer Bemerkung über Cervantes romantisch gedruckt, doch habe ich mich durch Einsicht in das im Besitz des Herrn Geh. Rath Schubert befindliche (allerdings sehr schwer zu entziffernde) Originalmanuscript überzeugt, daß auch hier unzweifelhaft romanisch steht.

baren Einflusse der Schriften Winckelmann's, namentlich der 1764 erschienenen Geschichte der Kunst zuschreiben.

Werfen wir nun einen Blick auf den Zustand der Kunst, namentlich in Deutschland, im Anfange der sechziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, so finden wir sie theils in Siechthum und Entartung verfallen, theils war nach Ablauf einer Entwickelungsperiode und vor Beginn einer neuen ein Stillstand eingetreten, oder im günstigsten Falle regten sich doch nur die ersten Anfänge künftiger Entwickelung. Auf dem Gebiete der Architektur wie auf dem der Plastik war Schlüter die letzte große, geniale Kraft gewesen; er hatte die viel gemißbrauchten und verunstalteten Formen der Renaissance noch einmal zu prachtvollen, würdigen und imposanten Bauten zu verwerthen verstanden, wie wenig Andere; er hatte zugleich Gestalten voll mächtigen, hinreißenden Lebens geschaffen; mit ihm erstarb auf beiden Kunstgebieten die eigentliche Produktion, um erst wieder mit Schinkel und Thorwaldsen zu neuem Leben zu erwachen. Noch mehr als die Plastik war die Malerei in einen Zustand greisenhafter Impotenz versunken. Wer jetzt Bilder von Mengs betrachtet, denen die äußerliche Reproduktion der Antike nur ein unangenehmes Scheinleben geliehen hat, begreift kaum, daß Winckelmann sich von freundschaftlicher Verblendung so weit hinreißen lassen konnte, ihn mit Raphael zu vergleichen. In der Musik war die große Zeit des Oratoriums vorüber, die große Zeit der Oper und Instrumentalmusik noch nicht gekommen. Bach und Händel waren todt, und es wird uns jetzt schwer zu glauben, wie spurlos die Erscheinung des Ersteren (mit Ausnahme der kleinen Kreise der eigentlichen Musiker) an der Mitwelt vorübergegangen war; daß Ernesti, als Rektor der Thomas-Schule, seines Todes in einer bald nachher gehaltenen Jahresrede nicht einmal gedachte, daß seine Partituren als Makulatur verstreut wurden. Der Opern-Composition, die sich noch in hergebrachten Formen bewegte, begann Gluck eben damals neue Bahnen zu brechen, Mozart erregte als Wunderkind die Aufmerksamkeit Europas, Haydn war ein außerhalb Wiens unbekannter junger Mann, Beethoven noch nicht geboren. Das Theater, das sich im Uebergangsstadium von der wandernden zur stehenden Bühne befand, war von dem wenn auch im Abnehmen begriffenen Einflusse Gottsched's noch ganz beherrscht, die Darstellung bis auf Eckhof der conventionellen Unnatur seiner Stücke analog. Eckhof vermochte zuerst Lessing „in das Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften nachzutauchen;" er schuf erst die Kunst des Schauspiels; dem Genie Schröder's blieb es vorbehalten, sie in erschütternd wahren Darstellungen Shakespeare's auf ihre höchste Stufe zu heben. Auch für

die Poesie war mit Klopstock's Oden und den früheren Gesängen des Messias die neue Zeit nur eben angebrochen.

War nun jene Zeit im Ganzen für die Entwickelung eines wahren Kunstverständnisses höchst ungünstig, so war überdies Königsberg von allen größern Städten Deutschlands damals vielleicht am wenigsten geeignet, Liebe zur Kunst (mit Ausnahme der Poesie) zu erwecken; und auch von den wenigen Mitteln und Gelegenheiten zur Ausbildung des Kunstsinns, die sich ihm etwa darboten, hat Kant so gut wie gar keinen Gebrauch gemacht. Der architektonische Charakter des damaligen Königsberg war in noch weit höherem Grade als gegenwärtig Aermlichkeit und Styllosigkeit. Die Stadt besaß kein einziges bedeutendes neueres Gebäude; der Dom wie Alles, was etwa sonst aus der Ordenszeit erhalten war, galt als gothisch der Beachtung für unwerth. Und wer ahnte damals, welch unvergleichliche Herrlichkeit in geringer Entfernung die (noch im polnischen Besitz befindliche) Marienburg in sich schloß, die erst ein halbes Jahrhundert später einem der edelsten unter Kant's Schülern, Theodor von Schön, ihre Wiedergeburt verdanken sollte.*) Ein irgend bedeutendes plastisches Werk besaß Königsberg nicht, da die Statue Friedrich's I. von Schlüter erst 1801 aufgestellt wurde. An Kupferstichsammlungen und Bildern von einigem Kunstwerth fehlte es nicht ganz (wie auch die in das Stadt-Museum übergegangene Sammlung Hippel's zeigt); aber Kant sah sie nicht an. Sein Biograph Borowski sagt, daß er auf Gemälde und Kupferstiche auch von vorzüglicher Art nie sehr zu achten schien und selbst allgemein gelobten und bewunderten Sammlungen keine Aufmerksamkeit schenkte. Von der Antike aber durch die damaligen höchst ungenügenden, oft karrikirenden Abbildungen eine wirkliche Vorstellung zu gewinnen war ganz unmöglich.

Obwohl Kant in früheren Jahren gute Musik gern gehört und Konzerte besucht haben soll, vermuthlich auch Gelegenheit hatte, einen Schüler J. S. Bach's zu hören,**) so wohnte er doch in späteren Jahren äußerst selten einem Konzerte bei, behauptete, daß die Musik weichlich mache und warnte seine Schüler vor ihr. Er äußerte über die Trauermusik, welche die Königsberger Judenschaft auf Mendelssohn's Tod veranstaltet hatte, seinen Unwillen, weil sie von Anfang bis zu Ende aus Trauer- und Klagetönen,

*) Schön's Begeisterung für die Marienburg im Gegensatz zu Kant's Verachtung aller gothischen Baukunst ist recht geeignet, die unterdessen eingetretene totale Umwandelung des Geschmacks zu veranschaulichen. Schön sagte, er habe nur zwei Menschen gekannt, auf die der Conventsremter in der Marienburg keinen Eindruck gemacht habe, und der Eine davon habe im Verdacht des Vatermordes gestanden.

**) Goldberg aus Königsberg, Kammermusikus in Diensten des Grafen Kaiserlingk, für den Bach die Arie mit 30 Variationen geschrieben hat. Bitter, Leben S. J. Bach's I. 310.

einem ewigen, lästigen Winseln bestanden hätte, während doch auch andere Empfindungen, z. B. die des Sieges über den Tod oder die der Vollendung, hätten ausgedrückt werden sollen. An diese Musik dachte er nie ohne Widerwillen und besuchte seitdem kein Konzert mehr. Rauschende, besonders Kriegs-Musik zog er jeder andern vor. Gleichsam unwillkürlich sich selbst schildernd sagt er: „Wer bei einer schönen Musik Langeweile hat, giebt starke Vermuthung, daß die Schönheiten der Schreibart und die feinen Bezauberungen der Liebe wenig Gewalt über ihn haben werden." — Auch das Theater besuchte Kant in früheren Jahren oft; er hat also Ackermann in seiner besten Zeit gesehn, der mit seiner Truppe von 1753 an zuerst im altstädtischen Junkerhof, dann von 1755 in dem von ihm erbauten Schauspielhause französische klassische Schauspiele, burleske Nachspiele, Ballette und Operetten gab, doch auch schon 1755 (früher als irgendwo) Miß Sara Sampson.*)

So hat denn Kant von der Kunst überhaupt nur eine sehr dürftige Kenntniß gehabt, die bildenden Künste fast nur von Hörensagen gekannt. Kaum je erwähnt er ein Bauwerk außer den Pyramiden und der Peterskirche, jene als Non plus ultra der Größe, diese zugleich auch der Pracht. Daß nach seiner Meinung „ein Gebäude durch Uebertünchung, welche gehauene Steine vorstellt, einen eben so edlen Eindruck macht, als wenn es wirklich daraus bestände, und geklebte Gesimse und Pilaster die Meinung von Festigkeit geben, ob sie gleich wenig Haltung haben und nicht unterstützen" — diese Ansicht ist in jener Zeit der Blend-Architektur nur selbstverständlich. Die gelegentlichen Erwähnungen von Polyklet's Doryphoos und Myron's Kuh, der mediceischen Venus und des griechischen Ideals überhaupt sind höchst wahrscheinlich auch durch Schriften Winckelmann's veranlaßt. Der einzige Maler, den Kant nennt (und zwar als vollendeten Darsteller menschlicher Schwachheiten), ist Hogarth. Die Namen Raphael's, Michel-Angelo's und ähnliche sucht man bei ihm vergebens; und wenn er in seinem Abschnitt „Von den Nationalcharakteren, insofern sie auf dem unterschiedlichen Gefühl des Erhabenen und Schönen beruhen" der Beanlagung der einzelnen Völker für die Künste nur ganz im Allgemeinen gedenkt, und von der spanischen Nation z. B. sagt, daß sie wenig Gefühl für die schönen Künste und Wissenschaften an sich gezeigt habe, so werden wir erinnert, daß damals, wo der Begriff der Kunstgeschichte noch ein ganz neuer war, selbst aus Büchern auch elementare Kunstkenntnisse nicht erworben werden konnten.

Aber auch von dem gewaltigen Umschwunge, der sich im Verhältniß

*) E. A. Hagen, Geschichte des Theaters in Preußen S. 222 u. ff.

der gebildeten Welt zur Poesie schon seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu vollziehen begonnen hatte, ist Kant nur oberflächlich berührt worden. Die Erlösung der deutschen Poesie aus den Fesseln des französischen Geschmacks, die Rückkehr zur Wahrheit und Natur aus den gradlinigen, eingehegten Bahnen der Convenienz, die Befreiung des Affekts und der Leidenschaft von dem einschnürenden Zwange der Anstandsregeln — diese ganze große Revolution erlebte Kant, ohne davon einen nachhaltigen Eindruck zu empfangen. Die Entdeckung Shakespeare's (noch in den vierziger Jahren kannte ihn Bodmer nur von Hörensagen und verunstaltete seinen Namen zu Sasper), das wiedergewonnene Verständniß für die Antike, für die griechische Tragödie, für die Naturlaute der Volkspoesie, — alle diese großen Ereignisse in unserem geistigen Leben sind für Kant wirkungslos geblieben. Lessing's auf dem Gebiete der Kunst und Poesie Bahn brechende Schriften hat er schwerlich gelesen; er nennt ihn noch in der Kritik der Urtheilskraft als Kritiker neben Batteux, und die Wahl der Beispiele aus der antiken und modernen Literatur, die in Kant's Schriften verstreut sind, die gelegentlich hingeworfenen Urtheile, das Fehlen so vieler uns geläufiger Namen, da wo wir sie zu finden erwarten — alles Dies läßt hinlänglich seine Geschmacksrichtung erkennen und zeigt, daß er sich gegen den neuen Geist, dessen Wehen gleich einem Frühlingssturm das deutsche Leben durchbrauste, ganz und gar ablehnend verhielt.

Aus der ganzen griechischen Literatur findet man wohl nur Homer zuweilen genannt, als einen großen, doch die Vollendung der Kunstpoesie nicht erreichenden Naturdichter. Kant sagt in der Anthropologie, die Lebendigkeit des bildlichen Ausdrucks bei den rohen Völkern beruhe auf Armuth an Begriffen; „und in der That haben die alten Gesänge vom Homer an bis zum Ossian, oder von einem Orpheus bis zu den Propheten, das Glänzende ihres Vortrags blos dem Mangel an Mitteln, ihre Begriffe auszudrücken, zu verdanken." „Von den Werken des Witzes und des feinen Gefühls fallen die epischen Gedichte des Virgil und Klopstock in's Edele, Homer's und Milton's in's Abenteuerliche." An einer andern Stelle wird Wieland neben Homer genannt. Es ist übrigens wohl äußerst zweifelhaft, ob Kant je so viel Griechisch gelernt hat, um griechische Dichter und Schriftsteller im Original lesen zu können; wo er von den größten Rednern spricht, beruft er sich nur auf englische und römische Muster. Doch auch die Anführungen aus römischen Dichtern (unter denen er Lucrez, Horaz und Juvenal am höchsten schätzte, aber auch von Virgil bis an's hohe Alter große Stellen auswendig wußte) sind bei ihm nicht häufig. Von den neueren Literaturen berücksichtigt er am Meisten die englische. Neben Milton, der auch ihm für den größten neueren

Dichter galt, nennt er die meisten bedeutenden englischen Schriftsteller und Dichter des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gelegentlich; Swift, Fielding, Butler, Johnson, Richardson, Sterne, Young (dessen Nachtgedanken er aber wenig Geschmack abgewinnen konnte) und Pope, der sein Lieblingsdichter war. Von den italienischen Dichtern nennt er wohl nur Ariost, von den spanischen nur Cervantes, und zwar mit der Bemerkung, er hätte besser gethan, wenn er anstatt die phantastische und romanische Leidenschaft lächerlich zu machen, sie besser dirigirt hätte. Aus der ganzen französischen Literatur hatte Rousseau auf ihn den gewaltigsten Eindruck gemacht, doch dieser Eindruck war ein gemischter. Er fürchtete sich gewissermaßen vor dieser „Zauberkraft der Beredtsamkeit." „Ich muß," sagt er, „den Rousseau so lange lesen, bis mich die Schönheit der Ausdrücke gar nicht mehr stört, und dann kann ich erst mit Vernunft ihn übersehen." Sicherlich aber war es der Verfasser des Emile und des Contrat social, nicht der Dichter der neuen Heloise, den er in Rousseau bewunderte. Unter den deutschen Dichtern liebte er Haller besonders, nächstdem, wie es scheint, Bürger und Hagedorn; später galt ihm Wieland für den größten deutschen Dichter, doch mit dem Oberon, den er im achtundsechzigsten Jahre kennen lernte, konnte er sich nicht befreunden.

An solchen Mustern war also Kant's Geschmack erzogen und die neue aus den ihm gewohnten Bahnen hinausstürmende und drängende Poesie fand ihn als einen in seinen Ansichten befestigten, schon alternden Mann, und schon den großen Aufgaben seines Lebens immer ausschließlicher zugewandt. So kann es durchaus nicht Wunder nehmen, daß sie ihm völlig fremd geblieben ist. Würdiger Ernst und Feierlichkeit in den höhern Gattungen, gefällige Zierlichkeit, feine auch derbe Scherzhaftigkeit in den leichteren, überall Gemessenheit und Regelmäßigkeit — so war der Charakter der Poesie, die er als gelegentliche Ergötzung eines gebildeten Geistes zu schätzen gewohnt war. Sehr lebhaft war seine Empfänglichkeit für das Heitere, für Witz, Satire und Humor. In früheren Jahren gehörte Liskow, in späteren Lichtenberg zu seinen Lieblingsschriftstellern, mit dessen Erklärungen Hogarth's er, so wie mit Hudibras und Don Quichote innig vertraut war. Er soll keine Vorstellung des lustigen Schusters versäumt haben und hat sich sogar herabgelassen, Blumauer's Aeneide beifällig zu erwähnen, die Schiller zu den Produkten zählte, deren Existenz dem guten Geschmack billig ein Geheimniß bleiben sollte. Sehr gering dagegen war Kant's Empfänglichkeit für Pathos und Sentimentalität. Der Hang zu schmelzender Rührung, so wie die alle Fesseln der Regel sprengende Ueberkraft stieß ihn seiner ganzen Natur nach ab. Er meinte, daß Witz oder Originalität der Laune eben so selten seien als

das Talent halsbrechend wie Genies oder herzbrechend wie empfindsame Romanschreiber zu dichten. In der That hatte sein Verdruß über die „Genieseuche," wie er sie in einem Briefe nennt, sowie über „Romane, weinerliche Schauspiele, schale Sittenvorschriften, die mit (ob zwar fälschlich) sogenannten edlen Gesinnungen tändeln, in der That aber das Herz welk und für die strenge Vorschrift der Pflicht unempfindlich, aller Achtung für die Würde der Menschheit — und überhaupt aller festen Grundsätze unfähig machen" — dieser Verdruß hatte doch mehr als relative Berechtigung. Denn die Reaktion gegen steife Convenienz, Pedanterie und Unnatur verfiel nur zu bald in die Extreme der Rohheit und Ueberspannung einerseits, der Weinerlichkeit und Empfindelei andrerseits; Erscheinungen, die männliche Geister verstimmen und ihren Widerspruch herausfordern mußten. Aber es war überhaupt für Alle, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts schon im Mannesalter standen, unglaublich schwer, für Viele geradezu unmöglich, sich in die neue Empfindungsweise einzuleben. Sie waren, wie Schiller sagt (bei Gelegenheit seines merkwürdigen Bekenntnisses, daß er sich an Shakespeare nur allmählich habe gewöhnen können), „noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen. Nur ihr durch den Verstand reflektirtes und durch die Regel zurecht gelegtes Bild konnten sie ertragen." War doch, wie bekannt, der Eindruck, den Lessing von Werther empfing, ein gemischter. So sind denn auch an dem schon ganz in die Lösung der höchsten Probleme versenkten Kant die Erscheinungen des Werther und Götz, der Iphigenie und des Faust, gleich wesenlosen Schatten vorüber gegangen. Noch im Jahre 1798, als Deutschland schon neben Lessing Schiller und Göthe, Gluck, Haydn und Mozart besaß, erklärte er, daß man von Verstand und Vernunft der Deutschen so viel wie von jedem andern der größten Kultur fähigen Volke erwarten könne, „das Fach des Witzes und des Künstlergeschmacks ausgenommen, als worin sie es vielleicht den Franzosen, Engländern und Italienern nicht gleichthun möchten." Die Kunst, die Kant allein kannte, war nur ein schönes Spiel; als die Befreierin des menschlichen Gemüths von den dunkeln Mächten der Leidenschaft hat er sie nicht gekannt, ihr Reich nicht als eine Welt der höhern Harmonie, in dem sich die Dissonanzen des irdischen Daseins in reinen Klängen lösen, den Künstler nicht als den Beglückten, dem, „wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, ein Gott es gab zu sagen was er leide."

Kant fühlte sehr wohl selbst, daß er auf dem Gebiete der Kunst unheimisch war. In seiner Kritik der Urtheilskraft (oder wie er sie während der Ausarbeitung nannte, Kritik des Geschmacks) geht er in der Analytik des Schönen und Erhabenen so lange mit vollster Sicherheit zu

Werke, als es sich um Feststellung und Begrenzung der leitenden Prinzipien handelt. Wie Stein an Stein, so fügt sich hier Gedanke an Gedanke zu einem ebenso mächtigen als edlen Bau, und wir bewundern die vollendete Meisterschaft des Gedanken-Architekten, wie ihn Rosenkranz genannt hat, auch da, wo wir etwa nicht völlig mit ihm einverstanden sind. Aber den Meister verläßt die Sicherheit, sobald er von der Bestimmung des Wesens der Kunst überhaupt zur Bestimmung des Wesens ihrer Gattungen übergeht. Die Faktoren nachzuweisen, die ein Kunstprodukt hervorbringen, war er vollkommen im Stande, denn es sind zum großen Theil dieselben, die zum Entstehen auch anderer Werke des Geistes zusammenwirken, und jede großartige geistige Produktion hat viel Analogie mit dem künstlerischen Schaffen. Das Geschmacksurtheil in seine wesentlichen Bestandtheile zu zerlegen, aus der Fülle der einzelnen Erscheinungen die allen gemeinsamen Prinzipien zu abstrahiren, dazu reichte ein Genie der Analyse, wie das seine, auch bei beschränkter Erfahrung aus. Aber von dem Wesen der Künste bei einer höchst mangelhaften Erfahrung oder ohne alle Erfahrung sich eine richtige Vorstellung zu bilden — das ist auch für den größten Geist eine baare Unmöglichkeit.

Kant sagt, die Leser werden seinen Entwurf zu einer möglichen Eintheilung der schönen Künste nicht als beabsichtigte Theorie beurtheilen, es sei nur einer von den mancherlei Versuchen, die man noch anstellen könne und solle; und er wiederholt die Bitte, man möge dieses nur als einen Versuch einer Verbindung der schönen Künste unter einem Prinzip beurtheilen und nicht als für entschieden gehaltene Ableitung derselben ansehen.

Schon der Eintheilungsgrund, den er als den „bequemsten“ wählt, zeigt, daß er der Kunst ganz eigentlich fremd war; denn er entnimmt ihn nicht ihrem Wesen, sondern einer Vergleichung mit einem angeblichen Analogon, nämlich dem Ausdruck, dessen sich Menschen bedienen, um ihre Gedanken, Anschauungen und Empfindungen so vollkommen als möglich mitzutheilen, der folglich in Wort, Geberdung und Ton (Artikulation, Gestikulation und Modulation) besteht. Aber diese Analogie ist noch dazu eine sehr unzulängliche; denn die ästhetische Idee ist, nach Kant's eigener vortrefflicher Ausführung, eine solche, „daß für sie kein Ausdruck, der einen bestimmten Begriff bezeichnet, gefunden werden kann, der also viel Unnennbares zu einem Begriff hinzudenken läßt.“ Ist es nun gerade das Unnennbare, das Unaussprechliche, das durch die Kunst zur Darstellung gelangt, tritt diese vielfach da erst ein, wohin das Vermögen der Mittheilung durch Wort, Geberdung und Ton gar nicht reicht, so ist klar, daß eine Parallelisirung auch der vollständigsten Mittheilung des Spre-

chenden mit der künstlerischen Darstellung nicht zulässig ist, daß es zum Wesen der Letzteren gehört über die Erstere hinauszugehen, und daß wir von vornherein nicht berechtigt sind, uns die Formen Beider als analoge vorzustellen.

Während die von dem Wesen der Kunst ausgehende Eintheilung die Formen der Darstellung zu Grunde legt und danach die Künste in die im Raum und in der Zeit darstellenden (und die beide Darstellungs-Formen verbindenden) scheidet, theilte Kant die Künste auf Grund jener angenommenen Analogie in die redenden, die bildenden und die des Spiels schöner Empfindungen.

Daß Kant zu den redenden Künsten neben der Poesie auch die Beredtsamkeit rechnet, läßt sich wohl kaum anders erklären, als aus der hergebrachten Meinung und der Verbindung Beider im damaligen akademischen Unterricht, in dem die Eine wie die Andere als Künste gelehrt und geübt wurden. Gegenwärtig ist wohl anerkannt, daß die Beredtsamkeit keine Kunst im eigentlichen Sinne ist, denn der Gegenstand ihrer Darstellung sind nicht Ideen sondern Begriffe. Wenn nach Kant's eigener Deduktion zur schönen Kunst Einbildungskraft, Verstand, Geist und Geschmack erforderlich sind, so zeigen die höchsten Werke, welche die Beredtsamkeit überhaupt hervorgebracht hat, die Reden des Demosthenes, durch das gänzliche Fehlen des ersten Faktors, daß sie auch in Kant's Sinne keine Kunstwerke sind. Hätte er diese vulkanischen Ausbrüche einer (um Macaulay's Ausdruck zu gebrauchen) „durch Leidenschaft rothglühend gewordenen Vernunft" überhaupt gekannt, so würde er schwerlich die Beredtsamkeit als die Kunst definirt haben, „ein Geschäft des Verstandes als ein freies Spiel der Einbildungskraft zu betreiben" oder gar als die Kunst „durch den schönen Schein zu hintergehn."

Am Auffallendsten zeigt sich der Mangel an Empirie in dem, was Kant über die bildenden Künste sagt. Sie sind nach ihm entweder Künste der Sinnenwahrheit (die Plastik, d. h. Bildhauer- und Baukunst) oder des Sinnenscheins (die Malerei); die erste macht Gestalten für zwei Sinne fühlbar, dem Gesicht und Gefühl (ob zwar dem letzteren nicht in Absicht auf Schönheit), diese nur für das erstere. Nun fehlt aber auch den Gestalten der Plastik (im engeren Sinne) zur Wahrheit ein ganz wesentliches Moment, die Farbe, und dieser Mangel rückt die Statue für unser Gefühl ohne Zweifel weiter von der Wahrheit weg als das Bild. Der Irrthum Kant's wird begreiflich durch seinen noch größeren Irrthum, die Farbe gar nicht als wesentliches Darstellungsmittel der Malerei zu betrachten. „In der Malerei wie in allen bildenden Künsten ist, sofern sie schöne Künste sind, die Zeichnung das Wesentliche, in welcher

nicht, was in der Empfindung vergnügt, sondern blos durch seine Form gefällt, den Grund aller Anlage für den Geschmack ausmacht. Die Farben, welche den Abriß illuminiren, gehören zum Reiz, den Gegenstand an sich können sie zwar für die Empfindung beliebt, aber nicht anschauungswürdig und schön machen." Wenn Kant hier so spricht, als sei ein Gemälde nichts Anderes als ein colorirter Kupferstich, so zeigt sich klar, daß er den vollen Eindruck eines Bildes nie empfangen oder nie festgehalten hat. Die einseitige Wahrheit seiner Behauptung läßt sich am Besten damit bezeichnen, daß Cornelius sie wahrscheinlich buchstäblich unterschrieben haben würde. Mit eben so viel Grund als er die Farbe bei einem Bilde für eine entbehrliche Zuthat erklärt, die „nur durch ihren Reiz die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand selbst erweckt und erhebt," hätte er dasselbe von Versmaß, Rhythmus und Reim in der Poesie sagen können; er hat es ohne Zweifel deshalb unterlassen, weil er von dem Wesen der Poesie eine richtigere Vorstellung hatte als von dem der Malerei. Er ließ reimlose oder doch unmetrische Poesie gar nicht gelten und nannte sie „tollgewordene Prosa." Ueberhaupt ist aber die strenge Trennung des Reizes einerseits als des Angenehmen, was in der Empfindung gefällt (welches Wohlgefallen mit Interesse verbunden ist), und des Schönen andererseits, das ohne Interesse gefällt, in der Kunst nicht durchführbar; denn ihre Darstellungsformen können nur mit den Sinnen erfaßt werden und sollen keine anderen sein als die den Sinnen gefallen. Der Reiz ist also eine inhärirende und unzertrennliche Eigenschaft der Mittel, deren sie nicht entbehren kann, um Ideen zum Ausdruck zu bringen. Kant's Ausspruch, daß der Geschmack jederzeit noch barbarisch sei, wo er der Beimischung der Reize und Rührungen zum Wohlgefallen bedarf, ja wohl gar diese zum Maßstabe seines Beifalls macht — dieser Ausspruch ist nur in seiner zweiten Hälfte unbedingt richtig. Wenn von dem Genießen der Reiz (wie der des Colorits in der Malerei, der Instrumentation in der Musik) zum Maßstabe des Beifalls genommen wird, wenn er sich im Kunstwerk auf Kosten der Schönheit hervor oder an ihre Stelle drängt, das Mittel also die Bedeutung des Zwecks beansprucht — so ist für diese Verirrung des Geschmacks und der Kunst, die wir gegenwärtig so häufig zu beklagen haben, der Ausdruck „barbarisch" allerdings nicht zu streng, und Kant hat hier mit genialem Tasten an der Wahrheit nahe vorbeigestreift.

Die Malerkunst theilt er in die schöne Schilderung der Natur und die schöne Zusammenstellung ihrer Produkte, die erste wäre die eigentliche Malerei, die zweite die Lustgärtnerei; auch die Verzierung der Zimmer mit Tapeten, Aufsätzen und alles schöne Ameublement, ingleichen die

Kunst der Kleidung nach Geschmack (Ringe, Dosen u. s. w.) zählt er zur Malerei im weitern Sinn. Die Berücksichtigung der Lustgärtnerei ist hier wohl durch Hippel's Garten-Anlagen veranlaßt. Den offenbaren Widerspruch, die körperlich darstellende Lustgärtnerei (und Dekorationskunst) zur Kunst des Sinnenscheins zu rechnen, hat Kant in einer Anmerkung zu entschuldigen gesucht. Ein viel erheblicherer Einwand ergiebt sich aber aus Kant's unbestreitbarem Satze, daß schöne Künste nothwendig als Künste des Genies betrachtet werden müssen. Gartenkunst und Dekoration sind aber offenbar nur Künste des Geschmacks, also ebenfalls gar keine schönen Künste nach Kant's Definition.

Die Kunst des schönen Spiels der Empfindungen umfaßt nach Kant die Musik und die Farbenkunst, d. h. die Kunst Farben zu einer gefälligen Zusammenwirkung zu componiren. Daß Kant diese untergeordnete Geschicklichkeit, die nur im Dienst der Malerei und Dekoration zur Hervorbringung von Kunstwerken beitragen, aber sie niemals selbst hervorbringen kann, daß er diese als selbständige Kunst ansah, erklärt sich vielleicht aus seiner Neigung zu einer Farben-Symbolik, die er durch alle sieben Farben durchführt, welche von Roth angefangen der Erhabenheit, Kühnheit, Freimüthigkeit, Freundlichkeit, Bescheidenheit, Standhaftigkeit und Zärtlichkeit entsprechen sollen. Daß er aber mit dieser angeblichen Farbenkunst, die doch ebenfalls höchstens eine Kunst des Geschmacks, aber nimmermehr des Genies sein kann, die Musik zusammenstellt, zeigt schon allein, eine wie geringe Meinung er von dieser hatte. Er neigte dazu, ihre Wirkungen als rein materielle, die Musik folglich nicht als schöne sondern als angenehme Kunst anzusehen; sie sei mehr Genuß als Kultur, habe also durch Vernunft betrachtet weniger Werth, als jede andere der schönen Künste. Die ganze Musik ohne Text könne man zu der sogenannten freien Schönheit zählen, die keinen Begriff von Dem, was der Gegenstand sein soll, keine innere Zweckmäßigkeit voraussetzt und wozu auch Arabesken (in der Natur schöne Vögel und Blumen) gehören. Und doch erkannte er in der Tonkunst eine jedem Menschen verständliche Sprache der Affekte, in Harmonie und Melodie die Mittel, „die ästhetische Idee eines zusammenhängenden Ganzen, einer unnennbaren Gedankenfülle, einem gewissen Thema gemäß, welches den in dem Stücke herrschenden Affekt ausmacht, auszudrücken."

Wohl nirgends tritt in Kant's System der Künste das Mißverhältniß zwischen seiner gewaltigen Spekulation und seiner höchst dürftigen und unzureichenden, durch Eindrücke gewonnenen Erfahrung mehr hervor, als hier. Durch jene vermochte er der Bedeutung der Musik vollständig gerecht zu werden, aber diese machte es ihm unmöglich, den gewonnenen

Begriff festzuhalten. Und sehen wir, daß selbst Göthe bei der höchsten Begabung für das Verständniß der übrigen Künste und trotz seiner (wie wir aus Mendelssohn's Briefen wissen) bis in's höchste Alter mit rührender Unverdrossenheit fortgesetzten Bemühungen für Musik niemals hat ein Verständniß gewinnen können, so werden wir um so weniger darüber erstaunen, daß es Kant nicht gelang, sondern nur darüber, daß er doch im Stande war, durch geniale Abstraktion das Wesen dieser ihm so unverständlichen Kunst zu bestimmen und auszusprechen.

Von der Verbindung der schönen Künste in einem und demselben Produkte spricht Kant nur ganz kurz und obenhin. Die Schauspielkunst ist ihm (ebenso wie der Tanz) keine selbständige Kunst, sondern nur eine Verbindung der Poesie (und Musik) mit der malerischen Darstellung und dem Spiel der Gestalten. Die mimische Darstellung rechnete er also ebenso zur Plastik wie die Gartenkunst zur Malerei, ohne auch hier auf den Unterschied der Darstellung im Raume und in der Zeit, und der Beide vereinigenden irgendwie Rücksicht zu nehmen.*) Auch die Vereinigung des Erhabenen mit dem Schönen in der Kunst wird nur ganz beiläufig erwähnt, und als Gattungen, in denen sie sich zeigen, das gereimte Trauerspiel, das Lehrgedicht und das Oratorium angeführt. Das bürgerliche Trauerspiel schien ihm also die Erhabenheit auszuschließen, und wenn er sich wiederholt auf Cato als Beispiel edler Heldentugend beruft, so ist wohl kaum zu bezweifeln, daß der Cato Gottsched's gemeint ist, den Ackermann in Königsberg als eine seiner Hauptrollen gespielt hatte.

Man sieht, aus welchen Mustern Kant seine Vorstellung vom Erhabenen in der Kunst ableitete. Aeschylos, Shakespeare, Dante, Michel-Angelo, Händel kannte er nicht. Er führt als Beispiel des Erhabenen Haller's Beschreibung von der künftigen und vergangenen Ewigkeit an, „von denen jene ein sanftes Grausen, diese starre Bewunderung einflößt;" und die Beschreibung einer grenzenlosen Einöde in einer verschollenen Prosa-Dichtung im Bremer Magazin. Wenn er sagt, daß vielleicht nie etwas Erhabeneres gesagt oder ein Gedanke erhabener ausgedrückt worden, als in jener Aufschrift eines Isis-Tempels: Ich bin Alles, was da ist, was da war und was da sein wird, und meinen Schleier hat noch kein Sterblicher aufgedeckt; so geht wohl daraus hervor, daß er auch nicht gewohnt war, die Bücher des alten Testaments nach ihrem poetischen Werth zu würdigen. Mit größerem Rechte dürfte man sagen, daß zu dem Erhabensten, was je gedacht und ausgesprochen worden, jene Zusammenstellung des gestirnten Himmels mit dem Sittengesetz in uns gehört, als

*) Im Vorbeigehen thut er es. Bd. IV. S. 73.

der zwei Dinge, „die das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht erfüllen, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt." *)

Je weniger Beispiele des wahrhaft Erhabenen Kant in dem engen Gebiet der Kunst, das er übersah, finden konnte, um so natürlicher ist, daß er diesen Begriff fast allein aus der Natur abstrahirte. Wenn er auch den Eindruck „himmelanstrebender Gebirgsmassen, tiefer Schlünde und darin tobender Gewässer" nur nach Hörensagen beschreibt, so war er mit dem Anblick „tief beschatteter, zum schwermüthigen Nachdenken einladender Einöden" durch die Landschaften unserer Provinz desto vertrauter, und kannte „die interessante Traurigkeit, welche der Anblick der Einöde einflößt" (Saussure), aus Erfahrung sehr wohl. Noch mehr, er kannte auch den Anblick, der nächst dem des gestirnten Himmels der größte in der Natur ist, den der grenzenlosen Fläche des Meers, das er bei Pillau sah, da die unvergleichlich schönen Ufer des Samlandes damals noch nicht entdeckt waren.

In der Analysis des Erhabenen nun, wo seine Spekulation durch den Mangel an Empirie nicht gehemmt und beeinträchtigt, vielmehr durch zwar nicht zahlreiche und mannigfaltige doch große Eindrücke beschwingt ist, erhebt sie sich auch zu ihrem freiesten und großartigsten Fluge, dessen Kühnheit und Sicherheit etwas unwiderstehlich Fortreißendes hat. Unbeirrt durch die Täuschungen der subjektiven Empfindung dringt Kant hier zur Erkenntniß der großen Grundwahrheit vor, „daß die Erhabenheit in keinem Dinge der Natur, sondern nur in unserem Gemüthe enthalten ist, sofern wir der Natur in uns und dadurch auch der Natur (sofern sie auf uns einfließt) außer uns überlegen zu sein uns bewußt werden können."

Vortrefflich weist er sodann nach, daß eine Einstimmigkeit des Urtheils weit weniger über das Erhabene als über das Schöne der Natur zu erwarten sei; denn die Lust am Erhabenen als Lust der vernünftelnden Contemplation kann nicht schlechthin bei Andern vorausgesetzt werden, während die Lust am Schönen als Lust der bloßen Reflexion nothwendig bei jedem auf wesentlich denselben Bedingungen beruhen muß. Und hätte Kant gewußt, daß die Empfindung jenes savoyischen Bauern, von dem Saussure erzählt, daß er alle Liebhaber der Eisgebirge Narren nannte, von der

*) Schön schrieb in das beim dreihundertjährigen Jubiläum der Königsberger Universität (1844) angelegte Album: „Kant sagt: Höheres und Erhabeneres ist nicht zu denken möglich als der gestirnte Himmel über, und das Gewissen in uns. Und dazu ruft jetzt sein Schüler nach reiflicher Erfahrung im zweiundsiebenzigsten Jahre des Alters seinen jungen Commilitonen zu: Mit dem Blick nach oben und dem reinen Gewissen trotzt man dem Teufel in der Hölle und dessen Genossen auf Erden."

Empfindung der Gebildetsten bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts nicht wesentlich verschieden war, so würde er das Urtheil über das Erhabene als ein nicht blos von dem Grade, sondern auch von der Richtung der Kultur abhängiges erkannt haben.

Wenn Kant übrigens dem Gefühl für schöne Natur den Vorzug vor dem Kunstgeschmack giebt, insofern das unmittelbare Interesse an der Natur jederzeit das Kennzeichen einer guten Seele sei, während das Interesse an der Kunst gar keinen Beweis einer dem moralisch Guten anhänglichen Denkungsart abgebe: so erinnert uns diese Entgegensetzung beider Empfindungen, wie sehr das uns zum Theil durch den Einfluß der Landschaftsmalerei vermittelte Naturgefühl ein aus Beiden zusammengesetztes ist, da es die Scenen der Natur gleichsam als von ihr in künstlerischer Absicht geschaffene Bilder betrachtet, also ganz eigentlich an sie den Maßstab des Kunstgeschmacks legt.

Doch es ist Zeit die sich aufdringenden Bemerkungen abzubrechen; denn je weiter wir uns in das Studium der großen Werke Kant's vertiefen, desto weitere Gedankenperspektiven eröffnen sich uns. Wenn wir ihn auf dem für ihn weit abliegenden Gebiete der Kunst, das er gleichsam wider seinen Willen betritt und sobald als möglich verläßt, irre gehen gesehen haben, so ist diese Wahrnehmung wahrlich nicht geeignet unsere Ehrfurcht für diesen königlichen Geist irgendwie zu beeinträchtigen.

Die Geschichte lehrt, daß Genie und Universalität äußerst selten (wie bei Aristoteles) vereint sind; viel eher schließen sie einander aus, und sehr häufig steht das Vermögen und Bedürfniß der Sammlung und Concentration im Verhältniß zur Größe und zum Schöpfungsdrange der genialen Kraft. Einer Concentration, wie wir sie bei Kant finden, sind nur ungemeine, von dem Bewußtsein ihrer großen Zwecke ganz erfüllte Geister fähig. Man weiß wie er sich selbst gegen die philosophischen Systeme Anderer abschloß, daß er Spinoza nie recht studirt hat, über die Schriften seiner Gegner sich von Andern berichten ließ. Er, der sein ganzes Leben mit der vollen unerbittlichen Strenge seines großartigen Pflichtbewußtseins in den Dienst der Wahrheit gestellt hatte, hätte aufhören müssen Er selbst zu sein, um in der Welt des schönen Scheins zu verweilen und heimisch zu werden. Kant vollendete die Kritik der reinen Vernunft in demselben Jahr, in dem Göthe die Phantasie als seine Göttin pries, und ihr unter den Unsterblichen den Preis zuerkannte, der ewig beweglichen, immer neuen, seltsamen Tochter Jovis, seinem Schoßkinde. Kant's geistiges Auge ertrug ohne Blendung das unverwandte Schauen in das volle Sonnenlicht der Wahrheit und bedurfte nicht des Ausruhens auf dem bunten Bilde der gebrochnen Strahlen, für ihn war in reinem Licht, nicht

wie für Faust in farbigem Abglanz das Leben. Je unwiderstehlicher es ihn zur Erforschung der ewigen Gesetze des Geistes zog, um so weniger vermochte die wimmelnde Gestaltenfülle der immer wechselnden Erscheinungen ihn fest zu halten. „Alles" — so schrieb er, als er schon die Höhe des Lebens überschritten hatte, auf eines der Blätter, denen er nicht zur Veröffentlichung bestimmte Gedanken anvertraute — „Alles geht in einem Flusse an uns vorbei, und der wandelbare Geschmack und die verschiedenen Gestalten der Menschen machen das ganze Spiel ungewiß und trüglich. Wo finde ich feste Punkte der Natur, die der Mensch niemals verrücken kann, und wo ich die Merkzeichen geben kann, an welches Ufer er sich zu halten hat?" Diese festen Punkte hat Kant gefunden wie kein Denker vor oder nach ihm, und wer die Größe des einzigen Mannes begreift, wird an ihm auch nicht den kleinsten Zug anders wünschen.

L. Friedländer.

Aus Alexis de Tocqueville's Nachlaß.

Nicht eine Erzählung der Geschichte, sondern eine zergliedernde Schilderung des Geistes der französischen Revolution sollte der Inhalt des umfassenden Werkes sein, bei dessen Ausarbeitung Alexis de Tocqueville vom Tode überrascht worden ist.

Das berühmte Buch: „Das alte Staatswesen und die Revolution" ist nur die Einleitung zu diesem Werke; was uns in diesem letzteren selbst geboten werden sollte, davon giebt uns eine leider sehr kleine Anzahl von Bruchstücken Zeugniß, welche im ersten und im achten Bande der Oeuvres complètes (Paris 1861 und 1865) erschienen sind. Diese Bruchstücke sind theils Inhaltsangaben und Entwürfe zu Capiteln, die nicht ausgearbeitet worden sind, theils kleinere Betrachtungen, welche der Verfasser bei Gelegenheit der Lektüre eines Buchs, des Gesprächs mit einem Freunde, oder in einem Briefe niedergeschrieben hat, theils aber ausgeführte Darstellungen, denen zwar am Anfang und am Ende die Anknüpfung an ein Ganzes fehlt, die aber für sich betrachtet ein sehr großes Interesse bieten und allen Verehrern des großen Forschers hochwillkommen sein müssen.

Hierher gehören einmal die sieben vollständigen Capitel über die nächste Vorgeschichte der Revolution (Oeuvres complètes VIII. S. 55 bis 148) und sodann die zwei Abschnitte über den Zustand der französischen Gesellschaft vor dem 18. Fructidor (Oeuv. compl. I. S. 259—294).

Mit diesen beiden Stücken wollen wir uns im Nachfolgenden beschäftigen, indem wir von dem Uebrigen so häufig Gebrauch machen, als es der Zusammenhang fordert oder gestattet und dabei die Beziehung auf das in Aller Händen befindliche Buch l'ancien régime et la révolution fortwährend im Auge behalten.

1.

Zur Vorgeschichte der Revolution von 1789.

Die neue Ansicht, welche Tocqueville über das Wesen der Revolution von 1789 aufgestellt und mit einer Fülle von Zeugnissen aus bisher wenig oder gar nicht benutzten Quellen erhärtet hat, gipfelt bekanntlich in dem Satze: Die Centralisation Frankreichs ist nicht die Errungenschaft von 1789, sondern das gemeinsame Werk des alten Staatswesens vor und des neuen nach der Revolution; die Revolution hat durch die entfesselte Volksbewegung von unten vollendet, was das Königthum von oben her begonnen, aber nur halbwegs durchgeführt oder gar wieder selber durchkreuzt hatte. Der Beruf der Revolution war, den Urwald mittelalterlicher Ungleichheiten auszurotten, die das Königthum auf dem Wege zur strengen Centralisation theils nicht bewältigt theils in seiner Verblendung noch verstärkt hatte.

Tocqueville hat einen sachlichen Zusammenhang entdeckt, wo man sich gewöhnt hatte, Nichts als einen abgrundtiefen Riß zu erblicken; was uns als ein völliger Bruch mit der ganzen Vergangenheit Frankreichs erschien, hat er als eine Art Rollenwechsel in der Abwickelung eines und desselben politischen Gedankens dargethan.

Daß der Nachweis dieses Sachverhaltes für uns ein so überraschender war, hat seinen Grund in dem betäubenden Eindruck der äußeren Erscheinungen, unter denen dieser Umschwung sich vollzogen hat und nach der Natur der Dinge, wie sie unter Ludwig XVI. einmal lagen, sich vollziehen mußte; die entsetzlichen Auftritte, zu denen es gekommen ist, als die Nation sich mit der Monarchie auseinandersetzte, um ihre Geschicke selber in die Hand zu nehmen, haben uns darüber getäuscht, daß die ursprüngliche Politik beider auf dem gleichen Wege lag, wie sie sich denn auch trotz aller Abirrungen wieder auf demselben zusammengefunden hat; und weil beim Ausbruch der Revolution der einstimmige Ruf der Cahiers

lautete: „Nieder mit den Intendanten!" diesen Werkzeugen der königlichen Centralisation, hat man übersehen, daß nur in Folge der Revolution, die mit allen Resten der Feudalanarchie gründlicher aufräumte, als es das Königthum vermochte, in dem Präfekten, dem Grundpfeiler der heutigen kaiserlichen Centralisation, der abgeschaffte Intendant seine moderne Auferstehung feiern konnte.

Diese Täuschung stammt nicht etwa aus der zeitlichen Entfernung unserer von jener Zeit, sondern aus dem revolutionären Frankreich von 1789 selber, welches, wie Tocqueville sagt, kein Mittel unversucht gelassen hat, seine ganze Vergangenheit hinter sich zu werfen und in einen neuen Zustand überzugehen, der dem alten so fremd als irgend möglich wäre; dem dies aber keineswegs so vollständig gelungen ist, als die Welt glaubt, weil es ohne sein Wissen aus den Trümmern der alten Ordnung die Grundpfeiler der neuen hergestellt und selbst die Ideen, von denen es dabei beseelt war, aus der Gedankensphäre des so verhaßten Zeitalters entlehnt hat.

Tocqueville hatte den Irrthum bereits errathen, ehe er ihn überzeugend nachweisen konnte; um es zu können, stellte er Forschungen an, die ihm bei jedem Schritt vorwärts seine Voraussetzung bestätigten. Freilich, diese Forschungen begnügten sich nicht mit einer Nachlese auf Feldern, deren Ausbeute von Andern bereits wiederholt unter Dach gebracht worden war, ohne wesentlich Neues zu ergeben, sie führten in die Archive der alten Gesellschaft selber hinab, wo ihm noch Keiner vorgearbeitet hatte.

Die Protokolle über Versammlungen, die keine Entscheidung, sondern nur das Recht zu Wünschen und zu Seufzern hatten, die Archive der Intendantschaften, in denen Berichte und Befehle, Beschwerden und Bescheide in tausenderlei Angelegenheiten aufgespeichert und begraben lagen und die Urkundensammlungen, welche 1789 von den drei Ständen veranstaltet worden sind, „dieses Testament des alten Frankreich, dieser letzte Ausdruck seiner Hoffnungen, diese authentische Auslegung seiner letzten Wünsche" — das waren die Kammern der unterirdischen Welt, in welcher Tocqueville das Werden und Nahen der Revolution gleichsam an der Quelle belauschte, in der er, einmal heimisch geworden, unvermuthet eine Menge allbekannter Erscheinungen traf, die, an die Oberfläche gespült, den Anschein völlig neuer Wesen angenommen hatten; hier fand er Ideen wieder als Wurzeln der Revolution, die er mit der gesammten öffentlichen Meinung für Erzeugnisse derselben gehalten, und erkannte tausend Eigenthümlichkeiten in dem alten Gestein, die man für Errungenschaften des Umsturzes der alten Ordnungen angesehen: er sah „das Antlitz der Revolution sich vor seinen Augen langsam entschleiern," bevor der Augenblick kam, da sie auf offenem Felde raste.

Es begreift sich hiernach von selbst, daß der Hauptgegenstand der Forschungen Tocqueville's die innere Vorgeschichte der Revolution, die Zergliederung der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände des alten Frankreich ist, aus denen die Revolution mit innerer Nothwendigkeit hervorgehen mußte, und von diesem Stoffe kann man denn auch, ohne irgend einem fremden Verdienste zu nahe zu treten, mit vollem Rechte sagen, daß Tocqueville ihn der Wissenschaft erst wahrhaft entdeckt und einverleibt hat.*) „Ohne die genaueste Kenntniß der alten Gesellschaft, sagt er, ihrer Gesetze, Gebrechen, Vorurtheile, ihres Elends und ihrer Größe wird man nie verstehen, was die Franzosen während der sechzig Jahre, seit Auflösung jener alten Gesellschaft, geleistet und nicht geleistet haben. Immer ein Räthsel wird die Revolution denen bleiben, die sie für sich allein betrachten wollen."

Die beiden hervorstechendsten Merkmale dieser Vorbereitungszeit unter Ludwig XVI. sind einmal eine lautlose Windstille auf der spiegelglatten Oberfläche der mittleren und niederen Kreise der Gesellschaft, und sodann eine geräuschvolle theoretische Revolution in der Presse, in den Salons und selbst in der Thätigkeit der Regierung. Nichts merkwürdiger als die arglose Unbefangenheit, in der, wie Tocqueville an sprechenden Beispielen nachweist, das vornehme Frankreich mit dem Feuer der revolutionären Ideen des Jahrhunderts spielt, Nichts seltsamer als die völlige Unkunde von dem stillen Groll der Massen, mit der von Oben her all' die gefährlichen Lehren besprochen und verbreitet werden, denen eben diese Kreise als die ersten Opfer fallen sollten: es ist das Verfahren jener Voltaire'schen Dame, welche keinen Anstand nimmt, sich in Gegenwart ihres Bedienten zu entkleiden, weil sie zweifelt, ob sie es mit Menschen zu thun hat.

„Eine offene Schule für die Unterweisung in den Grundlehren der Revolution" nennt Tocqueville dies Verfahren des officiellen Frankreichs am Vorabend seines entsetzlichen Falls und erklären kann er es sich nur aus jener völligen Entwöhnung vom öffentlichen Leben, welche seit anderthalb Jahrhunderten die Menge eingeschläfert und die Regierenden so unbeschreiblich sicher gemacht, daß selbst fortgeschrittene Geister wie Turgot ohne Bangen an Maßregeln denken, die nach dem wirklichen Zustand der Geister die Revolution unfehlbar hätten entfesseln müssen, während die Urheber dabei nur ganz sicher tragende Verwaltungsreformen zu ergreifen

*) Eine sehr werthvolle Ergänzung seiner Studien und seines Verfahrens bietet das reiche Urkundenmaterial, welches Chassin: le génie de la révolution I. (Les cahiers de 1789) 1864 beigebracht hat.

glauben.*) Dieses trügerische Gefühl der Sicherheit, dessen allgemeine Verbreitung Tocqueville durch eine große Anzahl Beispiele belegt, muß man vor Augen haben, um die ganz wunderbare Erscheinung zu verstehen, daß das Königthum sich mit den bevorrechteten Ständen und diese mit jenem um die Initiative streiten, die träge Masse gegen eine Ordnung der Dinge in Bewegung zu bringen, von deren Unhaltbarkeit beide Theile, aber von verschiedenen Gesichtspunkten aus und mit entgegengesetzten Hoffnungen überzeugt sind, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß ihr eigenes Wohl und Wehe mit der Fortdauer eben dieser Zustände unauflöslich verknüpft ist.

Die Krisis dieses selbstmörderischen Wettstreites der Gewalten des alten Staatswesens tritt in den Jahren 1787 und 1788 ein; ihr Kampf und Ausgang führt zur Eröffnung einer Revolution, die sie beide verschlingen soll. Das Königthum sucht Rettung aus tödtlicher Nahrungssorge in dem Antrag auf durchgreifende Verwaltungsreformen und eine gewisse Gleichheit der Steuerpflicht und greift dadurch an die Wurzel der feudalen Gesellschaft; die Vertreter der letzteren, Notabeln und Parlamente, lehnen ab und verlangen dagegen ein Maß politischer Freiheit, welches die Unumschränktheit der Krone aufhebt; die Nation stellt sich auf Seite der letzteren, die Krone unterliegt, aber nicht die Kämpen der Bevorrechteten sind die wirklichen Sieger, sondern eine elementare Macht, die sich ihrer als Werkzeug bedient hat, um den einen ihrer Gegner durch den andern zu schlagen, und die schon in dem leidenschaftlichen Federkrieg über das Recht des dritten Standes in den einzuberufenden Reichsständen ihre künftige Alleinherrschaft ankündigt. Mit diesem überaus lehrreichen Vorspiel der Revolution beschäftigen sich die schon angeführten sieben Capitel in dem achten Bande von Tocqueville's gesammelten Schriften; sie verdienen eine eingehendere Besprechung einmal um ihrer sachlichen Wichtigkeit willen und sodann wegen der vielen treffenden Schlaglichter, welche der Verf. aus bisher unbenutzten gleichzeitigen Schriftstücken auf die seltsamen Widersprüche und Wechsel der öffentlichen Meinung jener denkwürdigen Tage fallen läßt.

Am 22. Febr. 1787 waren die Notabeln zusammengetreten; es waren 125—130 Vertreter des höchsten geistlichen und weltlichen Adels, des Beamtenthums und der Gerichtshöfe, des bevorrechteten Theils der Bürgerschaft und des Bauernstandes.

Die Vorschläge der Regierung enthielten eine glänzende Ehrenrettung

*) S. die geistvollen Bemerkungen über dessen Plan zur Organisation der Municipalitäten, Oeuvr. compl. VIII. 159 ff.

des Ministeriums Turgot, denn sie betrafen nichts Geringeres als Reform der drückenden Salzsteuer, Abschaffung der Frohnde, Reform der Taille und Beseitigung des Zwanzigsten — lauter Dinge, wegen deren die Masse seit lange empört war. Anstatt der Einnahmequellen, die dadurch theils verstopft theils vermindert werden, wird eine Grundsteuer auf ganz modernen Grundlagen, ferner die Aufhebung der Binnenzölle und Verlegung der Zolllinie an die Landesgrenze vorgeschlagen; — jenes war ein scharfer Angriff auf die Vorrechte des geistlichen und weltlichen Adels, dieses ein Angriff auf die Vorrechte der Provinzen. Schließlich sollte die Verwaltung der Provinzen in die Hände gewählter Provinzialausschüsse übergehen — dies letzte hieß den erwachenden Volksgeist gegen die einzigen wahrhaft zuverlässigen Organe der Centralisation, die Intendanten, bewaffnen. Das Alles entsprach buchstäblich den Forderungen des gereiften Zeitgeistes, wie sie Turgot im Wesentlichen bereits zwölf Jahre früher formulirt hatte; es beabsichtigte die Versöhnung des Königthums mit dem leidenden dritten Stande, die man damals verworfen hatte, aber es sprach auch den Bruch mit den Klassen aus, auf deren Kosten diese Versöhnung allein möglich war.

Die Notabeln verwerfen die Anträge bis auf den, welcher die Provinziallandstände betraf, vorausgesetzt daß diese letzteren in der Scheidung der drei Stände und in dem regelmäßigen Vorsitz eines Edelmanns oder eines Prälaten die nöthige Bürgschaft gegen demokratische Ausschreitung erhalten; und — das Publikum klascht Beifall. Was auch Calonne aufbietet, dem Volke klar zu machen, wer seine wahren Freunde, wer seine wirklichen Gegner seien, die Regierung bleibt verhaßt, verdächtig nach wie vor, und die Notabeln sind zu ihrer eigenen Ueberraschung populär, das Publikum achtet nicht auf die Gründe, weshalb, sondern blos auf die Thatsache, daß sie Opposition machen und einem Absolutismus sich widersetzen, dem man auch da mißtraut, wo er wohlthätig wirken zu wollen scheint.

„Die Regierung, sagt Tocqueville, erfuhr das Verhängniß absoluter Gewalten. Man machte sie verantwortlich für alles Ueble, das geschah und alles Gute, das nicht geschah. Bei einer Regierung, die Alles befehlen, Alles vorsehen, Alles machen will, kann es nicht anders kommen. Wie verschiedenartig die Klagen auch sein mochten, man lud sie alle auf die Regierung ab; aller geheime Aerger und Verdruß, den die tägliche Berührung mit dem alten Wesen erzeugte, all' der verhaltene Zorn der Gesellschaftsklassen gegen einander, wegen bestrittener Rechte, wegen lächerlicher oder empfindlicher Ungleichheiten — das Alles wandte sich gegen die Staatsgewalt. Seit lange strebte diese Empfindung sich Luft zu machen.

Der Weg that sich jetzt auf und mit blinder Leidenschaft entlud sie sich. Es war nicht ihr natürlicher, aber es war der erste Weg, der sich darbot; der Haß gegen willkürliche Gewalt erschien als die einzige Leidenschaft der ganzen Nation und die Regierung als die gemeinsame Feindin Aller."

Derselbe Auftritt erneuert sich, aber in vergrößertem Maßstabe und mit durchschlagenderem Erfolg zum Nachtheil der Krone bei ihrem Kampfe mit den Parlamenten.

Am 17. Juni 1787 erfolgten fünf königliche Edikte [1) Freihandel mit Getreide, 2) Einführung von Provinziallandtagen,*) 3) Verwandlung der Frohne in Geldabgabe, 4) Außerordentliche Grundsteuer, 5) Einführung der Stempelsteuer], welche die Regierung nach altem Brauch dem Pariser Parlament zur Eintragung bezw. Berathung vorlegte. Das Parlament zu Paris, welches gewöhnlich den Wortführer für die übrigen zwölf Gerichtshöfe machte, nahm die drei ersten Edikte an, verwarf aber die beiden letzten; es begnügte sich diesmal nicht mit den erlaubten Einsprachen im üblichen groben Lapidarstil, sondern verlangte zur Rechtfertigung der Edikte Vorlage eines Nachweises über die Rechnungen des ganzen Staatshaushalts, also was wir das Budget nennen würden, und erklärte, als der König die Forderung zurückwies, daß nur die Nation das Recht der Steuerverwilligung habe und demgemäß die Nation zu versammeln sei.

Die Beweisgründe, welche das Parlament geltend machte, waren ebenso neu und unerhört als das Verlangen selbst. Die Souveränetät, erklären sie, wohnt in der Nation und in ihr allein; der König ist nur ihr erster Diener, nicht ihr Herr. Das Recht der Nation, ihre großen Angelegenheiten allein zu entscheiden, fußt auf dem Gesetz der menschlichen Natur und ist ebenso unveräußerlich und unversehrbar als diese selbst. „Die in Reichsständen (états généraux) vereinigte Nation hat allein das Recht, dem Könige aus eigner Machtvollkommenheit Steuern zu verwilligen" (d'octroyer). „Die Einrichtung der Reichsstände ist ein Staatsgrundsatz, welcher auf den Menschenrechten ruht und durch die Vernunft geheiligt ist," so läßt sich das Parlament zu Paris vernehmen. Das von Grenoble bleibt nicht zurück: „Die Befehle des Despotismus verpflichten die Völker nicht weiter als eine Kriegssteuer sie verpflichten könnte, und wenn die Reichsstände so lange geruht haben, so beweist das Nichts gegen die Natur der Dinge und die unverjährbaren Rechte der

*) Ueber die Bedeutung dieser Neuerung s. das letzte Capitel des ancien régime et la révolution.

Nation.“ Im selben Sinn sprechen sich die Parlamente der Franche-Comté und der Normandie, die von Toulouse und Besançon aus und was das Merkwürdigste ist, diese jakobinischen Lehren treten nicht auf als etwas Neues, sondern als Rückforderung uralter Gerechtsame, die eine profunde Gelehrsamkeit aus dem Schutt der Jahrhunderte hervorzieht, und schreiten in dem schwerfälligen Faltenwurf zahlreicher lateinischer Citate aus Provinzialcapitulationen, königlichen Ordonnanzen und Kissensitzungen, Richtersprüchen, Privilegien und Präcedenzfällen einher; „das neugeborne Kind moderner Ideen in mittelalterliche Windeln eingehüllt.“

Die Sprache der Parlamente war immer derb und wurde in ihrem ganzen Freimuth geduldet, weil sie sofort verstummte, wenn der König gesprochen; dieses Mal aber athmet sie eine Gluth und Leidenschaft, wie sie bis dahin nicht erlebt worden war. Die Proben, welche Tocqueville davon mittheilt, rechtfertigen seine Ansicht, daß die freisinnigste Regierung von Heute eine Kritik ihrer Handlungen und Vertreter in diesem Stile sich nicht würde bieten lassen.

Während die Parlamente die „unheilvolle“ (disastreux) Grundsteuer als ein Attentat des zügellosesten Despotismus brandmarken, dessen Ausführung „allgemeine Landestrauer“ (un deuil universel) zur Folge haben und „das in den letzten Zügen liegende Volk“ vollends zu Tode martern werde, läßt die Regierung eine Schrift verbreiten, worin es heißt, „die Parlamente wehren sich um ein Privileg, das ist Alles. Sie wollen die Steuerfreiheit behalten, es handelt sich um Nichts weiter als um eine furchtbare Verschwörung zwischen dem Adel des Degens und dem Adel des Richtertalars, um, unter dem Aushängeschild der Freiheit, den dritten Stand auch ferner unterjocht zu halten, den der König allein beschützt und aus seinem Elend aufrichten will.“

Mittlerweile wird die Geldverlegenheit des Hofes, dem man die letzte Aufhilfe versagt, immer empfindlicher: der König versucht, die Nachgiebigkeit des Parlaments zu erzwingen. In seiner Gegenwart läßt er die Edikte von Neuem durchberathen, nachdem er zuvörderst das unumschränkte Recht seiner Krone nachdrücklich hervorgehoben; acht Stunden hört er geduldig die heftigsten Reden und Gegenreden an, dann entscheidet er, die Reichsstände werde er nicht berufen, aber er verspreche sie für das Jahr 1791. Die kühnsten Redner, Goislard und d'Epremenil, befiehlt er zu verhaften. Die Schuldigen flüchten sich in den Schooß des Parlaments und nehmen in voller Amtstracht ihre Sitze unter ihren Collegen ein. Soldaten umgeben den Palast und besetzen die Ausgänge. Der Offizier tritt in den Saal, in dem das ganze Parlament in feierlichster Weise Sitzung hält, und fordert mit sichtlicher Befangenheit die

Bezeichnung der beiden Mitglieder. Das Parlament rührt sich nicht. Der Offizier zieht sich zurück, kehrt wieder um und zieht sich noch einmal zurück. Das Parlament bleibt regungslos und stumm wie vorher. Der Abend bricht herein, die Soldaten lagern sich bei Wachtfeuern um das Parlamentsgebäude. Um Mitternacht steht endlich d'Epremenil auf, dankt dem Parlament für Alles, was es zu seiner Rettung gethan, legt ihm die Treue gegen die große Sache und die Sorge für das Wohl seiner Kinder an's Herz und liefert sich dann der Wache aus. Da er seinen Sitz verläßt, bricht die ganze Versammlung in Thränen und lautes Schluchzen aus; Keiner zweifelt, daß der Unglückliche geraden Wegs auf das Schaffott geschleppt werde.

Der König erließ sechs neue Edikte, die am 8. Mai 1788 vor das Parlament kamen. Die drei ersten enthielten eine gründliche und durchaus zeitgemäße Reform des Gerichtswesens und des Strafrechts; vor Allem wurden die Ausnahmsgerichte, welche von Seiten der Parlamente auf's Heftigste angefochten worden waren, abgeschafft. Das vierte und fünfte aber enthielten Veränderungen der Parlamente, die ihrer Aufhebung gleich kamen, und das entschied über das Schicksal der ganzen Neuerung.

Die Parlamente waren nun einmal der Götze des Tages; ein Angriff auf ihre Vorrechte war wie ein Hochverrath an der augenblicklich mächtigsten Leidenschaft der Nation. Diese sah in den Edikten, so zeitgemäß sie an sich waren, nur einen neuen Triumph des Absolutismus und das war genug.

Die dreizehn Parlamente des alten Frankreich erhoben sich, getragen von einer unermeßlichen Popularität, wie ein Mann gegen die ministerielle Revolution; wohl stellten die dreizehn Gerichtsbezirke nach Interessen, Sitten, Gewohnheiten, Rechten so verschiedene Körper vor, daß selbst Rechtsgelehrte der Zeit von ebenso vielen „Völkerschaften" sprechen konnten, aber in dem Geiste, mit dem sie sich über und gegen diese Edikte aussprechen, um die Auflehnung des Pariser Parlaments zu unterstützen, haben sie nur eine Stimme. „Der Lärm, mit welchem diese Richter ganz Frankreich erfüllen, nimmt sich von Ferne aus wie das Sturmgebrause einer wogenden Menschenmenge; hört man aber in der Nähe genauer auf die Worte, die gesprochen werden, so ist es, als ob man einen einzigen Menschen hörte."

„Der Aufruhr der Gerichte war für die Regierung viel gefährlicher, als selbst eine Meuterei im Heere; denn die Gerichtshöfe sind die Waffe, mit welcher eine Regierung sich Tag für Tag vertheidigt, während die Armee nur in ausnahmsweisen Nothfällen zu ihrem Schutze dient."

Der größte Schaden, den die Parlamente anrichteten, bestand weniger in dem was sie thaten, als in dem was sie nicht thaten; sie stellten die Arbeit ein und duldeten und förderten eine Freiheit der Presse, eine Freiheit des Versammlungsrechts, welche die ganze Gesellschaft in den Rausch der Empörung hineinwarf. Und an der Spitze des Kriegs der Unterthanen gegen die Krone steht — der Adel.

In Paris, in der Bretagne, in Grenoble, in Romans u. s. w. sind es die Edelleute, die Bischöfe und die Erzbischöfe, die zum Entzücken selbst ihrer früheren Gegner für das zertretene Volksrecht, die vorenthaltenen Reichsstände mit der glühendsten Beredtsamkeit ihre Lanze brechen, und den Widerstand gegen den Absolutismus bis auf's Aeußerste predigen und bewaffnen; als bei der ersten Emeute zu Paris 24. August 1788 die bewaffnete Macht einschreiten sollte, gaben adlige Offiziere ihre Entlassung, um nicht das Blut des Volks zu vergießen, und das Parlament beglückwünschte sie als „hochherzige Krieger, die ihr Zartgefühl genöthigt, ihren Dienst aufzukündigen."

„Alle Stände," sagt das Parlament von Toulouse, „athmen die reinste Eintracht und ihr einziger Ehrgeiz ist, sich in der Sorge für das Gemeinwohl hervorzuthun."

Voll Jubels über diese Harmonie der Stände ruft Barnave, damals noch ein unbekannter Name, in einer Schrift zu Gunsten des dritten Standes aus: „O ihr Diener der Religion, die Verehrung unserer Väter machte euch zum ersten Stande des Staates; selbst ein unverletzbares Stück unserer Verfassung, habt ihr den Beruf, das Heiligthum zu schützen — und ihr, adeligen Familien, die ihr mit eurem Blut die Monarchie geschaffen und oft gegen Fremde beschützt habt, vertheidigt sie jetzt gegen den inneren Feind!"

In Vizille bei Grenoble treten die drei Stände der Dauphiné (49 vom Clerus, 233 vom Adel, 391 vom dritten Stand als Provinziallandtag zusammen; sie beschließen in vollkommener Eintracht ohne Berathung Protest gegen die Maiedikte und verlangen sofortige Berufung der Reichsstände und zwar mit doppelter Anzahl der Vertreter des Tiers. Das Protokoll erwähnt noch ausdrücklich des Dankes der Gemeinen, daß die Herrn vom Adel und von der Geistlichkeit „mit Hintansetzung alter Ansprüche" sich so gewissenhaft und herzlich der Rechte des dritten Standes angenommen haben.

Die Regierung, die bei der Emeute in Paris ihre letzte Waffe fruchtlos versucht, gab sich der allgemeinen Empörung gegenüber besiegt; die Minister wurden entlassen, die Edikte zurückgenommen und die Einberufung der Reichsstände angeordnet.

Die Parlamente hatten den Sieg davongetragen, sie erklärten alle Urtheilsprüche, welche ohne sie gefällt worden waren, für null und nichtig, sie riefen die Richter, welche die Regierung an ihrer Statt eingesetzt, vor ihre Schranken und sprachen die Infamie über sie aus und der Jubel der Menge über ihre Wiedereinsetzung kannte keine Grenzen. In Grenoble wurde der Bote, der die Nachricht brachte, im Triumph durch die Stadt geführt, in Bordeaux der zurückkehrende Präsident des Parlaments aus dem Wagen gehoben und in sein Zimmer getragen, die Richter, die dem König gehorsam gewesen, auf offener Straße ausgehöhnt, während der Präsident sie infam erklärt. Und inmitten dieses Auftritts ruft der Aelteste des Parlaments, ein Greis von neunzig Jahren: „Meine Kinder, prägt den Tag euren Nachkommen in's Gedächtniß, damit die Erinnerung daran die Flamme der Vaterlandsliebe nicht erlöschen lasse.“ Darauf wird auf dem Marktplatz eine Puppe in Cardinalskleidern verbrannt, was den Clerus nicht hindert ein Tedeum anzustimmen.

Diese Dinge ereigneten sich Ende Oktober 1788.

Auf einmal wendet sich das Blatt. Es wird still um die Parlamente, die Begeisterung erlischt, der Beifallssturm verstummt, ja nicht lange, so bricht ein leidenschaftlicher Unwille gegen die Gefeierten aus, ganz Frankreich wird durch Flugschriften überschwemmt, die sie mit einer Fluth von erbitterten Vorwürfen überhäufen: was die Regierung um keinen Preis zu Wege brachte, als sie für ihr Recht die Nation gegen die Parlamente aufrufen wollte, das erreichte mit einem Mal der Sieg derselben über das Königthum. „Der Despotismus der Parlamente“ ist jetzt das Schlagwort einer stürmisch aufgeregten Presse. „Richter sind es, so wird jetzt gelehrt, die von Politik Nichts verstehen, die im Grunde Nichts wollen als herrschen und die so gut als Adel und Geistlichkeit die Feinde des dritten Standes, will sagen, fast der ganzen Nation sind. Sie haben geglaubt, wenn sie am Despotismus der Krone zu Rittern würden, würde man das Alles vergessen; allein die Art, wie sie die Rechte der Nation einfordern, stellt sie eigentlich in Frage, denn diese Rechte stammen aus dem Gesellschaftsvertrag, und wer über sie verhandelt, der giebt ihnen die falschen Farben freiwilliger Gewährungen.“ „Es ist eine Kaste von Legisten,“ definirt eine andere Flugschrift, „die sich zum alleinigen Herrn selbst über den König aufwerfen möchte.“ „Erlauchte Gerichtshöfe,“ redet sie eine dritte Broschüre an, „wir sind euch einen Dank schuldig, den wir nicht verkennen, aber wir können auch nicht vergessen, wie ihr in den vielen Jahren, seit ihr das Volk vertretet, ruhig geduldet habt, daß es zu Boden geworfen wurde. Fast alle Bücher, die es aufklären sollten, habt ihr verbrennen lassen und dem Despotismus seid ihr

erst in dem Augenblick entgegen getreten, da er euch selbst zermalmen wollte."

Als d'Epremenil seiner Haft auf St. Marguerite entlassen wurde, begrüßte man ihn wie einen großen Mann; mit jeder Postmeile nach Paris zu wird es stiller und einsamer und in der Hauptstadt selber angelangt, wird er theils mit absoluter Gleichgiltigkeit theils mit Spott und Gelächter empfangen. Vergebens fährt das Pariser Parlament fort, heroische Beschlüsse zu fassen; der König erwidert den Bestürzten, er habe seinem Parlamente Nichts mehr zu antworten, mit der Nation selber werde er demnächst über die Zukunft des Staates zu Rathe gehen; vergebens sucht es die entfremdete Nation wieder an seine Fahne zu fesseln, indem es eine Schrift, welche die alten Einrichtungen angegriffen, durch Henkershand verbrennen läßt — das zeigt nur noch greller, wie furchtbar der Irrthum war, in dem die einst Gefeierten sich über die wirkliche Ursache ihrer vorübergehenden Popularität befanden.

Die „Richterkaste," deren ganze Unabhängigkeit lediglich daher rührte, daß ihre Mitglieder sich ihre Stellen für ihr gutes Geld gekauft hatten, war ja nach ihrem Siege dieselbe traurige Verquickung mittelalterlicher und moderner Mißbräuche, die sie vor demselben gewesen war; sie hatte einen Augenblick die Nation hinter sich, als diese eine andere Waffe gegen die verhaßte königliche Willkür nicht besaß, und sie wurde bei Seite geworfen, als sie gedient hatte, wozu sie gut war. Nicht anders erging es dem Kern der feudalen Gesellschaft, dem Adel und Clerus, der sich an die Spitze der Bewegung im Volke gestellt hatte, als an die Stelle des Kampfs gegen das Königthum zunächst in der Presse der Kampf der Gesellschaftsklassen selber trat.

„An die Gelehrten, die Geschichtsforscher, insbesondere die Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften" wandte sich der Minister Brienne, um die echte alte Verfassung der Reichsstände, insbesondere die Stellung des dritten Standes erforschen zu lassen, aber die Nation wirft sich nicht auf die Geschichte der grauen Vergangenheit, sondern auf die Statistik der Gegenwart und findet, daß die ganze Frage durch ein einfaches Rechenexempel zu lösen sei.

Sieyes rechnet aus, daß sich in Frankreich 80,000 geistliche und etwa 120,000 weltliche Adelige finden: „man vergleiche die Zahl von 200,000 Bevorrechteten mit der von 26,000,000 Seelen und entscheide." „Die einfache Mehrheit," verlangt einstimmig die öffentliche Meinung, „ist der einzig berechtigte Maßstab." „Was giebt es Widersinnigeres," ruft Louchet aus, „als einem Körper, der 20 Millionen Köpfe vertritt, einen andern gleichzustellen, der 100,000 Köpfe vorstellt?"

Wie ein rein wissenschaftliches Preisausschreiben hatte die Regierung die große Frage des Tages in die Nation hinausgesendet und eine mächtiger und mächtiger anschwellende politische Bewegung trug die Antwort zurück. Fünf Monate dauerte die öffentliche Erörterung und während dieser kurzen Zeit durchlief sie in der Theorie alle Stadien einer Revolution, die mit den Lehren Montesquieu's begann und mit denen Rousseau's endigte, die zwar vor dem Throne noch ehrfurchtsvoll stehen blieb, aber über Alles, was zwischen der Staatsgewalt und dem dritten Stande sich befand, rücksichtslos den Stab brach.

Adel und Geistlichkeit sind die Zielscheibe eines allgemeinen Sturmangriffs, der Schritt um Schritt an Leidenschaft und Hitze zunimmt; erst wird nur gegen den Mißbrauch ihrer Vorrechte geeifert, schließlich wird geleugnet, daß sie überhaupt Rechte haben, erst will man sich theilen mit ihnen in die öffentliche Gewalt, bald ihnen gar keinen Einfluß mehr gönnen, denn, ob sie nun 100,000 oder 500,000 Köpfe zählen, sie sind doch nur eine kleine Fremdenlegion in der gleichartigen Masse der übrigen Gesellschaft, die man höchstens im Interesse des öffentlichen Friedens dulden kann: „Schneidet in Gedanken," sagt Rabaud St. Etienne, „alle Geistlichen, ja sogar alle Edelleute weg, so werdet ihr immer noch die Nation übrig behalten. Der dritte Stand ist eine Gesellschaft, die sich selbst genügt; der Rest ist ein überflüssiger Auswuchs. Die Vornehmen sollen nicht nur nicht die Herren sein, sie werden kaum das Recht behalten, unsere Mitbürger zu heißen."

Man sieht, wir stehen bereits mitten in einer socialen Revolution, die zunächst weniger einen neuen Staat als eine neue Gesellschaft gründen, die weniger ein neues Recht schaffen, als ein altes Recht den Händen von Usurpatoren entreißen und seinen wirklichen Eigenthümern zurückgeben will.

Das Entsetzen des Adels über diese Wendung mußte um so größer sein, als er in den Ideen, welche jetzt gegen ihn in's Feld geführt wurden, seine eigenen wieder erkannte. Die Menschenrechte, die natürliche Gleichheit, der Gesellschaftsvertrag, der Ausspruch der Mehrheit als Grundlage des Gesetzes u. s. w., das Alles waren Lieblingsvorstellungen der vornehmen Welt, die Schlagwörter der hochgeborenen politischen Dilettanten, aus deren Kreisen ja die geistvollsten Schriftsteller der Reform des Staats, der Gesellschaft und des Glaubens hervorgegangen waren; mit den Spielzeugen der Salons und des literarischen Müßiggangs wurde jetzt fürchterlicher Ernst gemacht und die friedlichen Ideale eines papiernen Zeitalters erschienen nunmehr als die geharnischten Propheten eines blutigen Zweikampfs.

Um das Vorspiel des Dramas, welches zur Eröffnung drängte, zu vollenden, fehlte nur noch Eines: die zwanzig Millionen, in deren Namen die Presse aus eigner Bewegung gesprochen und gefordert, mußten selber das Wort ergreifen in der Frage, die bis dahin gewissermaßen über ihre Köpfe hinweg verhandelt worden war, und das geschah in den Cahiers.

An einem bestimmten Tage des beginnenden Jahres 1789 wurden in allen Pfarrgemeinden Frankreichs die Bauern durch die Glocken zur Versammlung vor die Kirchenthür berufen, um nicht wie sonst von dem „gnädigen Herrn," dem Intendanten, die rauhe Ankündigung irgend einer neuen Plackerei in stummer Ergebung hinzunehmen oder höchstens über die Ausbesserung eines schadhaften Kirchendachs u. dergl. mit ihm zu berathen, sondern um vor und mit ihres Gleichen ihr Herz auszuschütten über Alles, was sie unter dem Druck der Geistlichen und Edelleute, der Intendanten und einer barbarischen Willkür, ausgestanden und bisher mit stummem Groll ertragen hatten.

Der französische Bauer erfuhr jetzt, daß auch für ihn die Zeit gekommen sei, sich zu rühren; politische Bedürfnisse hatte er nie gehabt, politische Forderungen waren es auch jetzt nicht, die er zu stellen hatte. Was kümmerte ihn das Gleichgewicht und die Theilung der Gewalten, die Bürgschaften staatsbürgerlicher Freiheit, die verwickelten Streitfragen des werdenden öffentlichen Rechts? Er dachte „an die Feudalabgabe, die ihm die Hälfte seines Jahressegens geraubt, an die Frohnarbeit, die ihn ohne Entgelt vom kümmerlich bestellten Acker aus dringender Arbeit weggerufen, an die Tauben des Gutsherrn, die ihm die Saat weggefressen, ehe sie keimen konnte, an die Kaninchen, die ihm sein Getreide im Kraut vertilgt hatten und an den Urheber all' seiner Leiden, an den Herrenstand, der nur Vorrechte hatte ohne Pflichten und der von all' seinen politischen Ansprüchen keinen übrig behalten als den, auf Kosten der armen Bauern zu leben."

Der Winter von 1788—89 war an sich für den kleinen Mann eine schwere Prüfung. Die Ernte war schlecht gewesen und die Strenge des ersten Winterfrostes eine in Frankreich unerhörte. Doppelt hart drückten dieses Mal alle Lasten, unter denen der Arme gewöhnlich seufzte. „Wenn der Bauer seine kalte und kahle Wohnung, mit den hungernden und erstarrten Seinen darin, verließ, um mit den Leidensgenossen sich über die gemeinsamen Beschwerden zu einigen, so hatte er keine Mühe die Grundursache all' seiner Noth zu entdecken, er konnte, wenn er es gewagt hätte, mit dem Finger darauf deuten."

Tocqueville schließt seine meisterhaften Ausführungen, aus denen wir das Hauptsächlichste hervorgehoben haben, mit einem schwungvollen Hinweis

darauf, wie bei dem Zusammentritt der Nationalversammlung in dem Gefühl des Ungeheuren, was geschehen sollte, die Herzen sich erweiterten und die Seelen sich hoben, wie der ersten keuschen Begeisterung alles Unedle fern war und die größten Empfindungen jede Brust mit dem frischen, thatkräftigen Wagemuth erfüllten, den noch keine Enttäuschung und keine Ueberstürzung irre gemacht.

„Eilen wir uns, von den stolzen Tugenden unsrer Väter zu sprechen; denn unsere Zeit vermag nicht mehr sich zu ihnen zu erheben und wird bald unfähig sein, sie zu verstehen." — „Ich glaube nicht, daß jemals in der Geschichte auf einem Fleck Erde so viel Männer versammelt waren, die eine so aufrichtige Leidenschaft für das Gemeinwohl beseelte, die so völlig selbstvergessen, so ganz aufgegangen waren in dem Gedanken an die eine große Sache und deren Entschluß so feststand, Alles willig daranzusetzen, was ihnen das Leben theuer machte. Das ist die unvergleichliche Größe der ersten Tage von 1789. — Das Schauspiel war kurz, aber es wird nie aus dem Gedächtniß der Menschheit verschwinden: Nicht blos uns erscheint es so groß aus der Ferne. So erschien es allen Zeitgenossen. Alle fremden Völker sahen zu, alle klatschten Beifall, alle waren davon erschüttert. Man suche nicht nach irgend einem entlegenen Winkel in Europa, wo es nicht bemerkt worden wäre, wo es nicht die Bewunderung und die Hoffnung der Mitlebenden hingerissen hätte: es giebt keinen. In der Fluth von Aufzeichnungen, welche die Zeitgenossen der Revolution auf uns übererbt haben, habe ich nicht ein Stück gefunden, in dem nicht der Eindruck dieser ersten Tage von 1789 eine unaustilgbare Spur hinterlassen hätte. Ueberallhin trägt die Erinnerung daran die Reinheit, den lebendigen Schwung und die ächte Frische jugendlicher Ergriffenheit.

Ich wage zu sagen, daß es nur ein Volk auf Erden giebt, das solch ein Schauspiel geben konnte. Ich kenne mein Vaterland. Ich sehe nur zu scharf seine Irrthümer, seine Fehler, seine Schwächen und sein Elend. Aber ich weiß auch, was es zu leisten vermag. Es giebt Dinge, die nur die französische Nation zu vollbringen, hochherzige Entschließungen, die sie allein zu fassen fähig ist. Sie allein kann eines Tages die Sache der Menschheit in die Hand nehmen und für sie fechten.

Und wenn sie in die Tiefe stürzen kann, so hat sie doch auch Tage des kühnen Auffslugs, die sie urplötzlich auf eine Höhe tragen, die kein anderes Volk jemals erreichen wird." —

2.

Die Revolution und Napoleon.

Die elektrische Gewalt der Revolution von 1789 in ihrer ersten Zeit bestand wesentlich in dem solidarischen Bündniß zweier Ideen, die man sorgfältig unterscheiden muß, wenn man den Verlauf und Ausgang dieser großartigen Bewegung innerlich verstehen und begreifen will. Die eine war die Idee der gesellschaftlichen Gleichheit, die andere die Idee der staatsbürgerlichen Freiheit.

Jene verlangte den Sturz mittelalterlicher Privilegien, welche künstlich einen Staat im Staat, eine Nation in der Nation schufen; diese einen Antheil des Volks an der Staatsgewalt, welcher die Allmacht der Regierung einschränkte.

Der dritte Stand brauchte Beides, um zu athmen, um zu leben; je länger ihm sowohl das Eine wie das Andere versagt blieb, desto unmöglicher wurde es, ihn mit einer theilweisen Gewährung abzufinden. Zu Turgot's Zeiten war es vielleicht*) noch möglich durch die gesellschaftliche Rettung des dritten Standes das alte Recht der Krone zu retten. Zwölf Jahre später war es das nicht mehr. Die Schwäche Ludwig's XVI., daß er in Turgot den einzigen Mann entließ, mit dem er den doch unvermeidlichen Kampf gegen die Privilegirten wagen konnte, war sein größtes Verbrechen. Seitdem verzweifelte der dritte Stand an ihm und verband sich mit jedem Gegner der Krone in dem sicheren Instinkt, daß mit dem Besitz der staatsbürgerlichen Freiheit ihm alles Uebrige zufallen, daß aber ohne diesen kein Entgegenkommen und kein Reform-Zugeständniß der Regierung wirklichen dauernden Werth haben werde.

Nur ein Instinkt war es, der einen Augenblick die erregten Massen ihren natürlichen Feinden in die Arme führte, und ein überlegener Kopf wie Mirabeau theilte den „parlamentarischen Fanatismus" nicht, weil er für „die unbedeutende kleine Partei, Nation genannt," in dem Streit die Stunde noch nicht gekommen sah; aber wie richtig der Instinkt war, zeigt die einfache Thatsache, daß die besiegte Regierung mit der Einberufung der Reichsstände, der Losung aller Parteien, die Waffen streckte!

Die glühende Begeisterung für Freiheit und Gleichheit, sagt Tocqueville, giebt der ersten Zeit der Revolution ihre Weihe; nicht nur demokratische, d. h. gleichheitliche, sondern auch freie Zustände wollte sie schaffen, nicht nur Vorrechte zu zerstören, auch Rechte anzuerkennen und zu heiligen, war ihr bewußtes Streben.

*) L. Stein, die sociale Bewegung in Frankreich I. Bd.

Mit der Verbindung beider Ideen schwang sich die Revolution zu ihrer weltgeschichtlichen Höhe, mit der Trennung derselben beginnt ihr Niedergang, beginnt die Zeit, wo die Franzosen sich bereit machen, mit Verzicht auf die Träume von Freiheit, in der Gleichheit unter dem Machtgebot eines Welteroberers ihr Glück zu finden und sich einer Regierung willig zu fügen, die „kräftiger und schrankenloser, als die von der Revolution entwurzelte, alle Gewalt in ihrer Hand vereinigt, alle die theuer erkauften Freiheiten niederwirft und an ihrer Stelle nur inhaltlose Schatten duldet, indem sie als Volkswillen die Stimme von Wählern bezeichnet, die eine eigne Meinung weder haben können noch haben dürfen und freie Steuerbewilligung das Ja stummer und geknechteter Versammlungen nennt" und die, „während sie im Volke die Fähigkeit sich selbst zu regieren, die Freiheit zu reden, zu denken, zu schreiben, also alle edlen und großen Errungenschaften von 1789 aufhebt, dennoch es wagt, sich mit diesem stolzen Namen zu schmücken."

Die Entwicklungsgeschichte der modernen französischen Gesellschaft von der Zeit, da sie sich gewaltsam losringt aus dem Chaos halbverwester Reste der Feudalität und die ganze Fülle eines jähen, ungemessenen Freiheitssinnes von sich strömt, durch die Stadien der Selbstzerfleischung hindurch bis dahin, wo sie flügellahm und aufgerieben einer Macht sich überantwortet, die nur ein Erbe der furchtbar gewaltigen Zeit, die neue sociale Gliederung Frankreichs, die Erhebung des dritten Standes an die Spitze der Gesellschaft unangetastet läßt — das sollte der stoffliche Leitfaden sein für Tocqueville's Studien über die Geschichte des Geistes der Revolution.

Was unter den nachgelassenen Bruchstücken Tocqueville's zum ersten Theil dieser Aufgabe gehört, haben wir in dem voranstehenden Abschnitt besprochen; was davon den zweiten und letzten Theil derselben angeht, soll uns im Nachfolgenden beschäftigen.

Der geringere Theil der hierüber vorliegenden Aufzeichnungen hat die Blüthezeit der Revolution selber zum Gegenstande; der bei weitem größere betrifft die Geschichte des Ausgangs derselben und der Vorbereitung des Kaiserthums.

Innerhalb der ersteren Gruppe stehen im Vordergrund Betrachtungen über den 14. Juli 1789, den Tag des Bastillesturms, mit dem die „Diktatur von Paris über Frankreich" beginnt und die „verfassunggebende" Versammlung thatsächlich zur „Regierung" wird einerseits, und Bemerkungen über den Erfolg der Revolution, ihrer Waffen und ihrer Ideen in Europa andrerseits; dazwischen Einiges über die berühmte Augustnacht, über die Auswanderung des geistlichen und weltlichen Adels, und die

Schreckenszeit. Lauter Notizen, die die Meisterhand verrathen und uns schmerzlich bedauern lassen, daß sie nicht ausgeführt sind, aber die ihres unfertigen Zustandes wegen zu einer eingehenderen Mittheilung vor einem weiteren Leserkreis sich nicht wohl eignen.

Sehr mittheilenswerth dagegen erscheinen uns innerhalb der zweiten Gruppe eine briefliche Skizze zu einer Charakteristik Napoleon's I. und zwei glücklicherweise vollständig ausgeführte Capitel über die Zeit des Direktoriums namentlich seit dem 18. Fructidor.

In einem aus Sorrent vom December 1850 datirten Briefe*) liegt folgender interessanter Entwurf zu einer Schilderung Napoleon's vor uns:

„Was ich schildern möchte, ist weniger die Reihe der Thatsachen an sich, wie groß und überraschend sie auch sein mögen, als der Geist der Thatsachen; weniger die verschiedenen Ereignisse in dem Leben Napoleon's als Napoleon selber: jenes einzige, nicht vollkommene, aber wunderbare Wesen, in dessen Betrachtung man sich nicht versenken kann, ohne sich eines der seltsamsten und befremdlichsten Schauspiele der Welt vorgelegt zu sehen.

Ich möchte nachweisen, was dieser Mann zu seinem erstaunlichen Werke in Wahrheit aus seinem Genie geschöpft und was ihm die Gunst der Verhältnisse seines Landes und des Geistes seiner Zeit an Hülfsmitteln zugebracht hat; zeigen, wie und warum diese unlenksame Nation in jenem Augenblick von selber der Knechtschaft in die Hände arbeitete; mit welch unvergleichlicher Kunst er in den Werken der durch und durch demagogischen Umwälzung Alles das zu erlesen wußte, was dem Despotismus zuneigte und ihn auf naturgemäßem Wege daraus entstehen ließ.

Seine Regierungsweise nach Innen anlangend, will ich den Erfolg dieser fast übermenschlichen Einsicht betrachten, wie sie mit rauhem Griff die menschliche Freiheit erdrückt; diese weise und künstlerische Organisation der Gewalt, wie sie nur der überlegenste Kopf inmitten dieses so aufgeklärten und gesitteten Jahrhunderts erfinden konnte; und unter dem Druck dieser bewunderungswürdigen Maschine die Verödung der geknebelten und erstickten Gesellschaft, das Stocken der geistigen Bewegung, das Erschlaffen der inneren Spannkraft, das Zusammenschrumpfen der Herzen, das Einschwinden der großen Männer — ein ungeheurer, kahler Horizont, wo, wir mögen die Blicke wenden wohin wir wollen, uns Nichts mehr zu Gesicht kommt, als die einsame Riesengestalt des Kaisers selbst.

Auf dem Felde seiner äußeren Politik und seiner Eroberungen würde

*) Oeuvr. compl. VIII. S. 170—72.

ich versuchen, das rasende Hinstürmen seines Glückes über Völker und Reiche zu schildern; ich möchte auch hier entziffern, worin die erstaunliche Größe seines Feldherrngeistes die fessellose Größe seiner Zeit auf ihrer Seite hatte. Wer es doch zeichnen könnte dieses außerordentliche Bild menschlicher Kraft und Schwäche, das Bild dieses ungeduldigen, stürmischen Geistes, der seine Werke aufrichtet und umstürzt ohne Unterlaß, der nicht müde wird, die Grenzen der Reiche aufzureißen und selber wieder einzurenken, der Völker und Fürsten zur Verzweiflung treibt, weniger durch die Streiche, unter denen sie bluten, als durch die ewige Ungewißheit über die Leiden, die sie ohne Ende zu fürchten verurtheilt sind.

Ich möchte ferner darthun, durch welche Reihenfolge von Freveln und Fehlern er sich selber den Sturz bereitet und dann die tiefe Furche verfolgen, welche er trotz seiner Irrthümer und Mißgriffe nicht blos als Erinnerung, sondern als dauernden Einfluß und weitreichende Wirkung in der Welt hinterlassen hat: was mit ihm gestorben ist und was ihn überlebt.

Und am Schluß dieser langen Schilderung möchte ich zeigen, was das Kaiserthum in der französischen Revolution bedeutet, welche Stellung dieser einzige Aufzug in dem gewaltigen Schauspiel einnimmt, dessen endgültige Entwicklung uns bis heute nicht geworden ist."

Das ist der vielverheißende Aufriß zu einem Werke, von dem außer einem einleitenden Abschnitt Nichts vor uns liegt als einige Bausteine in Form von abgerissenen Bemerkungen, die der Herausgeber auf S. 198—225 zusammengestellt hat. Wir begnügen uns auch hier mit einem einfachen Hinweis und wenden uns zu den beiden vollständigen Capiteln über die Vorgeschichte des Kaiserthums, welche im ersten Band der gesammelten Schriften S. 259—294 abgedruckt sind und die Ueberschriften tragen: „Wie die Republik bereit war, ihren Meister zu finden" und „Wie die Nation, als sie aufhörte republikanisch zu sein, gleichwohl revolutionär geblieben war."

Das eine Bruchstück behandelt die Selbstauflösung des republikanischen Systems unter dem Direktorium, das zweite das wachsende Uebergewicht der Armee als der „bewaffneten Revolution" über die Gesellschaft und die Parteien. Aus beiden heben wir im Folgenden die bezeichnendsten Züge heraus.

Die Republik befand sich um die Zeit des Staatsstreichs vom 18. Fructidor (4. September 1797) in dem Mittelpunkte eines äußeren Glanzes, wie ihn nur die furchtbarsten Armeen und die ausgezeichnetsten Generäle gleich den französischen von damals zu geben vermochten, und dennoch bot dieser Staat, vor welchem Europa zitterte, von Innen angesehen ein un-

beschreibliches Bild der kläglichsten Schwäche und Gebrechlichkeit, zeigte überall deutliche Spuren jener namenlosen Krankheit, die sonst nur überalte Regierungen heimsucht, und deren Opfer an allgemeiner Entkräftung, am langsamem Hinschwinden der Fähigkeit zum Leben sterben.

Das Direktorium hatte seit dem Staatsstreich eine fürstliche Allmacht, wie sie niemals die Monarchie vor der Revolution besessen, und beerbte überdies eine Zeit der Umwälzung, welche alle thatsächlichen Schranken alter Gesetze, Gewohnheiten und Sitten niedergeworfen hatte. Die Presse war stumm, die Landesvertretung unterwürfig, die Lokalgewalten vorschriftsgemäß bestellt und die Gesetzgebung von Herzen dienstbeflissen.

Und doch regierte das Direktorium nicht, doch konnte es keine Ordnung in die Verwaltung noch in die Finanzen bringen und ebenso wenig dem Lande den Frieden geben. Es war eine „Anarchie gemäßigt durch Gewaltthat." Die Regierung bestand aus dem Abhub der alten Parteien, aus einer „Coterie von Königsmördern," fast lauter Revolutionären zweiten Rangs, die mit dem großen Haufen das Gefolg der großen Verbrecher gebildet hatten und die wegen ihrer Dunkelheit sowohl der Schreckensherrschaft als der Reaktion des Thermidor entschlüpft waren.

Haarsträubende Dinge konnte und durfte dies Direktorium auf dem Papier. Jeden Volksvertreter, jeden Journalisten konnte es ohne richterliches Verfahren nach Guiana deportiren, „verdächtige" Priester nach Belieben einkerkern und deportiren und unter dem Namen einer „Zwangsanleihe" die Reichen plündern — stumpf war die Gleichgültigkeit, mit welcher die Gesellschaft diese unerhörten Gesetze hinnahm, weil noch stumpfer die Waffen waren, mit denen das Direktorium sie ausführen wollte.

Der Vulkan war ausgebrannt, die Leidenschaften todt und alle Versuche, die jüngste Vergangenheit von Oben oder von Unten wieder zu beleben, völlig fruchtlos. Wie dem Direktorium jedes Organ zu gutem oder schlechtem Thun den Dienst versagte, so mißlang dem wieder auftauchenden Jakobinerklub jeder Anlauf, mit den Abzeichen, der Sprache, dem Gebaren und den Ideen von früher mehr als die Erregung einer unheimlichen Furcht zu bewirken, die die Nation nur noch rascher der Freiheit entfremdete. Ohne Schwertstreich verfiel das Direktorium dem Staatsstreich vom 30. Prairial (18. Juni 1799), aber der Sieger, der gesetzgebende Körper, erbte sein Verhängniß im vollsten Maße. Die ganze Landesverwaltung wich aus den Fugen, wie eine Armee, die aus einander läuft.

Die Steuern, die bisher schlecht eingegangen waren, blieben jetzt ganz aus; die Ausgehobenen trieben sich, statt in's Heer zu treten, als Straßenräuber umher. Der Polizeiminister berichtet am 16. September 1799, daß

von den 86 Departements des eigentlichen Frankreich 45 im förmlichen Bürgerkrieg sich befanden, wo Räuberbanden die Gefängnisse stürmten, Gensdarmen ermordeten, Steuereinnehmer plünderten, tödteten oder verstümmelten, Gutsbesitzer brandschatzten, das Land verwüsteten und Postwagen überfielen. Fliegende Corps, meist ebenso verwildert als die Straßenräuber, sollten die Ordnung wieder erfechten und fingen, um zu leben, selber an, das Land zu verheeren und die Leute zu plündern.

Frankreich fehlte 1799 jene Verwaltungsmaschine, welche später so manchmal, beim Wechsel der Regierung, das Land vor der Anarchie bewahrt hat. Die Verwaltungsorganisation, welche heute innerhalb des französischen Staates und gewissermaßen abgesondert von seinem Haupte einen Körper für sich bildet, mit seinen eignen Verfahrensweisen, seinem besonderen Geiste und seinen besonderen Gliedmaßen, die manchmal aussieht, wie ein Wesen, welches fortwandelt, nachdem ihm der Kopf abgeschlagen worden ist — diese Verwaltungsorganisation ist das Werk Napoleon's.

Inmitten dieser faulenden Gährung, welche das ganze öffentliche Wesen ergriffen hatte, bemächtigte sich der Gemüther ein unsäglicher Ueberdruß an dem Blendwerk einer „Freiheit,“ die bei Licht betrachtet nichts war als eine „aufgeregte Knechtschaft,“ wie sie ein Zeitgenosse bezeichnete.

„In welchem anderen Zeitraum der Geschichte hatte man die Sitten einer großen Anzahl von Menschen so vergewaltigen, die Tyrannei so tief in das Leben der Einzelnen sich eindrängen sehen? Welche Empfindungen, welche Handlungen waren dem Zwange entkommen? Welche Gewohnheiten, welches Herkommen waren geachtet worden? Den schlichten Privatmann hatte man gezwungen, seine Arbeits- und Ruhetage, seinen Kalender, seine Maße, ja selbst seine Sprache zu ändern. Während man ihn nöthigte, an Ceremonien Theil zu nehmen, die ihm lächerlich und sinnlos schienen, durfte er seinen Gottesdienst nur im Geheimen begehen. Jeden Augenblick mußte er Gesetze verletzen, wenn er seinem Gewissen oder seinem Geschmacke folgen wollte. Ich weiß nicht, ob jemals eine andere Nation Aehnliches ertragen haben sollte; aber unter Umständen hat unsere Geduld ebenso wenig Grenzen als unsere Ungeberdigkeit.“

Der Pariser fand seinen Trost in dem Sorgenbrecher aller Blasirten, in dem Witz auf Gott, die Welt und auf sich selbst. „Unsere Regierung, hieß es eines Tags auf einem Anschlag am Fuß der Bildsäule der Freiheitsgöttin, ist wie eine Todtenmesse; kein Gloria, kein Credo, ein langes Opfer und am Ende kein Segen.“ Der sterbenden Revolution ging es, wie es sterbenden Religionen zu gehen pflegt; als der Glaube aus den

Herzen gewichen war, beschäftigte er um so eifriger die Lippen und die Priester hofften vom Aberglauben und der Heuchelei, was nur die tiefe innere Durchdrungenheit vermag. Der Minister des Innern 1799 (de Neufchateau) erschöpft seine Thätigkeit in Anordnung der republikanischen Feste in dem Augenblick, da der Boden Frankreichs von Fremden bedroht ist und die Anarchie in den Eingeweiden der Nation wüthet; „solche Schauspiele," sagt er, „werden die Vaterlandsliebe und die häuslichen Tugenden wieder beleben." Bei Geld- und Gefängnißstrafen wurde den Kaufleuten geboten, ihre Läden zu schließen, wenn eines der lächerlichen Feste gefeiert wurde, und da die Anrede „Bürger" von Niemandem mehr beliebt wurde, ließ die Regierung an allen öffentlichen Plätzen anschlagen: „hier beehrt man sich mit dem Titel Bürger." Die öffentlichen Reden jener Tage spreizen sich noch immer mit jenem rhetorischen Pathos, das eine lendenlahme Zeit von dem Vermächtniß einer dahingegangenen Größe immer zu allerletzt verausgabt und das um so größere Anstrengungen machen muß, je schläfriger die Zuhörerschaft, je harthöriger ihre Aufmerksamkeit geworden ist. Alle Soldaten heißen „Krieger," die Männer heißen „Gatten," die Frauen „Lebensgefährtinnen," die Kinder „Pfänder der Liebe." Statt Redlichkeit heißt es immer „Tugend" und man verspricht sich niemals Geringeres als „für Vaterland und Freiheit zu sterben."

Das Ueberreizte in der Sprache entspringt zugleich einem unnatürlichen Zustand aller Empfindungen. Ihr Grundton ist eine leidenschaftliche Angst, welche die Phantasie unablässig mit unheimlichen Vorgefühlen, beunruhigenden Ahnungen, diesen gespenstischen Nachbildern furchtbarer Erlebnisse erfüllt und die entgegengesetztesten Schrecknisse aufwühlt.

Selbst in den öffentlichen Aktenstücken malt sich die Furcht bald vor der Aufhebung des Eigenthums, bald vor Wiederkehr der Feudalrechte, heut vor einer Restauration, morgen vor einer Wiederholung der Schreckenszeit. Erst das allgemeine Aufathmen nach dem 18. Brumaire zeigt, „welch' einen Abgrund von Kleinmuth die Revolution durch die erschlafften Seelen gegraben."

Tocqueville verzichtet darauf, diese wunderbare Wandlung in dem Gemüthszustand seiner Landsleute aus dem gewöhnlichen Lauf der geistigen Welt zu erklären.

„Das Wesen unseres Volks ist so eigenartig, daß das allgemeine Studium der Menschheit nicht ausreicht, um es zu verstehen; es setzt auch die fortwährend in Ueberraschung, welche sich ernsthaft damit beschäftigt, es für sich allein zu ergründen: es ist ein Volk, besser angelegt, als irgend ein anderes, ohne Mühe außerordentliche Dinge zu begreifen und sich in sie zu finden, fähig zu allen, die nur einen einzigen Kraftaufschwung er-

fordern, wie groß dieser auch sein mag, aber außer Stande sich länger auf der rechten Höhe zu halten, weil es stets nur Empfindungen und keine Grundsätze hat und weil seine inneren Triebe immer besser sind als seine Moral; ein gesittetes Volk und doch unter allen gesitteten Völkern der Erde in gewissen Beziehungen am Meisten dem Zustand der Wildheit nahe geblieben; denn das Wesen des Wilden ist, sich nach dem plötzlichen Eindruck des Augenblicks zu entscheiden, ohne Erinnerung an die Vergangenheit und ohne Vorstellung von der Zukunft." —

Mit jener gefälligen Täuschung, der sich eine entthronte Partei so gern hingiebt, wenn sie sieht, daß der anfangs glückliche Gegner dem gleichen Verhängniß anheimgefallen ist wie sie selbst, glaubten die Royalisten, der Untergang der Republik sei der Aufgang ihres Sternes und je mehr Frankreich die Leiden revolutionärer Anarchie verwünsche, desto sehnlicher werde es nach den goldenen Zeiten des Königthums zurückblicken. Sie vergaßen, daß die Parteien immer und überall ihrem Haß treuer bleiben als ihrer Liebe, sie vergaßen, daß ein Geschlecht, welches für die gewaltsame Ausrottung einer überlebten Staats- und Gesellschaftsform die ungeheuersten Opfer gebracht, schon aus Furcht vor der Rache der zurückkehrenden Träger derselben, nimmermehr zu einem Umschwung dieser Art schreiten kann, und sie übersahen vor allen Dingen die eine ungeheure Thatsache, welche die Revolution geschaffen, die neue Gesellschaft, die aus ihr hervorgegangen war, die auf den zerschlagenen Gütern des Adels und der Kirche als auf ihrem wohlerworbenen Eigenthum wohnte, die im Staate wie im Heere alle Stellen der ehemaligen bevorrechteten Stände eingenommen, und die wohl in der Schreckenszeit gelernt haben mochte, sonst hochgehaltene politische Freiheiten hinzugeben, aber nicht den theuer erkauften Besitz der gesellschaftlichen Gleichheit aufzuopfern, sie übersahen namentlich die zwanzig Millionen freier Bauern und die siegestrunkene Armee, dieses stolzeste Geschöpf der schwergeprüften Revolution.

„Frankreich," sagt ein Reisender, der Ende der neunziger Jahre das Land besuchte, „hat jetzt nur einen wirklichen Adel, das ist der Adel der Pächter und der Bauern."

Der kleine Landwirth wurde nicht mehr gebrandschatzt an Eigenthum und Arbeit durch feudale Lasten, er hatte Ackergüter aus der Verlassenschaft der Emigranten wohlfeil an sich gebracht, und in der Zeit der Assignaten mit werthlosem Papiergeld seine Schulden bezahlt; mit einem Sack Korn, sagt Mallet-Dupan, konnte er in der großen Geldnoth die Pachtsumme für ein Grundstück entrichten, das furchtbare Sinken des Papiergeldes war „wie eine Feuersbrunst, welche alle Schuldposten verzehrte

und alle Pachtverträge fast vernichtete," die Assignatenwirthschaft richtete den großen Grundbesitzer und den Rentier zu Grunde, aber die Bauern und Pächter machte sie zu reichen Leuten. Eine regelmäßige Besteuerung von Staatswegen fand in dem trostlosen Zustand des gesammten Verwaltungswesens die größten Hindernisse, außergewöhnliche Belastung durch die Folgen der inneren Wirren, durch Einquartierungen und Requisitionen wurden wie vorübergehende Landplagen durch Hagelschlag und Ueberschwemmung hingenommen, sie thaten weh, aber sie wurden verschmerzt, denn der Werth des Grundeigenthums an sich war ungeheuer gestiegen, und der erste Sonnenblick zurückkehrender Ordnung mußte den in der Stille gewachsenen Reichthum an's Tageslicht stellen.

Die Emigranten sahen nicht, was dieser wirthschaftliche Umschwung bedeutete. Wie eine Uhr, die stehen geblieben ist, zeigte ihre Weltanschauung noch immer genau die Stunde ihrer Flucht und rückte nicht von der Stelle, was auch mittlerweile geschehen sein mochte.

Sie träumten von Nichts als Rache und Vergeltung und selten fand sich Einer, der wie Montlosier 1796 offen bekannte: „Man versichert uns, daß Jedermann die Revolution verwünscht; wohl ich glaube daran. Aber ich frage mich, ob es nicht ein Anderes ist, die Revolution verwünschen und die Rückkehr der alten Ordnung der Dinge wollen. Niemand will die Frucht seiner Talente und den Gewinn günstiger Ereignisse verlieren. Die Generäle wollen nicht wieder Gemeine, die Richter nicht wieder Büttel, die Maires, die Departementspräsidenten nicht wieder Feldarbeiter oder Handwerker werden, die Käufer unserer Güter wollen sie nicht wieder herausgeben. Es ist nicht anders, die Revolution, der ganz Frankreich flucht, hat ganz Frankreich fortgerissen."

Bei dieser Gelegenheit merkt Tocqueville in einer Note die interessante Thatsache an, daß nach einer amtlichen Aufstellung des Jahres 1798 die Schuldenmasse der Emigranten aus dem Seinedepartement für sich allein eben so groß war als die Gesammtziffer der Schulden, welche die Emigranten in allen übrigen Departements hinterlassen, weil alle großen Grundbesitzer Frankreichs ihren Wohnsitz in Paris hatten. „Nichts zeigt besser als diese Thatsache, wie dieser alte Adel aufgehört hatte, eine politische Aristokratie zu sein, und eine auserlesene Gesellschaft geworden war, welche die wirkliche Macht für den Glanz des Hoflebens hingegeben hatte."

Sichtbarer aber und gebieterischer, als eine innere gesellschaftliche Veränderung, die, wie groß sie auch sein mag, nur aufgeklärten Köpfen beim ersten Blicke sich offenbart, trat der unwiderrufliche Bruch der Revolution mit dem alten Wesen in der Armee heraus.

Zur Zeit, da das souveräne Volk in Paris die Herren Frankreichs ein- und absetzt, bedeutet die Armee Nichts; sie läuft auseinander vor waffenlosen Aufläufen oder vielmehr sie geht unter in dem reißenden Strom der öffentlichen Meinung. Bald aber dreht sich das Verhältniß um. Wie im Volk die revolutionäre Gluth erlischt, die großen Männer der Versammlungen aussterben oder sich zurückziehen, und die Regierung aus den Fugen geht, sammelt die Armee ihre Kräfte in einer vortrefflichen Organisation, und richtet sich auf zu kriegerischem Geist und glänzenden Thaten; große Krieger beginnen ihre Laufbahn.

Hier kennt man noch ein gemeinsames Ziel, empfindet man noch für gemeinsame Leidenschaften, die der Nation abhanden gekommen sind. Die Bürger und die Soldaten bilden zu derselben Zeit und im Schooß desselben Volks gleichsam zwei ganz verschiedene Gesellschaftskreise. Das Band des einen wird lockerer in demselben Maße wie das des anderen straffer wird.

Am 13. Vendemiaire (1795) spielt die Armee zum ersten Mal seit 1789 eine Rolle in den inneren Angelegenheiten; sie schafft dem Convent den Triumph über die Pariser Bourgeoisie.

1797 (18. Fructidor) hilft sie dem Direktorium nicht nur Paris, sondern die gesetzgebende Gewalt oder vielmehr das ganze Land, welches diese gewählt hatte, unterwerfen, und am 30. Prairial (1799) wirft sie eben dieses Direktorium der gesetzgebenden Gewalt zu Füßen.

Seit dem 13. Vendemiaire kann man nicht mehr ohne sie, bald nachher nur noch durch sie regieren, und ehe das amtlich festgestellt ist, zeigt es sich schon thatsächlich in dem Betragen dieser Soldaten, die, wie ein schweizerischer Reisender des Jahres 1798 zu seinem Schmerz bemerkt, bei den öffentlichen Festen den friedlichen Bürger ebenso hoffärtig, wie einst der Adel in der Königszeit, d. h. als Canaille behandeln.

Nicht die politische Freiheit der Republik, sondern die gesellschaftliche Gleichheit der Revolution war es, was diese Franzosen im Waffenrock zu Republikanern machte.

„Das Heer war wirklich die einzige Klasse der französischen Gesellschaft, deren sämmtliche Glieder ohne Unterschied bei der Revolution gewonnen und ein persönliches Interesse an ihrer Fortdauer hatten. Alle Offiziere verdankten ihr ihre Stelle und alle Gemeinen ihr die Fähigkeit, Offiziere zu werden. Das Heer war in Wahrheit die Revolution in Waffen, die Revolution in Reih' und Glied. Wenn es noch mit einer Art Wuth den Ruf ausstieß: es lebe die Republik! so war das nur der Fehderuf gegen das alte Regime, dessen Anhänger riefen: es lebe der König! Im Grund seines Herzens kümmerte es sich gar nicht um

die öffentlichen Freiheiten; es wußte, wie fast alle Heere der Welt, lediglich Nichts von dem verwickelten, langsamen Räderwerk einer repräsentativen Regierung: es verwünschte und verabscheute die Versammlungen, es begriff nur eine einfache starke Staatsgewalt und wollte Nichts als Unabhängigkeit der Nation und Siege über ihre Feinde."

Alles war zum Umsturz reif; was kommen würde, wußte Niemand, aber was Jeder wußte, war dies, daß es so nicht bleiben könne noch werde. Daß der Retter aus der Armee kommen müsse, war auch Allen klar. Einige dachten an Pichegru, Einige an Moreau, Andere an Bernadotte. Das Landvolk aber fragte jeden Reisenden, dessen es habhaft werden konnte, ob es nichts Neues vom General Bonaparte gebe, warum der nicht nach Frankreich zurückkomme?

Damit endigt das zweite Bruchstück Tocqueville's. Der Leser wird sich nach diesen Proben wohl eine ungefähre Vorstellung davon machen können, was für ein Werk der große Schriftsteller und Forscher unter der Feder hatte, und welch ein Schatz von Anregung und Belehrung über eines der großartigsten Phänomene der Weltgeschichte uns durch seinen vorzeitigen Tod im Entstehen entrissen worden ist. Wir mögen nicht Abschied von ihm nehmen, ohne noch zum Schlusse das Gedächtniß an eine Rede aufzufrischen, welche Tocqueville als Abgeordneter in der berühmten Adreßdebatte der französischen Kammer am 27. Januar 1848 gehalten hat und die uns den ausgezeichneten Historiker der modernen französischen Gesellschaft als vollbewußten Propheten der socialen Revolution vom Februar d. J. kennen lehrt. Unter den gewaltigen Rednern dieser denkwürdigen parlamentarischen Schlachttage ist er der Einzige, der unseres Erachtens den socialen Grund der furchtbaren Krankheit richtig getroffen und scharf bezeichnet hat.

Er unterzieht dort *) nicht blos das Ministerium und seine berüchtigte Kammermehrheit, sondern die ganze regierende Klasse der französischen Gesellschaft, von der sie gewissermaßen der politische Ausschuß sind, und den schreienden Widerspruch ihres Geistes mit dem der ungeheuren Mehrheit der französischen Nation einer vernichtenden Kritik und bezeichnet dann das Unvermeidliche, was kommen muß, so treffend, als ob er nicht am Vorabend sondern am Abschluß der Februarrevolution stände.

„Man sagt, es sei keine Gefahr, weil man Nichts von Emeuten hört; man sagt, eine Revolution sei ferne, weil auf der Oberfläche der Gesellschaft noch Alles ruhig ist.

Meine Herren, gestatten Sie mir Ihnen zu sagen, daß ich glaube,

---

*) Die Rede ist aus dem Moniteur abgedruckt im IX. Bd. der Oeuvres complètes.

Sie sind im Irrthum. Allerdings, der Aufruhr tobt nicht auf den Straßen, aber er wühlt bereits tief in den Gemüthern. Sehen Sie auf das, was im Schooß der arbeitenden Klassen vor sich geht, die heute noch, ich erkenne das an, äußerlich in Ruhe sind. Zwar, was sie bewegt, sind nicht politische Leidenschaften im eigentlichen Wortsinn und in dem Maße wie ehemals: aber sehen Sie nicht, daß ihre Leidenschaften aus politischen zu socialen geworden sind? Bemerken Sie nicht, daß sich in ihrem Innern Meinungen und Lehren ausbreiten, die nicht nur diese oder jene Gesetze, dieses oder jenes Ministerium, ja diese oder jene Regierung, daß sie vielmehr die Gesellschaft selber sammt den Grundpfeilern umstürzen wollen, auf denen sie gegenwärtig ruht? Hören Sie nicht, was in ihrem engeren Kreise Tag für Tag gesprochen wird? Vernehmen Sie nicht, daß man dort ohne Unterlaß wiederholt, Alles, was oberhalb ihrer sich befinde, sei unfähig und unwürdig zu regieren? Die Vertheilung der Güter, wie sie jetzt besteht, sei eine Ungerechtigkeit; das Eigenthum ruhe auf Grundlagen, die der Billigkeit widersprechen? Und glauben Sie nicht, daß wenn solche Meinungen Wurzel fassen, wenn sie sich fast allgemein verbreiten und die Masse in allen Tiefen durchdringen, sie früher oder später, ich weiß nicht wann und ich weiß nicht wie, die fürchterlichste aller Revolutionen herbeiführen müssen?

Ich bin davon auf's Tiefste überzeugt; ich glaube, wir schlafen zur Stunde auf einem Vulkan, das ist meine unerschütterliche Ueberzeugung."

Gegen den Schluß sagt er noch die feierlichen Worte:

„Denken Sie an die alte Monarchie; sie war stärker als Sie, mächtiger schon durch ihren Ursprung; sie war besser als Sie gestützt auf altes Herkommen, alte Sitten, alte Glaubensvorstellungen; sie war kräftiger als Sie und ist dennoch in Staub zerfallen. Und warum ist sie gestürzt? Glauben Sie, es sei ein besonderer Zufall schuld gewesen? Glauben Sie die That eines beliebigen Mannes, das Deficit, der Eid im Ballhause, Lafayette, Mirabeau, hätte das gethan? Nein, meine Herren; ein tieferer Grund war es, der das vollbracht, die Klasse, die damals regierte, war zu jener Zeit durch ihre Fahrlässigkeit, ihre Selbstsucht, ihre Laster unfähig und unwürdig geworden, ferner zu regieren."

W. Oncken.

Hermann Grimm's „Unüberwindliche Mächte."

Soll Staat und Gesellschaft den Gesetzen der Volkswirthschaft gehorchen? Sollen die Gentlemen den Manchester-Politikern die Regierung überlassen? Findet in dem modernen Leben, das ganz von den Interessen der Gegenwart durchdrungen ist, die Welt der Ueberlieferungen, des angeerbten Ehrbegriffs, der überkommenen Sitte, findet noch der Adel seinen Platz? Oder soll es ihm geschehen, wie die Constituante von 1789, wie die Nationalversammlung von 1848 es vorhatte: soll man ihn einfach abschaffen? — Diese sehr ernsthafte Frage, die mehr und mehr auf die politische Parteibildung Einfluß übt, beschäftigt in unserer Generation nicht minder lebhaft die Novellisten; sie ist das Thema des vorliegenden Romans.

Es ist von einem Dichter nicht zu erwarten, daß er ein sociales Problem löst: wenn er es nur für den individuellen Fall deutlicher zur Anschauung bringt. In diesem Fall ist es eine willkommene Ergänzung der Parlamentsreden, die sich doch gern in Abstractionen verlieren. Die Frage: was soll aus dem Adel werden? setzt voraus, daß man sich von dem, was der Adel *ist*, ein Bild macht.

In frühern, unschuldigern Zeiten durfte man es so genau nicht nehmen. Das beliebte Thema waren zwei Liebende, denen sich der Adelstolz eines Vaters entgegenstellte. War der Dichter für einen tragischen Ausgang zu gutmüthig, — so verwandelte er entweder den strengen Herrn in einen „polternden Alten," der nach einigem Sträuben durch die Thränen der guten Kinder sich rühren ließ, oder entdeckte in einer verborgenen Ecke einen Stammbaum, der das vermeintliche Bürgermädchen als Fräulein legitimirte. Damals war also der Adelstolz nur der Stein des Anstoßes, welchen das herrschende Gefühl des Romans entweder überwand, oder woran es zu Grunde ging, und es kam nicht viel darauf an, ob man seine Natur untersuchte. In dem modernen Roman ist der Adelstolz der eigentliche Inhalt, man will sich über sein Wesen in's Klare setzen: die Liebe, der er hemmend entgegentritt, ist nur Mittel zum Zweck, sie hat nur die Aufgabe, den Adelstolz in seinen verschiedenen Wandlungen und Bewegungen zu zeigen.

Es ist nun bald hundert Jahre her, daß ein junger, geistreicher und strebsamer Kaufmannssohn der Enge seines Geschäfts entfloh, und in die Welt auszog, um Bildung zu suchen. Er glaubte sie nur bei dem Adel

anzutreffen, der frei von den drückenden Sorgen des Augenblicks, den Großen der Erde ebenbürtig, seine ganze Zeit der harmonischen Ausbildung seiner Persönlichkeit widmen konnte. Seinen Freund Werner, der dem Kaufmannsstande treu blieb und in der doppelten Buchhaltung den Schlüssel aller Lebensweisheit fand, betrachtete er mit einer Mischung von Spott und Mitleid. Bei seiner liebenswürdigen schmiegsamen Art gelang es ihm bald, in die Kreise, die er bisher nur von Ferne angestaunt, Zutritt zu finden; die Damen, verheirathete und unverheirathete, fielen ihm eben so schnell um den Hals, wie es in unseren Tagen dem guten Oswald Stein in Pommern begegnete. Aber Wilhelm Meister war weicher und empfänglicher als dieser junge Demagog, man liebte ihn nicht blos, man legte sich bald darauf, ihn zu erziehen. Er fand endlich eine ausgewählte Gesellschaft, die mit allen Vorzügen der adeligen Geburt ausgestattet, doch die Vorurtheile des Adels abgelegt hatte. Sie führten das Gesetz der doppelten Buchhaltung oder der Volkswirthschaft in die Bewirthschaftung ihrer Güter ein, erwarben mit ihrem zusammengelegten Capital Besitzungen in Amerika, und nahmen den verständigen Werner zu ihrem Associé. Ohne allen Anstand verheiratheten sich die Gräfinnen und Baronessen mit Bürgerlichen. Es war eine sehr gebildete Gesellschaft, aber wenig geeignet, den Begriff des Adels zu repräsentiren: losgelöst von allen Pflichten gegen Staat und Heimath, mit äußerst geringem Familiensinn, lebten sie als freie Weltbürger dem gebildeten Genuß.

Göthe hatte die Zustände aus der Mitte der siebziger Jahre mit den Augen von 1795 angesehen, die bereits durch die Revolution von 1789 geschärft waren. Für die Leidenschaft aber, mit der man in Frankreich die Schlösser des Adels anzündete und die Aristokraten unter die Guillotine warf, eine Erklärung zu suchen, lag außerhalb seiner Aufgabe. Es kam ihm nicht darauf an, sich über die Gesetze des öffentlichen Lebens zu verständigen, sondern dem Lärm und den Unbequemlichkeiten desselben so weit als möglich zu entweichen.

Dann kam eine Zeit, wo eine andere Klasse des Adels auf den Schauplatz trat: die Erben von Schwerin, Seydlitz und Ziethen, die Stein, Blücher und Gneisenau. Im Krieg gegen die Franzosen kam das Vaterland wieder zu Ehren, und mit ihm der vaterländische Adel, der mit seinen Gutsangehörigen und mit den Einrichtungen seines Staats eng verflochten war. Ein großer Theil der damaligen Poeten gehörte dem Adel an, oder schwärmte für die vaterländische Mission desselben; ihn aber realistisch zu schildern, waren sie nicht geeignet, weil sie zu sehr im Monde und im „Zauberring" lebten.

Die Julirevolution öffnete wieder die Augen für die Wirklichkeit.

Vierzig Jahr nach dem W. Meister versuchte Immermann in den „Epigonen" die zeitgemäße Umarbeitung des Problems. Sein Hermann ist nicht mehr der unbefangene Wilhelm, er hat die Referendariatsbildung durchgemacht, und über die höchsten Probleme des Staates seine eigenen Gedanken. Der Aristokratie, die noch eben so in Genuß und Repräsentation verstrickt ist wie in Göthe's Zeit, nähert sich ein finsteres Verhängniß. Die Werner bleiben nicht mehr in bescheidener Zurückhaltung, ein großer Kaufmann, mit der Gewalt eines Fürsten, dehnt seinen Erwerb in's Unermeßliche aus, die Güter des Adels, der nicht arbeiten will, fallen in seine Hände, der Adel selbst geht zu Grunde. Aber er rächt sich: die Virtuosität im Genuß ist ihm geblieben, er entehrt das Familienleben des Kaufmanns, der ganz in seine Geschäfte aufgeht, und seine Bastarde werden die Erben des künstlich aufgehäuften Reichthums. Es ist ein häßliches, man möchte sagen hoffnungsloses Gemälde. Erst drei Jahre später gelang es Immermann, eine noch unberührte Stätte im Volksleben zu entdecken, den Bauernstand.

Die „Epigonen" sehen die Zustände von 1821 mit den Augen von 1835 an; in den folgenden Jahren der schlimmen Stagnation sind das bezeichnendste Bild der damaligen Adelswelt die Romane der Gräfin Hahn-Hahn: es wird viel Geist gemacht, aber eine fast noch ansehnlichere Rolle spielt die Toilette.

Mit größerem Ernst legen sich Engländer und Franzosen auf den socialen Roman: „Sacs et Parchemins" ist das Thema, das in unendlichen Variationen abgespielt wird. Durch die Julirevolution sind die „Geldsäcke" zur Regierung gekommen, und in der Abneigung gegen die Bourgeoisie vereinigt sich die Opposition der Demokraten mit den Legitimisten. Wenn Charles de Bernard den Landedelmann gegen den Industriellen aus innerer Ueberzeugung verherrlicht, so kommt bei George Sand (Les péchés de Mr. Antoine) aus socialistischen Motiven ebenso der erwerbende Bürgersmann gegen den grübelnden Seigneur zu kurz.

In England richtet sich der Kampf nach beiden Seiten hin. Thackeray's Kaufmann Osborne ist ein ebenso abschreckendes Bild als Lord Steyne, und wenn Dickens sich bemüht, in dem Repräsentanten des Adels, Sir Leicester Dedlock, das Bild eines völlig hohlen, aufgeblasenen und einfältigen Aristokraten zu zeichnen, so widerfährt ihm das Unglaubliche: sein Baronet ist der einzige Gentleman unter der ganzen schlechten Gesellschaft, Gentleman nicht blos in den Manieren, sondern im Herzen, während Mr. Dombey, der große Kaufmann der City, kaum noch eine Spur vom Menschen an sich hat. Bei aller Abneigung gegen die Ueberschreitungen des Adels tritt doch, bewußt oder unbewußt, bei diesen Schrift-

stellern das Gefühl hervor, daß in den Sitten, den Ueberlieferungen und dem Esprit de corps des Adels ein nationales Bildungsmittel liegt, welches anderweitig schwer zu ersetzen ist.

Ein neuer Sturm gegen den Adel erhob sich 1848. In Deutschland war die schlimme Folge, daß der Adel im Zorn über den Bürgerstand, welcher der Reaction „in's Fleisch schneiden" wollte, sich zu einer Partei zusammenfand, die allen Gesetzen des modernen Lebens den Krieg erklärte. Und diese Partei beherrschte nicht nur den Staat, sie gewann 1855 auch die Mehrheit der Landesvertretung. In demselben Jahr erschien Freytag's „Soll und Haben."

Wiederum stehen sich der Edelmann und der große Kaufmann gegenüber: dort das Behagen einer anmuthig edlen Sitte, freilich verbunden mit Leichtsinn in Beziehung auf die Gesetze des wirklichen Lebens, hier strenge Rechtlichkeit, aber ein nüchternes, farbloses Dasein. Baron Rothsattel hat den guten Willen, sich den Gesetzen der Volkswirthschaft zu fügen, aber er hat weder die Kraft noch die Einsicht, selbst Hand anzulegen, und da er zu vornehm ist, dem Bürgerlichen, der sich ebenbürtig neben ihn stellt, Vertrauen zu schenken, so fällt er den Schwindlern in die Hände, die ihm schmeicheln und ihn ausbenten. Was dem Baron Rothsattel mit Ehrenthal und Veitel Itzig begegnet, widerfährt bei Spielhagen dem Freiherrn von Tuchheim mit Silberstein und Leo Gutmann, dem Freiherrn von Rambow bei Fritz Reuter mit Pomuchelskopf und Slusuhr, dem Freiherrn von Arten bei Fanny Lewald mit ähnlichen Gaunern. Ueberall geht der Adel zu Grunde, weil er aufgehört hat, Pflichten gegen das Vaterland auszuüben, weil er, an bloße Repräsentation und an Genuß gewöhnt und überzeugt, der Staat müsse für ihn sorgen, die Kraft verloren hat, folgerichtig zu denken und für sich selbst zu sorgen; er geht unter, und mit ihm geht viel Reiz und Anmuth, viel Farbe und Lebensfrische zu Grunde.

In all diesen Fällen konnte man, so sehr die Nothwendigkeit des Untergangs einleuchtete, ein gewisses Bedauern nicht unterdrücken, es war im Ganzen nur die Schwäche, die ihn herbeiführte. Eine andere Seite aber war der Haß, den der Adel herausgefordert hatte, mehr freilich in der vergangenen Zeit. Diese Seite hebt am leidenschaftlichsten Spielhagen hervor, der in seinen gesammten Romanen gegen die Idee und Existenz des Adels ankämpft. Fritz Reuter's „Kein Hüsung" deckt schwere Gebrechen auf, und ein Edelmann selbst, Spiller von Hauenschild, hat „aus der Junkerwelt" Dinge berichtet, die nicht gerade erbaulich sind.

Die positive Seite des Adels, und zwar des echten märkischen Adels,

des Adels im Flausrock und ungehobelten Manieren, hat Niemand besser geschildert, als Wilibald Alexis in seinem „Isegrimm," der einige Jahre nach „Soll und Haben" erschien. Als Kunstwerk ist der Roman nicht viel werth, aber er ist ein bedeutendes historisches Aperçu. Gewöhnlich schreibt man das wunderbare Wachsthum des preußischen Staats ausschließlich den Hohenzollern zu, aber ohne das angemessene Material wird auch der beste Wille nicht viel leisten, und dies Material, mit dem die Hohenzollern arbeiteten, war der märkische Adel, dies wilde trotzige Geschlecht, das erst von seinen Fürsten mit Gewalt niedergeworfen werden mußte, ihnen dann aber die Schlachten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gewinnen half. Von der Art dieser Junker geben sämmtliche Romane von Wilibald Alexis, die lange noch nicht die verdiente Anerkennung gefunden haben, ein höchst charakteristisches Bild.

Ein Erbe dieser Junker hat nun im vergangenen Jahre dem preußischen Staat einen neuen Schwung, Europa eine neue Physiognomie gegeben; die schwüle unproductive Reaction der Jahre von 1855—1858 hat einem kräftigen, fast verwegenen Drange Platz gemacht. Das Gefühl dieses Umschwungs ist es, was Grimm's „unüberwindlichen Mächten" die Stimmung giebt.

Mit nicht geringer Spannung sah man dem Erscheinen des neuen Romans entgegen. Hermann Grimm hatte durch seine Novellen, seine „Essays" und „Michel Angelo" sich als einen Schriftsteller von seltener Bildung, echtem und feinem poetischen Sinn, zartem Gemüth und einem entschiedenen Gefühl für alles Große und Gute ausgezeichnet. Die Stimmung seiner Novellen, namentlich des „Landschaftsmalers," war vom edelsten Duft, einzelne Portraits in „Michel Angelo" könnten sich gar wohl neben denen von Ranke sehen lassen und in allen seinen Schriften begegnete man Gedanken, die sich weit von der Heerstraße entfernten, ein eigenes Gepräge an sich trugen und zu fruchtbarem Weiterdenken anregten. Die Sprache, zuweilen gewagt und nicht immer von gleicher Haltung, hatte oft eine glückliche Farbe und nicht selten einen Schwung, der nicht aus rednerischen Wendungen, sondern aus der stark erregten Seele des Dichters hervorging.

Freilich war der Rahmen nicht selten glänzender als das Gemälde, der Eingang nicht selten zu groß für das Haus, die Reflexionen über die Art und Weise, wie man den Gegenstand behandeln müsse, nicht selten bedeutender als die Behandlung selbst. Die Subjectivität des Schriftstellers, freilich eine schöne Subjectivität, trat zu stark hervor; es schien ihm hauptsächlich daran zu liegen, sich selbst auszusprechen, seine eigenen Empfindungen und Reflexionen sich klar zu machen. Wohl ist es unbillig,

vom Geschichtschreiber zu verlangen, daß er seine Persönlichkeit ganz verleugne, die Sache rein so gebe, wie sie ist, da er sie doch nur durch ein bestimmtes Medium sieht, und erst durch dieses Medium, durch Farbe und Relief, sie gewissermaßen neu hervorbringt. Aber vollendete Kunst weiß die Spuren dieser inneren und äußeren Arbeit bis zu einem gewissen Grade zu verwischen und den Schein zu erregen, als sei das Product der Eindrücke auf die Seele des Verfassers ein wirkliches, dem Leser gegenüberstehendes Bild.

Auch im historischen Roman ist nicht nöthig, daß, wie im Drama, der Dichter ganz hinter seinen Gestalten verschwinde, er hat die Mittel, nachträglich seinem ersten Schaffen zu Hülfe zu kommen, und die Umrisse mit dem Fleisch und Blut seiner eigenen Stimmung der Art auszufüllen, daß man sich einbildet, völlig runde Figuren zu sehen. Dickens und Thackeray haben das häufig mit Erfolg gethan. Freilich ist es eine Gabe, die geschont sein will, weil man sich sonst leicht aus der Realität in lyrische Willkürlichkeiten verliert. —

Gleich zu Anfang unsers Romans wird man durch verschiedene Zumuthungen, die den bekannten Gewohnheiten des Lebens widersprechen, stutzig gemacht. Zwei reiche amerikanische Damen, Mrs. Forster und ihre Tochter Emmy, kehren nach dem Theater in ihr Berliner Hôtel zurück, in dem Wagen eines jungen Edelmanns, des Grafen Arthur, dem sie früher einmal auf der Reise begegnet, mit dem sie sich in der Loge unterhalten haben, dessen Namen sie aber nicht kennen. Trotzdem laden sie ihn ein, zum Thee zu bleiben. Die liebenswürdige Unterhaltung wird nur einigemal durch das Zusammenschrecken Arthur's unterbrochen, wenn er glaubt, daß es elf schlägt. Mit dem wirklichen Schlage Elf entfernt er sich auf eine etwas wunderliche Art, und läßt die Damen wie den Leser in Erstaunen zurück. So kündigt das tragische Motiv sich an.

Arthur ist aus einem stolzen Grafengeschlecht, das aber plötzlich sein ganzes Vermögen verloren hat. In der Gewohnheit des Reichthums erzogen, brütet er nun in träumerischem Müßiggang, ungefähr wie der Junker von Ravenswood. Der Blick Emmy's, die er vorüberfahren sieht, entzündet in ihm sofort die Liebe. Ein alter Schulfreund, Erwin, der ihn bei dieser Gelegenheit wieder antrifft, ermuntert ihn, sein Glück zu versuchen und Arthur läßt sich nach einigem Sträuben bestimmen, in Erwin's Wagen und in Erwin's Frack den Damen in's Theater zu folgen: scherzweise läßt sich Erwin das Versprechen geben, um elf Uhr Wagen und Frack zurück zu erstatten. Während der ganzen Theestunde quält Arthur nun der Gedanke, daß er Emmy täuscht, daß er den Schein des Wohlstandes erregt, während er doch arm ist. Er berichtet Erwin den

Erfolg und seinen Entschluß, Emmy fortan zu meiden. Erwin hat nichts Eiligeres zu thun, als in's Hôtel zu fahren, sich unbekannterweise bei Mstrs. Forster melden zu lassen. Obgleich nach Mitternacht, wird er angenommen. Er erzählt der Dame die ganze Geschichte seines Freundes, und daß nur der Stolz der Armuth ihn hindere, sich Emmy zu nähern. Auf die unerwartete Frage der Mutter, ob Arthur denn daran denken würde, einer Bürgerlichen die Hand zu geben, wenn er noch ein reicher Graf wäre? bleibt Erwin die Antwort schuldig.

Dies ist das Thema des Romans: Arthur ist von der unüberwindlichen Macht der Liebe ergriffen, gegen die er nicht anzukämpfen vermag, ebenso aber beherrscht ihn die unüberwindliche Macht der Erziehung, der Glaube an die exceptionelle Stellung des Adels. Welche von beiden wird überwinden?

Das Schlimme ist nur, daß die äußeren Voraussetzungen so wenig zur Realität des Lebens stimmen. Eine amerikanische Lady, die in Berlin den Wagen eines Herrn annimmt, der ihr gar nicht vorgestellt ist, nach dessen Namen sie auch dann nicht fragt, als später der Umgang sehr lebhaft wird und sie ihn bereits als den Bewerber um die Hand ihrer Tochter betrachtet; die nach Mitternacht einen ihr völlig fremden Herrn im Hôtel empfängt und sich mit ihm in Discussionen einläßt, ob ein anderer fremder Herr wohl ein passender Bräutigam für ihre Tochter wäre: — wo in aller Welt kommt so etwas vor? Und gerade zu Anfang des Romans drängen sich die Unwahrscheinlichkeiten so stark, daß mancher Leser sich wird abschrecken lassen. Und doch ist es sehr der Mühe werth, fortzulesen.

Freilich gehen unserem Dichter seine Gestalten mehr durch das Medium der Mitempfindung und der Reflexion, als durch das Auge auf; was sie thun und sprechen, erregt ihn schnell zu Gedanken und Stimmungen, die sich nun zwischen sie und den Leser stellen; oft hat er nöthig zu erläutern, den Charakter im Allgemeinen in's Auge zu fassen, sich seine Berechtigung deutlich zu machen; es ist selten, daß man sie vor sich sieht, wie sie stehen und sich bewegen, wie sie selbst empfinden und sich äußern. Sie lösen sich nicht von ihm ab, er geht weder in sie auf, noch hat er ein freies Urtheil über sie; er folgt nicht dem Zuge ihrer eigenen Gedanken und Empfindungen, sie müssen sich an den seinigen messen, und da stimmt oft die Rechnung nicht.

Am innigsten erlebt ist Arthur's Charakter. Zwar erregt er keinen großen Beifall, und soll es auch nach der Absicht des Dichters nicht, aber man kann sich ihn sehr als liebebedürftig, liebefähig und liebenswürdig vorstellen und, obgleich die am meisten excentrische Figur des Romans,

kann man ihm doch in den Bewegungen seiner Seele am meisten nachfühlen: er erinnert an den Eduard der „Wahlverwandtschaften." Man kann ihm darum am meisten nachfühlen, weil ihm der Dichter am meisten nachfühlt.

Wenn Arthur am meisten von seiner Natur, so enthält Erwin am meisten von seinem Ideal. Erwin ist genau in der Lage seines Freundes: gleichfalls aus einem Grafenhause, gleichfalls verarmt, hat er rasch entschlossen seinem Stande entsagt, und sich als Arzt eine angesehene Stellung in der Hauptstadt erworben. Seine Familie hat mit ihm gebrochen. Er lebt nur seiner Pflicht. Auch er hat eine starke Neigung für Emmy, aber er entsagt, weil er begreift, daß Arthur besser für sie geeignet ist. Er thut alles Mögliche, ihrer Liebe Vorschub zu leisten. Der Dichter achtet ihn sehr hoch, kann sich aber nicht enthalten, ihn zuweilen mit ironischen Seitenblicken zu betrachten, die den Leser erst stutzig machen, bis er, stärker als der Dichter selbst, ihre volle Berechtigung begreift.

Arthur wollte die Geliebte meiden, das Schicksal hat sie wieder zusammengeführt. Die Mutter, wenn auch mit innerem Mißbehagen, fügt sich in das Unvermeidliche. Man ist nur verwundert, daß Arthur, der täglich mit der Familie zusammenlebt, keinen Antrag macht. Abgesehen von seinem adeligen Vorurtheil, waltet auch ein edleres Motiv ob, Emmy ist unermeßlich reich und er findet es unwürdig, da er ihr nichts bieten kann, ihr seine Stellung im Leben zu verdanken. Als man sich einmal in seiner Gegenwart verächtlich über den Adel ausspricht, läßt er sich zu einem Wort verleiten, das Mstrs. Forster schwer beleidigt. Gleich darauf hört er, in der Stadt sei das Gerücht verbreitet, er wolle seine Vermögensverhältnisse durch die Heirath mit einer amerikanischen Jüdin (was Emmy in der That nicht ist) verbessern, und da er gerade durch die Unwürdigkeit eines verwandten Falles sich empört fühlt, spricht er im Zorn gegen seinen Freund Erwin über seine vermeintliche Heirath ein hartes Wort aus, das Emmy, die es zufällig mit anhört, zum Bruch bestimmt. Die Familie reist nach Amerika zurück, Arthur, jetzt von der unüberwindlichen Macht der Liebe ergriffen, folgt ihr dahin nach, ohne sich noch klar zu machen, zu welchem Zweck.

Was bis dahin vorgefallen ist, scheint einen heitern Ausgang nicht auszuschließen. Was Arthur gethan, war beleidigend, aber es enthielt nichts, was nicht die Liebe, wenn alle Mißverständnisse aufgeklärt wären, vergeben könnte. Die Aufgabe, dies Mißverständniß aufzuklären, fiel hauptsächlich seinem Freunde Erwin zu. Er thut es nicht, wie es scheint, aus Tugend, weil er mit Mstrs. Forster der Meinung ist, Arthur habe durch sein Schwanken seine Würde verscherzt.

Im zweiten Bande kommt Arthur nach Amerika. Seine Annäherungsversuche werden von Mstrs. Forster streng zurückgewiesen. Emmy erfährt über sein Schicksal nichts, doch wird er durch befreundete Menschen in das praktische Leben eingeführt, und gewinnt hier, wo das Standesvorurtheil seiner Thätigkeit nicht im Wege steht, Verständniß für die Interessen des bürgerlichen Lebens und die Mittel, sich innerhalb derselben geltend zu machen. In den Salons des ersten Bandes ist viel über das Verhältniß des amerikanischen Staatswesens zum deutschen gesprochen: auch in Amerika gebe es alte ansässige Familien, in denen sich Tüchtigkeit und Vaterlandsliebe von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanze, deren Kapital das allgemeine Vertrauen sei, und die dem Volk jenen sittlichen Halt und jene Ausdauer mittheilten, die sich in dem letzten Krieg so glänzend bewährt habe. Im zweiten Band sollen nun diese Zustände, über die im ersten reflectirt wurde, dem Leser vorgeführt werden, aber da merkt man doch heraus, daß der Verfasser nur nach Hörensagen berichtet. Die junge Emmy in einem Berliner Salon, die in dem ganzen Gefühl ihres Nationalstolzes die Vorurtheile der Europäer kritisirt, ist eine erfreuliche Erscheinung, der philosophische Eremit des Urwaldes hingegen, der mit milder Humanität die Schwäche und Leistungsfähigkeit aller Staaten übersieht, ist nur gedacht, nicht angeschaut.

Arthur hatte die beste Absicht, sich durch angestrengte Thätigkeit eine eigene Existenz zu gründen, Emmy's würdig zu werden und ihre Hand zu verdienen. In diesem Streben wird er unterbrochen durch die Nachricht, er sei nicht der ächte Sohn seines Vaters, des Grafen, sondern die Frucht des Ehebruchs. Tief erschüttert in seinem sittlichen Bewußtsein, dessen äußerer Halt gewissermaßen sein Adelstolz gewesen war, entsagt er seinem Streben und kehrt nach Europa zurück. Dort finden wir ihn im dritten Bande in einer Stimmung wieder, die nicht leicht zu analysiren ist. Tiefe Niedergeschlagenheit; doch wirken seine amerikanischen Erlebnisse insofern bildend auf ihn ein, als sich ein starker Thätigkeitstrieb in ihm entwickelt, er gewinnt sogar als Publicist Ehre und Ansehn. Allmählich lebt er sich in den Gedanken ein, sein Adelstolz sei sein Verhängniß gewesen, an ihm sei seine Jugend in träger Träumerei zu Grunde gegangen, und das Bewußtsein, diesem Stande in der That nicht anzugehören, befähige ihn erst recht zu energischer bürgerlicher Thätigkeit. Was ihn moralisch vernichten sollte, scheint ihn im Gegentheil aufzurichten. — Oder ist es nur eine Selbsttäuschung, sich das Unerträgliche aus dem Sinn zu schlagen?

Seine Hoffnung erwacht auf's Neue; er schreibt an Emmy, die, bisher unter dem Einfluß ihrer Mutter, nun sich frei macht, und mit der-

selben nach Europa reist, um den Geliebten aufzusuchen. Mit diesem Entschluß kommt Farbe und Leben in den Roman, der nun in kräftigem und schönem Zug fortgeht.

Sie sucht Arthur vergebens in Berlin: er hat den böhmischen Feldzug mitgemacht und liegt im Lazareth bei Sadowa. Von dort wird er von einer adeligen Familie entführt, deren Haupt, eine ältere Dame, ihm schließlich die Hand ihrer sehr reichen Enkelin anträgt. Arthur lehnt nicht blos ab, er fühlt sich durch sein Gewissen getrieben, der Gräfin seine illegitime Geburt mitzutheilen, und damit zugleich sich und sie zu demüthigen. Er kehrt nach Berlin zurück; Mistrs. Forster, die früher eine ziemlich unmotivirte Abneigung gegen ihn hegte, wird umgestimmt, und die Verlobung wird geschlossen. Er will nach Amerika, aber die Schwiegermutter hat es anders vor, sie kauft ihm sein väterliches Gut zurück. Mistrs. Forster weiß, daß die Geschichte von seiner illegitimen Geburt auf einem Mißverständniß beruht; sie hält es natürlich für ihre nächste Pflicht, ihn über seine Abkunft zu beruhigen. Seltsamer Weise widerspricht ihr der kluge Erwin, der den Charakter seines Freundes besser zu durchschauen meint und befürchtet, mit dem Gefühl, ein ächter Graf zu sein, werde auch der alte Adelstolz wieder eintreten, und ihn zu neuen Thorheiten verleiten. Was er eigentlich fürchtet, ist schwer zu sagen, und daß es, abgesehn von allen Folgen, seine kategorische Pflicht war, den Freund über einen Umstand zu unterrichten, der auf sein gesundes Selbstgefühl doch einen so wichtigen Einfluß haben mußte, das vergißt er ganz. Den Adel bei Seite gestellt, mußte es für einen edlen Menschen entsetzlich sein, an das Verbrechen der Mutter zu glauben. Aber der Erfolg scheint Erwin Recht zu geben. Mistrs. Forster kann sich nicht enthalten, im letzten Augenblick vor der Hochzeit ihren Schwiegersohn zu unterrichten, und der erste Gedanke, der diesem durch den Kopf fährt, ist: jetzt hättest du ja jene böhmische Comtesse heirathen können!

Der Gedanke geht ihm eben nur durch den Kopf, wie einem zuweilen im Wachen Schattengestalten des Traumes vorüberschweben, edler und unedler Art, die wieder verschwinden, sobald die Seele sich zusammenrafft. Auch die Gedankenschuld wird von einem edlen Gemüth schwer empfunden, und man begreift es daher, daß Arthur im ersten Augenblick über den Flecken auf seiner Seele in Entsetzen geräth, sich für unwürdig hält, seine Braut mit dunklen Aeußerungen quält und nur in einer stürmischen Entfernung den verlorenen Halt für seine Seele zu suchen weiß. Was man aber nicht begreift, ist, daß der Dichter und daß Erwin diese Empfindungen theilen; daß sie ein Schuldig aussprechen wegen eines Gedankens, der kaum die Kraft eines Traumes hat. Zwar kommt Arthur selbst in

einem nächtlichen Ritt im Lauf weniger Stunden wieder zur Besinnung, aber der Dichter hat ihn aufgegeben, und da sich eine andere schickliche Wendung nicht findet, läßt er ihn durch die Kugel eines Meuchelmörders sterben, von dem in den früheren Bänden keine Rede gewesen ist. Mit der Idee des Romans hängt er nur in so fern zusammen, als in ihm, einem wirklichen Bastard — er ist, man erfährt nicht recht, ob Bruder oder Vetter Arthur's — der gleiche Adelstolz sich regt, wie in Arthur, und so fällt der Letztere als Opfer der „unüberwindlichen Mächte," die sein ganzes Leben unheimlich befangen haben. —

Aber vielleicht sind wir mit der Auslegung auf einer falschen Spur. Vielleicht waren für den Dichter Gegenstand nicht die historischen Mächte, welche in der Form von Vorurtheil, Ueberlieferung u. s. w. dem gegenwärtigen Leben der Menschen im Staat und in der Gesellschaft Form und Richtung geben, vielleicht verstand er unter unüberwindlichen Mächten etwas ganz Anderes, der Zeit Entrücktes und Geheimnißvolles. Die Scene von Emmy's Tod scheint auf so etwas hinzudeuten. Es giebt Gewalten über das menschliche Leben, denen man ebenso wenig widerstehn als sie enträthseln kann; mit scheinbarer Kraft streben die Wünsche, die Hoffnungen, die Vorsätze gegen einander, aber plötzlich werden sie, wie von einem Bann, gehemmt, gelähmt, zurückgezogen. Der Widerstand, den sie erfahren, ist nicht greifbarer Art, sie können ihm nicht entgegenwirken, er sieht wie ein Schatten, wie eine Dämmerung aus; aber gewaltiger als alle die Triebfedern, die wir im Licht in der Arbeit sehen, wirken diese Gestalten der Nacht auf die Seele, auf ihr Thun und Schicksal. Es ist in Grimm's Roman fast allgemeines Gesetz, daß, sobald man sich etwas vornimmt, z. B. etwas zu verschweigen, man unwillkürlich sofort das Gegentheil thut. Diese dämonische Kraft, wie Goethe sie gern nannte, zeigt sich am furchtbarsten, wenn sie den klaren und festen Willen bezwingt. Nachtwandlerische Naturen geben sich ihr hin und werden gewissermaßen mit ihr eins, der Verstand der Verständigen aber wird beschämt und gleichsam zum Trotz und zur Anklage gegen die Mächte verleitet, welche das Leben bewegen.

War aber das die Meinung des Dichters, so hat er ihr nicht den Spielraum zu geben gewußt, den sie als Mittelpunkt eines poetischen Lebens einnehmen mußte. Die Liebesgeschichte hat im Verhältniß zu dem Andern zu wenig Farbe und selbst zu wenig Raum. In dem Gebiet dagegen, in dem sich die Geschichte hauptsächlich bewegt, waltet das Sonnenlicht, und auch die dämonischen unbezwinglichen Mächte, die in wilden Zeiten wie aus dem Abgrund auftauchen und die Menschen mit sich fortreißen, nehmen augenblicklich eine greifbare Gestalt an und zeigen

sich dem Blick des Forschers körperlich, das Maß ihrer Kraft und ihres Einflusses sofort in ihrer Erscheinung. Die Aufnahme der Königgrätzer Schlacht in eine Liebesgeschichte, die mit derselben nichts zu thun hat, scheint das wahre Wort des Räthsels zu enthalten.

Hermann Grimm bemerkt in einem seiner „Essays" mit Recht, daß unsere Art, die Geschichte aufzufassen, wesentlich abhängt von den Bedingungen, unter denen wir selber stehen; daß einer Zeit, die an die Dampfverbindungen und elektrischen Telegraphen gewöhnt ist, immer schwerer wird, sich eine Zeit vorzustellen, in der Beides nicht vorhanden war, daß unser Auge für die Vergangenheit sich schult an dem, was es in unmittelbarer Gegenwart sieht, daß es sich erweitert und einengt, sich mikroskopisch zuspitzt und umfassenderer Perspectiven fähig wird, je nach den Gegenständen, an denen es sich übt. Jede neue große Lebensthätigkeit eines Wesens giebt von demselben ein ganz neues Gesammtbild. Nach der indischen Rebellion hat man von den Engländern eine ganz neue Vorstellung, von den Amerikanern eine ganz neue nach dem Erfolg des vierjährigen Bürgerkriegs. Der Adelstolz ist eine historische Erscheinung, nicht blos sein Werth, sondern das ganze Gesetz seiner Bewegung ändert sich mit der Action, die der Adel mit dem Staat, mit dem Volke gemein hat. Graf Bismarck soll einmal geäußert haben, er werde den Junkernamen zu Ehren bringen, und es läßt sich nicht leugnen, daß seit Juli 1866 jeder Mann, welcher Partei er auch angehöre, von dem Junker eine andere Vorstellung hat als früher. Nach dem Raum, welchen Sadowa in den „Unüberwindlichen Mächten" einnimmt, hat es den Anschein, als solle die Umwandlung in den Ansichten über die Berechtigung des Junkerthums, also über den Begriff des Adelstolzes, wie sie durch die böhmischen Siege erfolgt ist, charakterisirt werden. Der Held des Romans wußte bis dahin nicht, was er mit seinem adligen Namen, mit seinem Stand, mit seiner Nation, mit seiner Zeit machen sollte. Indem er sich nun an jenem großen Siege betheiligt, geht das Gefühl in ihm auf, daß er mit seinem Stand, daß er mit seinem Volk zu etwas auf der Welt da sei. Sein Adelstolz gewinnt dadurch nicht blos eine andere Färbung, auch einen andern Kern. Allein man merkt, daß dieser Gedanke, wie die Schlacht selbst, dem Dichter erst während der Arbeit gekommen, daß er nicht natürlich aus dem Gegenstand aufgewachsen ist.

In Dickens' „Tales of two cities" hört man die Fußtritte des Pöbels, welche den Helden zur Guillotine schleifen sollen, lange voraus; das Blut, welches in der Revolution strömen soll, wird mit einem Geisterfinger Jahre vorher auf die Häuser geschrieben; man wittert es in der Luft. Die Ausführung ist manierirt, aber symbolisch ist die Sache sehr

richtig. Nicht blos der Prophet, auch der Dichter bedarf dieses Second Sight, wenn er historische Leidenschaften wiedergeben will. Die Kanonen von Königgrätz mußten schon zu Anfang des Romans bis in die Berliner Theezirkel vorklingen, wenn diese Schlacht mit Frucht erlebt sein sollte. Aber diese Herren und Damen sind taub, sie werden durch das Ereigniß gerade so überrascht, wie es das preußische Publicum wurde, und wer sich überraschen läßt, beherrscht weder poetisch noch politisch die Dinge.

Noch in einem andern Punkt versieht es Grimm. Im Lazareth nach der Schlacht bei Sadowa läßt er einen demokratischen Privatdocenten, von der Größe des Moments ergriffen, sich über die Idee des Vaterlandes laut aussprechen und die sämmtlichen Verwundeten zum gleichen Gefühl mit sich fortreißen. Die Scene ist schön gedacht und ächt symbolisch, in ihr könnte die ganze Kraft des Romans sich concentriren. Aber sie ist sehr schlecht ausgeführt, weil der Dichter in diesem Augenblick allen Sinn für die Wirklichkeit verloren hat. Und darin liegt das Geheimniß dieser Dichtungsart: je symbolischer der Poet auf das Gemüth einzuwirken sucht, desto realistischer müssen die Mittel sein, deren er sich bedient; er muß den Schein der allerhärtesten Realität hervorbringen, um durch das Medium der Phantasie den Gedanken zu beflügeln.

Unüberwindliche Mächte zu schildern, Mächte, die über allen Verstand hinaus gehen, ist die ächte Aufgabe des Dichters, aber um diese dämonischen Kräfte wirklich zur Erscheinung zu bringen, muß er das Leben, das ihnen unterworfen ist, nach den uns bekannten Gesetzen bis in's kleinste Nervengeflecht zu verfolgen wissen.

Grimm hat einen feinen Blick für das Historische, wo es ihm in den Formen, die er liebt, fertig überliefert ist; mit Freude folgt man ihm in seinen Wanderungen durch das Florenz des sechszehnten Jahrhunderts, dessen Statuen und Gemälde, dessen Straßen und Kirchen, dessen Canzonen und Philosophien ihm wie eine bunte Bilderwelt vorliegen. Er weiß dem Eindruck, den diese Gegenstände auf seine Seele machen, einen so sinnigen Ausdruck zu geben, daß man sich öfters täuscht, als habe er sie wirklich gezeigt. Wo er ruhen kann im Gefühl der Freude über ein reich bewegtes Leben, da sieht er vortrefflich, aber im Gewühl des Marktes zu beobachten, mitten im Tumult der Parteien, mit seinen eigenen Gedanken, Wünschen und Hoffnungen beschäftigt, ist seine Sache nicht. Er hat die Eigenheit mancher vornehmen Natur, daß ihm die unmittelbare Nähe der wogenden Menge lästig wird. So hat er auch in diesem Roman die historische Ferne, die ihm allein Ruhe giebt, dadurch ersetzt, daß er zwischen sich und die Wirklichkeit ein Medium einschiebt:

das Medium der blos betrachtenden, ihm wahlverwandten Naturen, mit einem Wort, den Salon.

Man athmet in den „Unüberwindlichen Mächten" nicht den frischen Hauch des wirklichen Lebens, sondern Stubenluft, es ist ein Kreis schöner Seelen, die, fein gebildet und im Ganzen vorurtheilsfrei, die Dinge aus der Vogelperspective betrachten. Sie sind nicht abgeneigt, sich an den Ereignissen zu betheiligen, hie und da einzugreifen, sie haben Wünsche und Besorgnisse: aber sie betheiligen sich nur so weit es ihnen bequem ist, wenn die Luft draußen sie anwidert, so schließen sie die Thür.

In Grimm's Roman tritt weder die wirkliche Aristokratie noch die wirkliche Demokratie auf. Arthur ist zwar eine typische Figur, aber nur insofern typisch für den Adel, als etwa Bernhard Ehrenthal für das Judenthum. Zum Wesen des Adels gehört, von früh auf eine feste, traditionelle Richtung zu erhalten; das ist sein Vorzug und seine Schwäche, es giebt ihm freie, sichere Bewegung, es läßt ihn über unnütze Bedenken, wodurch andere Stände gehemmt werden, leicht hinwegschreiten: aber wenn die Stütze des Gebäudes zusammensinkt, auf der sein Glaube ruhte, macht sie ihn wenigstens für den Augenblick hülflos. So Arthur, so Edgar Ravenswood: die Contraste gehören zur Sache, aber sie sind nicht die Sache selbst. Dem gebrochenen Charakter hätten derbe, normale Junkerfiguren gegenübergestellt werden müssen, um das Wesen der Sache zu erschöpfen. Am wenigsten eignet sich dazu der Verstandesmensch Erwin, der bei aller anscheinenden Rundheit des Charakters doch nie völlig in eine Sache aufgeht.

Auf Arthur hat Königgrätz nur eine scheinbare Wirkung: der Anflug des begeisterten Preußenthums verliert sich bald, seine Geschichte geht fort, als wäre der böhmische Feldzug eine verlorene Episode. Desto überraschender wirkt sie auf Erwin ein. Dieser klare Kopf hatte dem Adel entsagt, weil er der Ueberzeugung war, der Adel sei nur in Verbindung mit wirklichem Grundbesitz berechtigt. Der böhmische Feldzug überzeugt ihn, die Politik sei für den preußischen Staatsbürger ein ergiebigeres Feld, als er früher geglaubt; er findet, daß er seinen Beruf verkannt habe, daß er nicht zum wissenschaftlichen, sondern zum politischen Leben bestimmt sei. Demzufolge nimmt er den Grafentitel wieder an, und da mit dem Adel auch Grundbesitz verbunden sein muß, kehrt er zu der Familie zurück, die sich früher schmählich von ihm losgesagt, und heirathet die böhmische Comtesse, die dem Freunde zugedacht war.

Ist das nun Ernst oder Scherz? Meint Grimm wirklich, daß man, um praktische Politik zu treiben, ein Graf sein müsse? Oder ist es ein ironischer Zug? — Vielleicht sollte der kluge Mann, der immer das Rechte

zu fassen glaubt, in seiner Schwäche gezeigt werden. Er hat Emmy verloren: Fiesko ist todt, ich gehe zum Andreas! — Aber daß man zum Schluß, wo das Gefühl eine gewisse Erhebung verlangt, in Zweifel darüber bleibt, was eigentlich dem Dichter vorgeschwebt habe, das verstimmt.

Unsere neueste Poesie ist noch immer zu sehr von der Blässe des Gedankens angekränkelt. Noch immer sind wir zu sehr gewöhnt, nach allen Seiten zu sehen, nach allen Seiten zu empfinden, nach allen Seiten zu wollen; es wird uns noch immer schwer, uns dem Sturm zu ergeben, mit ihm eins zu werden, mit voller Seele Eins zu fühlen, zu wollen, zu sein. „Unüberwindliche Mächte" darzustellen, ist das Höchste der Poesie: Gedanken und Empfindungen, die Herren sind über die Seele, denen sie nicht widerstehen kann. Die unüberwindlichste Macht ist der Dämon selbst, der in der Seele lebt: der Dichter, der in diesem Sinn zu schaffen im Stande ist, wird ein neues Zeitalter der Poesie herbeiführen. Vorläufig sind wir poetisch noch im Zeitalter der Velleitäten.

Julian Schmidt.

Massimo d'Azeglio's Memoiren.

„Die Italiener seien eingedenk, daß sie Anspruch darauf haben, frei und eigenen Rechtes zu sein; ich bin der Ueberzeugung, daß, bin ich gleich nicht würdig befunden worden, den heiligen und gebenedeiten Tag ihrer völligen Unabhängigkeit zu sehen, dieser Tag darum doch unfehlbar anbrechen wird. Die, welche ihn erleben werden, mögen dann derer nicht vergessen, die beigetragen haben ihn herbeizuführen. Ich hege die Zuversicht, unter ihren Namen werde auch der meine genannt werden; denn, habe ich nicht verstanden oder nicht vermocht Großes zu vollbringen, am guten Willen hat es mir, Gott weiß es, nicht gefehlt." So schrieb Massimo d'Azeglio in einem vom 2. Juli 1857 datirten Testamente. Er hat bis zum 15. Januar 1866 gelebt, also einen Theil der Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches noch erlebt, ein paar Monate noch, und er würde gesehen haben, daß seine Zuversicht in keiner Beziehung eine trügerische gewesen war, so weit sie die Unabhängigkeit seines Vaterlandes betraf. Sie wird sich auch hinsichtlich der ehrenvollen Fortdauer seines Namens bewahrheiten; Italien kann des Mannes nicht vergessen, dem seine viel-

seitige Begabung, die heiße Liebe zum Vaterlande gepaart mit einer seltenen Willensfestigkeit, einer noch seltenern ächten Ritterlichkeit der Gesinnung einen so hervorragenden Platz unter bedeutenden Zeitgenossen anweisen; es wird seiner um so weniger vergessen, als er ihm in seinen Memoiren so liebenswürdig nahe tritt und es nun nicht darauf angewiesen ist, hinter dem Maler, dem Romandichter, dem Minister den Menschen erst mühsam zu suchen. Dies ist indessen bei weitem nicht die einzige Bedeutung der Denkwürdigkeiten Azeglio's; wichtiger ist der Besitz einer neuen authentischen Berichterstattung eines geistvollen aber naiven Menschen über seine Entwickelung — in dieser Hinsicht ist Azeglio's Autobiographie etwa mit der Alfieri's zusammenzustellen —, und die unbefangene Darstellung des Volkes, dem er angehört — hier liegt der Vergleich mit Benvenuto Cellini näher, der jedoch ein unendlich bewegteres Leben inmitten einer weit bunter gemischten oder doch mannigfacher bewegten Gesellschaft geführt hat.

Azeglio hat die Aufzeichnung seiner Erinnerungen im Anfange des Jahres 1863 begonnen, als er sein vierundsechzigstes Jahr zurückgelegt hatte, hat dieselbe aber nur bis im Dezember 1865 fortsetzen können, wo ihn die Krankheit ergriff, die wenige Woche später seinem Leben ein Ende machte. Die nun vorliegenden zwei Bände, von seiner Tochter nach seinem ausdrücklichen Wunsche herausgegeben, enthalten außer einleitenden Bemerkungen über seine Familie, die zusammenhängende Darstellung seines Lebens bis zum Jahre 1833, in welchem er seinen ersten schriftstellerischen Versuch, den historischen Roman Ettore Fieramosca erscheinen ließ; daran schließen sich, durch Ergänzungen von befreundeter Hand nach hinterlassenen Notizen unter einander und mit dem Vorangehenden verknüpft, zwei voraus bearbeitete Bruchstücke, darstellend die im Jahre 1838 zum Behufe von Lokalstudien für den zweiten Roman Nicolò de' Lapi (erschienen 1841) unternommene Reise nach Toscana und das erste Eintreten in die politische Laufbahn, die Reise durch den Kirchenstaat zum Zwecke möglichster Hintertreibung etwa beabsichtigter Aufstände bei Anlaß des Papstwechsels, die erste persönliche Berührung mit Karl Albert und die Veröffentlichung der ersten politischen Schrift, „die neuesten Vorfälle in der Romagna" (1845). Daran hat eine zweite Freundeshand eine gedrängte Uebersicht der weiteren Lebensumstände Azeglio's gefügt.

Wie aus dieser kurzen Inhaltsangabe hervorgeht, haben wir es in den von Azeglio selbst herrührenden Theilen des Werkes vorzugsweise mit der Zeit zu thun, in welcher ihm noch kaum vergönnt war, in die Gestaltung der Geschicke seines Volkes bestimmend einzugreifen, mit jenen Jahren, von denen er selbst in großer Bescheidenheit sagt, er habe sie mit

„Liebe und Malerei" hingebracht, die aber, setzen wir hinzu, doch auch jene Klarheit über seine Pflicht, jene Willensstärke in ihm reiften, welche er nachmals glänzend bewährte.

Was das Buch Azeglio's vor Allem so anziehend macht, das ist, daß es den verschiedenartigen Inhalt, den es um die Erzählung eines im Ganzen ziemlich einfach verlaufenden Jugendlebens gruppirt, mit einem sich nie verleugnenden Streben nach Wahrhaftigkeit vorträgt, jenem Streben, das den Verfasser seit seinem Eintritt in das reifere Jünglingsalter unwandelbar durchdrungen und das ihn, zur Ehre des italienischen Volkes sei es gesagt, mit Victor Emanuel und Garibaldi zum Liebling seiner Landsleute gemacht hat. Was man am lautesten von sich zu rühmen pflegt, ist sonst nicht immer das, wodurch man sich vorzugsweise auszeichnet; Azeglio aber war es wohl gestattet zu sagen: „Seit ungefähr vierzig Jahren glaube ich einer der Männer in Europa gewesen zu sein, die am seltensten gelogen haben, und zwar die Jahre inbegriffen, in denen ich Minister und Diplomat war. Man ist gemeiniglich der Ansicht, in solcher Stellung sei ohne Lügen gar nicht fortzukommen; aber gerade da thut Wahrhaftigkeit vor Allem Noth, und die Menschen werden auch sicher sich davon überzeugen, sobald sie einmal eingesehen haben werden, daß die unwiderstehlichste Kraft aus dem Vertrauen entspringt, das Einer einzuflößen weiß." Ob es Azeglio in seinem letzten Buche immer gelungen ist, wahr zu sein, ist eine andere Frage; man wird zugeben müssen, der sechzigjährige Mann habe zuweilen *seine* Denkweise dem Jünglinge untergeschoben, den er vorführt; er habe an anderen Orten Behauptungen aufgestellt, welche er bei reiflicher Ueberlegung als übereilt würde fallen gelassen haben; aber wissentlich sagt er sicher nie das Unwahre und überall macht er den Eindruck eines Mannes, der sich durch kräftige Zucht an seinem Geiste vor der Gefahr gesichert hat, je nach dem augenblicklichen Zwecke die Dinge so oder anders gefärbt zu erblicken. Damit steht in vollstem Einklang, nicht zufällig, seine Sprache; reich, lebendig, klar sprudelt der Quell seiner Rede; ihre Originalität ist nicht eine Frucht der Büchergelehrsamkeit, wird nicht durch gesuchte Verstellung der Wörter hervorgebracht; so spricht ein geistvoller Mann vor guter Gesellschaft in Italien, wo der gute Ton seine Grenzen weit genug gezogen hat, daß auch ein volksthümlicher, ein provinzialer Ausdruck noch innerhalb derselben Platz findet und naturalia in größerer Zahl als anderwärts für non turpia gelten. Es will nun freilich scheinen, die Ungezwungenheit der Darstellung brauchte sich nicht auch darin geltend zu machen, daß häufiger als billig ist die Erzählung durch eingeschobene Betrachtungen unterbrochen wird, welche ihre Stelle an hundert andern Orten mindestens eben so

gut gefunden haben würden, und daß der Erzähler es oft nicht über sich vermocht hat zu unterdrücken, was ihm etwa bei Anlaß jener Einschiebsel weiter eingefallen ist. Wenn er es schicklich findet, an der Stelle, wo er von der Prüfung seines Romanmanuskriptes durch Cesare Balbo spricht, eine kurze Biographie und Charakterschilderung dieses seines Vetters einzuschalten, so wird Jedermann sich die kleine Unterbrechung dankbar gefallen lassen; warum aber in diese Episode aus Anlaß der Stellung Balbo's zu dem geschlagenen Napoleon eine weitere über Napoleon vor dem Richterstuhle der vernünftigen Geschichtsbetrachtung sammt Auslassungen über die Zulässigkeit des Beinamens „der Große" überhaupt einschachteln, während der Leser gespannt ist, das Urtheil des Vetters zu vernehmen? Ein andermal berichtet Azeglio, wie er als Kind eine kleine Kutsche sammt Gespann aus Holz, die ihm seine Eltern geschenkt hatten, einem Spielgenossen abtrat, dessen völlige Entblößung von so werthvollem Besitze ihn dauerte, und er freut sich dieses Zuges kindlichen Mitleidens, obschon er gesteht, er habe das gebrachte Opfer im Grunde bereut, sobald der Beschenkte mit seinem Wägelchen abgezogen sei, und habe eigentlich erst aus den Liebkosungen seiner Eltern gemerkt, welche schöne Handlung er vollbracht habe; daran knüpfen sich nun Bemerkungen über Larochefoucauld's geringschätzige Beurtheilung des Mitleidens und daran eine Hinweisung auf die Länge der Zeit, welche ein im Grunde unbestrittener moralischer Satz brauche, um im Leben der Menschheit zu praktischer Geltung zu kommen, wofür ihm die bis an die Zähne bewaffneten — christlichen Völker Europas zum Belege dienen. Halten wir diese kleinen Gebrechen dem Alter des Verfassers, der Gewohnheit der Memoirenschreiber zu gute, und vergessen wir nicht, daß es Azeglio nicht vergönnt war, auf ein vollendetes Werk mit dem prüfenden Auge des Lesers zu blicken und dasselbe durch eine sorgfältige Revision als Kunstwerk so hoch zu stellen wie die Werke seiner frühern Mannesjahre.

Zudem sind doch die Vorzüge seiner Darstellung und die Lichtseiten seines Charakters, welche jenes Streben nach Wahrhaftigkeit zur Quelle haben, so zahlreich, daß der eben hervorgehobene Mangel daneben kaum in Betracht kommen kann. Zu jenen zählt namentlich die Wärme, mit der er sich, wo irgend die Gelegenheit günstig ist, ermahnend, strafend, ermuthigend an seine Landsleute wendet. Sein Buch ist, er gesteht es selbst, ein Tendenzbuch: nicht die Absicht, sich als Protagonisten in einer Folge merkwürdiger Ereignisse hinzustellen, hat ihn die Feder ergreifen lassen, obschon er gerne hofft, sein letztes Werk werde dazu beitragen, einen von mehreren Generationen mit Ehren getragenen und allem Anscheine nach zu baldigem Untergange bestimmten Namen — Azeglio's

Neffe, einer der Unterzeichner des Londoner Vertrags vom Jahre 1867, ist der einzige seines Geschlechtes — auf einige Zeit in ehrenvollem Andenken zu erhalten; vor Allem möchte er seinem Volke nützen durch unverholenes Bezeichnen der Schwachheiten, die es an sich hat und die sich bei gleich bleibender Erziehung der Jugend auf eine lange Zukunft forterben müssen, aber auch durch unermüdliches Hinweisen auf die segensvollen Wirkungen einer sorgsamen sittlichen Pflege der Kindheit und des Knabenalters, einer vom Jünglinge in der Stille geübten sittlichen Gymnastik und des von den höhern Ständen und von den geistlichen Erziehern des Volkes gewissenhaft gegebenen guten Beispiels, und endlich durch ein dem wirklichen Verdienste angemessenes Preisen der unbeirrten Hingebung an das für Pflicht Gehaltene, finde sie sich nun bei intellectuell und gesellschaftlich hochstehenden Menschen, wie Azeglio's treffliche Eltern waren, oder unter dem Hute des Jesuiten — Azeglio's Bruder, von dem ihn der tiefste Gegensatz der Bestrebungen trennte und dem er doch in innigster Liebe zugethan war, nahm in dem gefürchteten Orden eine hervorragende Stellung ein — oder finde sie sich unter der Livree des treuen Dieners, der für seinen unglücklichen Herrn in freiwilliger Verbannung das kärgliche Brod zusammenbettelt. Azeglio täuscht sich wohl nicht, wenn er sich von der Darstellung seiner sittlichen Entwickelung eine heilsame Wirkung auf denkende Leser verspricht; der seiner selbst sichere, seiner Zwecke klar bewußte, keinem Bekenntnisse voller Wahrheit sich entziehende Mann, den Alle verehren mußten die ihn kannten, der ist auch er nicht ohne mühevolles Ringen, nicht ohne bedenkliche Schwankungen, nicht ohne nachhaltigen Antrieb von außen geworden. Zwar hatte der treffliche Mann, den er seinen Vater nennen durfte und mit dessen Festigkeit, Geradheit und Treue er nachmals seinen Nicolò de' Lapi ausstattete, bei aller Zärtlichkeit es an nichts fehlen lassen, was beitragen konnte, seinem Sohne Selbstüberwindung und Pflichtgefühl zur zweiten Natur zu machen, und der starke Sinn, welchen der von schweren Leiden früh gebrochene Leib der Mutter barg, übte seinen heilsamen Einfluß in gleicher Richtung zu stark, als daß die verkehrten Maßregeln eines beschränkten geistlichen Hofmeisters, der standesgemäß gehalten werden mußte, und mancherlei schlechtes Beispiel viel geschadet hätten; aber in den Genuß einer ausgedehnten Freiheit, in die Gefahren eines Garnisonslebens, dem kein ernstes Bestreben, keine Leitung von bewährter Tüchtigkeit irgend einen Schwung verlieh, trat er denn doch viel zu unfertig, viel zu wenig befähigt eines sehr sanguinischen Temperamentes Herr zu werden; Azeglio spricht von jenen Jahren mit Reue und Beschämung und mit zweckmäßiger Kürze, nur bei einigen Tollheiten, in denen sich mehr ein harmloser Jugendübermuth kund giebt,

verweilt er nicht ohne lächelndes Behagen, so bei jener abenteuerlichen Fahrt, welche er, von Geld ziemlich entblößt, in lockerer Gesellschaft zwischen zwei an den Schlägen seines Einspänners aufgestellten mächtigen Ahnenbildern nach Mailand ausführte, um dieselben dort zu Gelde zu machen und den Erlös an Ort und Stelle zu verjubeln. Daß bei diesem Anlaß gerade zwei Ahnenbilder das schlimme Schicksal traf, ist bezeichnend für den damals bei dem jungen Marquis sehr heftigen Widerwillen gegen die Angehörigen seines Standes, einen Widerwillen, der in jener Zeit mit einer Vorliebe für den gemeinsten Pöbel zusammenfiel, später aber sich zu einer achtenswerthen Gleichgiltigkeit gegenüber Standesunterschieden und Abneigung gegen solche Gesellschaften abschwächte, in welchen ein vornehmer Ton und die Forderung eines standesgemäßen Auftretens die Freiheit eines natürlichen Verkehrs und eines behaglichen Sichgehnlassens beeinträchtigten.

Die Zeit des haltlosen, wüsten Traumlebens dauerte zum Glück nicht sehr lange, wenigstens nicht lange genug, um die durch eine sorgsame Erziehung gepflegten Keime des Bessern gänzlich verkommen und den Jüngling durchaus unempfänglich werden zu lassen für die unablässigen Ermahnungen eines ältern Freundes, des Mathematikers Bidone. Plötzlich trat er mit Entschiedenheit und ohne sich die Durchführung seines Vorsatzes durch einen allmählichen Uebergang erleichtern zu wollen, aus den Kreisen seiner bisherigen Genossen und begann sich für den Malerberuf auszubilden, dessen Ausübung in der Heimath, dann vorzugsweise in Rom und in der Nähe dieser Stadt, endlich nach seines Vaters Tode in Mailand, der Heimath seiner Gattin, der Tochter Alessandro Manzoni's, die Hauptbeschäftigung seines Lebens blieb, seinem Namen zuerst einige Berühmtheit erwarb und ihm zugleich die Mittel zu einer unabhängigen Existenz gab, wozu auch später wieder die Kunst dienen mußte, wann der Rücktritt aus Staatsämtern ihn auf den Ertrag seiner Arbeit anwies. Azeglio's Bilder, Landschaften mit historischer Staffage, vielleicht auch zuweilen historische Gemälde mit bedeutender Landschaft zu nennen, sind außerhalb Italiens wenig bekannt, aber recht zahlreich; Azeglio rühmt sich mit unter den ersten gewesen zu sein, die mit der Manier der Früheren gebrochen und die fleißige Arbeit und Ausarbeitung im Freien gehörig gepflegt hätten. Er war dabei möglichst bedacht, durch die Wahl der Gegenstände anregend auf das Nationalgefühl seines Volkes zu wirken, für welchen Zweck er denn freilich später die Schriftstellerei erst indirekt in seinen beiden historischen Romanen, nachher direkt in seinen politischen Flugschriften mit erhöhter Wirkung betrieb. Wenn der aus alten Geleisen schwer heraus zu bringende Turiner Adel sich darüber ärgerte, daß ein

Marchese sich einfallen ließ, von seiner Arbeit zu leben statt nach Vätersitte auf die Erlangung eines Hofamtes seinen Ehrgeiz zu richten und seinem Geiste als beste Nahrung den Klatsch der Residenz zuzuführen, konnte ihn dies wenig anfechten, nachdem er einmal das Eis gebrochen und mit einem nicht ganz leichten Siege über ein altes Vorurtheil es dahin gebracht hatte, den Preis seines ersten Bildes vom Käufer persönlich in Empfang zu nehmen und dabei die Augen möglichst wenig niederzuschlagen; denn jeder noch so kleine Sieg seines durch reifliche Ueberlegung bestimmten Willens über schwächliches Gelüsten dehnte auch seine Unabhängigheit gegenüber denen aus, die er noch in der von ihm überwundenen Unfreiheit sah, und solche Siege suchte er sich — dies war seine sittliche Diät — möglichst oft zu erringen; manchmal freilich sind die Proben, auf welche er nach Bidone's Rath sich stellte, etwas kleinlicher Art und die Erwähnung derselben könnte leicht komisch wirken, wenn nicht die unleugbare Verwandtschaft mit geistigen Strömungen, welche die Geschichte der Menschheit aufweist, geeignet wäre, eine ernstere Stimmung festzuhalten: eine halbe Stunde früher als gerade nöthig aufzustehen, um die eigne Trägheit zu brechen, oder nach eingetretener Ermüdung ein Weilchen fortzuarbeiten sind durchaus empfehlenswerthe Dinge, insofern das Opfer doch einen positiven Gewinn bringt, sei es dem, der sich dasselbe auferlegt, sei es Andern; aber, wenn man müde, hungrig und durstig von der Arbeit kommt, der wohlverdiente Pfannkuchen und der ersehnte Labetrunk auf dem Tische stehn, dieselben zu seiner Stärkung eine Viertelstunde anzusehn, jenen kalt und diesen warm werden zu lassen, bevor man sie sich munden läßt, ist nicht der Nachahmung werth; es geht ein durchaus unschuldiges Plus des Wohlseins dabei verloren und wird dafür nichts gewonnen, das nicht auf andere, für den Opfer Bringenden oder für Andere ersprießlichere Weise sich auch gewinnen ließe; das ist naturwidrige Askese. Azeglio spricht es zu wiederholten Malen aus, seinem Wesen sei ein gewisser an Don Quixote erinnernder Zug nicht fremd, so habe er sich z. B. gern zu allerlei Dienstverrichtungen gegenüber seinem Lehrer in der Malerei, dem alten Holländer Verstappen, verstanden, weil er sich bei Ausübung derselben als Angehörigen jener Zeiten italienischer Kunstblüthe gefühlt habe, in denen die Schüler zum Hause, zum Gesinde des Meisters gerechnet und demgemäß behandelt wurden; er habe mancherlei Entbehrungen leicht ertragen und auf Vieles gern verzichtet, weil gerade der Mangel an Geld und allerlei Bequemlichkeit des Lebens in ihm das Gefühl lebendig erhalten habe, er sei so recht eigentlich ein Künstler. Es ist wohl auch die erwähnte sittliche Gymnastik von dem donquixotischen Elemente nicht ganz frei.

Eine jugendliche Verirrung seines Urtheils, von welcher Azeglio mit um so größerem Nachdrucke spricht, weil er weiß, daß zahllose Zeitgenossen mit ihm von ihr betroffen waren, und weil er mehrfach Zeuge von bedauernswerthen Folgen derselben hat sein müssen, war die Tyrannenfresserei. Wohl anerkennt er willig, was Alfieri für die Erweckung der Italiener zu mannhafter Gesinnung, zu entschlossener Thatkraft mit unermüdlichem Eifer gewirkt hat, aber ihm und mit ihm einer verkehrten Behandlung der Geschichte alter und neuer Zeiten kann er es nicht verzeihen, daß durch Verherrlichung des Tyrannenmordes das sittliche Gefühl mißleitet, der Glaube an die Zulässigkeit des ärgsten denkbaren Unrechts gegenüber einem Bedrücker befestigt und verbreitet und dabei zudem versäumt wird, auf die Fruchtlosigkeit der meisten Attentate hinzuweisen. Hat Azeglio in dieser Hinsicht einen bedeutenden Vorsprung vor vielen seiner Zeitgenossen und Landsleute wenigstens im reifern Alter gewonnen, so hat er anderseits schon in seiner Jugend es nie über sich vermocht, einem jener zahlreichen über seine Heimath verzweigten politischen Geheimbünde beizutreten, welche, wie er schlagend nachweist, dem Vaterlande nur Schaden und Schande brachten, und zwar theils durch Verschlechterung des Charakters, Gewöhnung an verstelltes Wesen und an gedankenlosen Gehorsam bei den Zugehörigen, theils durch Steigerung des Druckes durch ausländische Militärgewalt, welcher nach jedem mißlungenen Versuche — und sie mißlangen ja alle — auf Betheiligten und Unbetheiligten mit erneuter Schwere lastete. Es ist bezeichnend für Azeglio, daß seine politische Wirksamkeit durch jene schon oben berührte Reise im Kirchenstaate eröffnet wird, welche er freilich nicht mit dem gewünschten Erfolge unternahm, um dem Ausbruche neuer Unruhen bei Anlaß des damals bevorstehenden Papstwechsels entgegenzuarbeiten. Spricht sich hierin sowie in seiner entschiedenen Mißbilligung aller Militärrevolutionen, wie z. B. der piemontesischen vom Jahre 1821, bei welcher sein Bruder Roberto betheiligt war, neuerdings sein Streben nach Wahrhaftigkeit und Offenheit, seine Heilighaltung der öffentlichen Treue aus, so mag auch seine Vorliebe für Siege, die auf dem Wege des Friedens, durch Bildung einer starken öffentlichen Meinung errungen werden, mit im Spiele sein. Ohne blind zu sein für die erfrischende Wirkung gewaltiger Völkerkämpfe — er constatirt dieselbe sogar für Rom nach dem Sturze Napoleon's —, ohne persönlich den Krieg zu scheuen — holte er sich doch unter Durando bei Vicenza eine Wunde, die ihm langjährige Leiden bereitete, aber freilich im Kampfe für die Unabhängigkeit des Vaterlandes —, hält er den Krieg doch nur da für gerechtfertigt, wo jedes andere Mittel sich als unzulänglich erweist. Als Mann von ganzen Ueberzeugungen verabscheut er den Widerspruch,

in welchen eine europäische Menschheit von christlicher Gesittung mit sich geräth, so oft sie zu den Waffen greift, und als Einer, der den Werth einer durchgebildeten Gesinnung kennt, schont er gern die Ueberzeugung auch des Gegners, wie er denn z. B. dem leidenschaftlichen Rufe „Rom oder Tod!" gegenüber milde Rücksicht auf die ausnahmsweise Stellung der ewigen Stadt, auf das Gefühl der europäischen Katholiken empfiehlt.

Manche von den Reflexionen, mit welchen Azeglio's Memoiren durchwoben sind, verdiente noch hervorgehoben zu werden, und zwar die eine oder die andere auch um ihrer Unrichtigkeit oder Oberflächlichkeit willen; denn mit des Verfassers Willensenergie steht seine Verstandsenergie nicht beständig auf gleicher Höhe: so richtig manche herbe Bemerkung über sittliche Gebrechen des italienischen Volkes z. B. und so beherzigenswerth manche Andeutung von Mitteln zur Besserung ist, so wenig gründen sich dagegen die gebotenen Beiträge zur Charakteristik der Franzosen, der Engländer und der nach altem italienischen Brauche mit den Oesterreichern vermengten Deutschen auf sorgfältige Beobachtung. Auch der eingeflochtene Erguß über Wesen und Wirkung der Musik und ein gleich duseliges Kapitel über die Liebe sind wenig geeignet, Anlagen zu psychologischer Arbeit zu erweisen. Klar dagegen, aber auch nicht eben unumstößlich sind die Grundsätze, welche nach Azeglio das Urtheil über größeres oder geringeres Verdienst leiten, die Rangordnung in der öffentlichen Achtung bestimmen sollen. Folgendes ist dabei sein Raisonnement: „Sobald ein Staat von einem feindlichen Heere bedroht ist, wird ein mittelmäßiger General oder wird Rossini bessere Dienste leisten? Wenn einem Staate der Bankrott bevorsteht, wer ist nützlicher, ein mittelmäßiger Rechnungsbeamter oder de la Roche? Wer wird einem Staate zu der durch Thorheiten verscherzten öffentlichen Achtung eher verhelfen, Thorwaldsen oder ein erträglicher Politiker von etwelchem Verstande und einiger Erfahrung? Man frage Manzoni, ob es besser sei die Ordnung des Seewesens oder des Gerichtswesens oder der Verwaltung ihm zu überbinden oder einem nicht ganz unbrauchbaren Departementsdirector, der auf den Büreaux grau geworden ist. Es sind also ein General, ein Cameralist, ein Verwaltungsmann, selbst mittleren Schlages, für die Gesellschaft nützlicher als ein Maler, ein Musiker, ein Dichter ersten Ranges. Und daraus folgt, daß Leute, welchen Umstände oder Neigungen verwehren sich einer der nützlichen Berufsarten zu widmen, zwar besser als gar nichts eine der minder nützlichen betreiben, daß es aber, wo die Verhältnisse dafür günstig sind, zweckmäßiger ist, daß junge Leute sich den nützlichern zuwenden." Daran reiht sich folgende, der eben angeführten Gedankenreihe bereits nicht völlig entsprechende Rangordnung nach dem Grade, in welchem verschiedene Men-

schenklassen der öffentlichen Achtung würdig erscheinen: Voran steht der Ehrenmann; er soll die Stelle wieder einnehmen, die man allzu lange dem genialen Verbrecher gegen das allgemeine Recht, dem geschickten Betrüger eingeräumt hat; dann kommen Nationalökonomen, Generale, Verwaltungsmänner, Erzieher, Lehrer, Ingenieure, Verfasser von Büchern, die einen heilsamen Einfluß üben, und jetzt erst Künstler, Virtuosen, Sänger u. s. w., welche übrigens selbstverständlich als einzelne Personen der ersten Klasse angehören können und gegen deren unverhältnißmäßige Bezahlung keinerlei Einspruch erhoben wird, während mancherlei ausschweifende Ehrenbezeugung, die ihnen zu Theil wird, scharfer Tadel trifft.

Daß bei der Beurtheilung bedeutender geschichtlicher Vorgänge, einflußreicher Personen, der Religionen, der philosophischen Systeme, kurz alles dessen, was in das Leben des gesammten Volkes oder der gesammten Menschheit eingreift, die größere oder geringere Förderung des Menschenwohles den Ausschlag geben solle, mag man zugeben. Dagegen dürfte auf vielfachen Widerspruch die Behauptung stoßen, daß dieses Wohl in erster Linie in der Redlichkeit der Menschen, dann in ihrer Gesundheit, dann in ihrer Verständigkeit, dann in ihrer Freiheit, hierauf in der Bildung, sodann im Wohlstand, ferner in Kraft, Gewandtheit, Schönheit u. s. w. liege. Es ist hier nicht der Ort, Azeglio's Aufstellungen mehr als anzuführen; nur das sei hier noch beigefügt, daß er auch seine lange Ausübung des minder nützlichen Künstlerberufes förmlich entschuldigen zu sollen glaubt und daß er es thut, indem er auf die Unmöglichkeit für einen strebsamen Menschen hinweist, in Piemont während der ersten Decennien des Jahrhunderts im Staatsdienste irgend welche Befriedigung zu finden.

Es ist im Vorstehenden aus dem mannigfaltigen Material, welches Azeglio's nachgelassenes Werk in sich vereinigt, vorzugsweise das herausgehoben worden, was auf seine Eigenart und deren Ausbildung Licht zu werfen geeignet schien. Den Uebergang zu einer kurzen Betrachtung der italienische Verhältnisse oder Zeitgenossen betreffenden Notizen mögen einige Angaben bilden, welche für die Kenner seiner zwei Romane von etwelchem Interesse sind. Die aus Guicciardini bekannte Herausforderung bei Barletta war im Beginne der dreißiger Jahre von Azeglio zum Gegenstand eines historischen Bildes gewählt worden, an dem er mit um so größerer Liebe arbeitete, als er sich von dem Gelingen seines Werkes eine wohlthätige Anregung des nationalen Sinnes beim Publikum versprach; eines Tages nun, während ihn eben die Vollendung der Pferdegruppe in der

Mitte beschäftigte, kam ihm plötzlich der Gedanke: „Sollte nicht eine Erzählung jenes Ereignisses weit wirksamer sein als eine malerische Darstellung? Gewiß. Nun so sei es denn erzählt, und zwar in Prosa, damit man mich auf allen Gassen und Plätzen, nicht bloß auf dem Helikon verstehe.“ Und ohne sich je zuvor in verwandter Arbeit versucht zu haben, auch ohne sonderliche Geschichts- oder Lokalstudien, machte er sich mit Feuereifer an die Ausführung seines Gedankens, wobei er die nie zuvor geahnte Wonne des dichterischen Schaffens zum ersten Male kostete. Aufrichtige Freunde, denen er sein Werk vorlegte, Cesare Balbo, Grossi, Manzoni, waren auf's Angenehmste überrascht; der Letztere sagte lächelnd: „Es ist ein sonderbares Ding um unser Schriftstellerhandwerk; von heut auf morgen lernt's wer will; da haben wir Massimo; dem fällt's ein, einen Roman zu schreiben, und da seht ihr, er macht seine Sache gar nicht so übel.“ Der Roman erschien 1833 und hatte er bei Manzoni freundliche Anerkennung gefunden, beim Publikum machte er Furore. „Der Erfolg nahm beständig zu; von der Kritik, vom männlichen Theile der Gesellschaft ging er auf den weiblichen Theil über, verbreitete sich über die Ateliers und hinter die Coulissen; ich wurde das Vademecum der Sängerinnen, der Tenoristen, die heimliche Wonne der Mädchenpensionate und bürgerte mich zwischen Matratze und Strohsack in den Convicten und den Militärschulen ein.“ Um so mehr Anerkennung verdient, daß der junge Schriftsteller sich zur Ausarbeitung seines zweiten Romans durch eingehende historische und topographische Studien so gewissenhaft vorbereitete; die gleich warme Aufnahme, welche Nicolò de' Lapi fand, war der verdiente Lohn der ernsten Erfassung des neuen Berufes. Mit Interesse vernimmt man, daß bei der Gestaltung der Hauptperson des Werkes dem Dichter das Bild seines inzwischen verstorbenen Vaters vorgeschwebt habe; für einen der Tempelschänder in der Kirche San Giovanni de' Fiorentini hat er das Original in dem römischen Weinfuhrmann Pizetta, seinem Tischgenossen in Genzano, gefunden; auf den Gedanken, den alten Haudegen Fanfulla in's Kloster San Marco treten zu lassen, brachte ihn die Lectüre der bekannten Chronik von Novalese, in welcher er die kostbare Sage von dem auch unter der Kutte seinen alten kriegerischen Neigungen nicht ganz untreuen Waltharius im Mönchsgewande fand. Wo Azeglio im Eingange seines Werkes die Beweggründe durchgeht, welche ihn zur Abfassung desselben vermochten, sagt er unter Anderem: „Mein guter Stern hat gewollt, daß unter den zahlreichen Personen, mit welchen ich im Verlaufe meines Lebens in Berührung gekommen bin, Menschen vom ersten Rang sich befanden, vorzügliche Talente, große Herzen, seltene Charaktere; möge es mir gelingen, aus ihren Bildern eine

Gallerie reich an hohen Vorbildern zu schaffen, und wollte Gott, diese möchte eine zweite, gleich reiche, von Nachahmern in's Leben rufen." Die zweite nicht mehr von ihm erzählte Hälfte seines Lebens hat ihn jedenfalls mit einer weit größeren Zahl von Menschen in Verbindung gebracht als die erste, und die Zeiten waren dazu angethan, daß gediegene Sinnesart wohl Gelegenheit fand sich zu bewähren; es ist daher leicht möglich, daß von der verheißenen Gallerie der größere Theil uns durch den Tod des Malers vorenthalten bleibt; doch bietet auch das Vorliegende manches anziehende Bild. Unter denen, welche Azeglio „Helden" nennt, unter denen, welche — so definirt er das Heldenthum — sich den Anderen, nicht sich die Anderen zum Opfer gebracht haben, stehen seine Eltern bei den Ersten, der in unwandelbarer Treue seinem Könige ergebene Vater, der die Rückkehr aus entbehrungsvoller französischer Kriegsgefangenschaft durch das geforderte Gelöbniß, die Waffen nie mehr gegen die Franzosen zu tragen, nicht erkaufen wollte, die für Gatten und Kinder zu jedem Opfer sich bereit findende Mutter, dann aber auch der treue Diener, der dem gefangenen Herrn freiwillig in die Noth folgt und sich später nie recht zu erklären vermag, warum man ihm so viel Ehre und Rücksicht erweist und ihn Pylades nennt. „Die Vorsehung, sagt Azeglio, wird ihn nach Verdienst zu belohnen wissen; und ich, der ich an ihre Gerechtigkeit glaube, ich bin der sicheren Ueberzeugung, daß, so Gott mir einst das Thor zu dem geheimnißvollen Orte öffnet, wo unserer Seelen der Lohn für das vollbrachte Gute wartet, ich nimmermehr den Schmerz erleben werde, den Pylades etwa Alexander dem Großen hintangestellt zu finden." Von Persönlichkeiten, deren nähere Bekanntschaft aus Azeglio's Berichten zu machen aus anderen Gründen als nur um ihrer sittlichen Vortrefflichkeit willen von Interesse ist, seien hier nur kurz erwähnt der originelle Graf Benevello, einer jener zahlreichen Zeitgenossen Napoleon's, welche die unruhvolle Zeit zu beinahe fieberhafter Thätigkeit aufregte, der niederländische Maler Verstappen, der inmitten des Landes, das er sich zu langjährigem Aufenthalte aus künstlerischer Neigung und zu gewinnreicher Ausübung seines Berufes erwählt hatte, Zeitlebens ein hülfloser Fremder blieb, der alte Alfieri mit seinen Sonderbarkeiten, die Gräfin d'Albany, über welche der Skandalchronik hier mancherlei neue Thatsachen erwachsen, Tommaso Grossi, der dichtende Notar, Cesare Balbo, Azeglio's Vetter und des Letzteren Schwiegervater, Alessandro Manzoni.

Mit zum Werthvollsten, was das inhaltreiche Buch darbietet, gehören, namentlich für den Ausländer, gewiß aber auch für Azeglio's jüngere Landsleute die Beobachtungen über Culturzustände vorzugsweise des Kirchenstaates in den ersten Decennien des Jahrhunderts. Zu fruchtbarer Be-

trachtung war Azeglio's Lage die günstigste; der adeligen Gesellschaft, der er durch Geburt angehörte und zu welcher ihm der Zutritt jederzeit offen stand, war er doch von früher Jugend an entfremdet, und von seiner durchaus verschiedenen Denkweise hob sich ihm die seiner Standesgenossen trefflich ab; inmitten des Landvolkes aber, mit dem ihn manchen Sommer hindurch die Lebensweise eines armen Malers in tägliche, ja stündliche Berührung brachte, stand er doch als ein durch Erziehung und Beruf ganz anderer; und wenn auch die Verhältnisse seiner engeren Heimath, die staatlichen Einrichtungen und Lebensbedingungen Piemonts von den ihm später entgegentretenden weniger abgewichen wären, schon die Selbständigkeit, mit welcher er seine Lebensansichten ausgebildet hatte oder doch auszubilden bestrebt war, würde genügt haben, ihm Manches als befremdend und bemerkenswerth erscheinen zu lassen, worin Andere nur Selbstverständliches sahen. A. Tobler.

Militärinstitutionen und Militärliteratur in Frankreich.

Niemals hat ein Krieg, bei welchem Frankreich unbetheiligter Zuschauer war, auf Volk und Armee dieses Landes einen beunruhigenderen Eindruck gemacht als der böhmische Feldzug. Sein Verlauf war so rasch und unerwartet, er widersprach so sehr den vorgefaßten Urtheilen, er bedrohte so augenscheinlich das militärische Prestige und das politische Uebergewicht der Nation, daß die Gemüther von Sorge und Neid, von Beängstigung und Eifersucht erfüllt wurden. „Die preußische Armee," so war in den französischen Militärschulen gelehrt, „ist bei ihrer sehr kurzen Dienstzeit eigentlich nur eine Landwehrschule. Es ist eine vortreffliche Organisation auf dem Papiere, aber ein zweifelhaftes Werkzeug für die Vertheidigung und ein höchst unvollkommenes für die erste Periode eines Angriffskriegs. Oesterreich dagegen hat eine große und schöne Armee, die in ihrer Organisation die preußische und die russische weit hinter sich läßt. Nächst Frankreich nimmt Oesterreich den ersten Rang als Militärmacht ein." Und diese brillante Armee war nun von den „jungen, unsoliden" preußischen Truppen in unerhört raschen Schlägen besiegt, erschüttert und zur Auflösung gebracht. Wie viel entscheidender war doch die Katastrophe von Königgrätz als die Schlacht von Magenta oder Solferino. Wie viel mehr Ordnung, Festigkeit, taktische Uebung, strategisches Zusammenwirken zeigte sich in jenen Siegeszügen in Böhmen und am Main als in dem italienischen Feldzug. Der Zweifel, ob sie noch die unbestritten erste Armee besitze, begann endlich an dem Herzen selbst dieser von ihrer Unübertrefflichkeit so durchdrungenen

Nation zu nagen. Man gewann ein Auge für die militärischen Schwächen und Mißstände; die Regierung trat mit Plänen zur Vergrößerung der Armee hervor, und diese Projecte sowohl wie jene eingewurzelten Uebel riefen eine kritische Literatur hervor, welche für unsere Kenntniß der französischen Militärzustände von großer Wichtigkeit ist. Unsere Leser gestatten uns daher wohl, eine kurze Ueberschau über jene Literatur zu halten, nachdem wir uns zuvor des rascheren Verständnisses wegen über einige Grundverhältnisse des französischen Heerwesens und über die Reformabsichten der Regierung orientirt haben. —

Die Stärke der französischen Armee auf dem Friedens- und Kriegsfuß läßt sich nicht nach den officiellen Angaben schätzen. Der Friedensetat von 389,000 Mann, welcher im Budget des Kriegsministeriums von 1867 figurirt, ist dem wirklichen Präsenzstand in gewöhnlichen Zeiten nicht entsprechend, und noch weniger würde es gelingen, jene Zahl beim Uebergang auf den Kriegsfuß bis auf 758,000 Mann, wie die Tabellen des Budgets versichern, zu erhöhen. Wäre Louis Napoleon im Stande gewesen, nach der Schlacht von Sadowa innerhalb 20 Tagen 625,000 Mann auf die Beine zu bringen — Paixhans in seiner später zu erwähnenden Schrift hat die Stirn dies zu behaupten — so hätte sich die großherzige Uninteressirtheit Frankreichs, die schon im August v. J. einen Augenblick durch recht eigennützige Gelüste getrübt wurde, ganz gewiß in ein energisches Verlangen nach der Pfalz und Rheinhessen verwandelt. Um statt jener imaginären Zahlen die wirklichen zu finden, nehmen wir eine auf sehr genauen Ermittelungen beruhende Abhandlung zu Hülfe, welche kürzlich als Beiheft zum Militärwochenblatt erschienen ist („die Land- und Seemacht Frankreichs im Frühjahr 1867"). Hiernach stellt sich die effective Friedensstärke nach Abzug der Officiere, Gensdarmen, Remonte-Depots u. s. w. auf 280 bis 288,000 Mann, während der Kriegsetat ungefähr 460,000 Mann beträgt. Um ihn zu erreichen, ist also eine Augmentation von etwa 180,000 Mann nöthig. Woher wird dieselbe gewonnen? Zum kleineren Theil durch Wiedereinziehung derjenigen Soldaten, die, wie dies meist geschieht, zwei bis drei Jahre vor Ablauf der 7jährigen oder genauer der 6½jährigen Dienstzeit (das erste Dienstjahr wird vom 1. Januar ab gerechnet, während die Einstellung erst nach dem 1. Juli erfolgt) beurlaubt worden sind: drei Jahrgänge solcher Urlauber ergeben aber nicht mehr als 60—90,000 Mann, da, wie wir später sehen werden, die jährliche Recruteneinstellung sich in den Grenzen von 20—30,000 Mann hält. Um den fehlenden Rest zu decken, mußte man früher zu solchen jungen Männern greifen, die zwar zu den dienstpflichtigen Contingenten gehörten, aber ohne jede Einstellung in die Armee in ihre Heimath wieder entlassen waren; man mußte also ungeübte Recruten einziehen, denen dann in möglichster Eile, 1859 beim Ausbruch des italienischen Kriegs sogar im Eisenbahn-Waggon, die Handhabung ihrer Waffen, das Laden des Gewehrs beigebracht wurde. In neuerer Zeit deckt man den Rest durch sogenannte Krümper, d. h. man hat von dem jährlichen Contingent, so weit es nicht zum Dienst unter den Fahnen gelangte, einen Theil (la deuxième portion) zwei Jahre hindurch je 3 und 2 Monate

einexerciert, und dadurch den freilich vielbestrittenen Vortheil gewonnen, zur kriegsmäßigen Verstärkung der Cadres eine schon etwas vorgebildete Mannschaft bereit zu haben.

Und hiermit haben wir eine eigenthümliche Einrichtung des zweiten Kaiserreichs berührt, die aber nur ein Auskunftsmittel ist, zu dem dieses Regime in Folge anderer schlimmerer Einrichtungen, die es getroffen, zu greifen gezwungen ist. Mehr als es je früher der Fall war, ist nämlich unter Louis Napoleon die Zahl der Berufssoldaten in der französischen Armee gewachsen. Recht eigentlich zur Verstärkung dieses Bestandtheils des Heers wurde das Gesetz vom 26. April 1855 über die „Exoneration“ und „Dotation“ erlassen. Hiernach konnte der Dienstpflichtige, der nach dem früheren System, um frei zu werden, seinerseits für einen Stellvertreter sorgen mußte, sich durch eine Geldsumme loskaufen, die er an den Staat bezahlte, welcher nun die Sorge für den remplaçant übernahm. Er fand diese Remplaçants, indem er mit den ausgedienten Soldaten Contracte auf eine zweite, dritte, ja vierte Dienstperiode abschloß. Reichten diese Rengagés nicht aus, so wurden ungediente Leute (remplaçants administratifs) gegen Handgeld geworben. Aus den Loskaufssummen (schwankend je nach den Zeitverhältnissen zwischen 1800—3000 Francs) ward die Dotationskasse gebildet, deren Fonds sehr bald höchst bedeutend wurden; denn die Anzahl der Exonerirten belief sich jährlich mindestens auf 20,000 (1859 stieg sie auf mehr als 47,000), was bei einem Durchschnittspreis von 2400 Francs in einem einzigen Jahr die ungeheure Summe von 48 Millionen ergiebt. Jene Kasse gewährte also reichliche Mittel, um die Rengagés und die neu eintretenden Remplaçants zu ihren Contracten zu reizen, aus ihr konnten Handgelder, höherer Sold und bessere Verpflegung, Prämien und Renten bestritten werden. So wurde der Militärdienst für den Soldaten und Unterofficier eine Sache der Geldspeculation, das Gros der Cadres bestand aus Söldnern. Und diese Söldner umfaßten bald die Hälfte der activen Armee. Paixhans schätzt die Zahl der Berufssoldaten, die Officiere ungerechnet, auf 170,000 Mann, darunter 70,000 Chargirte und 100,000 alte Soldaten. Diese Zahl ist wahrscheinlicher als die gewöhnliche Angabe, welche unter Einschluß von 23,000 Officieren nur 177,000 Mann berechnet; ja es ist die Frage, ob auch nur jene höhere Schätzung ausreicht.

Das Rengagement verkleinerte nun nothwendig den Bestand der waffengeübten Jugend, das Uebermaß von Berufssoldaten beschränkte nothwendig das jährliche Maß der einzustellenden Recruten. Nach den vorliegenden Quellen dürfen wir annehmen, daß von den mindestens 20,000 jährlich Exonerirten etwa 13,000 durch Rengagés, der Rest durch neueintretende Remplaçants gedeckt worden ist; folglich verlor das Land innerhalb eines Jahrzehnts 130,000 an waffengeübten Männern, welche ohne das System der Exoneration entweder selbst oder in der Person stellvertretender Recruten in den Dienst getreten wären. Noch weit eingreifender aber ist der Umstand, daß neben den 170,000 Berufssoldaten für eine reichliche jährliche Recrutirung überhaupt kein Platz war.

Erinnern wir uns, daß der nominelle Friedensetat 389,000 Mann, oder nach Weglassung der Officiere, Gensdarmen u. s. w. 330,000 Mann ausmacht, so ist leicht zu sehen, daß, wenn man von dieser Zahl die permanent vorhandenen 170,000 Berufssoldaten abzieht, der beweglichere, nach Ablauf der regulären Dienstzeit wechselnde Theil der Armee nur noch eine Masse von höchstens 160,000 Mann betragen darf, d. h. daß bei 7jähriger Dienstzeit nur ein Siebentheil jener Masse, also jährlich etwa 23,000 Recruten Raum in der activen Armee finden können. Ginge man darüber hinaus, so würde auch der Friedensstand der Armee und damit das Budget über die bisherigen Grenzen hinauswachsen. Das Budget für die angegebene Friedensstärke beträgt aber bereits 350 Millionen im Ordinarium und pflegt durch extraordinäre und Nachtragscredite noch jährlich um 100—150 Millionen zu wachsen. Es verträgt also keine wesentliche Steigerung. Allerdings ließe sich eine größere jährliche Einstellung dadurch erzielen, daß man die junge Mannschaft statt sieben, nur drei oder vier Jahre bei den Fahnen hält. Das bewegliche Element von 160,000 Mann würde sich dann statt in sieben in drei oder vier Jahrgänge theilen, und ohne Erhöhung der Kosten eine Einstellung von jährlich 40—50,000 Mann einschließlich der Freiwilligen möglich sein. Aber offenbar kommt das Kriegsministerium mit seinem Budget nicht aus; die thatsächlich eintretenden Beurlaubungen dienen nicht sowohl dazu dem jungen Nachwuchs Raum zu schaffen, als vielmehr die Ueberschreitungen des Militäretats zu vermindern, von dem mit Hülfe der Revirements obenein ein Theil für außerordentliche Zwecke, insbesondere für die überseeischen Expeditionen mit verbraucht worden ist. Wenn also das obenerwähnte Beiheft des Militärwochenblatts den jährlichen Zuwachs der Armee einschließlich der Freiwilligen, aber nach Abzug der Rengagés auf 36,000 Mann veranschlagt, so glauben wir in diesem Einen Punkt der höchst sachkundigen Abhandlung widersprechen zu dürfen. Wir berufen uns dabei auf die unzweifelhafte Autorität des Kriegsministers Niel, der in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers vom 16. Juli mit mehr Offenheit als Vorsicht selbst das Geständniß abgelegt hat, daß nur 23,000 zum activen Dienst eingezogen seien.

Man vergleiche nun hiermit unsere preußischen Verhältnisse, und man wird den vollen Gegensatz einer B e r u f s a r m e e und einer n a t i o n a l e n Armee vor Augen haben. In Frankreich, das 37 Millionen Einwohner zählt, dessen Kammern der Regierung jährlich ein Contingent von 100,000 Mann bewilligen, werden thatsächlich zwischen 20—30,000 Recruten zu den Fahnen gerufen; in Preußen mit 19 Millionen Einwohnern wurden seit 1860 zwischen 60—70,000 junge Männer eingezogen, ja die Aushebung des Jahres 1866 stieg auf 93,616 Mann und rechnet man die 12,000 ein- und dreijährigen Freiwilligen und 7000 vorgefundene nassauische, kurhessische und hannoversche Recruten hinzu, so traten in jenem Jahr mehr als 112,000 Mann in die Schule der Armee. Dieser enorme, seit dem Vollzug der Annexionen und der Stiftung des norddeutschen Bundes im Fall der Noth noch leicht zu vermehrende jährliche Nachschub tritt

nun nach dreijährigem Fahnendienst auf weitere vier Jahre in die Reserve, und dann auf fünf Jahre in die Landwehr. Frankreich dagegen hat in unserem Sinne überhaupt keine Reserve; es hat nur ein Analogon davon in den beurlaubten Soldaten, die eigentlich an der Friedensstärke fehlen, und ferner in jenen Krümpern, einer Institution, auf die wir jetzt noch etwas näher eingehen müssen.

Während des italienischen Krieges nämlich kam der Moment, wo dem Kaiser der Mangel einer Reserve und die Schwäche des Heeres auf dem Kriegsfuß in sehr empfindlicher Weise deutlich wurde. Er stand mit dem Gros der Feldarmee in der Lombardei, als nach der Schlacht von Solferino die preußischen Regimenter sich gegen den Rhein hin in Bewegung setzten. Sobald diese Bewegung entschieden war, suchte und fand er den Frieden von Villafranca. Ich hatte, äußerte er später selbst, den preußischen Truppen nur 120,000 Mann entgegen zu setzen; und er stellte mit diesem Zugeständniß seine Hülfsmittel noch in ein zu günstiges Licht, denn in Wirklichkeit waren es nur 60—80,000. Die Nothwendigkeit einer breiteren Organisation der Wehrkraft war also erwiesen, aber die alten, sie beengenden Grundlagen, die Exoneration, der Ueberfluß an Berufssoldaten, die Loslösung des Militärs von dem Bürgerthum sollten nicht verlassen werden. Das militärische System paßte ja vortrefflich zu dem politischen. Der Kern der Legionen, die Masse der Unterofficiere und alten Soldaten waren durch die Prämien, ihre Spitzen durch ein freigebiges Budget — der Posten für die Generalität beträgt 21 Millionen Francs — an die Person des Cäsar attachirt. Es blieb also kein Ausweg übrig, als eine möglichst billige, mithin möglichst flüchtig auszubildende Klasse von Halbsoldaten zu schaffen, welche die Lücke ausfüllen, den Mangel an ausgedienten Soldaten einigermaßen ersetzen sollte. Im Februar 1861 verordnete der Kaiser, daß von dem jährlichen Contingent ein Theil in dem der Heimath des Recruten jedesmal zunächst liegenden Depot, wie wir oben erwähnten, je drei, zwei und einen Monat innerhalb dreier Jahre (der eine Monat des dritten Jahres fiel in der Praxis aus) instruirt werden sollte. Diese Instruction beschränkte sich auf die Handhabung der Waffen und auf das Exercitium in den kleinsten militärischen Abtheilungen. Denn zu Uebungen im größeren Maßstabe und mit gemischten Waffengattungen bot das Depot weder Gelegenheit, noch war die Zeit dazu vorhanden. Nach den Angaben Cochut's zählte diese Krümperreserve am 1. Januar 1865 175,000 Mann, wovon man einen Theil für die Marine wird abziehen müssen; heute wird sie für das Landheer auf etwas über 200,000 Mann geschätzt. Es sind dies die Elemente, welche Marschall Niel nach seiner eigenen Andeutung herbeiziehen mußte, um die Armee bis zum 1. Mai d. J. bis auf 455,000 Mann zu verstärken.

Das Reformproject, mit welchem die französische Regierung gegenwärtig umgeht, besteht nun wesentlich in der Erweiterung dieser Krümperreserve und in ihrer Befestigung durch den Hinzutritt von ausgedienten Reserve-Soldaten. Zu dem Ende soll neben der activen Armee eine Reserve-Armee

gebildet werden, welche aus zwei Faktoren bestehen wird, nämlich 1) aus vier Jahrgängen Krümpern und 2) aus vier Jahrgängen von Soldaten, welche durch die active Armee, deren Dienstzeit in Zukunft auf fünf Jahre verkürzt wird, hindurchgegangen sind. Das jährlich votirte Contingent soll also künftig je nach der Gunst des Looses in zwei Abtheilungen zerfallen, in solche, welche dem stehenden Heer zugetheilt werden und nach fünfjährigem Dienst bei den Fahnen noch vier Jahre zur Reserve gehören, und in solche, welche nur vier Jahre als Krümper sich in der Reserve für die Mobilmachung bereit behalten müssen. Die letzteren, welche unzweifelhaft das weitaus günstigere Loos getroffen hat, sollen dann ferner fünf Jahre in Gemeinschaft mit den Exonerirten zu der dritten Form der nationalen Wehrkraft, der mobilen Nationalgarde, gehören. Ihre Verpflichtung dauert im Ganzen also auch 9 Jahr, wie die der Soldaten aus der activen Armee, aber freilich ist sie mit der der letzteren an Schwere nicht zu vergleichen. Das Project der Nationalgarde können wir hier nun wohl bei Seite lassen; es wird dieser Institution wie der baierschen Landwehr ergehen, die sich bekanntlich am besten auf dem Papier ausnahm. Eine ernstere Bedeutung hat die Reserve-Armee. Indeß ihr tüchtigster Bestandtheil, die vier Jahrgänge ausgedienter Soldaten, wird nach unsern obigen Ermittlungen bei Abrechnung des Abgangs nicht leicht über 100,000 Mann zu bringen sein; für den Rest muß man sich mit den Krümpern begnügen. Die Phantasie des Laien wird in militärischen Dingen gern durch imponirende Ziffern erregt. Auf diese Schwäche des Publicums scheinen die Militärcommission und der Moniteur gerechnet zu haben, als sie in diesem Frühjahr den Grundsatz aufstellten: Frankreich müsse — ohne die Nationalgarde — 800,000 Mann aufstellen, die active Armee müsse 400,000, die Reserve 430,000 Mann zählen u. s. w. Diese Ziffern haben nicht den mindesten Werth. Selbst wenn die Finanzen es gestatteten, von dem jährlichen Contingent, wie Pairhaus annimmt, 71,000 Mann als Krümper einzuexercieren, so würden vier Jahrgänge solcher Krümper in Verbindung mit den ausgedienten Reserven doch höchstens 380,000 Mann ergeben. Und wo sind die Cadres, deren Gefüge diesen Massen Halt geben könnte? Sie sollen in die active Armee aufgenommen werden, die festen Rahmen der letzteren werden aber nur mit Mühe 500—600,000 Mann umspannen. Man müßte die Cadres vermehren, d. h. für die active Armee und die Exercitien der Krümper 100 Millionen mehr auswerfen. Daß der Moniteur seinen Lesern sogar von jährlich 140,000 Mann vorschwindeln konnte, welche zusammen in die beiden Armeen — wohlverstanden unter Beibehaltung der Berufssoldaten — eingereiht werden sollten, ist ein starker Beweis von Unverstand oder Unmoralität. Doch genug hiervon; wir verstehen nunmehr die allgemeine Richtung, in welcher die Regierung vorgehen will, und können die Literatur in's Auge fassen, die mit diesem officiellen Reformplan wie mit der Reformbedürftigkeit der Armee überhaupt sich beschäftigt.

Unter allen nennenswerthen literarischen Erscheinungen ist die einzige, welche es wagt, die Regierung in dem, was sie conserviren und was sie neuschaffen

will, zu vertheidigen, die Schrift von M. Paixhans: die militärischen Reformen im Jahre 1867.*) Der Verfasser ist Mitglied des Staatsraths und seine Arbeit hat einen officiösen Anstrich, aber von den Bedingungen einer tüchtigen Wehrverfassung versteht er nicht viel. Mit der Oberflächlichkeit eines Clubredners, dessen Kopf durch geschichtliche Studien nicht beschwert ist, beruft er sich auf die Volontairs von 1792, auf das Massenaufgebot Carnot's von 1793, auf die spanischen Guerillas von 1810, auf die preußische Armee von 1813, ja auf den jüngsten Krieg in Amerika, um gegen die Militärs Zeugnisse für die Institution der Krümperreserve zu gewinnen. Er weiß also nicht, daß jene Volontairbataillone ganz miserable Truppen waren, daß auch die Carnot-schen Massen sich erst sehr allmählich und nach außerordentlichen Verlusten und Abgängen in kriegstüchtige Armeen umwandelten, daß die Coalition gegen das revolutionäre Frankreich überhaupt nicht aus militärischer Schwäche, sondern in Folge politischen Zwiespalts unterlag; er übersieht bei den Spaniern die Geographie, und bei uns Preußen den vorhergegangenen russischen Feldzug und den außerordentlichen, nur höchst selten sich wiederholenden Aufschwung einer zur Verzweiflung getriebenen Nation; es entgeht ihm, daß die Bürgerheere Nordamerikas das Erschöpfendste und Kostspieligste waren, was an militärischen Improvisationen jemals aufgetaucht ist, denn obwohl sie ihrerseits nur gegen etwas besser geführte und gerüstete Milizen zu kämpfen hatten, so brachten sie doch der Union den Verlust einer Million Menschen und eine Schuldenlast ein — größer als die, welche England mit seinen Soldheeren während eines zwanzigjährigen Kampfes gegen Frankreich und Napoleon aufhäufte.

Diese Sympathie für möglichst unmilitärische Organisationen der Wehrkraft hindert unsern Schriftsteller aber nicht, sich auf der anderen Seite mit Wärme für die Exoneration, die Prämien und die Berufssoldaten auszusprechen. Seine Gedanken sind also nicht durch Ueberzeugung, sondern durch die Zwecke der Regierung geleitet. Aber bemerkenswerth für die Stimmung des Landes in Betreff der Regierungspläne ist es, daß selbst diese officiöse Feder die Last einer neunjährigen Dienstpflicht (fünf Jahr activ und vier Jahr Reserve) für zu groß hält, und als Ersatz für diese Verlängerung eine Reduction des activen Dienstes auf drei Jahre anräth. Ueberhaupt greifen seine eigentlichen Gedanken über das heute geltende System hinaus. Er bewundert die preußischen Institutionen und möchte sie nach Möglichkeit nachahmen. Bekanntlich ist die französische Armee im Frieden nicht wie die preußische in Armeecorps, Divisionen, Brigaden rc. gegliedert, die sich mit Ausnahme der Garde aus bestimmten Provinzen, Bezirken, Kreisen recrutiren, sondern sie ist in unzusammenhängende Regimenter aufgelöst, welche nur einzelne größere Concentrationspunkte in Paris, Lyon, Chalons haben, welche ihre Garnisonsorte beständig wechseln und die Recruten aus den verschiedenen Departements aufnehmen, in welchen sie zur Einstellungszeit gerade stehen.

*) Eine recht zweckmäßige Zusammenstellung des Hauptinhalts der französischen Militärliteratur giebt die Schrift: „die französische Armee und ihre Reform," von F. Treuenpreuß. Berlin 1867.

Auch in dieser Beziehung ist bei uns Decentralisation, naturgemäße Gliederung, bei den Franzosen Centralisation, abstracte Unificirung. Paixhans wünscht nun, daß die provinzielle und lokale Recrutirung in Frankreich eingeführt werde. Wie der Krümper in seinem Kanton bleibt, so soll auch der Recrut nicht hundert Meilen von seiner Heimath verschlagen und mit ihm fremden Leuten aus allen Himmelsstrichen Frankreichs zusammengewürfelt werden. Der feste Zusammenhalt unter den Gliedern der preußischen Mannschaft, das Vertrauen und die Treue, die sie einander wie ihren Führern bewiesen, ihre Anhänglichkeit an Familie und Heimath, wovon die zahllosen Briefe Zeugniß gaben, ihr strenges Pflichtgefühl, ihr humaner, bürgerlicher Sinn, alle diese Erscheinungen haben auf den französischen Schriftsteller einen tiefen Eindruck gemacht, und nicht ohne Grund setzt er sie unter anderem mit jener territorialen Organisation in Beziehung. Besonderen Werth aber legt er auf die weiteren Consequenzen einer solchen Veränderung. Wenn der Soldat von seiner Garnison bis zur Heimath nicht mehr ganz Frankreich zu durchwandern hat, so werden die Beurlaubungen im Interesse der Landwirthschaft und Industrie und die Wiedereinberufungen im Interesse des Dienstes leichter gehen; wenn die Caserne nicht jede Beziehung zu Heimath und bürgerlichem Leben abreißt, so werden auch die Mittelklassen den Abscheu vor ihr verlieren, besonders wird die Institution des einjährigen Freiwilligendienstes außerhalb der Caserne die gebildeteren Stände für die persönliche Erfüllung der Wehrpflicht statt der Exoneration gewinnen. Das sind treffliche Gesichtspunkte, aber ihre Anwendung würde den Charakter der kaiserlichen Armee umwerfen. Paixhans kommt nach der Art dieser französischen Rhetoren aus den Widersprüchen nicht heraus. Er schwärmt für Civilisation, Cultur, Frieden und friedlichen Fortschritt, und gleichzeitig begeht er die Albernheit, einer Nation, die ihre Einheit gefunden hat und bis an die Zähne bewaffnet ist, mit der „unwiderstehlichen Revindication der alten Grenzen Frankreichs" — vermuthlich der von 1795 — zu drohen. Er ist entzückt von dem Idealismus der preußischen Wehrverfassung, und gleichwohl kommt er zu dem Resultat, daß Frankreich berufen sei die beiden Extreme des englischen Söldnersystems und der preußischen allgemeinen Wehrpflicht in sich zu vereinigen! —

Nach solchen Phrasen ist es eine Freude, die festgeschlossenen Gedanken eines consequenten, wenn auch noch so schroffen, noch so technisch einseitigen und engen Kopfes zu lesen. Die Schrift des Generals Changarnier: ein Wort über das Project der Militärreorganisation, enthält nur wenige Ideen, aber sie geht gerade auf ihr Ziel los. Der alte Soldat hat aus dem böhmischen Feldzug nichts gelernt, weil er nichts daraus lernen wollte. Seit langer Zeit stand bei ihm fest, daß die junge, durch die Abberufung von Reserve oder Landwehr aus ihren bürgerlichen Beschäftigungen plötzlich verdoppelte preußische Armee für die Kriegsstrapazen nicht geeignet sei, folglich hat er sich jetzt überredet, daß in Böhmen nach einer Campagne von wenigen Tagen die Wege von Nachzüglern, und die Hospitäler von Kranken überfüllt gewesen seien. Wir Andern wissen davon nichts, aber wir erinnern uns, daß die fran-

zösische Kernarmee, welche die Schlacht von Eylau schlug, 60,000 Nachzügler zählte, und daß die Opfer, welche das Fieber 1859 in den lombardischen Ebenen forderte, nicht geringer waren als die Opfer der Cholera 1866. Changarnier kennt unsere Institutionen nicht recht, er würde sonst unsere Landwehr nicht mit den französischen Krümpern zusammenstellen. Diese Neuerung Louis Napoleon's verwirft er nun ebenso sehr, wie die frühere der Exoneration. Jene, sagt er, schafft Halbsoldaten, deren Instruction die Kosten nicht werth ist, welche sie dem Staat und den Familien bereitet. Die Exoneration aber ist nach dem einstimmigen Urtheil aller Militärs und nunmehr auch des Publicums verderblich für den Charakter der Armee, und besonders für die Tüchtigkeit und Intelligenz der Unterofficiercorps. Er macht dann noch praktische Vorschläge für die Verbesserung der Qualität des Heeres, größere Bereitschaft der Specialwaffen, tüchtigere Ausbildung der Infanterie in der Taktik, im Marschiren u. s. w.

Literarisch viel bedeutender, als die kurze Skizze Changarnier's, ist das Werk des Herzogs von Aumale: die militärischen Institutionen Frankreichs. Der Prinz aus dem Hause Orleans vermeidet es, den Projecten des jetzigen Staatsoberhaupts direct entgegenzutreten, aber indem er die Geschichte der französischen Militärverfassung von Louvois bis auf die Gegenwart erzählt, gestaltet sich seine Darstellung zu einer Anklage gegen den Bonapartismus, der unter dem ersten Kaiserreich Frankreich erschöpft, seine Institutionen vernichtet, und unter dem zweiten sie verfälscht und in den Materialismus herabgezogen habe. Nahezu um die Zeit, als bei uns der große Kurfürst eine Armee schuf, entriß der Minister Ludwig's XIV. Louvois den Händen der Obersten und Capitäne die französischen Truppen und bildete in gewaltigeren Dimensionen das stehende Heer des Königs. Aber dort diente die Armee als Hebel einer nationalen Politik, mit ihrer Hülfe ward die Einheit und Selbständigkeit des Staates begründet, die Fremdherrschaft der Schweden, der Polen und Franzosen abgewehrt. Hier dagegen diente sie als furchtbares Werkzeug des Despotismus, zum gewaltsamen Raube und zur Verwüstung fremder Gebiete, zur Vernichtung der Glaubensfreiheit im eigenen Land. In Preußen spinnt sich seit dem großen Kurfürsten ein fester Faden militärischer Traditionen fort; fast jeder seiner Fürsten trägt zu ihrer Entwickelung bei, die glänzende Kriegsepoche Friedrich's II. ruht auf der Arbeit seiner Vorfahren. In Frankreich folgt auf die erschöpfenden Ausbrüche zügelloser Eroberungssucht auch in militärischen Dingen ein Marasmus, bis unter dem Schrecken der Invasion Carnot die nationale Wehrkraft in neuen und großartigen Formen wieder zusammenfaßt. Mit vieler Feinheit zeichnet der Herzog von Aumale den Gegensatz zwischen dieser einfachen, strengen Carnot'schen Periode und den Prinzipien, die dann der General Bonaparte von Italien her in die Armee überträgt. An die Stelle von „Freiheit und Vaterland" tritt jetzt die Parole „Ruhm und Reichthum." Dem Genie des gewaltigen Kriegsfürsten in der Auffindung neuer Hülfsmittel kommt die Verschwendung gleich, mit welcher er die Kräfte ver-

braucht. Gleich Saturn verschlingt er die Kinder, die er gezeugt hat, bis endlich Frankreich, völlig erschöpft, wehrlos den Fremden zur Beute wird.

Die Restauration mußte die militärischen Institutionen von Grund aus neu schaffen. Die außerordentlichen Leistungen Preußens hatten auch damals die Aufmerksamkeit Europas auf das System der allgemeinen Wehrpflicht und der Landwehr gelenkt. Aber wenn selbst in der Aufregung der Revolution die Sitten des französischen Volks jene Wehrpflicht nicht ertrugen — nur praktisch, nicht gesetzlich war sie unter Carnot eingeführt — so konnte sie noch weniger in der Zeit der Ruhe und Erschlaffung erzwungen werden. Die Gesetzgebung von 1818, die sich an den Namen des Generals Gouvion Saint-Cyr knüpft, begnügte sich damit, die bisherigen Befreiungsgründe zu regeln und zu beschränken; sie erlaubte die Stellvertretung und schaffte das Handgeld für die Freiwilligen ab. Der Effectivbestand der Armee ward auf 240,000 Mann, die jährliche Aushebung bei sechsjähriger Dienstzeit auf 40,000 Mann festgestellt. Für die Reserve ward außer den ausgedienten Soldaten auf die Veteranen der Kaiserzeit gerechnet. Aber da sie sich während des spanischen Feldzugs schwierig zeigten, so verzichtete man auf diese Verstärkung und das Gesetz von 1825 erhöhte die jährliche Aushebung auf 60,000 Mann und die Dienstzeit auf acht Jahre.

Es kam die Julirevolution und mit ihr die Furcht vor einer Coalition der heiligen Allianz und die Sorge um Verstärkung der Armee. Der Marschall Soult entwarf die Grundlinien zu einer Wehrverfassung, welche dem Staat eine ernstliche Reserve ausgedienter Soldaten schaffen sollte. Allein das Gesetz von 1832, welches aus den Kammerdebatten endlich hervorging, drückte den Soult'schen Gedanken nicht aus. Es war mehr eine constitutionelle als eine militärische Reform. Die Kammern erhielten das Recht zur Bewilligung des jährlichen Contingents. Dieses wurde auf 80,000 bei siebenjähriger Dienstzeit erhöht, und der Executive die Befugniß gegeben, von jenem Contingent einen beliebigen Theil einzustellen und vor Ablauf der Dienstjahre zu beurlauben, den anderen Theil in die Heimath zu entlassen, nach Bedürfniß aber ihn zu Exercitien einzuziehen (was indeß nicht geschah) und auf ihn zurück zu greifen. Der Herzog rühmt diese höchst elastischen und wirksamen Bestimmungen, welche die französische Jugend in die Hände des Staats gelegt hätten, aber er vergißt, daß das Problem einer Reserveschöpfung hiermit noch völlig ungelöst war. Als Frankreich 1840 rüstete, strömten von den Werkstätten und aus den Dörfern zur Ausfüllung der Bataillone junge Männer herbei, die niemals eine Waffe geführt hatten und die nach dem Urtheil der Militärs für die Cadres mehr eine Last als eine Verstärkung waren. Im Februar 1848 konnte Frankreich nach Abzug der Truppen, die für den inneren Dienst und für Afrika nöthig waren, nicht 150,000 Mann an die Grenzen schicken. Das sind die Schwächen der Julimonarchie, die Cochut in voller Schärfe hinstellt und die der Herzog zu verschleiern sucht. Aber darin hat er Recht, daß das zweite Kaiserreich, während es der Lösung jenes Problems mit seinen Improvisationen und illu-

forischen Ziffern ebenfalls nicht näher kommt, den sittlichen Gehalt der Armee herabgedrückt hat. Er schließt mit dem Nachweis, daß die Gesetzgebung von 1832 auch heute noch die Basis des französischen Heerwesens sei — bis auf die Verschlechterungen, die das Kaiserreich hinzugefügt habe durch die Exoneration, die Wiederherstellung der Garde in den Dimensionen Karl's X. und die Abschaffung der mobilen Nationalgarde, die man jetzt wiederherstellen wolle.

An militärischem Werth weitaus die erste Erscheinung in dem Kreis dieser Literatur ist das Werk des Generals Trochu: die französische Armee im Jahre 1867. Es enthält einen Cyclus von Monographien, zu denen der General sich den Stoff in der Praxis seines Soldatenlebens gesammelt hat und die sich über alle wichtigen militärischen Fragen verbreiten. Schon 1860 wollte er seine Beobachtungen veröffentlichen; die Operationen in der Krimm und in Italien hatten ihn nachdenklich gestimmt, es schien ihm, daß die Vorbereitungen zu diesen Kriegen nicht reif waren; er bemerkte eine Zusammenhangslosigkeit in den Bewegungen, die bis zur Unordnung stieg; er fand, daß die kämpfenden Truppen mehr Feuer und Aufschwung als Ordnung und Methode bewiesen. So gewannen seine Aufzeichnungen einen kritischen Charakter, aber wie war es möglich nach den Triumphen im Orient und in der Lombardei für ein kritisches Werk Gehör zu finden? Der böhmische Feldzug bestätigte seine Anschauungen und nun erst, da die Nation aus ihrer Selbstgewißheit aufgewacht ist, da sie Stimmen zugänglich wird, welche nicht blos die unvergleichliche Ueberlegenheit der französischen Waffen preisen, vollendet und publicirt er seine Arbeit, die allerdings mit außerordentlicher Schärfe und Klarheit eine ganze Reihe tiefgreifender Uebelstände im französischen Heerwesen aufdeckt. Er rechtfertigt diese Enthüllungen mit der Bemerkung, daß die Officiere der fremden Armeen die französischen Militärzustände besser kennten, als die Franzosen selbst. Ein erheblicher Theil des Werkes ist demnach auch dem Probleme der Recrutirung und Reserve gewidmet, aber es beschränkt sich nicht darauf, sondern umfaßt wenn auch nur in kurzen kritischen Skizzen alle wesentlichen Organisationsfragen. Es untersucht die Bedingungen zur Begründung der Disciplin und Autorität unter den Truppen, die richtigen Grundsätze des Avancements, die Erfordernisse zu einer besseren Erziehung und Unterweisung der Soldaten, die zweckmäßigste Einrichtung der Armeeverwaltung, die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Waffengattungen, ihre jetzigen Schwächen und die Reformen, welche für sie nöthig sind.

Trochu's Urtheile haben das Schlagende, seine Schilderungen das Anschauliche, wie es sich nur aus genauer Kenntniß des Details und aus der Erfahrung des Krieges gewinnen läßt. Wenn er den Hergang des Gefechts beschreibt, seine Wechselfälle und Krisen, die Panique unter den Truppen, die Eigenthümlichkeit des französischen Angriffs, so glauben wir auf dem Schlachtfeld zu stehen und der Action zuzuschauen. Wir heben aus diesen Darstellungen nur ein Moment hervor, das er selbst als den verwundbarsten Punkt in den militärischen Gewohnheiten der Franzosen bezeichnet. Seine Skizze über die tak-

tische Uebung der Truppen beginnt er mit Berufung auf das Urtheil des belgischen Generals Renard: „wenn man die moderne Taktik mit Sorgfalt studirt, so erstaunt man über die Apathie, in welche Frankreich Angesichts des Fortschritts der es umgebenden Nationen versunken ist. Seine Reglements sind die unvollständigsten, welche existiren, es scheint, daß der Kriegsruhm seine Taktiker blind gemacht hat." Trochu schildert die Formen der Action auf dem Schlachtfeld als einen undisciplinirten Naturalismus. Die Soldaten marschiren mit Eifer und Raschheit in das Gefecht; wenn sie in das Kugelbereich des Gegners kommen, so vermehrt sich ihre Eile, hastig und unruhig stürzen sie auf den Feind. Durch dieses „Ausreißen nach vorn," wie General von Bülow es nannte, verlieren die Officiere ihre Mannschaft aus der Hand, Freund und Feind sind sich so nahe, daß Artillerie und Cavallerie nicht operiren können, die Combinationen des Gefechts sind gestört. Trochu erklärt diese ungeregelte Angriffsweise, deren Schwächen ein kaltblütiger, den ersten Stoß parirender Feind leicht ausbeuten kann, theils aus dem Temperament der Nation, theils aus den irreleitenden Gewohnheiten der Kriege in Algier, endlich aus den veralteten Reglements, nach denen die Uebungen im Frieden stattfänden. Während die Taktik, um ihrer Aufgabe gewachsen zu bleiben, sich alle 10 Jahre erneuern müsse, gelte in Frankreich für die Exercitien und Manöver heute noch das Reglement Friedrich des Großen. Während das kriegführende Frankreich neue Formen des Gefechts geschaffen, und an den Erfahrungen der Feldzüge der Republik und des Kaiserreichs fremde Völker ihre Studien gemacht hätten, kümmere sich das exercierende Frankreich nicht um diese Fortschritte, sondern wiederhole die veralteten Theorien des vorigen Jahrhunderts. Die Officiere hätten den Kopf von diesen unbrauchbaren Formeln voll, und der Soldat durchbreche beim wirklichen Kampf die eingelernten Künste des Manövers, indem er sich regellos auf den Feind werfe. Trochu hat wohl Recht, wenn er Angesichts solcher Uebelstände mahnt, nicht auf die Ziffern, sondern auf die Ausbildung der Truppen die Aufmerksamkeit zu richten. Er fordert Reform der Exercitien und Manöver, und wünscht, daß die in zahllosen festen Plätzen und Garnisonen zerstreuten Truppen mehr concentrirt würden, um Uebungen in größeren Massen und unter Theilnahme aller Waffengattungen anstellen zu können. Auch er würdigt die Vorzüge, welche der preußischen Armee ihre permanente Gliederung gewährt.

Wir folgen noch seinen Ansichten über das Hauptproblem, das System der Recrutirung und Reserve. Die Gesetze der Recrutirung, sagt er, sind Institutionen, die nicht nur die Armee, sondern das Land betreffen, die seine moralische Beschaffenheit verringern oder erhöhen. Es ist ein Unterschied von der tiefgreifendsten Wirkung, ob das Heer jährlich Tausende von Männern an das Land zurückgiebt, die physisch und sittlich kräftiger an den Pflug oder in die Werkstatt gehen, oder ob es Individuen entläßt, die durch das lange Leben in der Caserne dem Bürgerthum entfremdet sind, den Sinn für Heimath, Familie und Arbeit verloren haben. Er beschuldigt die Gesetzgebung von 1855, den Gedanken der persönlichen Dienstpflicht in dem öffentlichen Geist ausgetilgt, die Moralität und

die Würde der französischen Waffen beschädigt zu haben. Man könne heute schon den nicht mehr fernen Augenblick berechnen, wo fast die ganze Mannschaft unter dem Gesetz des pecuniären Erwerbs diene, denn die Actiengesellschaften machten selbst den Mittelloseren den Loskauf möglich, und mehr und mehr werde sich die Armee nur noch aus dem Proletariat ergänzen. Die Stellvertretung sicherte wenigstens den Effectivstand, jetzt sei der Staat in kriegerischer Zeit genöthigt, die Loskaufssumme maßlos zu erhöhen, um nur den nothwendigsten Ersatz zu finden. Früher hatte der Stellvertreter keine militärische Zukunft, jetzt protegirt der Staat die für Geld Dienenden, aus ihnen werden die Unterofficiersposten besetzt, sie stellen die Candidaten für Zweidrittheile der Subalternofficiersstellen. Die Freiwilligen aus besseren Familien vermindern sich, weil sie neben den Söldnern nicht dienen mögen, und weil das Avancement ihnen abgeschnitten ist. Die Cadres, welche die jungen Truppen erziehen und zu sich emporheben sollen, sind alt, schwerfällig, ohne frischen militärischen Geist. Trochu vernichtet das Vorurtheil des Publicums für den „alten Soldaten" mit historischen und sittlichen Beweismitteln; er weist nach, wie jung jene erprobten Krieger in den besten napoleonischen Armeen waren, und er schildert das stufenweise moralische Herabsinken der Rengagés, mit der Andeutung, daß er die Regel und nicht die Ausnahme darstelle. Unbedingt fordert er, daß die Regierung ihren Irrthum bekenne und zu der älteren Gesetzgebung zurückkehre. Die Reservefrage beantwortet er dahin, daß bei der Raschheit der modernen Kriege nur das System seinen Zweck erfülle, welches fertige Soldaten in die Reihen der Armee zu werfen im Stande sei. Er ist im Princip für das preußische Wehrsystem, aber er glaubt nicht an die Möglichkeit, eine so vollständige Umwälzung der militärischen Institutionen unter den heutigen politischen und sittlichen Verhältnissen durchzuführen. Er beschränkt sich daher auf den Vorschlag, das jährliche Contingent von 100,000 Mann möglichst zu erschöpfen (die Verminderung der Berufssoldaten müßte natürlich vorausgehen) und den Soldaten 5 Jahr activ, 3 Jahr in der Reserve zu lassen. Indeß nicht die Anschwellung der Masse scheint ihm zur Kriegsbereitschaft die Hauptsache, sondern eine gute Finanzreserve, Disponibilität der Specialwaffen, die, wie Cavallerie, Genie, Artillerie, eine lange Vorbereitung erfordern, Beschaffung der erforderlichen Ausrüstungsgegenstände und des Kriegsmaterials, endlich tüchtige und so zahlreiche Cadres, daß sie die Reserve in sich fassen können. In der That scheint der Marschal Niel Reformen dieser Art für dringlicher zu halten, als die Entscheidung über die Frage der Reservearmee und der mobilen Nationalgarde, denn während diese auf die nächste Session vertagt ist, hat er bereits jetzt die Artillerie um 25 Batterien, die Cavallerie um 10—30,000 Pferde, die Infanterie um 200 Compagnien vermehrt, und er hat nach seiner eigenen Angabe 138 Millionen verbraucht, um Chassepotgewehre zu beschaffen, und die Magazine und Zeughäuser mit Material, Rüstungs- und Bekleidungsstücken zu füllen.

Wir schließen diese Uebersicht mit einem raschen Blick auf noch eine ausgezeichnete Abhandlung: das Problem der Armee von André Cochut

(Révue des deux mondes. Février). Der Verfasser ist kein Militär, aber ein scharfer Kopf, der die entgegengesetzten Charaktere der europäischen Armeen klar unterscheidet und die Fragen, um welche es sich handelt, mit voller Präcision formulirt. Er denkt realistisch genug, um vorauszusehen, daß Frankreich ein Problem, um welches es sich während eines halben Jahrhunderts und in den bewegtesten politischen Momenten vergeblich abmühte, auch heute noch nicht lösen wird, aber er ist überzeugt, daß die Noth der Finanzen und die Entwickelung der Volkswirthschaft mit der Zeit auch in den anderen Staaten die große politische Evolution erzwingen wird, welche die kleinste und ärmste der Großmächte zuerst in sich durchmachte. Und mit Recht findet er in dieser Umwandlung die höchste Garantie für den Frieden wie für die Unabhängigkeit der Nationen. „Hält man es für leicht, fragt er, die Landwehr mobil zu machen, um sie im Interesse einer Cabinetsintrigue über den Rhein oder über die Donau zu führen? Tritt dagegen der Fall ein, daß Deutschland herausgefordert und zur Vertheidigung seiner Grenzen gezwungen wird, so wird man sehen, wie die Einzelnen und die Gemeinden mit ihren Opfern der Regierung vorauseilen und sie fortreißen, wenn sie sich schwach zeigen sollte. Selbst nach einem Jena oder Wagram würde die Invasionsarmee das Land nicht unterworfen haben und zuletzt würde sie untergehen in den Fluthen der bewaffneten Nation. Wehe in Zukunft denen, welche Streit und Eroberung suchen; wohlgerüstet zu ihrer Vertheidigung werden die Völker ihrer Herr werden!" Wir haben dieser ernsten Warnung wenig hinzuzufügen. Möchte sie zu den Ohren jener frivolen Gesellschaft von Abenteurern dringen, die innerhalb der Regierung zum Kriege drängt, die im gesetzgebenden Körper Freiheit oder Krieg schreit, und die durch die Presse die Gemüther des Volkes aufhetzt. Wir wünschen den Kampf mit Frankreich nicht, denn wir sind ein gesittetes und friedliebendes Volk; aber die Tage sind vorbei, wo wir ihn zu fürchten hatten. Wenn unsere Nachbarn es nicht dulden können, daß wir unsere häuslichen Angelegenheiten nach unserem Willen ordnen, wenn sie die Größe einer gleichberechtigten Nation neben ihrer eigenen Größe nicht leiden wollen, wenn über Europa die Verheerung des Kriegs kommen muß, weil sie sich in ihrer Haut nicht wohl fühlen, so werden sie die Folgen solcher frevelhaften Friedensstörung zu tragen haben. Und sie werden wenigstens nicht sagen können, daß es ihnen unter den edleren Geistern in ihrer Mitte an Propheten gefehlt habe, die dem gewaltthätigen Uebermuth sein Schicksal vorausverkündeten.

Zur Charakteristik des öffentlichen Geistes in Sachsen.

Das Königreich Sachsen hat in der jüngsten Krisis unseres nationalen Lebens eine eigenthümliche Rolle gespielt. Wir sprechen hier nicht von der Regierung, wir sprechen vom Volke. Daß Herr v. Beust alle Kräfte seines vielgewandten Geistes und alle Mittel des Staats, den er mit fast unbeschränkter Machtvollkommenheit regierte, zur Bekämpfung Preußens auf Leben und Tod und zur Unterstützung der österreichischen Pläne verwandte, das überraschte nicht. Daß aber die Vertretung des Landes dieses Gebahren fast einmüthig und widerspruchslos unterstützte, daß die öffentliche Meinung überwiegend eben diesem Zuge folgte, und daß die wenigen besonneneren Stimmen, welche vor den Gefahren einer solchen Politik rechtzeitig warnten, erstickt und niedergeschrieen wurden von Kundgebungen eines Fanatismus, der blindlings dem Kriege zudrängte, einem Kriege, der, mochte sein Ausgang sein welcher er wollte, unter allen Umständen die Blüthe des gewerbfleißigen Landes und sehr wahrscheinlich seine Selbständigkeit schwer gefährden mußte, — das hat wenigstens außerhalb Sachsens vielfaches Kopfschütteln erregt. Wie? dieses durch das Band der materiellen Interessen seit mehr als einem Menschenalter mit Preußen aufs Engste verknüpfte, durch den ganzen Zug seines Handels und seiner Gewerbe unzweifelhaft auf den innigsten Zusammenhang mit dem Norden angewiesene Sachsen konnte daran denken, jenes Band zu sprengen und diesen Zusammenhang zu lockern? Wie? dieses so durch und durch protestantische, auf seine protestantische Freiheit allzeit so eifersüchtige, gegen Eingriffe in dieselbe allzeit so argwöhnische Volk konnte es wagen, seine Zukunft an den unfreien und unduldsamen Geist habsburgischer Concordatspolitik zu verpfänden? Und wenn die Abneigung gegen das spezifisch preußische Wesen für alle solche Erwägungen blind machte, wenn das durch das harsche Vorgehen Preußens gegen die sächsischen Besatzungstruppen in den Herzogthümern mit Recht, wir wollen das einmal zugeben, verletzte sächsische Stammesgefühl nicht vergessen und vergeben konnte — gab es denn in diesem Conflicte zwischen Preußen und Oesterreich, wie er seit dem April vorigen Jahres, seit Preußens Berufung an die deutsche Nation sich gestaltete, gar keinen höheren Standpunkt, auf den man sich stellen konnte, stellen mußte, und war denn dieser, der deutsche Standpunkt dem sächsischen Bewußtsein so gänzlich abhanden gekommen? Hatte nicht vor kaum Jahresfrist erst die Hauptstadt Sachsens das deutsche Sängerfest, und wenige Jahre zuvor die zweite Stadt des Landes das deutsche Turnerfest und dann wieder die Erinnerungsfeier an die Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft mit Sang und Klang, mit Reden und Toasten voll deutsch-nationaler Begeisterung begangen? Und jetzt klaschte man ebendort Beifall, da Herr v. Beust den neuerstehenden Gedanken eines deutschen Parlaments unter den Paragraphen der alten Bundesverfassung ersticken, oder mit den Gewaltmitteln einer bewaffneten Bundesexecution todtschlagen wollte? Und jetzt schwieg selbst die freier gesinnte Kammeropposition

kleinmüthig still, oder stimmte wohl gar ein in das Geschrei gegen Preußen, auf dem doch trotz Alledem und Alledem fortwährend die einzige Hoffnung einer nationalen Umgestaltung Deutschlands beruhte?

Freilich — wir wollen gerecht sein! — Vieles war geschehen, was wohl die Ansichten verwirren, die Gemüther verbittern, entmuthigen, auf Abwege leiten mochte. Die „Erhebung für die Reichsverfassung" (wofür viele aufrichtig Deutschgesinnte den Maiaufstand von 1849 ehrlich genommen hatten, obschon die eigentlichen Faiseurs desselben wahrscheinlich ganz andere Ziele verfolgten) war durch preußische Waffen niedergeschlagen worden. Die Union, für die auch in Sachsen, wie in Kurhessen, die Kammern ihre Existenz eingesetzt und preisgegeben hatten, war von dem Ministerium Manteuffel selbstmörderisch hingeopfert worden. Man hatte Kurhessen dem Bundestage, Schleswig-Holstein den Dänen ausgeliefert. Und noch bei der letzten schleswig-holsteinischen Krisis i. J. 1863, wo man in Sachsen in fast allen Kreisen sich für das Recht der Herzogthümer auf Losreißung von Dänemark begeisterte (zum Theil aus innerer Ueberzeugung, zum Theil wohl auch, weil die Regierung das Signal dazu gab), hatte Preußen, statt für dieses Recht einzutreten, den Krieg gegen Dänemark „auf der Grundlage des Londoner Protokolls" begonnen, welches glücklicherweise noch zu guter Stunde die Hartnäckigkeit der Dänen zerriß.

In der That, Vieles mußte vergessen, manches tiefgewurzelte Mißtrauen mußte ausgerissen werden, wenn man an die deutsche Mission Preußens mit voller Hingebung glauben und ihr sich anvertrauen sollte. Aber war es denn schwerer, an eine Umkehr Preußens zu glauben, als an eine Umwandlung des Mannes, von dessen einheits- und freiheitsfeindlichen Gesinnungen man doch wahrhaftig genug schlagende Proben erlebt hatte, oder an eine deutschnationale Politik des Hauses Habsburg? Allein zu solchen ruhigeren Erwägungen erhoben sich eben die Wenigsten. Die Einen beherrschte ein blinder Haß gegen Preußen; Andere trugen sich mit hochfliegenden Illusionen von einer selbstthätigen „Volkskraft," welche entweder durch ihr gebieterisches Quos ego! noch im letzten Augenblick die Schwerter der sich kampfbereit gegenüber stehenden Gegner in der Scheide zurückhalten, oder bei wirklich entbranntem Streit als dritte Macht beide überwältigen und auf ihren Trümmern den „deutschen Volksstaat" aufrichten sollte; noch Andere, in dem Selbstgenügen ihrer kleinstaatlichen Existenz verletzt und bedroht, versteckten sich hinter dem wohlfeilen Vorwand, sie könnten einer „preußischen," „durch preußische Bajonette herbeigeführten" Einheit ein Opfer an dieser Existenz nimmermehr bringen, während sie einer ächt „deutschen" Einheit — wahrscheinlich ebensowenig ein solches Opfer zu bringen willig gewesen wären! Genug, die Regierung Sachsens wies — unter der lauten Beistimmung des einen, unter schüchternem Schweigen eines anderen Theils der Bevölkerung — die noch in der eilften Stunde angebotene Neutralität zurück und nahm den Kampf gegen Preußen, für Oesterreich auf! Der Krieg begann; Sachsen ward widerstandslos von preußischen Truppen besetzt; es sah seinen König und sein Heer dem eigenen Lande den Rücken kehren.

Wer sich der Geschichte der letzten Jahrzehnte erinnerte, der konnte unmöglich das Unterliegen Preußens, den Sieg Oesterreichs und seiner Bundesgenossen wünschen. Was hatte nicht schon der unblutige diplomatische Sieg Oesterreichs über Preußen im Jahre 1850, was hatten nicht Bronzell und Olmütz dem deutschen Volke an Schädigungen der Freiheit und Einheit, an Demüthigungen vor dem Auslande und an Demoralisation des Volksgeists im Innern gekostet! Und vollends ein Sieg wie der, auf welchen man jetzt in der Hofburg zu Wien speculirte und wie man ihn dort, und wohl auch anderwärts, auszubeuten gedachte, eine Herabdrückung Preußens zum Range eines Mittelstaates, welche unseligen Folgen mußte er für die ganze Gestaltung der deutschen Verhältnisse haben! wie mußte er die Nation von allen geträumten Einheitszielen zurückwerfen! wie würde allenthalben die Reaction wieder kühner ihr Haupt erhoben und ihr 1850 begonnenes, 1858 durch Preußens Wiederermannung unterbrochenes Geschäft mit verstärkter Kraft fortgesetzt haben!

Gewiß war es in hohem Grade traurig für den Sachsen, daß er den Waffen seines eigenen Heeres — verstrickt wie es war in unnatürliche Bundesgenossenschaft mit dem österreichischen — den Sieg nicht wünschen konnte, weil dieser Sieg die höchsten Güter der deutschen Nation und die wichtigsten Lebensinteressen Sachsens bedrohte. Aber durfte er sich — bei aller sächsischen Loyalität, bei aller Pietät für die sächsischen Waffen — jenen höheren Gesichtspunkten verschließen? Dann hätte auch im Befreiungskriege die Waffenehre der sächsischen Truppen und die Solidarität der von oben her festgehaltenen Bundesgenossenschaft mit Frankreich jede andere, jede deutsch-patriotische Empfindung unterdrücken müssen. Dann wären jene sächsischen Offiziere und Mannschaften, die bei Leipzig sogar gegen den Willen ihres Kriegsherrn zu den Verbündeten übertraten, nichts als gemeine Fahnenflüchtige gewesen! Denn auch das konnte nur der ärgsten Kurzsichtigkeit entgehen, daß es sich jetzt abermals um eine Art von Befreiungskrieg handelte, um eine Rettung der Nation vor Unterdrückung und Ausbeutung durch eine ihrem ganzen historischen Grundzuge nach überwiegend nichtdeutsche, ja den deutschen Lebensinteressen allzeit verderbliche Macht, um eine Wiedererhebung Deutschlands aus einem Zustande der Schwäche und Erniedrigung. Haben doch selbst deutsch-österreichische Journale neuerdings unbefangen eingestanden, daß die preußischen Siege im Vorjahre für alle Deutsche eine Wohlthat gewesen; hat doch eines der einsichtigsten dieser Blätter, das Organ einer starken und ehrenwerthen Partei in Oesterreich, der Grazer Telegraph, es geradezu ausgesprochen: „wenn in der großen Streitfrage des vorigen Jahres vielleicht der Wortlaut einzelner Paragraphen für die Forderungen Oesterreichs gesprochen habe, so sei doch die Fahne, die der greise König Wilhelm entrollt, die wahre deutsche Fahne gewesen, so habe doch Preußen, wenn auch gegen Deutsche, doch in Wahrheit für Deutschland gekämpft, für den Gedanken der nationalen Einheit und Größe!"

Von solcher Unbefangenheit der Anschauung, wie wir sie hier sogar bei österreichischen Organen antreffen, war leider das sächsische Bewußtsein im

vorigen Jahre und zwar hoch hinauf bis in die sogenannten gebildeten Kreise himmelweit entfernt. Da waren zuerst nicht Wenige, denen die Wiedergewinnung des 1815 abgetrennten Theiles von Sachsen das höchste Ziel heißer Wünsche und schwärmerischer Hoffnungen war. Da gab es ferner Solche, — und ihre Zahl war vielleicht noch größer — die über dem Kitzel, nur dem verhaßten Preußen „Eins angehangen" zu sehen, gar nicht daran dachten, was dann über sie und über Sachsen kommen würde. Da war wieder eine andere, ebenso gedankenlose Schaar, die, weil die Regierung sich für Oesterreich erklärt hatte und weil die sächsischen Truppen mit Oesterreich im Felde standen, die österreichische Sache für die allein berechtigte hielten, — Leute, die wahrscheinlich genau dasselbe gethan haben würden, wenn die Regierung zufällig mit Frankreich oder Rußland eine Allianz gegen Deutschland zu schließen für gut befunden hätte.

Der politischen Unreife dieser Anschauungen entsprach die bis in's Lächerliche gehende Urtheilslosigkeit und Befangenheit in der Beobachtung der Thatsachen. Geschichten, wie die von der Gefangenschaft des Prinzen Friedrich Carl, von der Ueberrumpelung der Festung Neiße durch die Oesterreicher, von den 20,000 bei Nachod und Skalitz gefangenen Preußen u. A. m., an sich schon hirnlos genug, wenn man den thatsächlichen Stand der Dinge nur einigermaßen ruhig erwog, wurden durch die Hartnäckigkeit, womit selbst sogenannte Gebildete sie festhielten und weitertrugen, auch noch dann, als die diametral entgegengesetzte Wahrheit außer allen Zweifel gesetzt war, zu einer wahrhaften Selbstparodie des sonst für so verständig geltenden sächsischen Volkes.

Man hätte hoffen dürfen, daß, nachdem trotz Alledem doch endlich die Illusionen von Oesterreichs Macht gründlich zerstört und die ungeheure Ueberlegenheit Preußens an den Tag getreten war, die öffentliche Meinung Sachsens einen Umschwung erfahren würde. Aber im Gegentheil! Hatte man vorher auf Preußens Schwäche und seinen Untergang speculirt, so war man jetzt um so erboster, daß diese Speculation nicht eingetroffen, daß Preußen sich als stark und sieghaft bewährt hatte. Man klagte über Vergewaltigung, da man doch eben erst ganz unverholen die Hoffnung ausgesprochen hatte, Preußen nicht blos vergewaltigt, sondern wo möglich vernichtet zu sehen. Man schalt diejenigen, welche an der Sache Preußens auch da festgehalten hatten, als der Sieg dieser Sache noch sehr zweifelhaft erschien, und welche jetzt natürlich in ihrem Glauben nur um so mehr befestigt waren, man schalt sie blinde Machtanbeter, Sklaven des Erfolges u. s. w. und hatte kein Verständniß dafür, daß dieser Erfolg nicht etwas Zufälliges, sondern eine Wirkung der Institutionen Preußens und der durch das ganze preußische Volk verbreiteten Intelligenz war, kein Verständniß dafür, daß eben diese Vorzüge Preußens, wenn schon sie jetzt durch eine unselige Wendung der Verhältnisse für das spezifisch sächsische Gefühl drückend und verletzend sein mochten, doch vom allgemeinen deutschen Standpunkte aus werthvolle Bürgschaften boten für Schutz und Trutz des ganzen Deutschlands gegen jeden äußeren Feind.

Und als nun der Friede geschlossen, als der greise sächsische König, mit ehrenwerthester, weil gewiß nicht leichter, Resignation sich in das Unvermeidliche schickend, den „ehrlichen Anschluß an Preußen" als Norm seines ferneren Handelns proklamirt und seiner Regierung zur Pflicht gemacht hatte, ließ etwa da die Störrigkeit, die offene oder geheime Feindseligkeit gegen das neue Verhältniß nach? Nein, sie schien sich in manchen Kreisen nur noch zu steigern. Gingen doch einzelne Wortführer des Particularismus in dieser Verbissenheit so weit, daß sie den König selbst beinahe der Schwäche anklagten, indem sie versicherten, sie würden in seiner Lage eine gleiche Nachgiebigkeit nicht über sich gewonnen haben. Es war eben die alte Geschichte von den Royalisten, die königlicher sind als der König!

Doch wir wollen das unerquickliche Bild nicht weiter ausmalen! Hat es doch seine traurigste Illustration noch zuletzt gefunden auf dem Reichstage, wo die sächsische Phalanx — mit wenigen achtungswerthen Ausnahmen — durchweg entweder stillen Groll, oder offenen leidenschaftlichen Haß, nirgends aber auch nur eine Spur von aufrichtiger, warmer Hingebung für das große Werk der nationalen Wiedergeburt blicken ließ, und dann wieder auf dem sächsischen Landtage, wo der kleinlichste Sondergeist noch einmal aufbäumte gegen eine große geschichtliche Nothwendigkeit, die zu begreifen er zu kurzsichtig war.

Außerhalb Sachsens, wo man das sächsische Volk nur nach seinem blühenden Gewerbfleiß, seinem über alle Welttheile verbreiteten Handel, seinen wohlorganisirten Schulen, seiner altberühmten Universität, als ein intelligentes, rühriges, in allen Schichten gebildetes, dazu durch höfliche Umgangsformen, durch eine gewisse allgemeine Zuvorkommenheit und Gutmüthigkeit ausgezeichnetes Volk zu beurtheilen pflegte, konnte man ein politisches Gebahren nicht begreifen, welches mit diesen vielen löblichen Eigenschaften einen so auffallenden, schwer zu erklärenden Contrast bildete. Man fragte, wie es möglich sei, daß eine auf wirthschaftlichem Gebiete so selbstthätige, die Concurrenz mit den vorgeschrittensten Industriestaaten so kühn bestehende Bevölkerung politisch so unselbständig, so befangen, mit ihrem Denken und Thun so ganz auf das Engste und Nächste gestellt sein könne? Wie es komme, daß der weite Blick, den sonst der Unternehmungsgeist dem großen Kaufmann und Fabrikanten zu verleihen pflegt, sich hier so wenig in seiner Rückwirkung auf die politischen Anschauungen bekunde? Wie es denkbar sei, daß nicht wenigstens das natürliche Interesse, welches der Welthandel und eine entwickelte Industrie an dem schützenden und fördernden Rückhalt großstaatlicher Verhältnisse habe, die Träger dieses Handels und dieser Industrie zu Anhängern des nationalen Gedankens mache? Man fragte, wo denn die Erfolge der sächsischen Bildung seien, wenn sie auf einem so wichtigen Gebiete menschlichen Lebens, dem staatlichen, so gar wenig sich kundgeben? wo die Erfolge einer mehr als dreißigjährigen constitutionellen Entwicklung, wenn diese zuletzt in Beschlüssen gipfle, wie jene einmüthige Gutheißung einer abenteuernden Beust'schen Experimentalpolitik, und in Verhandlungen, wie die über die norddeutsche Bundesverfassung? Und auch mit der viel gerühmten säch-

sischen Höflichkeit und Gutmüthigkeit fand man die Ausbrüche einer fast systematischen Gehässigkeit schwer vereinbar, die sich gegen die doch jedenfalls für ihre Person unschuldigen preußischen Soldaten hier und dort richtete, und ebenso die oft an's Rohe oder Hämische grenzenden Ausbrüche von Leidenschaftlichkeit in dem politischen Parteienkampf.

Der Versuch, auf solche Fragen eine Antwort zu geben, den wir hier unternehmen, hat mehr als ein blos ethnographisches Interesse; er mag dazu beitragen, den Blick auf die Punkte in der politischen Erziehung des sächsischen Volks hinzulenken, wo die bessernde Hand zumeist und am beharrlichsten angelegt werden muß. Es ist ja das zugleich eine Licht- und eine Schattenseite unseres vielgegliederten deutschen Lebens, daß jeder einzelne Stamm seine besonderen Vorzüge, aber auch seine eigenthümlichen Schwächen hat, und es wird die Aufgabe einer wahrhaft nationalen Politik sein, diese Schwächen, die großentheils ihren Grund in dem bisherigen Klein- und Sonderleben der einzelnen Stämme haben, möglichst zu beseitigen, ohne die Vorzüge abzuschwächen, die jeder Stamm recht wohl in die größere Gemeinsamkeit mit hinübernehmen, ja erst dort recht zur Entfaltung bringen kann.

Der obersächsische Stamm hat sich von jeher mehr durch eine gewisse emsige Betriebsamkeit und elastische Vielbeweglichkeit des Schaffens und Werbens, als durch besondere Energie des Willens und Charakters hervorgethan. Welchen Antheil daran die Mischung mit slawischem Blute, welchen die Verhältnisse eines eroberten Landes, mit ihren gewöhnlichen Rückwirkungen auf Sieger und Besiegte, gehabt haben mögen, bleibe hier ununtersucht. Genug, daß unleugbar in diesem Punkte zwischen dem Obersachsen und seinem niederdeutschen Namensvetter von ungemischtem germanischen Blute ein auffallender Unterschied besteht.

Die Eigenthümlichkeit des Gewerbe- und Verkehrslebens, das sich in diesen Grenzlanden schon ziemlich früh entwickelte, trug unstreitig dazu bei, diesen vorherrschenden Charakterzug des Volks stärker auszubilden. Sachsen ward, theils durch seine Lage, theils durch rechtzeitige kluge Vorkehrungen fürsorglicher Fürsten, der Markt, auf welchem die Waaren und die Kaufleute der verschiedensten Länder sich kreuzten und zusammenfanden, der natürliche Vermittler zwischen Nord und Süd, Ost und West. Dadurch gewann unstreitig das Talent des Vermittelns, des Sichschickens in die Verhältnisse und die Menschen, viel weniger aber die Selbständigkeit des Charakters und das stolze Gefühl, unabhängig auf eigenen Füßen zu stehen. Ein ähnlicher Zug kluger Betriebsamkeit mehr als kühnen Wagens kennzeichnet auch von früh an die Politik der meisten Fürsten dieses Landes. Es ist merkwürdig, wie verhältnißmäßig selten die Wettinischen Markgrafen und späteren Herzöge in die allgemeinen Geschicke des Reichs thatkräftig eingreifen, wie emsig dagegen sie beflissen sind, ihre Hausmacht zu verstärken und ihrem Lande zu einem gewissen behaglichen Stillleben außerhalb der großen Weltereignisse zu verhelfen. Ein wesentlicher Grund hierzu war allerdings in der Lage des Landes gegeben, das eben als Grenzland halb aus dem Körper des Reichs hinausgewachsen und darauf angewiesen schien,

seine Kraft zur Behauptung der eigenen exponirten Stellung und zur Gewinnung einer gesicherten Sonderexistenz aufzuwenden. Kühnere Geister (wie jener thatendurstige Albrecht der Beherzte) suchten daher wohl die Befriedigung ihres Ehrgeizes auswärts, zum Theil in abenteuernden Unternehmungen, statt auf dem heimischen Boden des eigenen Landes ihre Kraft zu verwerthen. Selbst wo einmal an einen solchen sächsischen Fürsten die Aufforderung herantrat, durch einen großen Wurf sich und dem Reiche neue Bahnen zu erschließen, wie an Friedrich den Weisen, fehlte der kühne und sich selbst verleugnende Muth, der Alles an Alles setzt. Des Weisen nächste Nachfolger allerdings lernten und übten einen solchen Muth im Dienste des neuen Glaubens, des Protestantismus. Aber auch Moritz, wie reich an Gaben, war doch noch mehr ein schlauer und vielgewandter, als ein kühner und großangelegter Charakter. Mit August I. beginnt dann jene Politik des Sichanlehnens an Oesterreich, nicht an das Kaiserthum, sondern an das Haus Habsburg, und unter den Johann Georgen jene noch schlimmere des Tastens nach Bundesgenossen herüber und hinüber, des Vermittelns, aber eines schwächlichen, das die große Sache preisgiebt und nur das kleine Sonderinteresse wahrt.

Der politische Sinn des Volkes setzte sich mit dieser Sonder- und Vermittlungspolitik nur zu sehr in's Gleichgewicht. Die Stände, die sich noch unter Moritz gegen dessen antiprotestantische Absichten tapfer, wenn schon erfolglos, geregt hatten, nahmen den Abfall von der protestantischen Sache im Prager Frieden ruhig hin. Ueberhaupt war das Ständewesen in Sachsen seit Moritz (wie freilich in den meisten deutschen Ländern) fast nur noch ein Schattenwesen. Es ist zuzugeben, daß ein Theil der sächsischen Fürsten durch treffliche Verwaltung eine schärfere ständische Controle vielleicht unnöthig machte, wie Vater August und später Friedrich August der Gerechte, aber auch unter minder sparsamen, wie die Johann George, ja unter maßlos verschwenderischen, wie die beiden polnischen Auguste, brachten es die Stände doch über eine schüchterne Opposition selten hinaus. Von einer ähnlichen Energie ständischen Widerstandes wie etwa in Würtemberg oder in Kurhessen ist hier kaum einmal ein Anlauf zu verspüren. Nur für die Standesvorrechte des eingeborenen Adels, gegenüber den „Fremden“ und den Gutsunterthanen, wußten die Stände muthig einzutreten.

Sachsen war seit dem 30jährigen Kriege nach außen in sichtbarem Rückgange begriffen. Die schwächliche Politik seiner Fürsten hatte den Nimbus zerstört, welcher bisher den Staat Friedrich's des Weisen, ja auch den Staat Moritzens, des Besiegers Kaiser Carl's V., als ersten Vorkämpfer des Protestantismus in Deutschland umgab. Zum Unglück mußte nun gerade jetzt ein anderer, unmittelbar mit Sachsen grenzender Staat, Brandenburg, nach eben der Rolle streben, die Sachsen lange ruhmvoll geführt, aber nun durch eigene Schuld preisgegeben hatte. Ein abwärts gehendes Staatswesen ist aber, zumal neben einem aufsteigenden innerhalb der gleichen Macht- und Interessensphäre, für Alle, die ihm zugehören, immer von bedenklichem Einfluß. Der Sachse blieb, was er stets gewesen, fleißig, betriebsam, rührig in Industrie und

Handel, daher auch verhältnißmäßig wohlhabend trotz der Verschwendung seiner Fürsten und trotz äußerer Unfälle; aber der höhere Schwung, der Ausblick in die Weite, das lebendige Interesse an großen allgemeinen Angelegenheiten ging ihm je mehr und mehr verloren.

Als nun vollends die sächsischen Fürsten darauf verfielen, den Abgang an realer Macht, den sie auf dem natürlichen Boden der nächstgegebenen Verhältnisse erlitten, durch den erborgten Glanz einer fremden Krone zu ersetzen, büßte das Volk auch den letzten richtigen Maßstab ein, um wahre von falscher Größe, naturgemäße von künstlichen Zielen der Politik zu unterscheiden. War der bigott-protestantische Sachse erst einmal darüber hinweggekommen, daß auch der Glaube feil sein könne für äußern Vortheil, so nahm er es im Politischen und Gesellschaftlichen natürlich noch viel leichter. Während das gute sächsische Geld für Zwecke der polnischen Krone aus dem Lande ging, kam sarmatischer Uebermuth und Knechtssinn, sammt der ganzen liederlichen polnischen Wirthschaft, herein und verderbte den Charakter des Volks, besonders der Residenz, aus dem Grunde. An den luxuriösen Hof August des Starken drängten sich Leute aus aller Herren Ländern, so daß der gute Dresdner im eigenen Hause fast nur noch wie ein geduldeter, in die Ecke gedrückter Gast erschien. Und leider fand er sich nur zu leicht in diese demüthige Rolle. Er lernte sich biegen und schmiegen vor den keckauftretenden vornehmen Herren mit den fremd absonderlich klingenden Namen, hinter denen oft pure Abenteurer steckten; er lernte ganz nur vom Hofe und in staunender Anbetung des Hofes leben, und hatte so wenig Mannesstolz, daß er sich und seine Familie als Staffage auf Redouten und bei sonstigen Lustbarkeiten für die gnädigen Herrschaften und ihr Gefolge mit Vergnügen hergab, ja sich sogar etwas Großes in dieser Bedientenrolle dünkte. Es kitzelte sein sächsisches Gefühl, wenn es an „seinem" Hofe nur recht herrlich und in Freuden herging, während man in Berlin knappte und knauserte, wenn ausländische Zeitungen von den prachtvollen Festen und den galanten Abenteuern August des Starken mit Entzücken sprachen, den bürgerlich nüchternen Haushalt Friedrich Wilhelm's I. aber verachtungsvoll bespöttelten. Auch Leipzig, obschon in manchem Betracht von einem gewissen unabhängig reichsstädtischen Charakter, erhielt doch sein Theil, wie von dem Abglanz der Feste und Lustbarkeiten des üppigen Königs, so von der höfischen Verderbniß, die damit zugleich einzog.

Da mochte es denn freilich dieser kursächsischen königlich-polnischen Selbstgefälligkeit gar hart ankommen, sich plötzlich in der Rolle von Besiegten und Unterworfenen gegenüber dem halb verhaßten halb gering geschätzten preußischen Nachbar zu erblicken. Was die zweideutige Politik eines Brühl verschuldet, das wälzte man nicht dieser, sondern einzig und allein der allerdings rückhaltlos dazwischenfahrenden Politik Friedrich's II. zu (ganz ähnlich, wie man es im vorigen Jahre machte), sprach mit sittlicher Entrüstung von Vergewaltigung und Beraubung, und vergaß nur, daß kurz vorher Sachsen im Bunde mit Preußen zur Beraubung der jungen Königin von Böhmen ausgezogen, dann wieder mit dieser in's Einvernehmen getreten war, wahrhaftig nicht aus guter Absicht gegen

Brandenburg. Wie tief dieser „Preußenhaß" schon damals im sächsischen Volke saß (sogar in dem politisch am meisten aufgeklärten Leipzig), davon erzählt uns Lessing, dem dadurch der Aufenthalt in Leipzig geradezu verleidet ward, da er, obschon Sachse, doch nicht umhin konnte, Friedrich's Größe anzuerkennen, davon berichtet ein Jahrzehnt später wieder Göthe, dem durch die Nergeleien der guten Leipziger Gesellschaft über Friedrich II. seine Bewunderung für diesen, und damit überhaupt jedes Interesse an großen nationalen Thaten und Gestalten weggespöttelt ward.

Durch die furchtbaren Nachwirkungen des 7jährigen Krieges und der polnischen Wirthschaft wurden Hof und Volk in Sachsen bedeutend ernüchtert. Die tolle Verschwendung hörte auf, die Finanzen wurden geordnet, Gesetz und Recht erhielten ihr lange verkümmertes Ansehen wieder. Aber der öffentliche Geist des Volkes gewann auch bei dieser Veränderung nur wenig. Es ist bezeichnend, daß damals, wo das reger gewordene Interesse an staatlichen Dingen in den meisten deutschen Ländern zu einer lebendigen Bewegung der öffentlichen Meinung, der Presse den Anstoß gab, in Kursachsen — dem Mittelpunkte deutschen Buchhandels! — kein einziges Journal von freier aufstrebender Richtung erschien, daß auch die schöne Literatur des Landes über die enge Sphäre der Gellert's und der Weiße's nicht hinaus kam. Denn Lessing's männlicher Geist erstarkte und entfaltete sich nicht in Sachsen, sondern in Preußen, und seine halb unfreiwillige Selbstverbannung aus seiner Heimath war für diese ein eben so starker Vorwurf, wie ein Jahrhundert früher die seiner gleich hochstrebenden Vorgänger Leibnitz und Christian Thomasius, und ein paar Jahrzehnte später die von Dresden aus so eifrig betriebene Verjagung des freidenkenden Fichte, auch eines geborenen Sachsen, aus seinem Asyl zu Jena.

Die im Ganzen wohlwollende und sparsame Verwaltung unter Friedrich August dem Gerechten (die indessen weder einen zu dem Umfange des Landes noch immer im Mißverhältniß stehenden Aufwand des Hofes, noch gewisse fürstliche Liebhabereien, namentlich die für den Landmann drückende Jagdpassion ausschloß), und eine strenge Handhabung des formellen Rechts mußten als Ersatz für zeitgemäße Fortschritte dienen, welche letztere das stabile Regiment dieses übrigens so wackern Fürsten beharrlich versagte, auch dann noch versagte, als deren Vorenthaltung offenbar Sachsen hinter den meisten andern deutschen Staaten und hinter dem unleugbaren Bedürfniß seiner eigenen Bevölkerung zurückbleiben ließ.*) Und auch damals schwieg es im Volke, und kaum gegen das Ende der Regierung Friedrich August's, als längst in den süddeutschen Staaten ein frisches parlamentarisches Leben sich entfaltet hatte, wurden einzelne freiere Stimmen in den sächsischen Ständen laut. Noch das Jahr 1830 fand in Sachsen nur erst schwache Anfänge eines regeren öffentlichen Geistes. Ja auch die so-

*) Unser verehrter Mitarbeiter vergißt hier zu erwähnen, wie entsittlichend die rheinbündische Politik dieses Königs, dessen sächsischer Beiname „der Gerechte," dem ruhigen historischen Urtheile nicht Stand hält, auf den öffentlichen Geist in Sachsen einwirkte. A. d. R.

genannte „Revolution“ dieses Jahres war da, wo sie zuerst ausbrach, in Leipzig, nicht blos ihrer Veranlassung nach eine reine locale, ein Kampf mit der städtischen Polizei, sondern die dabei zu Tage tretenden Wünsche und Beschwerden reichten gleichfalls über Angelegenheiten des städtischen Weichbildes nicht hinaus. Erst in Dresden erhielt die Bewegung einen etwas allgemeineren staatlichen Charakter, freilich zum Theil, wie es hieß, durch Dazwischenkunft fremder, man wollte wissen, französischer Emissäre.

Mit der Verfassung von 1831 beginnt allerdings, unter des trefflichen Bernhard von Lindenau Einfluß, für das sächsische Staatsleben eine frischere, fruchtbarere Zeit. Im Laufe weniger Jahre ward auf dem Gebiete gesetzgeberischer Reformen nachgeholt, was Jahrzehnte lang versäumt worden war. Das Prinzip communaler Selbstverwaltung, von oben her redlich gepflegt, schlug auch im Volke bald Wurzeln. Die Presse, zwar unter Censur, doch einer im Ganzen mild gehandhabten, regte sich freier. Der von seinen feudalen Lasten entfesselte Bauernstand begann sich zu fühlen. Der ertödtende Druck einer herrischen Bureaukratie und Polizei mußte dem humaneren Geiste, den Lindenau der Verwaltung einhauchte, weichen. Die ständischen Rechte wurden gewissenhaft beachtet.

Man kann übrigens kaum sagen, daß das Volk selbst zu der Entwickelung seiner Verfassungszustände durch einen kräftigen Gebrauch der ihm verliehenen Rechte besonders viel gethan hätte. Man hörte damals wohl öfters sagen, das Ministerium Lindenau sei liberaler als die Kammern. Und in gewissem Sinne war dies richtig. Das Ministerium ging mit allen wichtigen Neuerungen aus freien Stücken voran und machte ständische Anträge oder Petitionen aus dem Lande fast entbehrlich. Um so strenger hielt es wieder gewisse Grenzen inne, über die hinaus eine Erweiterung der ständischen oder der Volksfreiheiten ihm vom Uebel schien, und Stände und Volk, in dankbarer Anerkennung der großen Verdienste Lindenau's, und seiner Führung fast unbedingt vertrauend, ließen sich solche Beschränkungen gefallen. Es war ein liberales und wohlwollendes Regiment, aber mit etwas patriarchalischem Anstrich. „Eher wird die Elbe rückwärts fließen, als daß eine Ministeranklage in Sachsen je erfolgen kann,“ rief damals triumphirend ein einflußreiches Mitglied in der Kammer.

Die Zusammensetzung der neuen Kammern selbst zog der freien Bewegung derselben vom Hause aus sehr bestimmte Schranken. Die alte ständische Gliederung war beibehalten, selbst die itio in partes blieb den einzelnen Ständen gewahrt. Sogar die Wahlfreiheit war durch Ständezwang beengt. Der Bauer durfte nur den Bauer, der Städter nur den Städter, der Rittergutsbesitzer nur Seinesgleichen wählen. Die Stände vertraten daher nach wie vor weit mehr Interessen als Ideen. Debatten über allgemeine politische Prinzipienfragen, wie sie in der badischen und anderen Kammern zu eben jener Zeit so häufig waren, wurden in den Ständesälen zu Dresden nur äußerst selten gehört, und wenn Einzelne einmal einen solchen höheren Ton anzuschlagen wagten, so konnte man sicherlich auf den Gesichtern der großen Mehrzahl ein erstauntes, wo nicht spöt-

tisches Lächeln wahrnehmen, und in der Regel fand sich alsbald ein Abgeordneter, der die Verhandlungen von solchen excentrischen Abschweifungen wieder in das ausgetretene Geleise trocken juristischer Deductionen oder geschäftsmäßig praktischer Erwägungen zurücklenkte. Das formal juristische Element hat zu allen Zeiten in Sachsen und besonders in den sächsischen Kammern eine sehr bevorzugte Rolle gespielt. Nirgends aber ist wohl der Juristenstand seiner Bildung und Neigung nach mehr auf das streng Fachmäßige eingeschränkt, als gerade in Sachsen. Selbst in allgemein volkswirthschaftlichen Fragen, die doch den Lebensnerv des so gewerbfleißigen Landes berührten, haben die sächsischen Kammern sich fast durchgängig äußerst wort- und ideenkarg erwiesen, obschon Handel und Fabrikwesen ausdrücklich in der zweiten Kammer vertreten waren!

Allerdings hatte sich allmählich in den Kammern eine, anfänglich kleine und schüchterne, nach und nach stärker und beherzter werdende Opposition herausgebildet. Besonders als Lindenau's milder Einfluß vor dem seiner minder liberalen Collegen mehr zurücktrat, als endlich er selbst gänzlich aus dem Cabinette wich, erstarkte im Volke das Gefühl der Nothwendigkeit eigenen selbstkräftigen Eintretens für unveräußerliche Rechte und unentbehrliche Fortschritte. Das Ministerium Könneritz-Zeschau-Wietersheim mit seinem ziemlich schroffen und herausfordernden System des Widerstandes gegen jede freiere Entwickelung hat das Verdienst, ein lebendigeres politisches Bewußtsein wenigstens in vielen Kreisen der Bevölkerung erzeugt zu haben, welches endlich, im März 1848, sogar die Kraft gewann, eben dieses System selbst mit sammt seinen Trägern über den Haufen zu werfen. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß diese erfolgreiche Agitation auch damals eigentlich nur von einem einzigen Punkte, von Leipzig, ausging, daß das übrige Land lange unthätig und schweigend dem ungleichen Kampfe zusah, den die Einwohnerschaft einer einzigen Stadt, stark durch Einmüthigkeit, gegen ein mit allen Machtmitteln ausgerüstetes und zu deren Gebrauch entschlossenes Regiment führte, daß die Residenz Dresden sogar sich in Loyalitätskundgebungen erschöpfte, um die Unbotmäßigkeit der von ihr immer scheel angesehenen Rivalin vergessen und unwirksam zu machen.

Leipzig war schon mindestens seit 1840 der Brennpunkt eines kräftiger entwickelten politischen Bewußtseins geworden. Hier hatte sich eine ziemlich starke und compacte gemäßigt liberale Partei herausgebildet, welche namentlich im Kaufmannsstande und in dem vermögenden Handwerkerthum breite Wurzeln schlug und welche über die blos particularen und spezifisch-sächsischen auch schon zu allgemeineren deutschen Gesichtspunkten sich erhob. Daneben gab es eine vielleicht noch zahlreichere radicale Partei, die aber, unter der klugen Führung R. Blum's, zur rechten Zeit sich zu beschränken und mit den Liberalen gegen die Reaction gemeinsame Sache zu machen wußte. Bezeichnend ist, daß von den hervorragenderen politischen Parteigängern Leipzigs in den vierziger Jahren die meisten entweder selbst erst von auswärts nach Sachsen eingewandert oder doch die Abkömmlinge solcher, kurz keine grünweißen Autochthonen waren. So z. B. der schon genannte energische Führer der Radicalen, Robert Blum, so un-

ter den Gemäßigteren die Brockhause, die Wigands, die Reimer und Hirzel, die Mayer und Dufour, die Göschen, Jahn, Mommsen u. s. w.

Außerhalb Leipzigs gab es ein bewegteres politisches Leben hauptsächlich nur noch in gewissen Gegenden des oberen Erzgebirges und im Voigtlande. Ein anderer Theil des Gebirges, besonders das ganze bergmännische Revier, war vorwaltend conservativ; das meist ackerbautreibende Niederland desgleichen; die Lausitz mit ihrer particularistischen Verfassung war sogar großentheils reactionär; Dresden endlich, mit seiner wundervollen Natur und seinen reichen Kunstschätzen, war und blieb in eigentlich geistiger, vollends politischer Selbstthätigkeit unproductiv, beschränkt, das wahre Eldorado eines urwüchsigen Philisterthums. Ein etwas regsamerer jüngerer Nachwuchs, der es unternahm, in dieser Sahara eine Oase zu bilden (auch hier stand ein Nichtsachse, Köchly, an der Spitze) fand im eigentlichen Dresdner Bürgerthum keinen Boden.

Was der Ausbildung und Consolidirung eines kräftigen öffentlichen Lebens, insbesondere eines organisirten Parteiwesens, in Sachsen am meisten im Wege stand, war nicht blos die ständische Gliederung der Landesvertretung, die das Volk in Kasten auseinanderriß, sondern beinahe noch mehr jene andere, fast schlimmere Schranke des freien Wahlrechts, wodurch auch noch geographisch die Bevölkerung des Landes in eine Menge kleiner, streng von einander getrennter Abtheilungen abgepferchl wurde, der Bezirkszwang! Würde man es in Baden für möglich gehalten haben, daß die Namen Rotteck, Itzstein, Welcker bei den Wahlen nur je in Einem Kreise gehört werden dürften, oder in Würtemberg, daß ein Uhland nur in Tübingen, ein Pfizer nur in Stuttgart wählbar sein sollte? So aber war es von 1831 bis 1848, und so ist es wieder seit 1850 bis auf den heutigen Tag in Sachsen!

Die eine naheliegende Gefahr für den Abgeordneten, von den allerlocalsten Kirchthurmsinteressen seines Bezirks abhängig zu werden (weil er, hier unpopulär geworden, auch nicht anderwärts wieder gewählt werden konnte), diese Gefahr ist — zur Ehre des rechtlichen und billigen Charakters der Sachsen sei es gesagt! — verhältnißmäßig seltener eingetroffen. Dagegen sind die schädlichen Folgen des Systems für den politischen Geist des Volkes in vollstem Maße zu Tage getreten. Ein beschränkt localer Gesichtskreis gewann die Oberhand, und ward unterstützt durch einen in anderer Hinsicht sehr löblichen Zug des sächsischen Wesens, nämlich den nach einer sorgsamen Pflege der communalen Interessen. Aber in solcher Einseitigkeit überwuchernd, erstickte dieser Localgeist beinahe gänzlich den allgemeinen; der an sich schon beschränkte Horizont des Kleinstaates ward in noch viel kleinere Theilhorizonte abgegrenzt, und jeder von diesen wollte für ein Ganzes und Vollendetes gelten.

Was besonders unter dieser Beschränkung litt, war jenes natürliche Verhältniß der Abgeordneten zum Volke, wonach die Ersteren die berufenen Führer dieses letzteren zu politischer Bildung und Thätigkeit, die Träger des öffentlichen Geistes, der gegebene Mittelpunkt aller Parteigruppirungen sind. Der Bezirkszwang sperrte den einzelnen Abgeordneten gewissermaßen von dem ganzen

übrigen Lande ab und zwang ihn, sein Absehen ausschließlich auf seinen Bezirk zu richten. Es gehörte schon ein ziemliches Maß von Charakterfestigkeit dazu, wenn Jemand, der die Ambition hatte, eine Rolle im öffentlichen Leben zu spielen, nicht der Versuchung unterliegen sollte, sich dazu der Mittel zu bedienen, welche bei dem herrschenden Bezirkszwangssystem in der Regel einen praktischen Erfolg versprachen, von andern aber abzusehen, welche hier unwirksam oder doch überflüssig erschienen. Nun war, wie gesagt, der einzelne Wahlbezirk auf eine Persönlichkeit in seinem Umkreis, und umgekehrt war der Aspirant auf seinen alleinigen Wahlbezirk angewiesen. Die meisten Wahlbezirke — etwa die paar großen Städte ausgenommen — waren daher in ihren Ansprüchen an einen Wahlcandidaten sehr bescheiden und mußten es wohl sein. Für die Candidaten wiederum wäre es unter diesen Umständen meist reiner Luxus gewesen, wenn sie, etwa in der Hoffnung, die Sympathie einer großen intelligenten Wählerschaft zu gewinnen, sich eine staatsmännische Bildung zu erwerben gestrebt hätten. Ein Bischen Radotiren, so was man eine Bierbankpolitik nennt, that's gewöhnlich in diesen auf sich beschränkten Kreisen auch; ja häufig genug gaben bei der Wahl ziemlich unpolitische Momente, die bürgerliche und gesellschaftliche Stellung eines Candidaten, Vetter- und Gevatterschaften u. dgl. mehr den Ausschlag.

Diese erzwungene Beschränkung auf einen engsten Gesichtskreis und der dadurch bewirkte Mangel höherer, allgemeinerer Anschauungen kam, je nach Umständen, das eine Mal der verstecktesten Stabilitäts- oder Reactionspolitik zu Gute, ein anderes Mal ging daraus ein rand- und bandloser Radicalismus hervor, der mit wohlfeilen Phrasen um sich warf, mit seiner „Volksthümlichkeit" und „Gesinnungstüchtigkeit" renommirte, von staatsmännischen Maßstäben aber in der Regel keinen Begriff hatte. Gemeinsam aber war jener engbrüstigen, zahmen Philisterhaftigkeit und dieser radicalen Ungeberdigkeit der Geist einer kleinlichen Kirchthurmspolitik und die Abneigung vor großen staatlichen Verhältnissen mit den größeren Forderungen, die sie an das Wissen und Können des Einzelnen stellen.

Kaum irgendwo hat der Radicalismus so tolle Purzelbäume geschlagen, wie im Jahre 1848 in Sachsen. Die klassischen Dicta von dem „Volk, das keine Weisheit will," von den „Gründen der Regierung," die der gesinnungstüchtige Volksvertreter „nicht kennt, aber mißbilligt," von der Nothwendigkeit einer „That," die aber allemal nur wieder auf ein neues radicales Schlagwort hinauskam, — eine Blumenlese solcher und ähnlicher geistreicher Ausbrüche des sogenannten „Unverstandslandtages" aus den ersten Wochen des Jahres 1849, wie sie damals in einer Reihe von Flugblättern der verstorbene K. Reimer und das congeniale Professorenkleeblatt zum bleibenden Gedächtniß jener merkwürdigen Zeit gesammelt haben, ist ein köstlicher Beitrag zur Charakteristik der Mißbildung des öffentlichen Geistes in Sachsen durch die Nachwehen des Bezirkszwanges.

Vielleicht hätte der bessere Trieb im Volke diese Nachwehen bald überwun-

den — schon die zweiten Wahlen nach einem freien Wahlgesetz, im Herbst 1849, ergaben Kammern von mehr gemäßigt liberalem Charakter und mit einer Menge von politischen Capacitäten — da trat der Staatsstreich vom 2. Juni 1850 dazwischen und unterbrach gewaltsam diesen natürlichen Umbildungsprozeß. Das alte Ständewesen, der alte Bezirkszwang ward wieder hergestellt, und, um ja den öffentlichen Geist in seinem freieren Aufschwunge zu hemmen und wieder ganz in die engste Enge kleinstaatlicher und bureaukratischer Beschränktheit einzuhegen, ward die Presse in den Schraubstock erst administrativen Beliebens, dann eines harten und dehnbaren Strafgesetzes eingespannt, das Vereins- und Versammlungswesen so gut wie vernichtet.

Und nun begann jenes mit einem wirklich seltenen Raffinement planmäßig durchgeführte System einer politischen Entmannung des Volkes, welches dem Namen seines Urhebers und Trägers, des Freiherrn v. Beust, für immer eine herostratische Unsterblichkeit sichern wird, ein System, um so wirksamer und um so gefährlicher, als es mit einer äußerst klugen Mischung und Abwechslung von brüsker Gewalt und gleißender Liebenswürdigkeit, von Verletzung und Benutzung loyaler Formen, von Schonung, ja Hegung gewisser besonders reizbarer Interessen des Volks, namentlich der materiellen, und um so rücksichtsloserer Zerstörung anderer und gerade der edelsten Springfedern des Volksgeistes in Scene gesetzt ward.

Leider muß man sagen, daß dieser Politik der Unterdrückung und der Corruption ihr Sieg nur allzu leicht gemacht ward durch einen in wahrhaft erschreckender Weise zu Tage tretenden Mangel an Charakteren im Volke. Von sämmtlichen Mitgliedern des alten Ständetages, den beiläufig vierzig der ersten und den mehr als siebzig der zweiten Kammer, waren es nur etwa ein Dutzend, sammt einigen Stellvertretern (darunter vier aus Leipzig, H. Brockhaus, G. Harkort, Fr. Fleischer, W. Seyfferth, dann Bodmer aus Zschopau, auch ein paar wackere Landsleute), welche durch ausharrenden männlichen Widerstand gegen die beispiellose Zumuthung einer Betheiligung an dem schreienden Verfassungsbruch sich den Ehrennamen „Renitenten" verdienten. Neben zwei angesehenen und wohlhabenden Rittergutsbesitzern bürgerlichen Standes (Crusius und Anger) hatte ein einziges Mitglied des großen grundbesitzenden Adels, Graf Hohenthal-Püchau, die Festigkeit, dieser Staatsstreichpolitik und seinen eignen Standesgenossen, welche wetteifernd, um ein Wort des alten Oppositionsmannes Oberländer zu gebrauchen, „Spanndienste am Wagen der Reaction thaten," einen offenen Absagebrief voll edler Entrüstung zu schreiben und dann für immer ein Land, wo Solches geschehen, zu verlassen, wie dies schon zuvor ein anderer Aristokrat von der besseren Art, Herr v. Carlowitz, gethan hatte. Die beiden ersten Geistlichen des Landes, Harleß und Großmann, scheuten sich nicht, einen Act, der so tief in die Gewissen einschnitt, durch ihren offenen Zutritt zu sanctioniren. Von den berufenen Vertretern des Bürgerthums, den Abgeordneten der großen Städte, weigerte sich nur ein Einziger, der Bürgermeister Beyer von Freiberg, standhaft, seinen Sitz in der reactivirten ersten

Kammer einzunehmen. Konnte es da Wunder nehmen, wenn von den Beamten, so viel bekannt geworden, nicht einer wegen der ihnen angesonnenen Mitwirkung an einer offenkundig verfassungswidrigen Maßregel auch nur (wie ihnen doch selbst im Staatsdienergesetze nachgelassen) höheren Orts „Vorstellungen" machte — von dem kühneren Entschlusse eines Verzichtes auf das Amt, wovon zur selben Zeit in Kurhessen so viele und glänzende Beispiele vorkamen, gänzlich zu geschweigen. Kurhessen und Sachsen! Man braucht nur diese beiden Namen neben einander zu nennen, man braucht nur die Geschichte des kurhessischen Verfassungskampfes im Jahre 1850 mit der Geschichte der in eben diesem Jahre ohne Sang und Klang zu Grabe getragenen Verfassungsgesetze in Sachsen zu vergleichen, und Alles ist gesagt! Daß sogar der ehemalige Präsident des Märzministeriums in Sachsen, der Urheber des freieren Wahlgesetzes von 1848, Dr. Braun, jetzt als ausführender Verwaltungsbeamter, als königlicher Amtshauptmann, ruhig die Hand zur Wegoctroyirung seiner eigenen Schöpfung bot, das freilich war etwas so Starkes, daß selbst der zahme sächsische Volksgeist eine gewisse Mißempfindung darüber nicht unterdrücken konnte. Und doch ist dieser selbige Amtshauptmann Braun als Vertrauensmann des Volkes mit großer Mehrheit zum constituirenden Reichstag des norddeutschen Bundes erwählt worden!

Das einzige Beispiel eines mannhaften Widerstandes gegen den Staatsstreich, das von einer großen, angesehenen Corporation ausging, war die entschiedene und beharrliche Weigerung des akademischen Senats der Universität, einen Deputirten ihres Mittels in die erste Kammer der reactivirten Ständeversammlung zu entsenden. Aber auch mit diesem Widerstande wußte Herr v. Beust fertig zu werden. Nachdem die sanfteren Mittel persönlicher Ueberredung nicht verfangen, und ebenso wenig die herrische Bedräuung der renitenten Majorität, machte er kurzen Prozeß und erklärte in einer Verordnung an den Senat (er war damals Kultusminister, also mit der Pflege der Gewissen des Volks betraut!): „daß es nicht in den Absichten des Ministeriums liege, der Ueberzeugung des Individuums in Ansehung politischer Fragen einen Zwang anlegen zu wollen; es komme nur das corporative Verhältniß der Mitglieder des Senats in Betracht, dieses Verhältniß nöthige den akademischen Senat, in seiner Eigenschaft als Vertreter der Universität, seine Stellung zur Staatsregierung und insbesondere zum Ministerium des Kultus als seiner nächstvorgesetzten Behörde anzuerkennen und in Nachgehung der Anordnungen derselben die eigene im einzelnen Falle entgegengesetzte Meinung unterzuordnen." Zugleich verordnete er, daß eine neue Senatssitzung anberaumt, in dieser die Wahl eines Deputirten, sonst aber gar nichts vorgenommen werde, und daß, wenn auch diesmal wieder die renitenten Mitglieder bei ihrer Weigerung verharren würden, dies auf die Vornahme der Wahl seitens der übrigen keinen Einfluß haben, jenen jedoch sich der Abstimmung zu enthalten freistehen sollte.

Wie gnädig!

Gleichzeitig wurden die Würdenträger der Universität, die Decane, so weit

sie zur refractären Mehrheit gehörten, ihrer Aemter entsetzt und für nicht wieder wählbar erklärt, und endlich — denn „Nichts halb zu thun, ist edler Geister Art" — ward die Verfassung der Universität im Wege einfacher Ministerialverordnung umgestürzt, der zu selbständige Senat seines Wahlrechts entkleidet und dieses auf das Plenum sämmtlicher — ordentlicher und außerordentlicher — Professoren übertragen, wobei man noch den Vortheil hatte, diese Maßregel im Lichte einer „Demokratisirung" des Wahlrechts und einer Gleichstellung der außerordentlichen mit den ordentlichen Professoren darstellen zu können. Das Schnödeste von Allem aber war, daß der neuen Wahlkörperschaft der Universität — dieser höchsten Vertreterin der Intelligenz im Lande — untersagt ward, bei künftigen Wahlen irgendwie über die Wahl oder den zu Wählenden zu verhandeln. Stumm, mundtodt mußte und muß sie noch heut die Wahl vollziehen!

Sechzehn volle Jahre lang hat Herr v. Beust auf den Trümmern der von ihm vernichteten Verfassungsgesetze mit einer beinahe schrankenlosen Machtvollkommenheit geschaltet. Und man muß sagen: er hat diese Zeit wunderbar auszunutzen verstanden. So steril diese Periode von anderthalb Jahrzehnten an zeitgemäßen politischen Reformen, selbst den dringendsten, war und blieb (die wenigen Fortschritte in der Gesetzgebung, die mühsam zu Tage gefördert wurden, stammten entweder noch aus der Erbschaft des Märzministeriums, und das Ministerium Beust hatte nur das zweideutige Verdienst, sie größtentheils verstümmelt oder verunstaltet in die Welt zu setzen, wie die Justiz- und Verwaltungsreorganisation, oder waren durch den Vorgang anderer Staaten zur unabweisbaren Nothwendigkeit geworden, wie die neue Gewerbeordnung), so überaus fruchtbar war sie an sinnreichen Erfindungen nach der Schablone eines in alle Poren des Staats- und Volkslebens eindringenden Systems polizeilich-büreaukratischer Willkür. Es war mehr als eine bloße Toilettengrille des Herrn v. Beust, es war eine wirklich symbolische Handlung, als derselbe, der seit 1852 das Aeußere und Innere zugleich verwaltete, auf den Einfall kam, sich in letzterer Eigenschaft noch ganz besonders als „Polizeiminister" darzustellen, demzufolge neben seiner gewöhnlichen Staatsuniform sich eine spezielle Uniform als Chef der Polizei beilegte und in dieser sein Polizeipersonal feierlich Revüe passiren ließ. Denn die Polizirung des Staats, mit andern Worten die Dressur des Volkes, war von allen Aufgaben diejenige, die er mit der größten Vorliebe und mit der vollendetsten Virtuosität handhabte — etwa mit Ausnahme des, freilich viel harmloseren, Geschäfts der Abfassung diplomatischer Noten.

Der Maßregeln, die er zu diesem Zwecke theils selbst erließ, theils durch seine treibende und inspirirende Initiative veranlaßte, waren viele und mancherlei; alle aber griffen meisterhaft in einander wie Glieder einer unzerreißbaren und unentfliehbaren Kette, mit welcher Volk und Land fest zusammengeschnürt wurden.

Herr v. Beust gilt für den intellectuellen Urheber des berüchtigten „schwarzen Buchs," jener ingeniosen Erfindung, welche zuerst wieder in einer Zeit, da

alle deutschen Einheitsbestrebungen aufgegeben schienen, eine solche Einheit auf dem polizeilichen Gebiet herstellte, indem sie statt der von den Liberalen begehrten, offenbar viel unnöthigern allgemeinen Freizügigkeit eine allgemeine Vogelfreiheit eben dieser Liberalen und eine vollständige Solidarität der Regierungen in deren Verfolgung in's Werk zu richten suchte. Gewiß ist, daß jenes edle Machwerk von Dresden aus auf mindestens halbofficiellem Wege an die Verwaltungsstellen benachbarter Länder versandt ward; gewiß ist auch, daß von Dresden aus allgemeine deutsche Polizeiconferenzen zu dem gleichen Zwecke angeregt und versuchsweise veranstaltet wurden. Nicht Herrn v. Beust's Schuld war es, wenn nicht auf solchem Wege die Zeiten der Mainzer Centraluntersuchungscommission in verjüngter Gestalt wieder heraufgeführt wurden. Das Verdienst hat er jedenfalls, für die Bundesgesetze über Presse und Vereinswesen vom Jahre 1854 nicht blos eine der stärksten Anregungen, sondern auch die praktischen Modelle geliefert zu haben, denn die sächsischen Preß- und Vereinsgesetze von 1851 enthalten die vollständige Schablone zu den Bundesbeschlüssen von 1854. Insbesondere jener berüchtigte sogenannte „Haß- und Verachtungsparagraph," das Damoklesschwert, das noch heute fast allerwärts über der deutschen Presse hängt, ist von seiner Erfindung. Selbst die Reactionärsten der reactivirten ersten Kammer waren bestürzt über diese gesetzgeberische Kühnheit des Ministers, und einer derselben, Herr v. Welck, gestand öffentlich ein, daß, wenn dieser Paragraph unter dem Märzministerium existirt hätte, er selbst dem Gefängniß kaum entgangen sein würde.

So konnte Herr v. Beust mit lächelnder Miene, als die gedachten Bundesbeschlüsse zu Stande kamen, in Frankfurt versichern lassen, daß deren Durchführung in Sachsen gar keine Schwierigkeiten machen werde, da die eigene Landesgesetzgebung vorgearbeitet habe, und so konnte er mit derselben lächelnden Miene 1865 eben jene beiden Bundesgesetze für Sachsen außer Wirksamkeit setzen und die Welt über seinen Liberalismus staunen machen: blieb es doch in Sachsen vollständig beim Alten, denn die heimische Preß- und Vereinsgesetzgebung war strenger als selbst die des hohen Bundestages!

Aber Herr v. Beust war ein viel zu feiner Kopf, als daß er sich mit der bloßen Negative gegen die Presse hätte begnügen sollen. Er schätzt und er versteht die Kunst, auch positiv „öffentliche Meinung zu machen." Zunächst wußte er einzelne Stimmführer sogar der liberalen Presse durch seine persönliche Liebenswürdigkeit oder durch das scheinbar rückhaltlose Vertrauen, womit er ihnen in untergeordneten Dingen begegnete, nicht blos zu entwaffnen, sondern sogar für sich einzunehmen, so daß diese glaubten und Andere glauben zu machen suchten, Herr v. Beust sei besser als sein Ruf, er werde nur von seinen Collegen oder von einer Camarilla zum Schlimmen gedrängt. Sodann ging er weiter und organisirte selbstschöpferisch eine sogenannte „gute Presse." Mittelst eines ganz einfachen, noch dazu formell gesetzlichen Mittels, der Vergebung oder Vorenthaltung der amtlichen Anzeigen an gewisse Blätter, brachte er es dahin, daß von sämmtlichen Orts- und Kreisblättern im ganzen Lande kaum noch ein hal-

des Dutzend unabhängig, diese aber durch das eben erwähnte unfehlbare Mittel der Aushungerung auf den Aussterbeetat gesetzt sind und nur mühsam ein schwächliches Dasein, ohne Verbreitung und also ohne Einfluß, fristen. Dagegen erblühte dem Minister in der wohlorganisirten, von einem Centralpreßbüreau aus mit Artikeln versehenen Schaar dienstwilliger „Amtsblätter" (die officielle Statistik selbst hat eben jetzt deren Zahl auf siebzig angegeben!) eine gewaltige Hülfsarmee, welche die öffentliche Meinung im Lande bis in das kleinste Oertchen hinab in seinem Sinne beherrschte, während zwei große Journale, die Leipziger Zeitung und das Dresdner Journal, jene gleichfalls durch das Monopol amtlicher Anzeigen, dieses durch direkte Geldunterstützung aus der Staatskasse aufs Reichlichste ausgestattet, denselben Dienst im höheren Style leisteten. So ward der Geist des sächsischen Volkes in allen seinen Schichten Tag für Tag von einem über das ganze Land ausgespannten Netz officieller Blätter und Blättchen bearbeitet, während die wenigen Organe der Opposition unter fortwährender Angst vor Preßgesetz und Preßpolizei nur höchst vorsichtig ihre Meinung zu äußern wagen durften und den Kreis ihres Wirkens durch die mit allen Mitteln des Staats unterstützte ministerielle Presse täglich mehr beengt sahen.

Der sächsische Beamtenstand hat sich, wie schon aus dem beim Jahre 1850 Angeführten hervorgeht, niemals durch besonders starken Unabhängigkeitssinn ausgezeichnet. Das sächsische Staatsdienergesetz von 1835 (abweichend darin von dem kurhessischen), verpflichtet den Beamten zu einem fast bedingungslosen Gehorsam gegen seine Vorgesetzten, indem es diesen alle Verantwortung für die von ihnen anbefohlenen Handlungen zuweist. Mit Hülfe dieses Gesetzes, welches für etwaige Anwandlungen unabhängiger Ueberzeugung bei einem Beamten ein wirksam und rasch zum Ziele führendes Disciplinarverfahren in Bereitschaft hält, andererseits durch freigebige Vergeltung jeder in seinem Dienste erfolgreich verwendeten Thätigkeit, verstand es Herr v. Beust, sich einen Beamtenstand heranzuziehen, wie er ihn brauchte. Und so tief wußte er die Spuren seines Systems diesem Stande einzudrücken, daß selbst nach seiner Flucht aus Sachsen und seinem Rücktritt vom Amte noch immer sein Geist in den Amtsstuben und den Büreaus der sächsischen Büreaukratie umgeht und dieselbe in zitternder Furcht oder devoter Dienstbarkeit erhält, gleich als ob das Auge des Herrn und Meisters noch über ihnen wachte.

Selbst der Richterstand wußte sich keineswegs durchweg der Beeinflussung durch die Beust'sche Verwaltung zu entziehen. Es fehlt nicht an aktenkundigen Beispielen von Untersuchungen und Verfolgungen wegen politischer Vergehen, die auf einfache direkte Anweisung aus dem Ministerium des Innern widerspruchslos vorgenommen wurden. Die (trotz feierlicher Zusagen durch das Ministerium Beust) niemals vollzogene Trennung der Justiz von der Verwaltung in der unteren Instanz trug das Ihrige dazu bei, daß der Beamte, der halb Richter, halb Verwaltungsorgan war, sich auch als Richter von denselben Factoren abhängig fühlte, denen er in letzter Eigenschaft unbedingt zu gehorchen gewöhnt war.

Eine gewisse Unabhängigkeit außerhalb des festgegliederten Beamtenschematismus behaupteten früher wohl theils die Patrimonialgerichte, besonders die städtischen, theils die Gemeindeverwaltungen. Durch die (in anderer Hinsicht entschieden wohlthätige) Aufhebung der ersten wuchs der lediglich von der Regierung ressortirenden Büreaukratie wieder ein starkes Contingent zu. Was aber die Gemeindeverwaltungen betrifft, so wußte Herr v. Beust auch diese unter die unentfliehbare Macht seines Systems zu beugen. Indem er den Charakter derselben als „Obrigkeiten" und als „Organe" der Staatsregierung stärker betonte, suchte er nicht nur durch eine ausgedehntere und strengere Handhabung des Nichtbestätigungsrechts der Regierung sie von „regierungsfeindlichen," d. h. liberalen Elementen möglichst frei zu halten, durch gelegentliche Anwendung des Staatsdienergesetzes und seines Disciplinarverfahrens auch ihnen eine heilsame Furcht einzuflößen, sondern so weit ging er in seiner ängstlichen Sorge um die politische und sittliche Integrität des Gemeindewesens, daß er das Institut der Conduitenlisten, — diese furchtbare Waffe in den Händen eines allgebietenden Chefs der Verwaltung! — insgeheim auch auf Stadträthe und Stadtverordnetencollegien erstreckte, eine Maßregel, die, als sie bekannt ward, denn doch selbst im Schooße der reactivirten Ständeversammlung einen Schrei der Entrüstung hervorrief und dem Minister die abbittende Zusicherung, daß dies nicht mehr geschehen solle, abnöthigte.

Eine fernere äußerst ausgiebige Quelle der Erweiterung seines politischen Einflusses fand Herr v. Beust in der gerade in Sachsen außerordentlich ausgedehnten Staatsindustrie. Durch besondere Verhältnisse und durch den beharrlichen fiskalischen Eifer des vormärzlichen Finanzministers Herrn v. Zeschau ist das ganze Eisenbahnwesen in Sachsen, mit alleiniger Ausnahme (wenigstens was die größeren Linien betrifft) der Bahn von Leipzig nach Dresden, in die Verwaltung des Staats übergegangen. Die Vortheile des Systems für die Staatskasse sind unleugbar, aber ebenso unleugbar sind die politischen Nachtheile, welche die dadurch geschaffene Unmasse direkt und indirekt vom Staat, d. h. von dem jeweiligen Regierungssystem, abhängiger Existenzen in Bezug auf den öffentlichen Geist des Volkes gehabt hat. Eine andere von jeher ziemlich weit ausgebreitete Branche der Staatsindustrie ist der fiskalische Bergbau, an dessen Spitze schon seit langer Zeit, als Oberberghauptmann, ein Bruder des Ministers v. Beust steht. Außerdem war dieser selbst auch sehr coulant in Unterstützung der Privatindustrie durch Vorschüsse und sonstige Nachhülfe aus Staatsmitteln; so coulant, daß wegen der dadurch bisweilen dem Staate erwachsenden pecuniären Verluste oder doch Risicos sogar in den Kammern sich stark mißbilligende Stimmen erhoben. In einzelnen äußersten Fällen mochte eine solche Hülfe nöthig und nützlich sein; aber ihre zu leichte Darbietung verwöhnte die Industriellen, statt auf die eigene Kraft, auf den stützenden Arm des Staats sich zu verlassen, und jedenfalls diente sie nicht dazu, die politische Selbständigkeit zu fördern. Noch in der Krise von 1866 ward die handgreifliche Erfahrung gemacht, wie die von mehreren der bedeutendsten Fabrikorte erbetene und von der

Regierung bereitwillig gewährte Geldhülfe zur Gründung von Vorschußkassen, (das einzige Leipzig hielt sich von solcher Abhängigkeit frei und gründete mit eigenen Mitteln eine Vorschußkasse nicht blos für seine Angehörigen, sondern für's ganze Land) die Opposition gegen die Beust'sche Bundestags-Politik im Lande und in den Kammern lähmte und mundtodt machte!

Fügen wir hinzu, daß, wie im Politischen, so im Kirchlichen eine strenge Reglementirung der Geister und der Gewissen durch den Bann büreaukratisch-consistorialer Disciplin während der ganzen Zeit von 1850 bis auf die Gegenwart stattfand (Zeuge dessen z. B. das offene Zugeständniß eines sächsischen Geistlichen, daß auf den „Conferenzen," welche diöcesenweise von den Ephoren abgehalten werden, keiner der Anwesenden wage, eine von der oben herrschenden abweichende Ansicht zu bekennen oder gar zu verfechten); fügen wir hinzu, daß durch das noch unter Herrn v. Beust's Kultusministerium (das erst 1852 an Herrn v. Falkenstein überging) ergangene neue Volksschulgesetz der gesammte Lehrerstand in politischer und kirchlicher Hinsicht der allerstrengsten Ueberwachung unterworfen und zu völliger Unmündigkeit verurtheilt ward; daß durch eben dieses Gesetz dem Unterricht in den Volksschulen — einschließlich der Bürgerschulen — ein Geist kirchlicher Dressur und mechanisirender Abrichtung eingeimpft, und daß durch eine methodische Einengung des Gesichtskreises der Jugend von früh an, z. B. mittelst eines das spezifische Sachsenthum glorificirenden, den höheren deutsch-nationalen Gesichtspunkt beinahe völlig ignorirenden Geschichtsunterrichts, das ganze nachwachsende Geschlecht zur Unselbständigkeit und Einseitigkeit des Denkens und Empfindens gleichsam systematisch erzogen ward, so glauben wir genug und übergenug Factoren aufgezeigt zu haben, aus deren theils unwillkürlichem, theils planmäßigem Zusammenwirken sich der Zustand des öffentlichen Geistes, wie ihn das Jahr 1866 in Sachsen vorfand, ziemlich einleuchtend erklären läßt.

Der Schlußstein und die „Krönung" des ganzen Gebäudes waren und blieben freilich immer und immer die reactivirten Stände, diese selbstverständlich getreuesten Bundesgenossen des Mannes, der sie wieder in's Leben zurück galvanisirt hatte. Schon das eigene Interesse verknüpfte sie mit demselben auf das Engste, denn sie standen und fielen mit ihm und seinem Systeme. Losgelöst, wie sie sich selbst fühlten von dem ganzen vorgeschritteneren Theile des Volks, waren sie ohnmächtig gegenüber der Regierung und führten ein gespensterhaftes Dasein, umgehend wie abgeschiedene Geister, die das Licht scheuen und vor dem Hauch des Morgens zitternd in ihre kalten Grüfte zurückschauern. Selbst die kleine „liberale Fraction" in der zweiten Kammer ward von diesem lichtscheuen, gespenstischen Wesen angesteckt. Statt eine Führerin des Volkes und an der Spitze jeder zeitgemäßen Bewegung zu sein, hielt sie sich entweder von solchen Bewegungen vornehm fern, oder schloß sich wohl gar (wie bei der neuesten, deutsch-nationalen) mit ihrem engen kleinstaatlichen Gesichtskreise geradezu dagegen ab. Es war unerhört, aber leider wahr, daß, als es galt, eine nationale Partei zu organisiren, von der ganzen liberalen Opposition in der Kammer

kaum ein paar Mitglieder, und auch diese nur widerstrebend, sich mit an die Spitze stellten, eine eigentlich führende und tonangebende Thätigkeit für diese Sache aber kein einziges entfaltete!

Damit ist zugleich der Fingerzeig gegeben, wo der Hebel für eine Verbesserung dieser Zustände in Sachsen zuerst angesetzt werden muß. Der verrottete Stände- und Bezirkszwang muß fallen, damit das Volk bei den Wahlen sich als ein Ganzes fühlen und bethätigen, damit es seine Führer und Vertrauensmänner frei aus dem ganzen Lande sich erküren könne, und damit diese ihrerseits in einem organischen Verhältniß der Wechselwirkung zum ganzen Lande, nicht blos zu einem einzelnen Bezirke stehen. Von diesem Punkte aus wird die Wiederbelebung, Kräftigung und Erweiterung des allgemeinen Volksgeistes ausgehen müssen, wie von ebenda die Unterdrückung und Verkümmerung desselben ausgegangen ist. Einer freigewählten Volksvertretung gegenüber wird sich weder jener verschrobene Particularismus, der mit dem heiligen Namen des Patriotismus einen so schnöden Mißbrauch treibt, noch jener Geist der Unfreiheit und Servilität behaupten können, der leider in Sachsen fast das ganze Beamtenthum durchdrungen und sogar in die Kreise des äußerlich unabhängigen Bürgerthums seinen Weg gefunden hat.

Inzwischen müssen die Einzelnen, müssen die Parteien auch durch ideale, moralische Mittel daran arbeiten, daß es besser werde. Sie müssen festen Mannesmuth und Consequenz lernen, und müssen verlernen das Schwanken und Schaukeln, das Schielen nach rechts und links, die Angst vor ungnädigen Blicken von oben wie vor Unpopularität nach unten. Sie müssen einen Krieg auf Tod und Leben erklären jener politischen Gleichgültigkeit und Trägheit, welche jede active Betheiligung am Gemeinwesen von sich weist und deren einzige Devise ist: „wenn nur das Geschäft gut geht!" — jener Vornehmheit, die sich zu gut dünkt, auf die Arena der Tagespolitik herabzusteigen; jener Feigheit, die zwar unter vier Augen sehr freisinnig thut, aber nicht öffentlich für ihre Ueberzeugung einzutreten und zu handeln wagt. Sie müssen in das allzu weiche, schmieg- und biegsame sächsische Naturell etwas mehr Stahl zu bringen, die übertriebene sächsische Höflichkeit, der man leider nicht mit Unrecht vorwirft, daß hinter ihr bisweilen eine große Unredlichkeit und Heuchelei laure, mit etwas mehr Gradheit, meinetwegen auch Derbheit, zu versetzen suchen.

Das Beste wird hoffentlich der Zwang und Drang der Verhältnisse thun, die organische Einfügung Sachsens in ein großstaatliches Gemeinwesen voll hoher Ziele und starker Kräfte, vor dessen gewaltigem Zuge jene Charakterlosigkeit und Verschwommenheit nicht bestehen kann, deren fruchtbare Brutstätte zu allen Zeiten die Kleinstaaterei mit ihren beengten und verzwergten Zuständen gewesen ist.

Ist erst dieser Regenerationsproceß vollbracht, dann wird Sachsen, dieses so schöne, von der Natur so reich ausgestattete, von einer so emsigen, so gewerbfleißigen, so vielbegabten Bevölkerung befruchtete Land eine der glänzendsten Perlen in der Krone unseres großen deutschen Vaterlandes sein. Das walte Gott!

Politische Correspondenz.

Berlin, den 3. August.

Die Wahlen zum ersten Reichstag, der auf Grund der zum Gesetz erhobenen norddeutschen Bundesverfassung zusammentritt, stehen vor der Thür und mit Programmen und Wahlaufrufen, in Comités und Versammlungen rüsten sich die Parteien für den Tag der Entscheidung. Eine Zeitschrift, wie die unsrige, ist wenig befähigt, in diese Agitation praktisch mit einzugreifen, wohl aber vermag sie die Bewegung zu beobachten, von der Stellung der Parteien, ihren richtigen oder falschen Schritten ein Bild zu entwerfen und so zu der Selbstbesinnung beizutragen, welche uns Liberalen in dieser ereignißvollen Zeit nöthiger thut als je.

Nöthiger als je, denn wir sind die Besiegten, nicht die Sieger, wir haben uns aus Niederlagen aufzuraffen, nicht Triumphe zu verfolgen. Jener Umschwung, welcher im Abgeordnetenhaus und im Reichstag fast die Hälfte der Vertretung in die Hände der Conservativen legte, er ist nicht die Folge eines Schicksals, sondern die Folge unserer Sünden und der Leistungen unserer Gegner. Die Verstärkung der Armee die uns den Heeren Oesterreichs und des Bundes überlegen machte, die diplomatische Kunst die Schleswig-Holstein für Preußen eroberte, die kühne Politik die den Kampf um die deutsche Hegemonie entschied, sie ward von dem Gros der Liberalen auf das Aeußerste bestritten, und erst als Graf Bismarck auf dem Gipfel seiner Erfolge stand und um seiner großen Aufgabe willen mit dem Beispiel der Mäßigung voranging, lenkte auch ein Theil der Opposition um und rettete einen Rest der Mitwirkung an dem nationalen Werk, das wir früher als die ausschließliche Domäne liberaler Kraft und Staatskunst zu betrachten gewohnt waren.

Wahrlich eine Situation, wohlgeeignet, uns zum ernsten Nachdenken, insbesondere zum Nachdenken über unsere Fehler zu führen. Unter diesen Fehlern stand aber obenan, daß wir die Kraft des historisch gewordenen Staatsorganismus zu gering und die Kraft der neugewonnenen parlamentarischen Formen zu hoch schätzten; daß wir die Institutionen und Traditionen dieses Staats, z. B. die militärischen, vielfach oberflächlich beurtheilten, und wo es sich um ihre gesunde Fortentwickelung handelte, mit unversuchten Theorien uns dem entgegenstemmten; daß wir überhaupt unsere nationalen wie unsere preußischen Staatsideen, den deutschen Bundesstaat sowohl als auch den preußischen Musterstaat, mehr nach idealistischen Schablonen, als nach den Anleitungen der Geschichte construirten; daß wir endlich unsere Aufgaben nicht, wie man doch sonst im praktischen Leben thut, nach der jedesmal gebotenen Gelegenheit, nach der Möglichkeit des praktischen Erfolges beschränkten, sondern stets mit dem ganzen Register unserer Forderungen, mit dem vollen System liberaler Reformen vorrückten. Die Mißerfolge, die wir mit dieser Methode seit nunmehr fast einem Jahrzehnt geerntet haben, lehren uns mit eindringender Schärfe: Befruchtet

die allgemeinen liberalen Ideen durch tiefere Versenkung in die besonderen Verhältnisse; erstrebt nicht zu viel, damit ihr etwas erreicht, erringt dem Bürgerthum erst einen Antheil an der Herrschaft, ehe ihr an die Alleinherrschaft denkt; entwerft keinen Katechismus von Reformen, sondern lieber einen Katechismus von Mitteln, wie man einzelne Reformen dem Regierungsfactor abzwingen kann; haltet möglichst wenig von idealen Programmen, Systemen, Grundsätzen und möglichst viel von dem scharfen Blick, der das Terrain des politischen Kampfes übersieht und seine Vortheile wahrnimmt; gewöhnt auch euren Wählern jenen leeren Idealismus ab und weckt ihren Sinn für diese nüchternere aber resultreichere Art der politischen Arbeit; überbietet euch nicht mehr in Versprechungen, deren Erfüllung ihr nicht in der Hand habt; weckt in den Massen den Verstand und verwirrt nicht noch mehr ihren Unverstand; werdet die Führer eurer Wahlkörper und nicht ihre Schmeichler, richtet ihren Blick auf die Hauptziele, die wir von dem Punkt der Entwickelung aus, auf dem wir gerade stehen, in's Auge fassen müssen, aber verderbt nicht ihre an sich unklaren Instincte, indem ihr das Begehren gleichmäßig nach der ganzen Summe der Güter erweckt, die zur Vollendung unserer Einheit und Freiheit gehören.

Man darf im Ganzen wohl sagen, daß die Liberalen aus den Erfahrungen der jüngsten Zeit gelernt haben. Wie früher von Jahr zu Jahr ein Herabgleiten in das bodenlose Nichts der Negation, der immer blühenderen Phrase, der immer weniger vor sich bringenden Entschiedenheit zu beobachten war, so ist jetzt ein Erwachen des Sinnes für positive Politik, für Concentrirung auf erreichbare Ziele, für Compromisse auch mit der, einer anderen Partei angehörigen Regierung zu bemerken. Nur ein Theil der alten Opposition ist durch die alte Routine zu ausgehöhlt, um dieser Entwickelung folgen zu können. Unbelehrt und unbelehrbar steht der orthodoxe Fortschrittsmann in allem „Wechsel der äußeren Dinge." Er redet, so lange ihn Jemand hören will, seine Reden fort von dem wahren Bundesstaat und der eigentlich noch zu Recht bestehenden Reichsverfassung von 1849, von dem erdrückenden Militäretat und der immer noch nicht verkürzten Dienstzeit. Er klagt die zu einem verständigeren Standpunkt übergegangenen Abgeordneten an, daß sie den Wählern, ihren Herren, nicht das Mandat zurückgaben, als sie ihre „Grundsätze" brachen. Von den nationalen Fortschritten, die in allen fünf Welttheilen als die größten gelten, welche in Deutschland seit den Freiheitskriegen gemacht sind, spricht er mit Entrüstung und Verachtung. Die Reichsverfassung ist eine freiheitsmörderische Institution und das Zollparlament eine „magere Form," ein Werkzeug, um dem armen, arbeitsamen Volke neue Steuern abzupressen.

Was wir von der Partei sagen, gilt nicht von jedem Einzelnen; wir thäten z. B. Unrecht von dem Verfasser des Promemorias an das Pariser Comité des Friedenscongresses anders als mit Hochachtung zu reden. Aber so weit die ziemlich gemischte Gesellschaft der alten Fortschrittspartei in öffentlichen Acten auftrat, hat sie das Aeußerste geleistet, was seit dem tollen Jahre 1848 an Verkennung der Wirklichkeit und leider auch an Demagogie geleistet worden ist. Es ist

in der Geschichte lebendiger Parteien — außer in der der Emigranten, die lebendigtodt sind — wohl noch nicht vorgekommen, daß eine Fraction für ihre **heutige** Wirksamkeit als Grundlage ein Programm aus einer längst vergangenen Epoche entlehnt, und daß sie sich für die Wahlen durch den Hinweis auf einen Antrag empfiehlt, in welchem die Ablehnung der Verfassung, auf Grund deren gewählt wird, als der Freiheit gefährlich und jeder Entwickelung unfähig angerathen wird. Im Juni 1867 dasselbe und auf dieselbe Weise wollen, was man im Juni 1861 gewollt hat, und dies nachdem inzwischen ganz Deutschland und Preußen mit ihm aus den alten Fugen gerathen ist, das ist allerdings die köstlichste Selbstironie der Politik der „Grundsätze!" Und für eine Versammlung sich vorzuschlagen, deren Befugnisse man für unzulänglich hält, um Einheit und Freiheit irgend zu fördern, das ist das Härteste, was dem Verstand der guten Wähler je zugemuthet ist. Indessen die Beschützer des Volks wollten eben nicht, wie Jacobi, von der Bühne verschwinden, und so ward ein Wahlaufruf verfertigt, in welchem sie nachwiesen, daß zwar die Reichsverfassung dem Volke sein Recht genommen, und zwar nicht blos soviel als es besessen, sondern merkwürdiger Weise sogar „mehr als es besessen;" daß es aber gleichwohl „noch Vieles zu verlieren habe," was die Fortschrittsmänner den „lahmen Freunden" nicht preisgeben dürften, sondern wenn auch in schwerem und ungleichem Kampf, wenn auch ohne Hoffnung vertheidigen müßten. So hatten denn die „starken Charaktere, die im Sturm nicht wanken, die der Versuchung der Macht unzugänglich sind und ihre Grundsätze nicht preisgeben," sich mit kühner Verachtung der Logik auf den Boden der Reichsverfassung geschwungen, um ihr Spiel hier weiter zu treiben. Dieses Spiel aber besteht darin, vor dem Volke das Große und Gute, was ihm wenn auch durch nichtliberale Hände geworden, möglichst zu verkleinern, an das wirklich Erreichte die unsinnigsten Maßstäbe von dem noch viel Größeren und Besseren, was man hätte erreichen sollen, zu legen, im tollsten Durcheinander die Regierung für den Verlust von Luxemburg, für die noch nicht erreichte Vereinigung mit Süddeutschland und zugleich für die Schwere der Kriegsbereitschaft verantwortlich zu machen, und endlich das „gebildete und arbeitsame" Volk mit der Angst vor neuen Steuern aufzuhetzen, und mit diesem sein Ziel nicht leicht verfehlenden Mittel sich ihm als „sparsame Verwalter" zu empfehlen. Fürwahr es ist schwer, diesen Wahlmanövern ohne humoristische Regungen, aber es ist auch schwer, ihnen ohne Indignation zu folgen. Das Unglück hat diese Partei, statt sie zu besserer Ueberlegung zu führen, demoralisirt. Es giebt bedeutende, über das Maß des Gewöhnlichen augenscheinlich hervorragende Leistungen, die ein einigermaßen ernster und wahrheitsliebender Mensch auch an dem politischen Gegner anerkennen muß. Urtheile, wie sie der Aufruf des Wahlvorstandes der Fortschrittspartei über die Erfolge und die Lage der nationalen Politik des Grafen Bismarck ausspricht, verfallen nicht mehr blos der politischen, sondern auch der sittlichen Verurtheilung. So sprechen nur Leute, die das „gebildete" Volk nicht belehren, sondern bethören wollen.

Die Fortschrittspartei beherrscht noch eine Anzahl Wahlsitze, zumeist in den großen Städten, wo das politische Interesse sich über sehr viel weitere Kreise verbreitet als der politische Verstand, und die Lust am Regiren und die Kannegießerei epidemisch sind. An sich aber ist sie eine Antiquität, denn der Radicalismus gedeiht nur, wenn der Regierungsfactor nichts oder nur Schlechtes thut; wo von der geordneten Staatsgewalt große und im Allgemeinen segensreiche Umwälzungen ausgehen, verscheucht der frische Luftzug dieser Ereignisse das radicale Miasma, und selbst starke Fehler und Mißgriffe führen es nicht zurück, so lange im Volke die Empfindung bleibt, daß im Großen und Ganzen Staat und Nation sich nach vorwärts bewegen. Die Fortschrittsleute interessiren uns nur wegen des Einflusses, den sie immer noch auf das Verhalten einer sehr viel zukunftsreicheren Partei, der Nationalliberalen, üben. Es war der Ueberdruß an der leeren Negation, der die Nationalliberalen im vorigen Sommer bewog, aus den alten Parteiverhältnissen auszuscheiden und eine neue Position zu nehmen. Durch die liberalen Abgeordneten der neuen Provinzen nicht nur numerisch verstärkt, sondern in ihrer Haltung gekräftigt, erwarben sie sich im Reichstag das Verdienst, die Bundesverfassung im liberalen Sinne zu amendiren, ohne durch das Beharren auf unausführbaren Idealen ihr Zustandekommen zu gefährden. Sie benutzten ihre günstige Lage als meist stimmenentscheidendes Centrum, um eine allgewaltige Regierung zu Compromissen im Namen der liberalen Idee zu nöthigen; aber sie spannten den Bogen nie so straff, daß dieser Regierung der Gedanke kommen konnte, den Opfern der Ausgleichung die Gefahr einer Octroyirung vorzuziehen. Seit 1861 zum ersten Mal hatten wir wieder eine Volksvertretung, die sich auf die Grundbedingung des constitutionellen Lebens, auf den Vergleich zwischen den Staatsgewalten, verstand. Aber die wichtigsten Compromisse der Partei fielen nach rechts, nicht nach links; in der entscheidenden Abstimmung stand sie mit den Centrumsfractionen und der Rechten zusammen. Wie kommt es nun, daß der altpreußische Bestandtheil der Partei während der Wahlbewegung den Gegensatz gegen die Linke zu verwischen sucht, zu verwischen sucht trotz des gräulichen Schimpfens und Verleumdens der demokratischen Blätter und Wahlproclamationen? Die Furcht vor der Macht, welche die Fortschrittsleute über die Piepenbrinks und Heimann Levys in den großen Städten üben, bestimmt die Bewegung der ganzen Partei. In dem vergeblichen Bemühen, einige haltlos gewordene Wahlsitze zu retten, wird die gewonnene Selbständigkeit gefährdet. Man sieht, daß die Eierschalen der Fortschrittspartei, aus denen die junge Fraktion auskroch, manchen Mitgliedern noch ankleben. Sie schielen zu den verlassenen Genossen hinüber, welche die Bezirksvereine beherrschen, während den Nationalliberalen in den neuen Provinzen dieses Schielen längst außer Gewohnheit gekommen ist, seitdem ihre heimische Demokratie dem großdeutschen Lager angehört und mit Ultramontanen und Particularisten conspirirt. War es Recht, daß man in hiesigen Organen der Presse — nur die Nationalzeitung bewahrte stets eine würdevolle Haltung — vor dieser schmähsüchtigen Demokratie sein Verhalten im Reichstag kleinlaut entschuldigte,

daß man die Schwächen der Reichsverfassung den Nationalliberalen aus den Kleinstaaten zuschob, die nun einmal die Einheit über Alles gestellt hätten und sogar zur Annahme en bloc bereit gewesen wären? War es motivirt, sich mit der Demokratie „im Dienste der Freiheit eins zu fühlen“ und „Jedermann von sich zu weisen,“ der es vorzieht, lieber einen Conservativen zu wählen, ja auch nur seiner Stimme sich zu enthalten, ehe er sie einem Gegner der Bundesverfassung zuwendet? Giebt es nicht auch unter den Conservativen eine Rechte und ein Centrum, giebt es nicht unter der Linken so entsetzliche Phraseurs, daß sie — außer in gewissen Bezirksvereinen — Niemand wählen mag? Kann man einem vernünftigen, einem gebildeten Liberalen so ohne weiteres zumuthen, daß er Personen, wie Herrn Bürgers, den Redacteur der Rheinischen Zeitung, Dr. Becker oder Franz Duncker, einem Manne wie Bethusy-Huc vorziehen soll? Bewiesen die Männer, welche in diesem Frühjahr an der Begründung einer großen und festen Organisation Norddeutschlands mitarbeiteten, nicht viel mehr politischen Sinn, als die, welche uns in das Chaos und in Folge davon in die Militärdictatur hineinstoßen wollten? Welch schwer erträgliche Tyrannei ist es also, hier eine allgemeine Regel zu geben, statt die Entscheidung dem einzelnen Wahlkörper, dem Werthe und dem Eindruck der bestimmten Candidaten zu überlassen! Man redet von der Gefahr einer conservativen Majorität, aber was hat den Liberalismus in diese Gefahr gebracht, wenn nicht die Thorheiten eben der Partei, mit der man jetzt wieder zusammen gehen will? Meint man ein Uebel durch die Zurückführung der Zustände zu heilen, aus denen es hervorgegangen ist?

Wir reden nicht gegen die einzelnen Coalitionen zwischen den Nationalliberalen und dem Fortschritt, sie werden sich in den Wahlkörpern von selber machen; aber wir verwerfen die Regel. Denn diese Regel drückt eine nähere Verwandtschaft zur äußersten Linken, als zu den Schattirungen des Centrums rechts von den Nationalliberalen aus und diese Verwandtschaft wäre von Uebel. Worauf es für die Zukunft unseres parlamentarischen Lebens ankommt, das ist die Bildung einer starken Mittelpartei, und man möge es doch ja nicht verschmähen, diese Mittelpartei bis an die Grenze der eigentlichen Kreuzzeitungspartei zu rechnen. Es ist ein viel verspottetes Wort, daß jede ernste politische Partei ihre Handlungsweise so einrichten soll, daß sie regierungsfähig ist, aber die Albernheit und die Verdächtigung radicaler Nihilisten schmälert nicht die Wahrheit des Wortes. Zu solcher Regierungsfähigkeit gehört allerdings, daß die Partei einen Boden im Lande hat, denn wer ihn verloren, existirt als Factor im parlamentarischen Leben nicht mehr und bietet keine Stütze und Unterlage, auf welche eine Regierung basirt werden kann. Aber die Breite der Popularität thut es nicht allein. Eine Partei, die sich für eine Unendlichkeit von Reformen engagirt, deren Durchführung sie doch, zur Regierung berufen, unter den gegebenen Bedingungen nur in sehr begrenztem Maße würde garantiren können, eine Partei, die die Fäden zu dem gemäßigten, die Verfassungsrechte und ihre Entwickelung achtenden Torythum abschneidet und einseitig die Verbin-

dung mit dem Theil der Linken pflegt, der auch die liberalste Regierung niemals stützen, sondern sie in Verlegenheit setzen und schließlich den Junkern überliefern wird, eine solche Partei schwächt um augenblicklicher und eingebildeter Vortheile willen ihre Zukunft. Möchte das Bürgerthum den Theil der Aristokratie nicht gering achten, der von den Doctrinen der Kreuzzeitung sich losgesagt hat, denn nur mit ihm, aber nicht gegen ihn wird es ihm gelingen, in Preußen und im norddeutschen Reich zur Regierung zu gelangen! Im Bündniß mit den Radicalen aber wird es verurtheilt sein, eine Opposition zu bleiben, der im günstigsten Falle die Genugthuung zu Theil wird, das Unumgänglichste an ihren nationalen und liberalen Ideen durch ein strict conservatives Ministerium ausgeführt zu sehen.

Wir verweilen noch einen Augenblick bei den Wahlaufrufen der Nationalliberalen. Das Programm, das sie im Juni veröffentlichten, war ein schlagender Beleg von dem inneren Widerspruch der Partei, ihren praktischen Tendenzen und ihrer unpraktischen Herkunft. Es war belebt von den Impulsen der Gegenwart; die Vollendung des deutschen Einigungswerks durch den Beitritt Süddeutschlands — bei dem seit der Schöpfung des Zollparlaments die Energie der Nationalvertretung mit der diplomatischen Kunst zusammenwirken kann und muß — war als die höchste Aufgabe hingestellt; daran angeschlossen das Streben, die Bundescompetenz zu befestigen und über alle gemeinsamen Angelegenheiten auszudehnen. Es war die scharfe Folgerung hinzugefügt, daß die parlamentarischen Functionen des Staats möglichst vollständig in den Reichstag verlegt, und auch der preußische Landtag nach und nach in die daraus folgende untergeordnete Stellung zurücktreten müsse. Im Hinblick auf die neuen Provinzen war der Kreis von Reformen angedeutet, zu welchen die vollzogenen Annexionen den dringenden Anlaß geben, und zugleich der richtige, für unsere Büreaukratie so nothwendige Gesichtspunkt hingestellt, daß in Justiz und Verwaltung sie nicht immer nur von uns, sondern wir auch von ihnen zu lernen haben. Aber diese Gedanken fanden sich zerstreut in einem Programm, dem jener alte Entwurf der Fortschrittspartei vom 9. Juni 1861 zu Grunde lag, und in welchem bis auf die Regulative, die Competenzconflictgesetze und den schweren Militäretat der ganze liberale Wunschzettel reproducirt war, in der sichtbaren Absicht nachzuweisen, daß man nicht weniger liberal sei als die Fortschrittspartei. Bedurfte es eines solchen Nachweises, bedarf es überhaupt des Programmes, damit die Wähler wissen, in welcher Richtung Männer wie Forkenbeck oder Twesten, Bennigsen, Braun oder Oetker steuern wollen? Ja erfährt man aus solchen Aufzählungen diese Richtung? Liegt der Unterschied zwischen den liberalen Fractionen, wenn auch theilweise in den Zwecken, nicht noch viel mehr in der Wahl der Mittel, in der Auffassung der Situation, in der Voranstellung dessen, was gerade dieses bestimmte Jahr mit seinen bestimmten Ereignissen und Aufgaben uns am nächsten gestellt hat? Einheit und Freiheit müssen parallel gehen, sagt das Programm; der deutsche Staat und die deutsche Freiheit müssen gleichzeitig und mit denselben Mitteln errungen werden.

Aber wenn es nun doch geschehen sollte, daß die nationale Einheit auch ohne und vor der „vollen" Befriedigung der liberalen Ansprüche des Volks erreicht, daß die Entwickelung unserer deutschen Freiheit mehr das nachträgliche Werk der geeinten nationalen Kraft als die Begleiterin und Vermittlerin der Einheit wird? Wir haben uns ja gerade in diesem Punkt schon vielfach getäuscht. Norddeutschland ist ja auch nicht, wie wir hofften, durch die liberalen Strömungen sondern zum Theil gegen sie geeint, wenn auch diese Einheit, um dauernd gesichert zu werden, jetzt durch eine gute Verwaltung und durch freisinnige, den Beifall der Bevölkerungen findende Organisationen gestärkt werden muß. Den deutschen Staat und die deutsche Freiheit gleichzeitig zu erringen, wäre ein so glänzendes Glück, daß wir es von dem Schicksal, das den Völkern ihre höchsten Güter selten auf einmal und selten ohne mühevolle Kämpfe gewährt, wohl kaum erwarten dürfen. Wo war, als man dies schrieb, die Erinnerung, daß wir eben jetzt mitten in unserer nationalen Arbeit eine sehr conservative Regierung haben, und daß wir in dem Interesse, den Bau des deutschen Staats zu fördern, mit ihr pactiren mußten, obwohl wir noch sehr wenig Beweise von ihrer Zugänglichkeit für freie Organisationen haben? So müssen wir uns denn wohl mit dem bescheideneren aber trefflichen Gedanken begnügen, daß jeder Schritt zur Einheit auch ein Fortschritt auf dem Gebiete der Freiheit — wenn nicht ist, so doch „den Antrieb hierzu in sich trägt." Es ist schwerer neue Unterthanen als altloyale zu beherrschen; es geht nicht immer an, einfachere Verwaltungsformen, bessere Justizeinrichtungen neuer Länder durch die unvollkommeneren der alten zu verdrängen; es ist unmöglich Verstimmungen in jenen hinzugekommenen Provinzen oder in den indirect regierten kleinen Bundesstaaten bis zu einem hohen Grad sich ansammeln zu lassen. Hierin und in dem Stoß, der der Gesetzgebung durch die Nothwendigkeit, so viel mannigfaltiger gewordene Verhältnisse auszugleichen, auf vielen Gebieten ertheilt wird, liegen allerdings die Antriebe, die aus dem Einheitsprozeß unmittelbar für die Freiheit hervorgehen. Aber diese Antriebe erstrecken sich nicht auf den ganzen Umkreis möglicher Reformen. Und hier liegt nun eben der Unterschied zwischen einem theoretischen Programm und dem praktischen Feldzugsplan einer Partei. Sie befindet sich einem Ministerium gegenüber, das sie nicht stürzen, oder dessen andere Zusammensetzung sie nicht erzwingen kann. Folglich muß sie, bei selbstverständlicher Opposition gegen alle ihrer Ueberzeugung nach schlechte oder gesetzwidrige Maßregeln, die Punkte aufsuchen, wo das Einheitsinteresse der Regierung ihren eigenen unitarischen Tendenzen entgegenkommt, ferner die Punkte, wo die Regierung zur Deckung der Bedürfnisse des Bundes den guten Willen der Nationalvertretung braucht, endlich die, wo wiederum im Interesse der Verschmelzung und der Einheit die Regierung mit neuen Gesetzvorlagen vorgehen und deren Umgestaltung im liberaleren Sinne, als sie an sich vielleicht beabsichtigte, sich gefallen lassen muß. So wird im Zollparlament das Project der neuen Tabackssteuer den Anstoß geben können und müssen zu einer Vereinfachung des Zolltarifs überhaupt. So wird im Reichstag die

Differenz der Ausgaben und Einnahmen, und die Unmöglichkeit, sie dauernd durch Matricularbeiträge zu decken, auf die Anwendung directer Reichssteuern, und damit diese zu ertragen sind, auf eine Revision und Ausgleichung der particularen Steuergesetzgebungen überhaupt führen. So wird die Bedürftigkeit des Bundespräsidiums sowohl wie das Interesse, das es behufs Befestigung der Bundesinstitutionen an einer fruchtbaren Thätigkeit des Reichstags haben muß, es willig machen, die Gesetzgebung über das Gewerbe- und Handelswesen, über das Indigenat, über die als gemeinsam anerkannten Rechtsgebiete, in Fluß zu bringen. So werden Bundespräsidium und Reichstag sich gegenseitig fördern können in dem Ergreifen jedes Mittels, in dem Aufspüren jedes Weges, wodurch der Particularismus beschränkt und gebrochen werden kann. Jene Einzelverträge, die mit Bremen, Waldeck u. s. w. geschlossen sind, wie lange wird es dauern, so werden sie das allgemeine Verhältniß ausdrücken, in welchem die Einzelstaaten zu dem streng einheitlichen deutschen Heerwesen und zu allen, von einem Centralpunkt aus einfacher und billiger zu leitenden Zweigen der Civilverwaltung stehen werden. Aber die Einheit, die wir erstreben, ist kein französischer Centralismus, wir wollen der Gemeinde, dem Kreis ihre Selbstverwaltung, der Provinz ihr eigenthümliches Leben lassen. Es wird eine wichtige Aufgabe des Abgeordnetenhauses sein, überall, wo es zur Verschmelzung der neuen Provinzen mit dem preußischen Staat mitzuwirken hat, diesen großen Gesichtspunkt nicht zu vergessen. Die „liebgewordenen Eigenthümlichkeiten," wenn sie auch hier und da, z. B. in Schleswig-Holstein, zum Spott geworden sind, bedeuten doch an anderen Punkten noch etwas mehr, als Freiheit vom Militärdienst, geringe Steuern, Schlendrian und Cliquenwesen eines überreich bezahlten Beamtenthums. Einzelne dieser Länder bieten Gemeindeverfassungen, Formen der Verwaltung und des Rechtslebens, Vorbilder für eine Provinzial-Vertretung und Verwaltung von einer Zweckmäßigkeit und Tüchtigkeit, wie wir sie nicht haben. Hier gilt es der mechanischen Vereinerleiung entgegen zu arbeiten, oder doch Institutionen, wie z. B. unser Landrathsamt, nur anzunehmen, wenn dasselbe mit einer liberaleren, der modernen socialen Entwickelung entsprechenderen Kreisvertretung verknüpft wird, als die unsrige bis heute ist.

Der Wahlaufruf der Nationalliberalen vom 20. Juli hat nun allerdings statt des grenzenlosen Reformprogramms praktische Gesichtspunkte aufgestellt, aber leider auch der specifisch Berliner Stimmung in Anbetracht der Fortschrittspartei den stärksten Ausdruck gegeben. Das Beste an all' diesen Programmen und Wahlbekenntnissen ist, daß man sich eigentlich nicht mehr viel um sie kümmert, so wie das beste an den Centralcomités, daß sie nur noch wenig zu sagen haben. Die Beherrschung des Landes durch die Agitation von der Hauptstadt aus ist Gott sei Dank für immer vorbei. Gott sei Dank — denn mit einer Organisation, bei der die Liberalen des Landes unter dem Uebergewicht der Berliner Liberalen, und diese wieder unter dem Druck der Localversammlungen und ihrer tollen Schwätzer stehen, verträgt sich überhaupt keine Freiheit und kein Bestand einer irgend beachtenswerthen Partei. Es ist ein

erfreuliches Zeichen für den gesunden Zug unseres deutschen Wesens, daß die Vergrößerung Preußens nicht der Centralisation, sondern der Decentralisation zu Gute kommt — zunächst in der Wahlbewegung und hoffentlich auch auf anderen Gebieten des politischen Lebens. Die Kurhessen, die Hannoveraner, die Nassauer kümmern sich um unsere Agitation hier sehr wenig; sie haben ihre bewährten Führer, die sie wählen, und diese haben unter sich eine Verbindung, die sie zu einer gemeinsamen und wohlberechneten Action befähigt. Selbst die mancherlei Mißgriffe der Verwaltung gewähren unserer Demokratie wenig Aussicht, ihre Reihen von dort aus durch großdeutsche Radicale verstärkt zu sehen. Die Festigkeit in dem Bestand und in der Physiognomie der nationalliberalen Partei geht wesentlich von den neuen Provinzen aus; um so weniger hätte man nöthig gehabt, hier bei uns um einiger Wahlsitze halber eine so ängstliche und meist so schnöde zurückgewiesene Fühlung mit dem Fortschritt zu suchen. —

Die „Dictatur,“ welche das Abgeordnetenhaus im vorigen September der Regierung für die neuen Provinzen übertrug, hat zum Theil üble Früchte getragen. Man ist heute versucht zu wünschen, es möchte das Haus damals bei der ursprünglichen Regierungsvorlage stehen geblieben sein, sofern dieselbe die dictatorische Gewalt ausschließlich in die Hände des Grafen Bismarck legte und einem zusammenhangslosen Arbeiten der einzelnen Ressorts vorbeugte, oder es möchte nach dem Löwe'schen Antrag Einzelnes wie die Rechtspflege vor der Verordnungsgewalt sicher gestellt haben. Es ist bedauerlich, daß während dieser verfassungslosen Zeit in Provinzen wie Nassau, Kurhessen, Hannover nicht mehr von den Kräften der Länder selbst Gebrauch gemacht, die Mitthätigkeit preußisch gesinnter Stände, der Beirath von Vertrauensmännern nicht häufiger und rascher herbeigezogen wurde. Man that zu wenig und zu viel; man griff in Verhältnisse ein, die unberührt bleiben konnten, und ließ andere unberührt, wo durchgreifendere Reformen willkommen gewesen wären. Daß die Mißstimmung nicht blos aus der unumgänglichen Auflage ungewohnter Lasten, sondern auch aus der Methode der Verwaltung stammte, sieht man daraus, daß gerade die schwerste neue Last, die allgemeine Wehrpflicht, fast nirgend Schwierigkeiten fand. Die militärische Organisation wurde rasch, gewandt und mit großer Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse durchgeführt. Von der allgemeinen Unbehaglichkeit und von minder wichtigen Beschwerden abgesehen, sind die Klagepunkte etwa folgende: In Nassau hat die Ausführungsinstruction, welche die dortige Regierung der Königlichen, die Jagd auf fremdem Grund und Boden aufhebenden Verordnung hat folgen lassen, allgemein mißfallen. Die Nassauer behaupten, daß die Instruction, indem sie die Verpachtung seitens der Gemeinde an die Genehmigung der Behörden knüpft, sie im Genuß der Wohlthaten der Königlichen Verordnung zu Gunsten der herzoglichen Jägerei und eines wohl gehegten Wildstandes beschränke. Hoffen wir, daß die außerordentliche Herzlichkeit, mit welcher die wackeren Bewohner des schönen Ländchens ihrem neuen Souverän entgegengekommen sind, auch zur Erledigung die-

ser Beschwerde beitrage. Für jede bürgerliche Anschauung versteht es sich ja von selbst, daß die Zufriedenheit der Nassauer Bauern sehr viel werthvoller ist, als der gesammte Wildstand des Taunus, der Lahnberge und des Westerwaldes. — In Hannover verstimmte das lange Zögern mit der verheißenen Berufung der Vertrauensmänner und dann die Besorgniß, daß man die bisherige Bewaltung durch die Aemter abschaffen, überhaupt die Organisation des Landes nach der preußischen Schablone mechanisch zustutzen werde. Diese Befürchtungen scheinen durch den Verlauf der Berathungen mit den Vertrauensmännern jetzt beseitigt zu sein. Ferner hat das Ergebniß der Steuerveranlagungen überrascht, und man klagt, daß dieselben überstürzt und zu hoch getrieben seien. Wir können natürlich nicht wissen, ob und wie weit dies im Einzelnen begründet ist, nur wird man uns die Richtigkeit des allgemeinen Grundsatzes nicht bestreiten, daß jede neue Steuer in neuerworbenem Gebiet mit verdoppelter Schonung und Vorsicht veranlagt werden sollte. —

In Frankfurt ist die Vermögensauseinandersetzung zwischen Commune und Staat der Kern der Beschwerden. Auch hier sollte der politische Gesichtspunkt den fiskalischen Eifer möglichst beschränken. Wenn eine Stadt in der Lage ist, daß sie neben und zu ihren bisherigen Hauptsteuern, deren Forterhebung für die communalen Bedürfnisse nöthig bleibt, in Zukunft noch gegen 10 Gulden per Kopf an Staatssteuern aufzubringen hat, wenn sie dann nach dieser Verdoppelung ihrer Steuerlast noch einem bedeutenden städtischen Deficit gegenüber steht, so liegt wahrlich einiger Grund vor, ihr die Zeit des Uebergangs zu erleichtern, indem man ihr bei der Verrechnung ihrer Activa und Passiva nicht noch zwischen 3—4 Millionen Schulden zuschiebt und indem man ihr ein Mittel zur Deckung des Deficits, wie die Lotterie, nicht zu hastig entzieht. —

In Kurhessen ist es außer den Aenderungen der Justizverhältnisse, besonders der Civilprozeßordnung, die Vermögensfrage, welche in dem so preußenfreundlichen Lande einen recht bedenklichen Umschwung hervorgerufen hat. Wir fügen hier zur Charakteristik der Stimmungen und Auffassungen einige Stellen aus einem Schreiben eines stets und entschieden preußisch gesinnten kurhessischen Abgeordneten ein. „Völlig unbegreiflich, heißt es darin, waren für uns die meisten Neuerungen in der Justiz. Wenn die Bewohner der fuldaischen, hanauischen und schaumburgischen Landestheile nach Kassel und in vielen Fällen sogar nach Berlin, statt nach dem nahen Fulda, Hanau, Rinteln u. s. w. appelliren sollen; wenn die Kurhessen wieder mit „prozeßhindernden Einreden" beglückt werden, die sie schon 1834 zur allgemeinsten Zufriedenheit beseitigt hatten; wenn die 1863 auf fünf Tage herabgesetzten und zum Theil ganz abgeschafften Appellationsanzeigen auf sechs Wochen und bei Prozessen des Fiskus u. A. sogar auf zwölf Wochen verlängert werden, wenn solche und ähnliche Bestimmungen noch kurz vor dem Inkrafttreten der preußischen Verfassung, ohne Anhörung von Volksvertretern und gegen den ausdrücklichen und einhelligen Rath des höchsten kurhessischen Gerichtshofs Eingang finden, so fragt man sich, was ha-

ben diese Verschlechterungen des hessischen Civilgerichtsverfahrens mit der deutschen Einheit zu schaffen? Nicht einmal die Gleichheit des Prozeßverfahrens in Preußen kann dafür angeführt werden, denn mit Ausnahme der Gerichtsbezirke von Greifswald und Ehrenbreitenstein bestehen ja in Preußen zwei ganz abweichende Prozeßarten. Selbst eine Einheit in den neuen Landestheilen ist dadurch nicht erzielt worden, denn Hannover und Frankfurt haben ihre Prozeßordnung behalten. Ja auch in Kurhessen, Nassau und Schleswig-Holstein ist keine Gleichheit, weil neben den neuen Bestimmungen noch alte Verschiedenheiten bestehen bleiben und zwar gerade in solchen Materien, z. B. im Concursverfahren, wo wirkliche Verbesserungen auch in Hessen sehr erwünscht gewesen wären."

„Waren die Nachtheile der Lippe'schen Justizvorschriften zunächst nur den Rechtskundigen in ihrem ganzen Umfange klar, so wurde dagegen die Entziehung des Staatsschatzes, die mit der Verordnung vom 5. Juli nach den deutlichen Geleitsbriefen, welche die Regierungsblätter ihr gaben, eingeleitet werden sollte, jedem Bauer verständlich. Jeder weiß, daß es sich dabei um etwa sechs Millionen handelt, daß die Landstände an der Verwaltung Theil zu nehmen haben, und daß das Land so viel weniger Steuern aufzubringen hatte, als die Zinsen betragen. Wird also der Staatsschatz beeinträchtigt, so empfindet das jeder Einzelne als ein ihm persönlich angethanes Unrecht, und so wird in der That gegenwärtig die Verordnung vom 5. Juli aufgefaßt, ganz abgesehen von den bekannten traurigen Erinnerungen, die sich an den Ursprung des Staatsschatzes knüpfen. Lange stritt man sich über das Eigenthum und die Verwendung dieser „Blutgelder;" 1817 zerschlugen sich die Verhandlungen zwischen Wilhelm I. und den Landständen; 1831 dagegen kam es zu einem Vertrage zwischen Wilhelm II. und der neuberufenen Landesvertretung: Man theilte das Geld und schuf eine doppelte Stiftung — für das Land und für das Regentenhaus; man bildete aus der einen Hälfte den Staatsschatz, aus der anderen den Hausschatz, beide mit besonderer Verwaltung unter landständischer Mitwirkung; beide für alle Zeit unantastbar, und zur dauernden Erleichterung des Landes. Aus diesen Umständen erhellt, daß es sich bei der Staatsschatzfrage nicht nur ein gewöhnliches Staatsvermögen, sondern um ein vertragsmäßiges Sondergut des Landes, gleichsam um eine Stiftung zu Landeszwecken handelt, deren Stock nicht verringert, sondern nach dem Fundationsgesetze erhalten und dadurch gesichert sein soll, daß alljährlich ein gewisser Theil des Aufkommens zum Capital geschlagen wird. Schon aus diesen Gründen kann daher von einer Anwendung des „Eroberungsrechts" im gewöhnlichen Sinne auf den kurhessischen Staatsschatz nicht die Rede sein. Sicher aber wird Niemand verkennen können, daß, wenn irgend wo, hinsichtlich der Justizverfassung und des Staatsschatzes der in §. 2 des Einverleibungsgesetzes von 1866 gemachte Vorbehalt einer Regelung der Verfassungsanwendung durch besonderes Gesetz in Betracht kommt. Zur Verschmelzung des kurhessischen Staatsvermögens mit dem preußischen und zur verfassungs- und budgetmäßigen Behandlung desselben genügt keine einsei-

tige Verordnung, sondern es ist dazu ein förmliches Gesetz nothwendig, welches aber bis jetzt noch fehlt."

„Unser an zweiter Stelle in Betracht kommender, aus Ablösungscapitalien und ähnlichen Geldern gebildeter sogenannter Laudemialfonds (über 6 Millionen) ist größtentheils in Obligationen der Landeskreditkasse angelegt, bildet also gewissermaßen das Betriebscapital dieser Anstalt und wurde bei der Hauptstaatskasse unter landständischer Controlle verwaltet. Die Ablösungsgelder, die in Preußen zu den laufenden Ausgaben verwendet wurden, speicherte man in Kurhessen auf, weil der Kurfürst nur in seltenen Fällen zur Verwendung oder Verpfändung seine Einwilligung gab; und wenn das Land dabei genöthigt war, die laufenden Bedürfnisse anderweit zu decken, wenn ferner die dringendsten Ausgaben zur Hebung der Landeskultur und zur Herstellung und Verbesserung öffentlicher Einrichtungen ganz unerfüllt blieben, so tröstete man sich einigermaßen damit, daß doch immerhin die Zinsen dem Lande zu Gute kämen, und daß man wenigstens für ungewöhnliche Zeiten einen leidlichen Nothpfennig habe."

„Daß man die neuen Provinzen gleichmäßig und gleichartig wie die alten besteuert, ist natürlich; daß man die Waldungen, Domänengüter und sonstigen Nutzungen, welche den preußischen verhältnißmäßig nicht nachstehen, mit dem altländischen Staatsvermögen vereinigen will, ist begreiflich; daß Kurhessen dem preußischen Staat mit Rücksicht auf die Eisenbahneinkünfte keine Schulden, sondern nur einträgliche Nutzungsgegenstände einbringt, ist für alle Theile sehr erfreulich; daß Preußen dagegen über 100 Millionen unproductiver Schulden hat, zu deren Deckung wir künftig wie die Altpreußen beitragen müssen, ist nicht zu ändern. Zu verlangen aber, daß Kurhessen die aufgesparten Gelder hergebe, wäre zugleich widerrechtlich und im höchsten Maße unpolitisch. Die Kurhessen wollen ihre Capitalien zum Besten der Provinz, der Kreise und Gemeinden anwenden. Sie verlangen, daß ihre Landstände in eine Communal- und beziehungsweise Provinzialvertretung übergehen sollen und haben zu dem Ende zweckmäßige Vorschläge zur Gründung und Wahrung einer angemessenen provinziellen Selbständigkeit und Selbstverwaltung gemacht. Dazu bedürfen sie bei der Armuth des Landes eines genügenden Sondervermögens."

Die Aenderung des hessischen Civilgerichtsverfahrens begreifen wir so wenig als die Kurhessen, wir wissen nur, daß nach den Freiheitskriegen die absolutistische preußische Regierung in den Rheinlanden größere Rücksicht nahm. Was die Vermögensfrage betrifft, so überzeugen uns die juristischen Deductionen unserer hessischen Freunde nicht so ganz, wir erinnern sie z. B. daran, daß die Juristen Schleswig-Holsteins schwerlich der Ansicht sein werden, diese Provinz müsse ihren negativen Besitz von 40 oder mehr Millionen Schulden für sich behalten. Auch die Berufung auf die unproductive Schuld Preußens, an der Hessen fortan theilnehme, besteht vor der näheren Prüfung nicht, denn die Capitalien, die wir in unserer Flotte, in unseren Festungen, Arsenälen, militärischen Instituten, im Staatsschatz u. s. w. stecken haben, übertreffen jenen bescheide-

nen Schuldposten und auch an ihnen nehmen die Hessen Theil. Entscheidend für uns ist der Gesichtspunkt der politischen Zweckmäßigkeit, die Rücksicht auf die Rechtsbegriffe der Bevölkerung und auf die eigenthümliche Entstehung und Geschichte der Fonds, durch welche jene Rechtsbegriffe sich befestigt haben. Ein Capital von 9 Millionen — so viel würde nach Deckung des coursirenden Papiergeldes, verschiedener Schulden und der eventuellen Entschädigung für den Kurfürsten mittelst des Laudemialfonds, höchstens übrig bleiben, scheint uns nicht werthvoll genug, um seinethalben in einen vieljährigen Prozeß mit einer an sich so gutgesinnten Bevölkerung zu gerathen, und nach den wohlwollenden Versicherungen des Königs in Ems erwarten wir daher, daß die Regierung es vorziehen wird statt eines solchen Prozesses einen gütlichen Vergleich zu suchen. Bei den wirthschaftlichen Verhältnissen des Landes ist ein rasches Aufleben und eine gedeihliche Selbstverwaltung der Provinz ohne die Unterstützung eines Sondervermögens allerdings schwer möglich und hier ist der Punkt, wo eine billige Lösung der Finanzfrage zugleich die segensreichste politische Entwickelung fördern könnte. Man wird auch in Berlin nicht der Ansicht sein, daß ein Land, welches ein so lebendiges, durch vieljährige Kämpfe und Leiden gekräftigtes Gefühl des Zusammenhangs hat wie das hessische, noch länger ohne Provinzialvertretung gelassen werden könne. Bei dem gesunden Sinne des Volkes hat es gar kein Bedenken, die Provinzialstände ohne Zögern zu berufen, zumal seitdem eine Aussicht auf einen billigen Ausgleich der Vermögensfrage eröffnet ist. Wollte man für die Provinzialvertretung Hessens etwa nach neuen Formen und neuem Wahlgesetz suchen, statt die bisherigen Landstände in Communalstände zu verwandeln, so würde man ohne jeden denkbaren Grund mit der Bevölkerung in einen neuen Zwiespalt gerathen. Wenn in einer Provinz sich bereits den socialen Zuständen entsprechende und den Bewohnern liebgewordene Grundlagen zu einer Selbstverwaltung finden, so ist es eine conservative Pflicht sie zu benutzen. Die kurhessischen Landstände bestanden bisher aus 4 resp. 6 Vertretern der Standesherrschaften und Ritterschaften, aus 16 Vertretern der Höchstbesteuerten und aus je 16 der übrigen städtischen und ländlichen Bevölkerung. Das ist eine Zusammensetzung, die sowohl das aristokratische und conservative als auch das bürgerliche Interesse befriedigen kann. Es ist also nur nöthig den Geschäftskreis dieser Stände nach den veränderten Verhältnissen zu bestimmen und ihnen bei allen provinziellen Angelegenheiten eine möglichst ausgedehnte Mitwirkung zu geben. In der Immediateingabe, welche der hessische Ständeausschuß an Se. Maj. den König gerichtet hat, bittet er um Herstellung der Provinzialvertretung vor dem 1. Oktober durch königliche Verordnung, offenbar in der Besorgniß, daß der gesetzliche Weg, der nach jenem Termin eingeschlagen werden müßte, in dem Herrenhaus Schwierigkeiten finden möchte. Es ist hier der Regierung noch Gelegenheit gegeben, ihre diktatorische Gewalt in einer Weise zu üben, die ihr den Dank der Bevölkerungen eintragen, und den Anstoß zu einer der nothwendigsten Reformen auch bei uns geben könnte. Auch in Altpreußen existiren keine lebensfähigen Provinzialvertretungen, die

hessischen Provinzialstände könnten ein Vorbild für die Reform in unseren altpreußischen Provinzen werden; und das conservative Ministerium hätte damit bewiesen, daß es den socialen Veränderungen mit seinen politischen Umbildungen zu folgen geneigt ist, d. h. daß es sich durch Staatsideen leiten läßt. —

Die europäischen Verhältnisse mahnen uns, den heutigen Zustand eines halben, man weiß nicht auf wie lange gesicherten Friedens mit Energie und Umsicht zu benutzen, um die mit dem Schwert erworbenen Provinzen durch beifallswürdige Organisationen an uns zu knüpfen. Je länger diese innere Verschmelzung sich verzögert, desto eher finden unsere Feinde den Muth, es noch einmal gegen den in sich selbst noch unfertigen norddeutschen Staat zu versuchen. Obwohl eine genauere Abschätzung der militärischen Kräfte Frankreichs zu dem Schluß führt, daß diese Macht isolirt nicht wohl einen Krieg gegen uns unternehmen kann, obwohl ferner nicht einzusehen ist, wie das erschöpfte, innerlich zerrissene und im Osten bedrohte Oesterreich ihm eine hinreichende Verstärkung bieten und sich selbst auf das Wagniß eines Kampfes einlassen kann, so liegen doch im Charakter des französischen Volks, in der Situation seiner Regierung und ferner in der verzweifelten Lage des Kaiserstaats und den Gesinnungen seiner Dynastie Momente genug, die mit der Gewalt eines Verhängnisses den einen oder beide Staaten zum letzten Entscheidungskampf gegen uns treiben können. Es scheint den Franzosen unmöglich zu sein, sich der gebietenden Rolle zu entwöhnen, die sie so lange auf dem Continent spielten; ihre Resignation reicht höchstens so weit, uns das bisher Erworbene nicht streitig zu machen; jede noch offene Frage, jeder neue Schritt auf dem Wege nationaler Einigung, treibt sie zu Versuchen, ihren Einfluß hemmend und störend zur Geltung zu bringen. Und wenn dies seitens der Regierung auch in vorsichtigen Formen und mit sorglicher Vermeidung eines ernsten Conflicts geschieht, wenn sie sich auch schleunig zurückzieht, so bald sie statt nachgiebiger Schwäche entschlossenen Widerstand findet, diese Regierung selbst hat die Tragweite ihrer Handlungen nicht in ihrer Gewalt; die kriegerische Strömung ist in ihr vertreten, die zum Unfrieden hetzenden inländischen und ausländischen Elemente erhorchen und benutzen ihre officiellen Schritte; der stille diplomatische Versuch wird zu einem öffentlichen, Europa in Spannung und Unruhe versetzenden Ereignisse und das Gouvernement steht vor der Alternative, sich in den Krieg treiben zu lassen, oder zur Dämpfung der Aufregung und zur Beschwichtigung des beleidigten Gegners sich in feierlichen Friedensversicherungen zu ergießen, aus denen alle Welt herausmerkt, daß es abermals sich leichtsinnig vorgewagt und eine Schlappe erlitten hat. Wir haben einen Hergang dieser Art so eben in der schleswigschen Frage erlebt; es ward der Schritt versucht, sich in die Ausführung des Prager Friedens und in die Verhandlungen mit Dänemark zunächst in der unscheinbaren Form einer Instruktion an einen untergeordneten Agenten einzudrängen; sofort erhob sich in allen Lagern unserer Feinde ein drohendes Triumphgeschrei, und da Preußen die Einmischung mit der Entschiedenheit zurückwies, welche die Regel: principiis obsta, gebot, so endete der Schritt mit einer

Beeinträchtigung des Prestige der französischen Regierung. Es ist offenbar, daß dieser Wechsel von Anmaßungen und Demüthigungen weder das gegenseitige Verhältniß der Staaten und Nationen, noch die Lage Louis Napoleon's verbessert, sondern daß er die Gefahr eines plötzlichen, von beiden Seiten nicht mehr vermeidbaren Conflicts in sich trägt; und so müssen wir denn, wenn auch gefaßten Muthes und ohne ängstliche Sorge vor feindlichen Coalitionen, denen gegenüber auch wir uns nicht isolirt befinden, doch in gespannter Wachsamkeit und mit der Hand am Schwerdt dastehen; und die Regierung wie die Parteien müssen von der ernsten Pflicht durchdrungen sein, ihre Handlungen so einzurichten, daß die Kraft des norddeutschen Staats möglichst wenig durch innere Verbitterungen und Hemmnisse geschwächt werde.

Notiz.

Von Reinhold Pauli's: Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815 ist kürzlich der zweite Band erschienen, der die Zeit König Wilhelm's IV. und die Regierungsanfänge der Königin Victoria umfaßt.*) Die Muße, die der würtembergische Cultusminister dem Herrn Verfasser bekanntlich zum Lohn für seine preußisch-nationale Gesinnung verschaffte, hat es ihm möglich gemacht, schon jetzt dem mit vieler Anerkennung aufgenommenen ersten Band diesen zweiten folgen zu lassen, und einen außerordentlich reichhaltigen Stoff, für dessen Gruppirung und Zusammenfassung noch jedes Vorbild fehlte, in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu bewältigen. Mit jenen zwölf Jahren einer fast ununterbrochenen Regierung der Whigs, 1830 bis 1841, beginnt die Umwandlung des alten englischen Staatswesens, und Pauli's Werk giebt uns ein im Einzelnen ausgeführtes Bild dieses Prozesses, es schildert uns die socialen Verhältnisse, welche den Anstoß zu den Veränderungen gaben, es führt uns in das Detail der parlamentarischen Verhandlungen, es veranschaulicht uns das Ringen der Parteien und die Persönlichkeiten ihrer Führer. Unter der Nachwirkung der Julirevolution fällt das Ministerium Wellington, und die Periode der inneren Umgestaltungen hebt mit der von Russell eingebrachten Wahlreformbill an, welche die Herrschaft der Aristokratie über die Wahlsitze des Unterhauses bricht, dadurch dem alten Regiment, dem Wechsel der Regierung zwischen zwei aristokratischen Parteien, die Wurzeln untergräbt und die Pforten des Hauses der Demokratie der großen Städte, den unabhängigen liberalen und radicalen Strömungen des Bürgerthums eröffnet. Am Ende des Zeitraums taucht der Chartismus auf, es beginnt die Bewegung gegen die Kornzölle, diese Ausbeutung des consumirenden Volks durch die ländlichen Grundbesitzer, die, seitdem ihre Alleinherrschaft gebrochen, ein so gehässiges Privilegium nicht mehr halten können. Zwischen diesen Endpunkten liegen die irischen Kämpfe, die Versuche zur Beschränkung der Staatskirche, die Reform des Armenwesens, der veralteten Städteordnungen u. s. w. Nachdem die neue Zusammensetzung des Parlaments durch die modernen Mächte, den entwickelten Bürgerstand, die Industrie, das bewegliche Capital und die Arbeitermassen erzwungen, nöthigen die reellen Bedürfnisse und der individuelle Freiheitsbegriff der modernen Gesellschaft auch zur Umwandlung der alten Formen der Selbst-

*) Wir hatten die Freude, im Februarheft d. J. der Preußischen Jahrbücher bereits einen Abschnitt daraus mitzutheilen.



verwaltung, zur Abschaffung der Vorrechte der Staatskirche, zur Revision des Zoll- und Handelssystems. Die Darstellung dieser Entwicklung ist in der That, wie der Verfasser sagt, der historische Commentar zu den berühmten systematischen Werken von Gneist.

Uebrigens schließt der Verfasser mit diesem zweiten Band seine Geschichte Englands nur vorläufig ab; er giebt uns das erfreuliche Versprechen, daran späterhin, soweit es die Materialien gestatten, eine Darstellung des Zeitalters der Königin Victoria zu reihen.

Verantwortlicher Redacteur: W. Wehrenpfennig.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Walther von der Vogelweide.

Ludwig Uhland: „Walther von der Vogelweide." 1822.
Heinrich Kurz: „Walther von der Vogelweide" in der Geschichte der deutschen Literatur 1853.
Max Rieger: „Leben Walther's von der Vogelweide" 1863.
Franz Pfeiffer: Einleitung zur Ausgabe Walther's von der Vogelweide 1864.
Rudolf Menzel: „Das Leben Walther's von der Vogelweide" 1865.

Walther von der Vogelweide ist muthmaßlich um das Jahr 1170 geboren. Wie in Griechenland sieben Städte um die Ehre rangen, die Geburtsstätte des Homer mit ihren Mauern zu umschließen, so wetteifern die Gelehrten von sieben deutschen Landschaften, Walthern als ihren Stammgenossen anzuerkennen. Die Schweiz und Schwaben, Bayern und Böhmen, Oesterreich, Franken und Tyrol, jedes Land nennte ihn gern den seinen, und es ist nicht ohne Humor, daß die namhaftesten Gelehrten immer die plausibelsten Gründe dafür fanden, den großen Dichter für ihren Landsmann zu erklären. Den schweizerisch-schwäbischen Thurgau führen die ältesten Traditionen als Walther's Heimath auf, und bereitwillig nehmen der Schwabe Uhland, der Schweizer Heinrich Kurz die willkommene Verwandtschaft an. Auf ein Wort Walther's gestützt: „ze Ôsterriche lernte ich singen unde sagen," welches freilich nur beweist, daß er sich in diesem sangesfrohen Lande zum Meister bildete, stempelte man ihn gleich zum Sohn des Donaulandes, und der Oesterreicher Karajan frohlockt, daß „Walther sich nicht schämte, den heimathlichen Unterricht offen zu bekennen." Indessen drang, zuerst vom Franken Obenthür behauptet und dann von den gewichtigsten Autoritäten, namentlich von Wackernagel, Jacob Grimm und Franz Pfeiffer begründet, allgemein die Ansicht durch, Walther wäre ein Franke gewesen, bis ganz neuerdings endlich durch denselben Pfeiffer in glänzendster Weise und nunmehr wohl stichhaltig nachgewiesen wurde, die Heimath unseres Dichters sei in Tyrol gefunden. Viele, hier nicht näher zu erläuternde Momente lassen kaum einen Zweifel, daß ein in Handschriften des dreizehnten Jahrhunderts aufgeführtes „Vogelweide" im oberen Eisackthal, nach welchem

noch heute Waldstrecken „Vorder- und Hinter-Vogelweide“ heißen, Walther's Heimath war, daß er hier zwischen den großartigen Bergriesen des Brenners und des Stilfser Joches zuerst das Licht dieser schönen Welt erblickte, die er in seinen Liedern mit so innigem poetischen Glanze verklärt hat.

Es war wohl ein kleines bescheidenes Heimwesen! Eine Vogelweide, ein Vogelhof, der seinem Vater, einem Ministerialen des fürstlichen Hauses von Tyrol, angewiesen war, um dort herrschaftliche Jagdfalken zu hegen, und für den Genuß des zugehörigen Grund und Bodens, während fast alle benachbarten Höfe sechzehn, ja zwanzig Pfund jährlicher Abgabe zahlten, einen Herbstzins von nur drei Pfunden zu entrichten. Im kleinen Lehm-Hause, auf dem gestampften Estrich der ebenen Erde und doch zugleich unter dem Dache, das sich kümmerlich aus Schindeln und Moos zusammensetzte, im Rauch des kaminlosen Herdfeuers, krächzende Falken ätzend, Bolzen schnitzend, Fanggarne bereitend, so werden in Walther's Kinderjahren die Winter dahin gegangen sein. Da lauschte er den seltenen Erzählungen des wetterharten Alten, seines Vaters, der wohl mit dem Kaiser Rothbart über die Alpen gezogen und Mailands Mauern mit gestürmt, und der, wenn auch arm, doch stolz war, daß er ein Edler sei und mit am Schild der Ritterbürtigen hebe. — Da schwoll des Knaben Brust von Thatendrang und farbenreichen Bildern, und wenn dann der Frühling kam, geschmolzener Schneemassen voll die Eisack donnernd durch die rothen Porphyrthore stürzte und der Lenz mit seinem grünen Siegesbanner aus den Thälern hinaufstieg auf die Berge und es höher und höher pflanzte, bis endlich nur noch des Brenners und des Oetzthaler Ferners Eispanzer weiß herüberragte, dann stieg wohl auch Walther um die Wette mit Lenz und mit Gemsen und jubelte hinaus in die weite weite Welt und sang jene ersten süßesten Lieder, deren sich der Knabe schämt wie das Mädchen seiner eigenen Schönheit und die man Niemandem vertrauen will als dem einsamen Wald, dem man sie so oftmals wiederholt, daß die Vögel sie in Musik setzen und daß das Echo sie auswendig lernt. — Und so kam denn einst ein Frühling, da blieb es nicht dabei, daß Walther hineinsah und hineinsang in die Welt, da kam ein Tag, wo er Abschied nahm von Vater und Mutter und leichtgegürtet hinauszog, hinaus in die Fremde, um sein Glück zu versuchen. Der aufgehenden Sonne zog er entgegen, nach Osten, nach Oesterreich, nach Wien. Damals gab es da noch keine Habsburger. Das Haus der Babenberger, deren alte Stammburg noch heut bei Bamberg in das heitere rebengrüne Mainthal grüßt, war zu Walther's Zeiten im Besitz der deutschen Ostmark und hatte ihr eine Reihe edler Fürsten gegeben, unter denen das

Donauland wie wenig andere Gauen des Reiches herrlich emporgeblüht war. Handel und Wohlstand erfreuten sich kräftigen Schutzes; die einst so furchtbaren Ungarkämpfe waren verstummt oder doch zu unbedeutenderen Grenzgefechten herabgesunken, und Wien, unter kräftiger Geltendmachung bürgerlichen Rechts und städtischer Freiheit und begünstigt durch den glänzenden Hofhalt der Babenberger, war zu einem Ansehn und einer Entwickelung gelangt, die es mit Köln am Rhein vergleichen ließ. Denn die feinsinnige und prachtliebende Art der österreichischen Fürsten versammelte an ihrem Hofe jede Industrie und jede Kunst, vor Allem aber schuf sie ihn zum glänzendsten Brennpunkte des damals so reich bewegten Lebens der deutschen Poesie. —

Wir müssen einen Blick auf dieses Leben werfen.

Wenn man absieht von den Nachklängen der altgermanischen Heroensage, muß man als innerstes Princip der mittelalterlichen Dichtung die Romantik anerkennen. Was ist diese Romantik? Jedermann kennt ihren eigenthümlichen Reiz, der darin besteht, daß die romantische Poesie Dissonanzen anschlägt und dem Hörer auf's Lebendigste die Empfindung des auflösenden Akkordes erweckt, ohne diesen selbst zu geben. In diesem Sinne aber ist das ganze Mittelalter Romantik. Herausgerissen aus innigstem realen und religiösen Zusammenhange mit der alten Mutter Natur, war der Mensch in die Schule des Christenthums geführt, das mit unerbittlicher Strenge forderte, den natürlichen Menschen, den alten Adam, abzulegen und einen neuen Menschen anzuziehen, gering zu achten Alles, was ihm bisher am höchsten stand, und Tugenden der Entsagung und Erniedrigung zu üben, die er bisher verachtet hatte. Wohl war das eine tiefergreifende Dissonanz, und doch hörte die Menschheit in ihren heiligsten Ahnungen, wie der auflösende Akkord sie geheimnißvoll umklang, und ihre Poesie, die unaufhörlich den Kampf zwischen den Anforderungen des natürlichen Selbstgefühls und der christlichen Selbstverleugnung wiederspiegelt, gewinnt ihren höchsten Zauber durch den Lichtschimmer jener Ahnung, der sich wie ein Regenbogen hinüberwölbt über die ungeheure Kluft. Aber wer nicht zu fliegen vermag, den trägt keine Regenbogenbrücke, und so schreitet denn die Poesie des Mittelalters nicht den stolzen Stahlschritt urväterlicher Heldensage, schlingt nicht den hellenischen Reigen alten olympischen Tanzes, sondern sie schwebt; sie hebt sich aufwärts

> und berührt mit dem Scheitel die Sterne,
> aber nirgends haften
> die unsich'ren Sohlen.
> Und mit ihr spielen
> Wolken und Winde.

Die Sehnsucht, das Hangen und Bangen in schwebender Pein, ist ein Hauptmoment aller Romantik, und wenn Göthe ganz dasselbe als innerste Bewegung der Seele bezeichnet, die liebt, so ist aus der Gleichartigkeit dieser tiefsten Grundstimmung von selbst deutlich, daß die glänzendste, bedeutungsvollste und allgemeinste Aeußerung der romantischen Poesie die Minnedichtung werden mußte.

Es lag schon im deutschen Heidenthum ein Zug zur Vergöttlichung des Weibes; die christliche Religion der Demuth, der die Tendenz innewohnt, das Unterworfene, geringer Geschätzte zu erhöhen, sie mußte jener Neigung, getreu dem Spruch: „Die Letzten werden die Ersten sein" breitesten Spielraum und eine bis dahin unerhörte Entfaltung geben. Im Gegensatze zur natürlichen Auffassung der antiken Welt, die den Träger der Thatkraft, den Mann, als Mittelpunkt des Lebens ehrte, hob die spiritualistische Romantik das gefühlsinnige Weib auf den Thron, und die Minne zu ihm wurde — wie es Scherr mit feinem Ausdruck bezeichnet — „eine geistige Vollkommenheit, ein mystischer Akt, der sich abwandte von der natürlichen Liebe der Geschlechter, oder ihr doch erst die höhere Weihe gab." — Zuerst ausgebildet ward diese Auffassung bei den Völkern, die der Romantik den Namen gaben, bei den Romanen; bald aber kam sie, namentlich auch durch die Kreuzzüge vermittelt, zu uns herüber und wandelte unsere heimische Dichtung um. Denn in älteren früheren Minneliedern finden wir noch das natürliche Verhältniß der Geschlechter bewahrt: Das Weib ist dem Manne noch in treuer Liebe unterthan; gerade im deutschen Osten, in Oesterreich und Bayern klangen volksthümliche Lieder dieses Sinnes, die sich vortheilhaft auszeichnen vor späterem Minnesang durch natürliche Frische und unmittelbare Empfindung. Bald aber änderte sich der Ton. Vom Niederrhein, der den französischen Einflüssen offen war, dringt der Minnecultus ein; gerade die höchsten Kreise des Volkes bekennen sich zu ihm; die Sprache, damals noch in einer uns jetzt leider längst verlorenen biegsamen Fülle schwelgend, spendet diesem Cultus ihre süßesten Schätze, und in ernsten Sängerschulen lernt der Jünger vom Meister den höfischen gefügen Ton, in dem er singen soll und singen muß.

Denn nicht vergessen darf es werden: Art und Form des Minnesangs, ja selbst kein geringer Theil seines Inhalts war doch etwas von Außen her Ueberkommenes und behielt unleugbar während der ganzen Zeit seines Bestehens einen gewissen Schablonencharakter, welchen der Deutsche zwar, wie den ja ebenfalls aus Frankreich übernommenen Typus der sogenannten gothischen Baukunst, genial behandeln und gemüthlich vertiefen konnte, der aber niemals sein ureigenstes Wesen vollgültig auszudrücken und zwanglos darzustellen im Stande war. Um so mehr bedurfte

eine solche Kunst höfischen Schutzes und höfischer Schule. Namentlich die Schule, die mündliche Tradition war höchst nothwendig. Denn wohl nur wenige der ritterlichen Dichter konnten lesen und schreiben; sie mußten, wenn sie recht singen wollten, zu allgemein anerkannten Sängern in die Lehre gehen und die Mannigfaltigkeit der Töne, die feinen Gesetze, die für Reim, Rhythmus und namentlich Strophenbau in allgemeiner Geltung waren, von Mund zu Mund erlernen, sie mußten die Kunst erwerben, ihrer Dichtung eine neue Weise, die Melodie, anzuschmiegen, sie mußten Stimme und Vortrag üben, das tonbeflügelte Lied zu singen und mußten Herr der Geige werden, um ihren Gesang zu begleiten und durch Zwischenspiele anmuthig zu unterbrechen. Man sieht, diese Anforderungen waren nicht gering, und es dürfte heut wenige lyrische Dichter geben, die ihnen Genüge leisten könnten.

Die Hauptschule höfischen Gesanges bestand in Oesterreich. Ein junger Tyroler, der Sänger werden wollte, wohin konnte er sich besser wenden, als nach Wien, das ja bis auf die Gegenwart herab so hohen musikalischen Ruhm behauptet, und wo damals die Nachtigall von Hagenow, Herr Reinmar der Alte, als des deutschen Minnesangs König thronte. In seine Schule trat Walther der Knabe vom Berge, vielleicht zugleich als Jagdpage dienend am Hof der Babenberger, die ihn gütig aufgenommen haben und zu deren jüngeren Prinzen Friedrich und Leupold, den Söhnen Leopold's VI., sich ihm sogar ein näheres persönliches Verhältniß entwickelte. Reinmar wurde ihm ein eifriger Lehrer und wohlwollender Freund, bis später des Schülers leuchtender Ruhm die Eifersucht des Alten weckte. Aber davon war anfangs natürlich noch keine Spur. Ob Walther außer Reinmar's Unterweisung im Minnesang noch anderen gelehrten Unterricht genoß, ist zweifelhaft, ja fast unwahrscheinlich. Höfische Rittersitte, Menschenkenntniß, klaren Blick in die Zeitgeschichte, alles das gab ihm die Schule des Lebens unmittelbar. Immerhin aber fallen in diesen Jugendaufenthalt am Hof der Babenberger des Meisters Lehrjahre, und zugleich wohl die glücklichsten in Walther's ganzem Leben. „Hievor war die Welt so schön!" ruft er später einmal klagend aus.

Und Walther war der Mann, das heitere Leben heiter zu genießen. In das reiche, glänzend bewegte Treiben des fürstlichen Sängerhofes brachte er einen kräftigen Körper, ein frisches Herz, einen frohen Sinn. Ueberall erwarb sich ein so gearteter Jüngling Zuneigung und Liebe. Bald kann Walther dreier Fürsten Höfe nennen, so lange die blühen, braucht er nie fern um Herberge zu streichen: sein Wein ist gelesen, seine Pfanne sauset. Die drei Fürsten sind Herzog Leopold zu Oesterreich, Herzog Bernhard und Berthold von Kärnthen, der biderbe Patriarch

von Aquileja. So von fürstlicher Milde ausgestattet und doch eigentlich wenig bedürfend, beglückt und ermuthigt durch den Beifall, der sehr bald seinen Liedern in den weitesten Kreisen fern und nah zu Theil geworden zu sein scheint, ließ Walther sich in seliger Sorglosigkeit vom glücklichen Augenblicke wiegen. War er auch in der Schule: der Schulstaub trübte ihm die Augen nicht; lernte er auch höfisch singen und sagen: die Tiefe seines jugendlichen Herzens quoll doch über von volksmäßig naivem Sang, und sicherlich ist der größte Theil der schönsten und frischesten Lieder, die er von Lenz und Liebe sang, in dieser Zeit entstanden; denn die Unmittelbarkeit der Empfindung, der schalkhafte, muthwillige Ton, der diese Weisen, wie schneller Herzschlag jugendlich beflügelt, bürgt für Zeit und Art ihrer Entstehung. — Man höre z. B. ein kleines Winterlied: *)

Schlimm hat der Winter gehaust überall;
Haide und Wald, die sind beide nun fahl,
Vogelgesang ist verstummet im Thal. —
Spielten am Wege die Mädchen erst Ball
Käm' er wohl wieder der liebliche Schall.

Könnt' ich im Winter verschlafen die Zeit!
Wach' ich, so nagt mich beständig das Leid,
Wie er uns knechtet, so weit und so breit. —
Muth! Unterliegt er dem Lenze im Streit,
Pflück' ich wohl Blumen, wo Reif er gestreut.

Und er pflückte die Blumen. Wie preist er sich glücklich, da er die schönste geschaut hat.

Wohl mir der Stunde, da ich sie erblickte,
Die mir den Leib und die Seele bezwungen,
Die mir die Sinne benahm und entzückte.
Daß mich ein seliges Leben durchdrungen,
Daß ich nun nie von ihr scheiden mehr kann,
Das hat die Huld und die Güte gemacht
Und ihr rother Mund, der so minniglich lacht.

Ich hab' den Muth und die Sinne gewendet
An die viel Gute, die Liebe, die Reine:
Mag es uns beiden bald werden vollendet,
Was ich von ihr zu empfangen noch meine.
Das Schönste, was je ich auf Erden gewann,
Das hat ihre Huld dann und Güte gebracht
Und ihr rother Mund, der so inniglich lacht.

Aber wird er sie erringen? In holdem Liebesweh versunken fragt er — echt volksthümlich und echt kindlich, das Halmorakel, das ganz ebenso,

*) Ich gebe hier und in den noch folgenden Uebertragungen Walther'scher Gedichte meine eigenen Umwandlungen in das Neuhochdeutsche, wobei ich freudig anerkenne, wieviel ich den mir vorangegangenen Uebersetzern schulde.

wie wir jetzt flatternde Kronenblätter der Sternblume, die Schößlingsknoten schlanker Halme zählt und sich von ihnen „ja“ und „nein,“ „Heil“ und „Unheil“ prophezeien läßt. Er erzählt:

In einem zweifelhaften Wahn
Saß ich und sann, und ich gedachte
Zu lassen ihren Dienst fortan —
Als mich ein Trost ihr wiederbrachte.
Trost mag es zwar nicht heißen, wehe drum;
Es ist ja kaum ein kleines Tröstelein,
So klein, daß wenn ich's nenne Euch, ihr spottet mein;
Doch freut sich selten Jemand, der nicht weiß warum.
Ein Halm hat mich gemacht so froh;
Er sagt: „mir solle Gnade kommen!“
Ich maß das kleine schlanke Stroh,
Wie ich's bei Kindern wahrgenommen.
Nun lauschet auf, ob sie den Willen wohl mir thu';
„Sie thut's, thut's nicht, sie thut's, thut's nicht, sie thut's.“
So oft ich maß, stets war das End' ein gut's.
Das tröstet mich! Doch freilich Glauben braucht's dazu!

Aber das Halmorakel hat ihm wirklich Wort gehalten. Ganz reizend ist die liebliche Liederbeichte, die er dem holden Mädchen in den Mund legt.

Unter der Linden
An der Haide,
Da unser zweier Bette war,
Da möget ihr finden
Duftend beide
Zerdrücktes Gras und Blumen klar.
Vor dem Wald in einem Thal
Tandaradei!
Lieblich sang die Nachtigall.

Ich kam gegangen
Zu der Aue:
Da harrte schon mein Schatz auf mich.
Nun ward ich empfangen
Heil'ge Fraue!
Daß ich bin seelig inniglich.
Küßte er mich? wohl tausend Stund':
Tandaradei!
Seht nur, wie roth mir ist der Mund!

Wie hat er gemacht doch
Unter Scherzen
Von Blumen schön die Lagerstatt.
Deß wird wohl gelacht noch
Recht von Herzen.
Kommt einer her denselben Pfad,

Bei den Rosen er wohl mag
Tandaradei!
Merken, wo das Haupt mir lag.

Daß wir beide da lagen,
Wüßte es Jemand
(Verhüte es Gott), so schämte ich mich.
Sein wonniges Wagen
Niemals, Niemand
Erfahre das als er und ich
Und ein kleines Vögelein
Tandaradei!
Das mag wohl verschwiegen sein. —

Wer empfände nicht, wie solche Lieder in fröhlicher Werdelust aus dem Herzen, aus dem Leben selbst hervorgesprudelt, wie sie nichts zu thun haben mit dem starren Kanon modegerechten Minnesangs. Und wohl ward Walther getadelt, daß er seine Augen und sein Lied nicht höher erhöbe; aber er will davon nichts wissen: die Anmuth und Treue seiner wahren Geliebten gilt ihm mehr als ferne Schönheit einer glänzenden Herrin und er meint, der kleine gläserne Fingerring seines Mädchens sei ihm lieber als das fremde Gold der Krone einer Königin.

So ragt denn Walther durch die Frische dieser Jugend-Lieder weit hinaus über die Menge der meisten anderen Minnesänger, die vornehmlich gemachte Verhältnisse auf vorgeschriebene Weise schildern, denen es kaum je gelang, eine wirklich abgeschlossene dichterische Persönlichkeit zu bewahren, sondern die in der Mehrzahl untergingen im Strome der allgemeinsten Empfindungen und die über die Sublimirung der Kunstform, über die Steigerung der Technik jede Bereicherung des Inhalts, jede Entwickelung neuer Gedanken, jede Vertiefung der Empfindungen versäumten. Denn nicht nur die Darstellungsweise, auch der Stoff wurde traditionell und conventionell beschränkt: Freude am Mai, Liebeshändel, Liebesseufzer wiederholen sich in ermüdender Gleichmäßigkeit, so daß die Minnelieder sich untereinander bald so ähnlich wurden, daß auch die gelehrteste Kritik, wenn die Namen der Meister nicht überliefert wären, sie nur in den seltensten Fällen von einander zu sondern vermöchte.

Aber wenngleich Walther dieser Monotonie nicht verfiel, wenn er sich auch im Minnegesang die volle freie Persönlichkeit wohl wahrte, der Kreis der Liebesdichtung an sich mußte ihm doch bald zu enge werden, und wenn er auch sehr hoch von Frauenminne dachte, ja sogar meinte, daß ohne diese Niemand Gottes Huld erwerben könne, so empfand er doch als echter Dichter das Leben viel zu sehr als großes Ganze, um auf lange Zeit hinaus einer einzigen Seelenrichtung ausschließlich zugewendet

bleiben zu können. — Und wenn er von Betrachtung und dichterischer Verklärung der Einzelpersönlichkeit zu der des Volks vorwärts schritt, wenn er sein Lied dem Vaterlande widmete, welches Schauspiel bot sich da dem Jünglingsblick! Wahrlich ein großes, ein so herrliches, wie es seitdem Deutschland nie wiedersah, wie es aber bis heut das Ziel der Sehnsucht aller Herzen war und ist.

Das deutsche Reich stand im Zenithe seiner Macht, und Hand in Hand mit dieser gingen Wohlstand, Leben und Frohsinn. Der Hohenstaufen Königsgewalt, der Glanz des Ritterthums, die Begeisterung für die Kreuzzüge, der Kirche wunderbarer Priesterbau — alles das gab dem Dasein eine Gestalten- und Farbenfülle, wie sie unserem Grau in Grau malenden Zeitalter nicht mehr geläufig ist. Zwar hatte nach glanzvollem thatenreichem Leben Barbarossa eben in des Kalykadnos Fluten seinen Tod gefunden. Aber der ihm nachfolgte auf dem Kaiserthron, Heinrich VI., behauptete nicht nur was der Vater errungen, sondern er schickte sich an das Begonnene zu Ende zu führen. „Aufgewachsen in den idealen Vorstellungen Friedrich Rothbart's von der weltbeherrschenden Bedeutung des Kaiserthums, als Jüngling schon im Besitze einer Macht, wie sie seit Karl dem Großen kein Fürst mehr innegehabt, durfte er es mit mehr Recht wie je ein Anderer unternehmen die Herrlichkeit und Hoheit der alten Cäsaren, als deren Erbe und Nachfolger er sich fühlte, zu erneuern und alle Fürsten zurückzuführen in das Verhältniß kaiserlicher Vasallen." Und den Riesenplänen gesellte sich die Riesenenergie; dem hochfliegenden Ehrgeize vermählten sich in zartem Körper ein durchdringender Verstand und eine rücksichtslose Consequenz. Aber neben die harten Seiten des Charakters traten auch zartere Züge: freigebige Milde, feiner Sinn für Kunst und Poesie,*) und so vereinigten sich in Heinrich alle Eigenschaften, um die Blüthe Deutschlands zu ihrer herrlichsten glorreichsten Entfaltung zu zeitigen. — Eine glänzende Errungenschaft folgte der anderen. Richard Löwenherz mußte England vom deutschen Kaiser zu Lehen nehmen und sich verbinden, auch Frankreich zu beugen unter Heinrich's Willen. Diesem wurde ein Sohn geboren, der noch ungetauft von den deutschen Fürsten zum König gewählt wurde; und zu gleicher Zeit starb des Staufischen Hauses Erbfeind, der alte Welf, Heinrich der Löwe. Ganz Italien und alle Inseln des Mittelmeeres gehorchten Heinrich's Winken, der Kö-

*) Wenn es auch zweifelhaft geworden ist, ob ein dem Kaiser zugeschriebenes deutsches Minnelied wirklich von ihm herrührt, so war Heinrich VI. doch von deutschen Dichtern thatsächlich umgeben: Friedrich v. Hausen, der Sänger, der am feinsten und leichtesten den zierlichen französischen Styl wiedergab; Bligger v. Steinach, dessen Wappenschild mit der Harfe noch heut dem Reisenden im waldumkränzten Neckarthal grüßt, waren in seinem persönlichen Gefolge.

nig von Cypern selbst nahm seine Krone aus des Bischofs von Hildesheim Händen als kaiserliches Lehen, ein Theil Nordafrikas, Antiochien und das asiatische Armenien huldigte dem Erben der Cäsaren, und Heinrich im Besitze aller Schlüssel des Orients, Herr einer großen Flotte im adriatischen Meer, bereitete einen Kreuzzug vor, der, hinschreitend über den wankenden Thron von Byzanz, für alle Zeit das heilige Land mit dem römischen Kaiserthum deutscher Nation verbinden sollte. 1196 steht das Kreuzheer gerüstet und gehorsam in Italien, der Glockenhammer hebt schon aus, um die glorreichste Stunde des Reiches zu schlagen — da zerspringt die Glocke: Plötzlich, wie von eines feindlichen Gottes Hand berührt, stirbt Heinrich zu Messina. Mit ihm ging Alles zu Grabe! Die widerwillig gehorchenden Mächte erhoben gewaltsam das Haupt, die Hierarchie vor allen, bisher in athemlosem Schrecken scheu gehorchend, warf die Maske ab und trat hervor, Unfrieden sinnend und im Trüben fischend, und der Deutschen unglückselige Neigung, jedem Einzelwillen, jeder Einzelmeinung disciplinlos Spielraum und Geltung zu verschaffen, stürzte auch die Heimath in blutigen Bürgerkrieg und Anarchie.

Wie mußte solch jäher Rückschlag ein Herz ergreifen, das gleich Walther's warm und hoch für Deutschland schlug!? Und zur Theilnahme am allgemeinen Weh gesellte sich für ihn sogleich auch noch persönliches Mißgeschick. — Sein alter Gönner Herzog Leopold VI. war schon lange zu seinen Vätern versammelt. Die gleiche Gunst indeß wie er hatte sein Sohn Friedrich dem liebenswürdigen Dichter gewidmet. Als Kaiser Heinrich aber die Heerfahrt zum gelobten Lande vorbereitete, war der junge Fürst zum Heer gestoßen und hatte Oesterreich in Leopold's, seines Bruders, Obhut zurückgelassen. Das Verhältniß Walther's zu diesem Fürsten scheint sich früh getrübt zu haben, vielleicht, daß er mit seinem Urtheil nicht vorsichtig genug gewesen, daß er seine Dienste zu ausschließlich dem edlen Friedrich gewidmet. — Genug, als die Nachricht von dem während des Kreuzzugs erfolgten Tode des jungen Herzogs nach Wien kam und Leopold nun definitiv den Fürstenstuhl bestieg, da sah sich Walther plötzlich vom Hofe verwiesen, hinausgestoßen aus all den liebgewordenen nahen Beziehungen, verbannt, verwaist.

Ein harter Schlag! Aber sicherlich leichter zu verwinden, wenn der quälende Schmerz um des Vaterlandes Noth nicht die Seele festgehalten hätte. Er selber sagt: „Ließen mich Gedanken frei, so wüßte ich nicht um Ungemach!"

Aber die Gedanken konnten ihn nicht frei lassen! Es sah furchtbar aus in der Welt. Des kaiserlichen Stammes echter Erbe war ein Kind, der gewaltige Geist des Kaisers aber stand auf in einem Manne, der Alles

das bekämpfen mußte und wollte, was Barbarossa, was Heinrich Großes geschaffen. Innocenz III., ein geborener Weltherrscher im rüstigsten Mannesalter, hatte unmittelbar nach des Kaisers Tode den Stuhl Petri bestiegen und der Schwerpunkt der Welt war verlegt. Für nichtig erklärte der Papst das Kronrecht Friedrich's, des Kindes, da es noch nicht getauft gewesen, als die Wahl erfolgt. Viele Deutsche, die entweder selbst ehrgeizig nach der Krone strebten, oder denen mit einem Kinde als König nicht gedient war, pflichteten des Papstes Ausspruch bei. Des verstorbenen Kaisers Bruder, Philipp von Schwaben, suchte anfangs dem jungen Neffen die Krone zu erhalten, bald mußte er, um nur überhaupt der Hohenstaufen Recht zu wahren, selbst Anspruch erheben auf die Krone. Aber auch ihm trat Innocenz wenn auch zunächst nur mit geschlossenem Visir, ränkeschmiedend und versteckt entgegen, und es gelang dem Klugen eine mächtige Partei in Deutschland zu vermögen, einen Gegenkönig aufzustellen, Otto von Braunschweig, den Welfen. Die Kriegslust der Deutschen, bisher nach Außen gewandt, schlug nun sich selbst die tiefsten Wunden, Hungersnoth und Faustrecht wütheten; es schien der jüngste Tag zu nahen, und jener leuchtende Edelstein der deutschen Kaiserkrone, den man den „Waisen“ nannte, weil er, nie und nirgends seines Gleichen findend, wie „verwaist“ erschien, er verdunkelte sich und war nun auch für alle Zeit getrübt.

Wie mochten in Walther's Geist die Gedanken toben. Wie mochte er sinnen, mit seinem Liede zu helfen. Er stellt sich uns in einem seiner Gedichte dar, wie er auf einem Steine sitzend, Bein über Bein geschlagen, Kinn und Wange in die Hand geschmiegt, nachdenkt über die Welt. Es ist diese äußerliche Stellung symbolisch; denn es ist dieselbe, welche vielerorts ausdrücklich dem Richter vorgeschrieben war, wenn er das Urtheil finden sollte; aber sie bezeichnet damit auch trefflich das Wesen von Walther's nachdenklicher, über die Zeit zu Gericht sitzender Dichtung und zwei alte Handschriften bilden ihn vor seinen Liedern in dieser Stellung ab.

Hören wir sein Lied:

Ich saß auf einem Steine
Und kreuzte Bein mit Beine,
Darauf setzt' ich den Ellenbogen;
Zur Hand hatt' ich hinabgebogen
Das Kinn und eine Wange. —
So dacht' ich noch viel lange,
Wie man auf Erden solle leben!
Doch keinen Rath wußt' ich zu geben,
Wie man drei Ding' erwürbe,
Daß keins davon verdürbe.

Von zweien: Ehr' und ird'schem Gut,
Meist eins dem andren schaden thut.
Das dritte, Gottes Milde,
Wird beiden erst zum Schilde.
Die wollt' ich gern in einem Schrein.
Doch leider kann's jetzt nicht mehr sein,
Daß Ehr' und Gut der Welt
Mit Gottesfurcht gesellt
In einer Brust zusammenkommen,
Da ihnen Weg und Steg genommen.
Auf off'ner Straße herrscht Gewalt,
Die Falschheit liegt im Hinterhalt,
Friede und Recht sind todeswund:
Nicht frei Geleit wird jenen dreien,
Die beiden würden erst gesund! —

Wenn dieses Spruches Inhalt allgemeine Beziehungen auf die Gefährdung der höchsten Güter des Menschen bilden, so tritt ein gleichzeitiges Gedicht unmittelbar dem Wahlstreit nah. Und da muß es uns modernen Menschen, die wir noch heut in so ähnlichem Kampfe stehn, einen ganz wunderbaren Eindruck machen, mit welcher Energie Walther davor warnt, die Macht der kleinen Territorial-Fürstenkronen zu vermehren, um nicht den unseligen Particularismus der Deutschen zu verstärken, wie er vielmehr darauf dringt, sich der einheitlichen Königsmacht ohne Zögern unterzuordnen.

Ich lauschte einem Bach
Und sah den Fischen nach;
Ich sah, was ringsum bot die Welt,
Laub, Rohr und Gras und Wald und Feld,
Was kriechet und was flieget
Und Bein zur Erde bieget;
Ich sah es und ich sag' Euch das:
Da lebt nicht Eines ohne Haß;
Das Wild und das Gewürme,
Die streiten starke Stürme;
So tobt auch bei den Vögeln Streit.
Doch eins thun sie in Einigkeit:
Sie glaubten sich verloren,
Wenn kein Gericht erkoren;
Sie kiesen Kön'ge, ordnen Recht,
Sie unterscheiden Herrn und Knecht. —
So weh dir, deutscher Zunge,
Wie steht dein Ordenunge!?
Die Mücke selbst hat ihren König,
Doch deiner Ehren denkst du wenig!
Bekehre dich! Nicht mehre
Der Landeskronen Ehre.

Die kleinen Herren drängen dich!
Philippen setz' den Waisen auf und heiß sie treten hinter sich!

Es scheint dies Gedicht mittelbar auch an Philipp selbst gerichtet zu sein, um den Zögernden aufzufordern, dem Drängen seiner Partei nachzugeben und die bevorstehende Wahl anzunehmen. Daß Walther auf Philipp's Seite getreten, verstand sich von selbst. Er hätte nicht der scharfblickende klare Geist sein müssen, um zu verkennen, in welchem Lager das wahre Recht, vor Allem aber die wirkliche Vertretung der deutschen Interessen zu suchen sei. Er wie Alle, welch deutsch dachten und fühlten und die eigenen Absichten gern opferten, wo es des Vaterlandes Wohl und Größe galt, er mußte die erbliche Befestigung und Sicherstellung der Königsmacht dringend wünschen und schon deshalb ein Anhänger der Hohenstaufen sein, auch wenn Philipp nicht, wie alle Fürsten dieses Hauses, ein Gönner und Kenner deutschen Minnesangs, durch seines Wesens Anmuth, seine leutselige Milde und durch den Zauber seines Namens einen Dichter wie Walther hätte fesseln müssen. Und auf der anderen Seite stand Otto von Braunschweig, dem stets rebellirenden Welfenhaus entsprossen, nur halb deutsch, da er groß geworden im wüsten Treiben der normannischen Ritterschaft Englands und Frankreichs, riesig und roh, und in Deutschland auf den Schild gehoben von den Pfaffen. —

Philipp von Schwaben nahm die Wahl zum Könige an. Aber gleich darauf zog Otto mit französischen Rittern in Cöln ein, eroberte Aachen, ließ sich zum Könige krönen. Philipp jedoch war im Besitz der Reichskleinodien, was damals viel bedeutete; er zog nach Mainz und empfing hier nebst seiner holden griechischen Gemahlin aus des Trierer Bischofs Hand die so heiß umworbene Krone Karl's des Großen. Walther war zugegen bei dieser Krönung. Jubelnd sieht er seinen Wunsch erfüllt und freut sich, wie trefflich die alte Krone dem jungen Könige paßt.

Längst war die Krone ehe Philipp war.
Doch Alle mögt ihr schaun, wie wunderbar
Der Schmied ihr einst das rechte Maß gegeben.
Sein kaiserliches Haupt ziemt ihr so wohl,
Daß sie mit Recht nun Niemand scheiden soll,
Da sie sich wechselseitig strahlend heben.
Sie leuchten beid' einander an
Das Edelgestein und der junge süße Mann.
Die Augenweide sehn die Fürsten gerne!
Wer nun im Reich noch irre geht,
Der schaue, wem der Waisen hoch über dem Nacken steht
Und folg' dem Stein, der Fürsten Leitesterne.

Mit diesen Liedern betrat Walther's Poesie das politische Gebiet und

der Dichter selbst einen dornenvollen, aber glorreichen Weg, von dem er bis zu seinem Tode um keines Haares Breite abgewichen.

Lieder, wie die eben mitgetheilten, wurden im Gegensatz zum Frauendienst des Minnesangs dem Herrendienste zugerechnet, gradesó wie die provenzalischen Dienstgedichte, jene Sirventes, die aber freilich in ihrer Mehrzahl nichts weniger waren, als Lieder zum Preise irgend eines Herrn und seines Dienstes, vielmehr Gesänge glühender Opposition, lodernden Zornes und gewaltigen Volkssturms, die sich in erster Reihe gegen Rom, gegen die Priesterherrschaft richteten. Der Troubadoure Bertrand de Born und Peire Cardinal's feurige Lieder, sie waren es, die den freien kühnen Muth der provenzalischen Herätiker geschürt, sie waren es, die gegen denselben Innocenz III., der Deutschlands Blüthe knickte, jenen Geist emporgeführt, der leider unter der Zeiten Mißgunst, wie eine zu früh durch den Schnee hindurchgebrochene Blume, in den Albingenserkriegen so beispiellos entsetzlich zertreten ward. Peire Cardinal singt von den Pfaffen:

Sie heißen Hirten sich;
Doch morden fürchterlich;
Sie sind voll Heiligkeit,
Betrachtet man ihr Kleid. —
Stets kommt es mir zu Sinn,
Wie einstmals Isegrin
In eine Hürde schlich,
Doch ob der Hunde sich
Ein Lammfell überzog,
Damit er sie betrog.
Nun hatt' er freien Lauf
Und fraß auch Alles auf.

Wenn aber in so glühenden Hasses Tönen der Provenzale den Ingrimm seines Volkes sang, so fehlte es an verwandten Klängen auch in Deutschland damals nicht. War doch die Geistlichkeit thatsächlich in einem Zustande, der den Hohn und die Verachtung der Nation erregen mußte. Bezeichnend für die Stimmungen der großen Menge sind die Lieder fahrender Schüler. Da heißt es z. B.: „Kein Geistlicher giebt die Gnade der Kirche umsonst. Jegliche Pforte öffnet Geld! Judas verfiel der Hölle, weil er Christum einmal verkaufte. Ihr aber, die Ihr täglich siebenmal des Herren Leib verkauft, welche Strafe bleibt für Euch? Die Nacht hindurch buhlt der Priester, und mit befleckten Händen feiert er dann die heilige Messe, segnet er Christi Leib. Die Bischöfe schweigen dazu still und spähen nach Beute, statt des Stabes führen sie die Lanze, statt der Inful den Helm, den Panzer statt der Alba und statt der Stola den Schild!" —

Da solche Lieder in des Volkes unteren Schichten gang und gebe waren, so konnte natürlich gleicher Sinn auch in den höheren Kreisen nicht fehlen und mußte Ausdruck finden. Der Mann aber, der da die rechte Sprache traf, der einzige Sänger, den wir Deutsche der großen Reihe provenzalischer Rügedichter ebenbürtig an die Seite stellen können, ein Patriot voll festen Freimuths, ein Vorläufer der reformatorischen Helden, die drei Jahrhunderte nach ihm kämpfen und siegen sollten, ist Walther von der Vogelweide. Und Walther war fromm, auch im Sinne seiner Zeit durch und durch fromm, voll tiefen Respekts vor den Satzungen der Kirche, ein eifriger Vertheidiger der Kreuzzugsidee, voll inniger Verehrung auch gegen die Königin der Engel, deren keuscher Leib den umfing, den aller Welten Höhe, Breite und Tiefe nicht umgreifen mögen. Aber je wahrer und wärmer Walther im religiösen Boden seiner Zeit wurzelt, um so gewaltiger ist sein Haß gegen den Mißbrauch der Priestermacht und gegen das den Sinn gefangen nehmende trügerische Gleißen und die Aalglätte der Clerisei.

Nie war so schwer wie jetzt die Christenheit verwirret,
Denn ihre Lehrer selbst sind tief im Wahn verirret.
Es wär' zuviel, geschäh' von dummen Laien das!
Sie sünd'gen ohne Scham. Drum trifft sie Gottes Haß!
Zum Himmel weisen sie und fahren selbst zur Hölle
Und pred'gen: wer nur ihren Worten folgen wölle,
Nicht ihren Werken, der werd' einst vor Gott gedeihn.
Die Pfaffen sollten keuscher als die Laien sein.
Welch' frommes Buch gab denn die Künste ein,
Wie man der schönen Frauen Tugend fälle!?

Man hört, es ist hier ganz derselbe Ton wie bei Peire Cardinal und wie bei den fahrenden Sängern, und eine so tief sittlich angelegte Natur wie die unseres Walther mußte sich so aussprechen. Aber es kam noch ein anderes Moment hinzu, um ihn festzuhalten auf dem Kampfplatz gegen die Hierarchie. Politischer Zorn ist's, der ihm die gewaltigsten Lieder in diesem Sinne diktirt und der ihn auch sofort sich gegen die höchste Stelle, gegen Innocenz selber, richten heißt.

Denn hervorgetreten war der Papst, seit Philipp die Krone genommen, aus seinem lauernden Hinterhalt, und mit dem strahlenden Waisen zugleich war über des Hohenstaufen königliches Haupt der Bannstrahl gekommen, und zwar in der wunderbarsten versteckteften Art. Denn nicht Innocenz sprach den Bann aus, sondern er fingirte einen Bannspruch seines Vorgängers Cölestin, dessen Ablösung er unter demüthigenden Bedingungen anbot. Diesem niederträchtigen Gaukelspiel gegenüber schwillt des deutschen Walther's Brust und er singt:

Ich sah mit meinen Augen
Der Menschen Thun und Taugen;
Und prüfend ich vernahm und sah,
Was Jeder sprach und was geschah.
Da hört' zu Rom mit Lügen
Zwei Kön'ge ich betrügen;
Davon hub an der größte Streit,
Der jemals ward in aller Zeit,
Weil Pfaffen sich und Laien
Begannen zu entzweien.
Das war eine Noth vor aller Noth,
So Leib als Seele lagen todt.
Die Pfaffen wurden Krieger,
Die Laien blieben Sieger.
Das Schwert da legten jene nieder,
Und griffen zu der Stola wieder
Und bannten, wen sie wollten,
Nicht den sie bannen sollten.
Der Friede starb in Gottes Haus:
Ich hörte fern in einer Klaus
Wohl Jammern ohne Maaßen,
Ein Klausner saß verlassen,
Der klagte Gott sein bitt'res Leid:
„O weh, der Papst ist allzujung, Herr Gott, hilf deiner Christenheit."

Aber es ist Walther's Blick auch nicht verborgen, wo eine Hauptquelle dieses Unheils zu suchen sei. Die priesterliche Herrschsucht und jene Prätension, daß der Papst die Sonne der Welt sei, von welcher der Kaiser und alle Fürsten erst ihr Licht zu empfangen hätten, sie haben einen ganz bestimmten Boden, in dem ihre breitesten Wurzeln ruhen und immer wieder neue Nahrung saugen: die weltliche Herrschaft des Papstthums, die Pseudo-Schenkung Kaiser Constantin's, deren Bekämpfung der arme Arnold von Brescia schon zu Barbarossa's Tagen mit dem Feuertode bezahlte und auf deren Zusammensturz wir ja noch heut, im Jahre 1867, geduldig harren. Walther, wie alle seine Zeitgenossen, an Constantin's Schenkung glaubend, spricht dennoch mit Entschiedenheit seine tiefe Ueberzeugung von dem unheilvollen Charakter dieser frevelhaften Herrschaft aus:

Es hat der König Constantin
Dem Stuhl zu Rom so viel verliehn:
Speer, Kreuz und Kron', so daß er Macht empfangen.
Da schrie der Engel laut: „O weh,
Und aber weh, zum dritten weh!
Wie stand die Christenheit in Zucht und Prangen!
Nun ist ein Gift herabgefallen
Ihr Honig ward zu bitt'rer Gallen,

Die einst am Mark der Erde nagt.
Drum leben Fürsten jetzt mit Ehren,
Indeß der Kaiser Schmach erduldet! —
Das hat der Pfaffen Wahl verschuldet,
Das sei Dir, süßer Gott, geklagt!
Die Pfaffen wollen Laienrecht verkehren:
Der Engel hat uns wahr gesagt!

Und mehr und mehr sollte diese Wahrsagung sich erfüllen.

Der Kampf zwischen den Gegenkönigen schwankte zweifelhaft und mit wechselndem Glück hin und her. Und Walther betheiligte sich daran mit dem regsten Streben. Meist scheint er sich an Philipp's Hofe selbst aufgehalten zu haben; denn er sagt: „Mich hat das Reich und die Krone an sich genommen," häufig aber dürfte er auch zu politischen Sendungen gebraucht worden sein, denen der ebenso sprachgewandte als charakterfeste Dichter gewiß in hohem Maße gewachsen war. In solchen Aufträgen sehn wir ihn vorübergehend am thüringischen und österreichischen Hofe, ja zu Paris bei dem Philipp befreundeten Franzosenkönige thätig, und es ist wahrscheinlich bei der Heimkehr aus Frankreich, daß er jenes berühmte Lied sang, welches unter dem Namen „Deutschland über Alles" bekannt ist und welches seinen Zeitgenossen schon so theuer, werth und mundgerecht war, daß es die Boten auf der Straße sangen:

Ihr sollt sprechen: „Sei willkommen!"
Der Euch Mähre bringet, das bin ich.
Alles, was Ihr sonst vernommen,
S'ist eitel Wind: jetzt fraget mich!
Doch ich hoff' auf Güte,
Lohnt Ihr mir es gut,
Sing' ich Euch wohl Manches, das Euch sänftlich thut.
Seht, wie man mir Ehren biete.

Deutschen Frauen will ich sagen
Solche Mähre, daß die Holden traun
Aller Welt noch mehr behagen:
Ohne Sold auch säng' ich so die Fraun.
Dürft' an Lohn ich denken?
Sie sind mir zu hehr:
Drum bescheid' ich mich, und nichts erbitt' ich mehr,
Als mir holden Gruß zu schenken.

Ich hab' Lande viel gesehen;
Nahm der Besten überall in Acht:
Uebel müsse mir geschehen,
Hätt' ich's jemals über's Herz gebracht,
Daß mir wohl gefallen
Wollte fremde Sitte.

Nun, was hülf' es mir, wenn ich im Unrecht stritte?
Deutsche Art geht doch vor allen.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und herüber bis zum Ungarland
Mögen wohl die Besten sein,
So ich irgend auf der Erde fand.
Weiß ich recht zu schauen
Anmuth, Leibeszier,
Nun bei Gott so schwör' ich, daß die Weiber hier
Besser sind, denn andre Frauen.

Deutsche Männer — wohl gezogen,
Recht wie Engel sind die Fraun gethan,
Wer sie schilt, der ward betrogen,
Anders nicht verstünd' ich seinen Wahn.
Tugend und reines Minnen,
Wer die suchen will,
Komme der in unser Land, da ist Wonne viel!
Mög' ich leben lang darinnen! —

Von seinen diplomatischen Reisen scheint Walther immer wieder an den Staufischen Hof zurückgekehrt zu sein und an allen Begebnissen desselben Theil genommen zu haben. Vor ihm hat er wohl jenes Lied zu Deutschlands und seiner Frauen Preise zuerst gesungen, und Walther's herzliche und warme Beziehungen zu Philipp und den Seinen schildert auch sehr anmuthig ein Spruch auf das Weihnachtsfest von 1199, welches der Hof zu Magdeburg feierte. Die Schilderung der Kaiserin als einer Rose ohne Dornen und einer Taube ohne Gallen athmet eine so friedliche und frohe Stimmung, wie sie wohl schon bald darauf am Hofe selten genug geworden sein mag. Denn der Stern Philipp's wurde ernstlich bedroht und schien auf immer erbleichen zu sollen.

Im Lenz 1201 trat nämlich Innocenz offenkundig und ohne Rückhalt auf des Welfen Seite, und sprach selbst und in feierlichster Form über Philipp den Kirchenbann. Otto hatte dem Papst unbedingten Gehorsam geschworen, wurde er Herr, so herrschte Innocenz; kein Wunder, daß dieser jedes Mittel versuchte, des Welfen Schale sinken zu machen. Ein unerhörter Abfall der Fürsten war die unmittelbare Folge von Philipp's Verfluchung. Böhmen, Meißen sagten sich sofort von ihm los, der Krieg schlug auf's Neue in lodernden Flammen auf, und es begann in Deutschland ein Zustand der Unsicherheit des öffentlichen Lebens wie des Rechtsbewußtseins, den die Zeitgenossen schon mit grauenerregenden Farben schildern. Der Abt von Ursperg sagt: „Damals fingen die Uebel n, sich auf der Erde zu vervielfältigen; denn es entstand unter den aMenschen Feindschaft, Trug, Untreue und Verrath. Gegenseitig stürzten

sie sich in Tod und Untergang, Raub, Plünderung, Verheerung, Brand, Aufruhr und Krieg. Jedermann ist jetzt meineidig und in Frevel verstrickt; und wie das Volk, so die Priester. Die Verfolgung ist so groß, daß Niemand seinen Wohnsitz verlassen mag, um auch nur zum nächsten Ort zu gehen!" — Wie mußte Walther solchen Zuständen gegenüber fühlen! — Mit Trauer und Entsetzen klagt er um die alte Ehre und Sitte. „Leer stehen die Stühle, auf denen ehedem Weisheit, Adel und Alter saßen. Das Recht hinkt, die Zucht trauert, die Scham ist todeskrank. Verkehrt ist der Sonne Schein, Untreue hat ihren Samen gestreut und den Vater betrügt das Kind, Bruder den Bruder, Geistliche die Laien." Schaudernd erkennt der Dichter hierin die Zeichen des nahenden Weltgerichts und tiefbekümmert hält er der zerrütteten Gegenwart des alten Glanzes Bild entgegen.

> Ich sah hiervor einmal den Tag,
> Da klang unser Preis von jeglicher Zungen
> Und wo nur ein Land in der Nähe uns lag,
> Da bat es um Frieden, sonst ward es bezwungen.
> Wie haben wir damals nach Ehren gerungen.

Aber die Zeit war vorüber und Walther, der so klar sieht und so tief entrüstet ist, er wäre wohl noch unglücklicher gewesen, hätte er ahnen können, auf wie lange Jahrhunderte hinaus die Trümmer der damals begonnenen Untergrabung des deutschen Reiches sogar den Neubau hindern sollten.

Mit dem Jahre 1204 nahmen die Angelegenheiten eine günstigere Wendung für König Philipp, es gelang ihm, den Gegner in offener Schlacht aus dem Felde zu schlagen. Adolf von Köln, bisher Otto's mächtige Stütze, trat nebst dem Brabanter Herzog auf Philipp's Seite, und dieser entschloß sich zu einer zweiten Krönung an der gesetzlich vorgeschriebenen Stätte, er bestieg zu Aachen den Thron Karl's des Großen. — 1206 erfocht er dann einen neuen Sieg im Limburgischen. Auch die Stadt Köln, der Centralpunkt der Welfischen Macht, wurde erobert, und Otto, von allen Bundesgenossen verlassen, zog sich in seine Stammlande nach Braunschweig zurück. In demselben Jahre aber war Liefland dem Reiche gewonnen und der Bischof von Riga zum deutschen Reichsfürsten erklärt; Konstantinopel, stets das ersehnte Ziel Hohenstaufischer Politik, war in den Händen der Abendländer und der Mainzer Erzbischof Luitpold drang mit einem starken Heer in Italien ein und setzte auch hier dem päpstlichen Einfluß eine mächtige Grenze.

Jetzt schien der Zeitpunkt gekommen, an welchem Philipp die große Politik seiner Vorgänger aufnehmen und die gewonnene Machtstellung in

Deutschland, ja in Europa benutzen mußte, um die kaiserliche Hoheit der päpstlichen siegreich, frei und weltbeherrschend gegenüber zu führen, es war der Moment eingetreten, in welchem Barbarossa oder Heinrich VI. unbedingt die Alpen überstiegen und den feindlichen Innocenz in den Staub geworfen hätte. — Daß Walther ein solches Vorgehen erwartete, versteht sich bei seinen Anschauungen von selbst. Gewiß sah er schon im Geiste das deutsche Heer einziehen in Rom, einen neuen Papst gewählt und von Philipp eingesetzt, diesen aber auf dem Wege nach Sicilien, nach Messina, um von hier, von der Todesstätte seines Bruders Heinrich aus, einen Kreuzzug zu rüsten, der zum Occident auch den Orient unter die Hoheit des deutschen Kaisers zwingen mußte. — Da that Philipp den unerwarteten Schritt: er reichte Innocenz die Hand zur Versöhnung, er rief den Erzbischof Luitpold mitten aus seinem Siegeszuge ab, er empfing feierlich des Papstes Legaten, er schwur in allen Dingen, um die er gebannt worden, zu gehorchen und wurde feierlich zu Worms vom Banne gelöst.

Das mußte ihm Walther's Liebe kosten. Unterwerfung unter den Willen des Papstes? Jetzt im Augenblicke des Sieges? Es schwindelt dem feurigen Sänger. War das der König, für den er ununterbrochen gerungen und gesungen? Und trotzig, wie er war, schüttelte er den Staub von seinen Füßen, verließ des Königs Hof und zog wieder hinaus in die Welt als fahrender Sänger, um von der Kunst und für die Kunst zu leben, da sich die große Welt so wenig werth zeigen wollte der begeisterten Liebe und des glühenden Eifers, die der Dichter ihr gewidmet hatte.

So wird denn Walther wieder Minnesänger, aber freilich ein anderer als vordem. Ein elegischer Ton zieht durch Alles, was er singt; und auch da, wo dieser einmal leiser klingt, ist Alles, was der nun vierzigjährige Mann von Minne singt, so gedankenhaft durchklärt, so frei von den gährenden Fluthen der Leidenschaft, daß wir vor Allem immer hören: es ist der Künstler, der Dichter von Beruf, der singt. Wie weit eigene Empfindungen und Erfahrungen auch bei diesen Liedern die Grundlage bilden, dies zu entscheiden, ist wohl trotz aller Versuche vergeblich.

Hören wir als Beispiel eins solcher Lieder.

> Wird denn Niemand wieder froh,
> Daß wir nicht immerdar in Sorgen leben?
> Weh, wie thun die Jungen so,
> Die vor Lust in Lüften sollten schweben!
> Manche zwar sind Leides voll,
> Doch bei Reichen tadl' ich's und bei Jungen,
> Die sind unbezwungen,
> Der Gram steht ihnen schlecht, die Freude stünde wohl.
> . . . .

Wer verholen Sorge trage,
Der gedenk' an gute Fraun: er wird erlöst!
Der gedenke lichter Tage,
Immer hat das Trost mir eingeflößt. —
Drückt mich oft der dunklen Tage Noth,
Nehm' ich mir ein Beispiel an der Haide,
Die sich schämt im Leide:
So sie den Wald sieht grünen, wird sie immer roth!

Frau, wenn ich gedenk' an dich,
Wie in reinstem Leib so holde Tugend wohnet,
O laß ab! Du rührest mich
Mitten an das Herz, wo meine Liebe thronet,
Lieb und lieber nur, das mein' ich nicht;
Nein, du bist das Liebste das ich meine:
Du bist mir alleine
Auf aller Welt noch lieb, mein Trost, mein Licht!

Während Walther so dem Minnesange und der Beschaulichkeit lebte, waren plötzliche große Weltbegebenheiten hereingebrochen, welche die Lage des Vaterlandes abermals umwälzten und alles bisher Erworbene auf's Neue in Frage stellten. — König Philipp, der in Franken zum letzten entscheidenden Schlage gegen Otto von Braunschweig ein Heer sammelte und seiner Nichte Beatrix von Burgund Hochzeit auf der Burg zu Bamberg feierte, fiel hier am 21. Juni 1208 unter dem mörderischen Schwerte des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, eines Mannes, den er mit Wohlthaten überhäuft. — Mit Philipp schien der Staufen Sache in Deutschland für immer verloren zu sein! Denn ihr einziger Stammhalter war jener Sohn Heinrich's VI., Friedrich von Sicilien, der, in Italien unter des Papstes unmittelbarem Einfluß aufgewachsen, noch niemals Deutschland gesehen hatte und der, dieser Erziehung wie auch seiner Jugend wegen, unfähig scheinen mußte, in so kritischem Augenblick die Leitung Deutschlands in die Hand zu nehmen. Dieser Sachlage gegenüber entschlossen sich die meisten Reichsfürsten zu augenblicklicher Anerkennung des nun thatsächlich alleinigen Königs Otto's IV. und sofort fiel auch der Welfe in die Staufischen Stammlande, und Parteiung und Verheerung tobten auf's Neue durch die allzuschwer heimgesuchten Gaue Deutschlands. Von der Nothwendigkeit zu Otto's, als des nunmehr wirklich rechtmäßigen Königs, Fahne überzutreten, war auch Walther von Anfang an überzeugt. Kam es ihm doch nie auf irgend welche dynastischen Interessen, sondern ausschließlich auf des Vaterlandes Größe an. Wenn er trotzdem zunächst in der Ferne blieb und sein Lied sich noch zu keiner Huldigung verstand, so war daran gewiß weniger die Abneigung gegen Otto's rohe und gewaltthätige Persönlichkeit als vielmehr die tiefe Mißstimmung Schuld,

welche Walther die weitgehenden, ja schimpflichen Zugeständnisse bereiten mußten, zu denen sich König Otto der Curie gegenüber mit schmachvoller Bereitwilligkeit herbeiließ, Zugeständnisse, welche nicht nur die Kaisermacht wesentlicher Attribute entkleideten, sondern auch eine fürchterliche Bedrohung des freien Geistes in sich schlossen, da sie den König verpflichteten, jede abweichende Glaubensmeinung mit dem Schwerte auszurotten. Mochte darum auch Walther den König anerkennen: er konnte ihn weder lieben noch achten, und so blieb er ihm fern.

Vornehmlich in Thüringen dürfte sich der Dichter während dieser Frist aufgehalten haben, in Eisenach, wo auf der Wartburg damals Landgraf Hermann Hof hielt, und wo auch die Sage unseren Dichter gerade um diese Zeit mit den berühmtesten seiner Kunstgenossen: Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Ofterdingen, im Sängerkriege streiten läßt.

Das Leben an Hermann's Hof scheint ungemein lebendig, ja fast tumultuarisch gewesen zu sein. Walther selbst sagt:

Wer in den Ohren siech ist, oder krank im Haupt,
Der meide ja Thüringens Hof, wenn er nur glaubt:
Käm' er dahin: er würde ganz bethöret.
Ich drang so lange zu, daß ich nicht mehr vermag,
Ein Zug fährt ein, der andre aus, so Nacht als Tag:
Ein Wunder ist's, daß da noch Jemand höret:
Der Landgraf hat so milden Muth,
Daß er mit stolzen Helden, was er hat, verthut,
Davon ein jeder wohl als Kämpe stände.
Mir ist sein hohes Thun wohl kund:
Und gelt' ein Fuder guten Weines tausend Pfund,
Doch Niemand leer der Ritter Becher fände! —

Die kritiklose Freigebigkeit Hermann's führte eine sehr gemischte Gesellschaft an seinen Hof. Auch Wolfram von Eschenbach tadelt im Parzival Ton und Treiben zu Eisenach, und verweist auf einen uns verlorenen Spruch Walther's, der die dortige Gesellschaft mit „Guten Tag, Bös' und Gut'!“ anredet. Und bis zu gesellschaftlichen, ja rechtlichen Unzuträglichkeiten scheint man oft fortgerissen worden zu sein. Zwei Spottlieder Walther's gegen einen Eisenacher Hofgenossen, Gerhard Atze, schildern höchst ergötzlich, wie ihm dieser Mann ein Pferd erschossen, jedoch nicht dahin zu bringen war, Schadenersatz zu leisten. Wo aber so ungefüges äußeres Leben hauste, da ist kaum zu erwarten, daß eine übergroße Feinsinnigkeit in künstlerischer Beziehung geherrscht haben werde, und wenn Walther in mehreren Sprüchen dem Landgrafen räth, als guter Gärtner das Unkraut auszuraufen, auf daß es nicht edle Pflanzen überwuchere,

und die Schwätzer und Kläffer vom Hofe zu senden, die jeden Anderen überschrieen, so sind in solchen poetischen Reliquien wohl Andeutungen feindlicher Strömungen am thüringischen Dichterhofe zu erkennen, deren historisch nicht mehr nachweisbarer Zusammenstoß vermuthlich den Anlaß gab zur Sage vom Sängerkriege.

Walthern mußte derartiges Treiben mißbehagen; seine beständige, wiederholt auch in Liedern ausgesprochene Sehnsucht zieht ihn immerdar nach Oesterreich; er besucht auch wirklich einmal den Babenberger Hof; indeß die Zeiten waren auch dort andere und mit ihnen die Verhältnisse fremder und kälter geworden, und selbst wenn Walther noch volles Behagen gefunden, er hätte trotzdem nicht bleiben können in Wien, denn die politische Lage nahm eine Gestaltung an, welche ihn sofort wieder auf den Kampfplatz und somit nach dem Norden Deutschlands rufen mußte.

Eine ganz andere Entwicklung nämlich, als ursprünglich der Anschein war, hatte das Verhältniß König Otto's zum Papste erfahren. Zwar empfing der König noch aus den Händen Innocenz' in Rom die Kaiserkrone, aber bald darauf zeigten sich schon die ersten Symptome des Bruches. Otto fühlte mit jedem Tage mehr die Unmöglichkeit, den gegebenen schimpflichen Versprechungen treu zu bleiben, die er vielleicht schon mit der Absicht gab, sie nicht zu halten; und nun in Italien, im Vollbesitz der Macht und Würde, mußten jene Fesseln so drückend, mußte der Gegensatz zwischen der Hoheit des Kaiserlichen Amtes und der Niedrigkeit dem Papste gegenüber so empfindlich werden, daß Otto sich kurz entschloß und in Unteritalien, auf das er feierlich Verzicht geleistet, mit Waffengewalt einrückte, um diese altstaufischen Länder dem deutschen Kaiserthum wieder zu gewinnen. Aber acht Tage nach dem Einmarsch traf ihn auch schon der Bannfluch Innocenz', und bald wurde der Kaiser genöthigt, nach Deutschland heimzukehren, wo ihm in Folge des Bannes von vielen Fürsten der Gehorsam gekündigt ward und wo im Herbst des Jahres 1211 sogar der offene Abfall des böhmischen Königs, des Mainzer und Magdeburger Erzbischofs, wie der Meißener und Thüringer Fürsten erfolgt war, während zu Nürnberg, unter der Aegide des Papstes, Heinrich's VI. Sohn, der jugendliche Friedrich von Sicilien, zum Könige der Deutschen erwählt worden war.

Jetzt, Angesichts des Kampfes, der wieder auf Tod und Leben zwischen deutschem Königthum und päpstlicher Priesterherrschaft ausgebrochen, jetzt tritt auch Walther ohne Zögern wieder auf die politische Bühne, und obgleich er Otto keineswegs liebt und schlecht genug von ihm behandelt wurde — er hält treu bei ihm aus und singt in seinem Dienste die Reihe seiner kühnsten und gewaltigsten Lieder, Lieder, die Alles übertreffen,

was jemals vor Luther gegen die Macht der Hierarchie gesagt und gesungen, und die um so mehr Bewunderung verdienen, als ja damals das Papstthum auf dem Höhepunkt seiner Macht und Herrlichkeit stand und die ganze Welt sich seinen Herrscherwinken zagend beugte.

Wenn Walther außerdem dem gebannten Kaiser auch diplomatisch wichtige Dienste geleistet und namentlich die abgefallenen Fürsten von Bayern und Meißen wieder zur Treue zurückgeführt zu haben scheint, so ist doch das, was er mit jenen Liedern that, unendlich viel größer und folgereicher gewesen, und wie Alles, was echt ist, der Nachwelt unverloren bleibt, so finden heut noch seine Worte volltönenden Widerhall auch in unseren Herzen, im Herzen des neunzehnten Jahrhunderts.

Gleich nach der Rückkehr Otto's, als dieser dem Papste und dem Gegenkönige zum Trotz Hoftag hielt zu Nürnberg, bringt ihm Walther seinen Liedergruß entgegen und beginnt:

Herr Kaiser, seid uns hochwillkommen!
Des Königs Nam' ist Euch benommen
Und Eure Krone strahlt vor allen Kronen!
Eure Hand ist Kraft, und Schatzes voll.
Ihr thut nun übel oder wohl,
Die Hand kann beides, strafen oder lohnen.

Man hört, zutrauen thut Walther dem Könige auch das Uebelthun. Er liebt ihn nicht. Aber er hält ihn für den rechtmäßigen Herrn; er glaubt, daß nur durch treues Festhalten an dem Erwählten und Gekrönten Deutschlands Friede und Größe herzustellen seien und so scheuet er selbst den Bann nicht, der mit Otto ja alle seine Anhänger und also auch das fromme Haupt unseres Dichters traf. Großartig und mächtig wendet er sich gegen den doppelzüngigen Innocenz:

Herr Papst, ich fürchte mich noch nicht;
Denn ich gehorch' Euch, wie es Pflicht! —
Wir hörten Euch der Christenheit gebieten:
Dem Kaiser unterthan zu sein.
Ihr selbst gabt ihm die heil'gen Weihn,
Daß wir ihn hießen „Herr" und vor ihm knieten.
Auch dürft Ihr nicht vergessen,
Ihr spracht: „Wer dich segnet, sei
Gesegnet, wer Dir flucht, der sei geschlagen
Mit Fluche vollgemessen!"
Um Gott! wie wird sich jetzt dabei
Mit Eurem Fluch der Kirche Heil vertragen!?

Und nun reiht sich Spruch an Spruch; und wie Luther beruft sich Walther, um die Geistlichkeit in ihre Schranken zurückzuweisen, direkt auf die heilige Schrift:

Als Gottes Sohn hinieden war,
Versuchte ihn der Juden Schaar,
Und heuchlerisch schlich sie ihn an von hinten
Mit schlauer Frage: ob ihr freies Leben
Dem Kaiser Zins und Steuer solle geben;
Er aber schlug durch ihre schlauen Finten:
Ein Geldstück fordert' er
Und frug: „Weß Bildniß seht Ihr hier?"
„„Des Kaisers Bild,"" rief der Versucher Rotte.
Und also sprach der Herr:
„So gebt dem Kaiser denn auch Ihr
Sein Kaiserrecht; was Gottes ist, gebt Gotte!"

Unterdeß gingen die öffentlichen Dinge einen rapiden Gang. Friedrich von Hohenstaufen war im April 1212, nachdem er seinen einjährigen Sohn zum Könige von Sicilien gekrönt, gen Deutschland aufgebrochen, hatte nach kurzem Kampfe, unterstützt von den schweizerischen Bischöfen und den ihm zujubelnden Schwaben, seinen Gegner aus ganz Süddeutschland verdrängt; Anfangs December war er zum dritten Mal in Frankfurt zum deutschen Könige gewählt, und alle jene Fürsten, die sich schon vor Otto's Rückkunft nach Deutschland schwankend gezeigt, und nur ungern und lau in seinem Dienst verblieben, sie traten jetzt mit Entschiedenheit auf des jugendlichen Hohenstaufen Seite, dessen glänzende Freigebigkeit, dessen erlauchter Stamm, wie seine leutselige Freundlichkeit und königliche Anmuth freilich anders wirken mußten als die starre und wüste Natur des Welfenkaisers Otto. Am Schluß des Jahres 1212 empfing Friedrich vom Mainzer Erzbischof die Krone, während Otto auf dem spärlich besuchten Hoftage von Aachen nur wenige Getreue zusammenhielt. Zu diesen Getreuen gehörte Walther, so sehr ihn auch das wilde und rohe Treiben abstoßen mußte, welches am Hof des Welfen herrschte. Denn nichts scheint Otto fremder gewesen zu sein, als der Begriff edlen Maßes, den die Griechen mit Recht als die Grundlage der Sittlichkeit betrachteten, und den auch Walther unter dem Namen „Frau Maße" in seinen Liedern feierte. Wahrer König ist ihm nur der, der vor Allem sich selbst beherrscht:

Wer schlägt den Leun? Wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet den und diesen?
Der thut es, der sich selbst bezwingt
Und alle seine Glieder bringt
Aus wildem Sturm in steter Tugend Port.

Otto von Braunschweig war aber ganz und gar nicht der Mann, der sich selbst zu bezwingen vermochte. In Köln, wo der Kaiser bald nur noch von der Bürger Gnade lebte, herrschte eine abscheuliche Völlerei,

und mehrere Sprüche Walther's warnen namentlich vor dem unmäßigen Trinken:

> Der hat nicht wohl getrunken, der sich übertrinket:
> Ziemt's einem hohen Mann, daß ihm die Zunge hinket
> Von Wein? Wer also zechet, Sünd' und Schande zu sich winket.

Solche Rügelieder halfen indessen natürlich nichts, ebensowenig, wie andere persönlicher gehaltene Mahnsprüche, in denen Walther auf die Erfüllung von Versprechungen dringt, die der Kaiser ihm gemacht und die ihm, da sie auf Ertheilung eines Lehens hinausgingen, möglich machen sollten, entfernt vom Hofe und ungestört von seiner wüsten Lüderlichkeit nur der Sache des Königs, nicht seiner Person zu dienen.

Jene Sache hatte noch immer seine volle Sympathie, um so mehr als Friedrich, der bei Otto's Anhängern nur der „Pfaffenkönig" hieß, dem Papste eine Reihe neuer sehr weitgehender, sogar territorialer Concessionen machte und somit Welfen und Waiblingen ihre Rollen völlig gewechselt zu haben schienen. Der gebannte Guelfe Otto vertrat die Staufische Kaiseridee, der Ghibelline Friedrich, Heinrich's VI. Sohn und Erbe, schien für das Panier der päpstlichen Macht zu fechten. Das hielt Walther natürlich fest in Otto's Lager; und was ihn auf's Neue mit tiefstem Grimm gegen die päpstliche Partei erfüllte, das war die Sendung des Kirchenstocks nach Deutschland, d. h. die Aufstellung und Umhersendung von Schreinen, um gegen Austheilung päpstlichen Segens Gaben zu sammeln, nominell zur Wiedereroberung des heiligen Landes, in Wahrheit aber wohl zu Nutz und Frommen der päpstlichen Parteiinteressen. Hiergegen empört sich Walther und es ist höchst interessant zu sehen, daß er gerade, wie später Luther durch die Schnödigkeit des Ablaßkrames, zu den heftigsten Angriffen entflammt wird gegen den Mißbrauch der päpstlichen Macht.

> Ahi, wie christlich mag der Papst wohl unsrer lachen,
> Wenn er zu seinen Wälschen spricht: Seht, also muß man's machen!
> (Was er da spricht, er hätt' es besser nie gedacht!)
> Zwei Alemanen hab' ich unter eine Kron' gebracht,
> Die müssen nun das Reich zerstören und belasten.
> Ich füll' inzwischen meine Kasten;
> Zu meinem Stocke treib' ich sie; ihr Gut wird alles mein!
> Ihr deutsches Silber fährt in meinen wälschen Schrein.
> Ihr Pfaffen schmauset Hühner, trinket Wein
> Und laßt die dummen Deutschen . . . . . fasten! —

Ein anderer Spruch redet den Kirchenstock selbst an:

> Sagt an, Herr Stock, hat Euch der Papst hieher gesendet,
> Daß Ihr ihn reicher macht, uns Deutsche aber pfändet?
> Wenn's ihm nun golden strömt zum Lateran,
> So lacht er seiner List, wie er schon oft gethan,

Und klagt uns doch, wie Noth und Sorgen ihn umstarren,
Daß neuen Zins ihm senden alle Pfarren.
Wohl wenig von dem Schatz gelangt in's heil'ge Land;
Denn großen Hort vertheilt nicht gern der Pfaffen Hand.
Herr Stock, Ihr seid zum Schaden hergesandt
Und sucht im deutschen Reich nach Thörinnen und Narren!

Wie groß die Wirkung dieser Sprüche war, geht daraus hervor, daß Thomasin von Zerkläre, ein päpstlich gesinnter Zeitgenosse Walther's, diesen anklagt, Tausende mit seinen Sprüchen bethört zu haben, daß sie Gottes und des Papstes Gebot nicht befolgt. Walther aber wendet sich noch viel direkter gegen diesen Innocenz, gegen den neuen Judas, wie er ihn heißt. Er ist es, der den Papst zuerst den „Zauberer von Rom" nennt, indem er ihn mit Sylvester II. vergleicht, der damals allgemein für einen Schwarzkünstler galt. Aber Walther hält den Innocenz für schlimmer:

Denn jener hat sich selbst doch nur der Höll' ergeben;
Du giebst dich selbst ihr Preis und alle Christenheit daneben!

Eifrig ruft er die Geistlichkeit auf, dem Ablaßhandel und der Simonie, dem Verkauf der geistlichen Aemter und Würden an den Meistbietenden, Einhalt zu thun:

Ihr Bischöf' und Ihr edlen Pfaffen seid verleitet:
Seht, wie der Papst Euch Teufelsschlingen breitet!
Und sagt Ihr uns, daß er St. Peter's Schlüssel habe,
So sprecht, warum er dessen Lehr' aus seinen Büchern schabe!?
Daß man das Sakrament verkaufe,
Ward uns verboten bei der Taufe.
Ihm lehrt's sein Zauberbuch, das ihm der Höllenmohr
Gegeben hat; der pfeift ihm daraus vor.
Ihr Cardinäle, hütet Euren Chor!
Der Hochaltar steht unter übler Traufe.

Die Gluth dieser Polemik erinnert unmittelbar an Luther: es ist der Simson, der, von heiligem Zorn bewegt, an den Säulen des Philisterpalastes rüttelt, gleichgültig, ob er selbst mit den Stürzenden zerschmettert werde.

Und in der That scheint es, als wenn wenigstens die Körperkraft des Dichters dem Erliegen nahe gewesen sei; die Sorge um das Vaterland, der leidenschaftliche Zorn gegen Rom, die Anstrengungen des ihm verhaßten und doch unvermeidlichen wüsten Hoflebens scheinen seine Natur erschüttert zu haben; eine schwere Krankheit warf ihn nieder und hielt ihn lange gefesselt. Erst im Lenz 1214, den Walther mit dem wehmüthigen Liede begrüßt:

Es that der Reif den kleinen Vögeln weh,
Da sie kein einzig Lied gesungen,

Nun aber hört' ich, schöner sei als je
Der holde Lenz in Haid' und Wald entsprungen.

erst mit diesem Frühling erwachte wieder Walther's Kraft, und er schaute tief bewegt auf zu Gott und unbewölkten Blicks umher in der Welt. Kaiser Otto feierte grade zu Aachen seine Vermählung mit Maria von Brabant; Walther, der kaum Genesende, war wohl doppelt der Ruhe bedürftig und erinnerte den kaiserlichen Bräutigam an das oft gegebene, oft gebrochene Versprechen eines Lehens. Aber er scheint eine rauhe und schnöde Antwort empfangen zu haben und tiefverletzt zurückgetreten zu sein.

„Herr Otto!“ ruft er aus, „Ihr seid der böseste Mann; daß ich so bösen Herren nie gewann!“ Unterdessen zog sich gegen diesen Herrn das entscheidende Gewitter zusammen. Walther sah es und erkannte die Unmöglichkeit ihm auszuweichen; daß sein Einfluß auf Otto, wenn er je bestanden, dahin war, verstand sich nach den sehr unangenehmen persönlichen Begegnungen, die stattgefunden zu haben scheinen, von selbst; weich und empfänglich wie jeder Genesende mag sich jetzt zuerst Walther's Brust wieder den schönen Staufischen Erinnerungen geöffnet haben, die seine Jugend verklärt hatten. Ueberdies war Friedrich's Gestalt nach und nach und besonders während Walther's Krankheit mächtig herangewachsen; man begann zu ahnen, daß er keineswegs der Mann sei, der lange oder gar für immer der Kirche Schleppe tragen werde; es mögen Walthern, dessen mächtige Dichterstimme die Staufische Partei zu gewinnen alle Ursache hatte, wohl gar bestimmte Andeutungen über die eigentlichen Ziele von Friedrich's Politik gemacht worden sein, und vor Allem mochte dem klarblickenden Sänger die durch Friedrich's Erfolge abermals möglich gewordene erbliche Befestigung der deutschen Königsmacht als unter allen Umständen erstrebenswerth erschienen sein — genug: kurz nach Otto's Vermählung entschied Walther sich, die verlorene Sache des von ihm persönlich verachteten Kaisers aufzugeben und zu Friedrich von Hohenstaufen überzutreten, fest überzeugt, daß Deutschlands Interessen nicht mehr in dem herabgekommenen, immer machtloser und charakterloser zusammensinkenden Otto ihre Vertretung fanden, und daher auch schnell entschlossen, mit seinem für große Kreise bedeutungsvollen Uebertritt zu Friedrich der nationalen Sache durch Beschleunigung des doch unvermeidlichen Prozesses einen Dienst zu leisten.

Und er hatte die Verhältnisse richtig angeschaut: wenige Wochen nach seiner Entscheidung für Friedrich schlug die Schlacht von Bouvines des Welfen letzte Macht endgültig zu Boden; er war kein wirklicher Kaiser mehr, und nur ein raubritterartiges Fehdetreiben füllte noch die letzten Jahre bis zu seinem Tode, während Friedrich abermals, und zwar an der

rechten Stelle, nämlich zu Aachen, das jugendliche Haupt mit Deutschlands Krone schmückte.

Wohl bei dieser Feier, im Juli 1215 war es, daß Walther, der der Sitte der Zeit gemäß vorher darum in aller Form gebeten hatte, ein Reichslehen empfing, über welches sich der nun bald fünfzigjährige Mann wahrhaft kindlich freute. „Ich hab' ein Lehen, all' die Welt, ich hab' ein Lehen!" ruft er jubelnd aus; nun braucht er nicht mehr ruhelos als Gast unstät umherzuziehen; er ist selbst Wirth; er weiß, wo er im Lenze Maienfrische auf eigenem Grunde athmen, im Winter Gluth mit eigenen Scheiten zünden kann. Das Lehen lag jedenfalls in unmittelbarer Nähe von Würzburg, und hier im schönen Mainthal hat denn auch Walther einen großen Theil seiner späteren Lebensjahre zugebracht. Allerdings aber nicht alle, denn abgesehen davon, daß troß der lebhaft empfundenen Ruhebedürftigkeit seine Wanderlust und Wandergewohnheit doch zu stark war, um ihn dauernd daheim zu lassen, abgesehen davon, daß ihn mannigfache liebgewordene oder nicht leicht zu lösende Verbindungen mehrfach wieder an die Höfe von Oesterreich und Thüringen führten; auch seine Stellung zu König Friedrich gestaltete sich derart, daß sie ihn zu längerem Aufenthalt an seinem Hoflager nöthigte.

Poetisch war Walther zwar nicht für den König thätig, wenigstens was die politisch-kirchliche Seite seiner Dichtung betrifft. Noch war ja Friedrich viel zu fest mit der hierarchischen Partei verbunden, um die Kaiserpolitik seines Vaters und Großvaters offen aufnehmen und einem an seinem Hofe lebenden Sänger gestatten zu können, jenen Ton anzuschlagen, der den Päpstlichen so furchtbar und verhaßt geworden. Und auch nach dem im Jahre 1213 erfolgten Tode des gewaltigen Innocenz und der Thronbesteigung Honorius III. Savelli, war das Intriguenspiel, welches sich zwischen dem römischen Stuhl und der deutschen Krone um die alten Machtfragen entspann, in seiner raffinirten Schlauheit und staatsmännischem Leisetreten nicht dazu angethan sich von den Posaunenstößen Walther'scher Kernsprüche und Rügelieder begleiten zu lassen.

Endlich im Jahre 1220 hatte Friedrich den Papst dahin gebracht, in seine Krönung zum Kaiser einzuwilligen und trat den Römerzug an. An die Spitze der Reichsverwaltung von Deutschland während seiner Abwesenheit stellte er den großen Engelbert von Berg, Erzbischof von Köln, und vertraute ihm zugleich die Oberleitung der Erziehung seines etwa zehnjährigen Sohnes Heinrich an. Als eigentlichen Erzieher aber, oder wenigstens zum vornehmsten Beirath desselben ernannte er Walthern von der Vogelweide, dessen Trefflichkeit er wohl erkannt.

Denn der tiefe Ernst, mit dem der gefeierte Dichter Welt und Leben

maß, die freimüthige Kühnheit, mit der er in den großen Fragen der Zeit gesungen und gehandelt, die erhabene Vorstellung von deutscher Kaisermacht, die sein innerstes Wesen füllte, alles das mußte dem königlichen Staufen einen Mann werth und ehrwürdig erscheinen lassen, der überdies damals auf der Höhe des Dichterruhmes stand und dessen Name in allen deutschen Gauen mit Bewunderung von Mund zu Munde ging. — Wie ernst Walther das ihm übertragene Ehrenamt nahm, zeigt ein schönes Gedicht, welches den Kern seiner Jugendlehren in frappanter Form knapp zusammenfaßt:

Niemand wird's gelingen
Zucht mit Ruthen zwingen;
Wer zu Ehren kommen mag,
Dem gilt Wort soviel als Schlag!
Dem gilt Wort soviel als Schlag,
Wer zu Ehren kommen mag;
Zucht mit Ruthen zwingen,
Niemand wird's gelingen!

Hütet eurer Zungen!
Das geziemt den Jungen;
Stoßt den Riegel vor die Thür,
Laßt kein böses Wort herfür!
Laßt kein böses Wort herfür,
Stoßt den Riegel vor die Thür,
Das geziemt den Jungen,
Hütet eurer Zungen!

Hütet eurer Augen!
Die zu Mustern taugen,
Solche Sitten laßt sie spähn,
Alle bösen übersehn.
Alles Böse übersehn
Laßt sie, solche Sitten spähn,
Die zu Mustern taugen!
Hütet eurer Augen!

Hütet eurer Ohren!
Oder ihr seid Thoren,
Ist das böse Wort erst drin,
So beschmutzt es euren Sinn.
Es beschmutzt euch euren Sinn,
Ist das böse Wort erst drin.
Werdet nicht zu Thoren,
Hütet eurer Ohren!

Hütet wohl der Dreien
Leider allzufreien!
Zungen, Augen, Ohren sind
Schelme oft, für Ehre blind. —
Schelme oft, für Ehre blind,
Zungen, Augen, Ohren sind:
Der nur allzufreien
Hütet wohl der Dreien!

Leider traf die hochsinnige, tief ernste Natur des erziehenden Dichters in Heinrich auf einen durchaus verwahrlosten und verzogenen Knabencharakter, der störrisch und stolz schon in so zartem Alter kaum lenkbar schien. Ein Spruch Walther's klagt dem edlen Engelbert, daß er nicht wisse, welchen Ton er gegenüber dem Königsknaben anschlagen solle, und wenn er in dem eben mitgetheilten Gedichte die Ruthe als Erziehungsmittel verwirft, so hat sein Amt bei König Heinrich ihn bald genug dahin gebracht, aufrichtig zu bedauern, sie ihm gegenüber nicht zur Anwendung bringen zu können. Dies findet sich deutlich und rund heraus in einem Spruch gesagt, mit dem der Dichter die undankbare Stellung, zu der ihn auch vielleicht sein persönliches, mehr polemisches als pädagogisches Temperament weniger geeignet machte, noch vor des Königs Rückkehr aufgegeben zu haben scheint. Der Spruch beginnt:

Verwahrlost Kind, Du bist zu krumm,
Gradbiegen kann Dich Niemand mehr,
Bist für die Ruthe leider schon zu groß
Und für das Schwert zu klein!
Schlaf' denn in Ruh vor mir.
Ich schelte mich nun selber dumm,
Warum auch schätzt' ich Dich so sehr!
Ich barg Dein Ungeschick in meinen Schooß,
Ich band mein Leid an's Bein
Und neigte mich vor Dir.
Nun laß' ich Deine Schule meisterlos ....

So zog sich denn Walther, den Hofdienst hinter sich lassend, im Sommer 1223 wieder in die Stille seines fränkischen Lebens zurück, um dort bald durch die Nachricht von der Ermordung des so hoch von ihm verehrten Erzbischofs Engelbert tief gekränkt zu werden. Er widmete dem Todten einen gegen die Mörder zornsprühenden Nachruf, und schmerzbewegt sah er aus seiner Abgeschiedenheit, wie in Folge des Mordes und in Abwesenheit des Kaisers Deutschlands innerer Friede abermals auf's heftigste erschüttert ward.

Friedrich von Hohenstaufen hatte unterdessen ganz Italien siegreich seinem Scepter unterworfen, die Kaiserkrone auf sein Haupt, auf das seines Sohnes die römische Königskrone gesetzt und dadurch, wie es schien, die Verbindung Siciliens mit dem deutschen Reiche dauernd gesichert. Dann war er ruhig in Apulien stehen geblieben, unter dem Himmel Groß-Griechenlands festlich heiterem Leben huldigend, dessen sonniger Glanz fast heidnisch-hellenische Blüthen zeitigte. Aber schon Innocenz dem Dritten hatte Friedrich einen Kreuzzug versprochen; Honorius mahnte ihn wieder und wieder daran, und endlich legte ihm der Vertrag von San Germano 1225 die Pflicht auf, binnen zwei Jahren die heilige Heerfahrt bei Strafe des Bannes auszuführen. 1227 starb Papst Honorius und den Stuhl Petri bestieg alt an Jahren, aber jugendlich energisch an Willen Gregor IV. Die Zeit des Kreuzzuges war da; Italien füllten fremde Kriegsvölker, und obgleich Seuchen ihre Reihen lichteten, schiffte sich der Kaiser, welcher Jolantha, die Erbin des Königreichs Jerusalem, zur Gemahlin genommen, wirklich ein. Aber schon nach drei Tagen mußte er, von schwerer Krankheit befallen, heimkehren und in den Bädern von Puzzuoli Genesung suchen. Sofort schleuderte Gregor, schon längst bereit dem übermächtigen Kaiserthum in die Ferse zu stechen, gegen Friedrich den Bann und wiederholte und steigerte ihn, des Unglücks schamlos spottend, von Monat zu Monat. Der Kaiser aber faßte den ebenso unerwarteten als hochherzig-kühnen Entschluß, dem Bann zum Trotze, sobald er irgend hergestellt, dennoch die Kreuzfahrt anzutreten.

Nun aber zeigte sich die Hinterhaltigkeit Roms, das Gaukelspiel, welches es mit den Kreuzzugsideen und der heiligen Einfalt der Völker trieb, in abschreckender Nacktheit. Gregor erklärte Alles für ungültig, was für die Kreuzfahrt vorbereitet; Alle, die das Kreuz genommen, entband er von ihrem Gelübde und bedrohte mit dem Bannfluche Jedermann, der dem excommunicirten Kaiser folgen werde nach Jerusalem. — Je leidenschaftlicher der Papst, desto maßvoller Friedrich. In gemessener Ruhe legten seine diplomatischen Schreiben den historischen Sachverhalt dar, und in edel schwungvollem Aufruf wendet er sich an Deutschlands Fürsten und Völker und fordert sie auf, ihm zu folgen und unbeirrt durch den verirrten Glaubenshirten die große Christenpflicht zu üben und ihr Gelübde am heiligen Grabe zu lösen.

Wie mußten Walthern solche Donnerworte treffen. Obgleich sechzigjährig und in seiner Körperkraft durch ein so wechselreiches, aufreibendes Leben erschüttert, hält ihn doch nichts daheim; er kennt kein Ruhebedürfniß mehr, und er zieht südwärts, um zu seines Königs Fahnen zu stoßen, um mit seinem Liede, seinem Schwerte mitzukämpfen für des Kaisers, für des Heilands Sache. Er zieht südwärts — welche Straße? Die Alpen tauchen auf am Horizont; aus blauem Duft erheben sich riesige Häupter: es ist der Oetzthaler Ferner, der ihn grüßt; die Brenner-Straße ist es, die er zieht; da rauscht die Eisack; da ist seine Heimath; da ist das Land, das er nicht wiedersah seit seiner Jugend Tagen, und da singt er eins der schönsten Heimathlieder, das wohl je von deutscher Lippe floß. Es beginnt:

O weh, wohin verschwanden alle meine Jahr'?
Träumt' ich denn nur mein Leben, oder ist es wahr?
Was mich so wirklich däuchte, war das nur Traumgesicht —
Ich habe wohl lange geschlafen — ich weiß es nicht!
Doch jetzt bin ich erwachet und mir ist unbekannt,
Was mir vertraut gewesen wie eine der anderen Hand.
Und Land und Leute, die einst doch meine Kindheit sahn,
Sie sind mir fremd geworden, als wär' es Lug und Wahn.
Die meine Gespielen waren, sind träge nun, sind alt,
Das Feld ist ausgebreitet, verhauen ist der Wald;
Nur noch das Wasser fluthet die alten Bahnen hin.
Mir tritt die Thrän' in's Auge, mir trübt der Schmerz den Sinn!
Gleichgültig grüßt mich Mancher, der sonst mich wohl gekannt.
Die Welt hat überall sich vom Holden abgewandt.
Gedenk' ich an so manchen vielwonniglichen Tag —
Entfallen sind sie mir, wie in das Meer ein Schlag.
Immer, immer o weh!

Das Lied klagt dann über den bedrückten Sinn der Jugend und

über jene Freudlosigkeit der Männer wie der Frauen, die ihren Grund habe in der schweren Gewissensbeängstigung, deren der Papst sich schuldig gemacht.

O weh, wie hat man uns mit süßem Gift vergeben!
Ich seh' die Galle wohl im Honigbecher schweben.
Schön ist die Welt von Außen, lichtweiß und grün und roth,
Nur innen schwarzer Farbe und finster wie der Tod.

Muthig aber fordert Walther's Lied auf, diese Qualen und Skrupel abzuthun und zwar durch rückhaltlose Theilnahme an der Kreuzfahrt, die ja doch unter allen Umständen das ew'ge Heil erwerben lasse und selbst dem gemeinsten Söldner gestatte, um eine Himmelskrone zu kämpfen, die herrlicher sei, als alle irdischen.

Daran gedenkt, ihr Ritter; denn euch ist es gesagt,
Die ihr die lichten Helme, die starken Panzer tragt
Und feste Schilde schüttelt und das geweihte Schwert! —
Gott gebe, daß auch ich noch für ihn zu streiten werth! —
. . . .
Wenn mir die liebe Reise gelänge über See,
Wollt' ich nur Jubel singen und nimmer wieder Weh —
Nimmer, nimmer o Weh.

Und der Wunsch seines Herzens wird ihm erfüllt. Er erreichte das Heer des Kaisers, der im Mai 1228 in einer großen Versammlung zu Baroli in Italien unter freiem Himmel sein Testament verlas und dann allerdings nur mit 40 Galeeren nach dem Morgenlande segelte.

Während der nach Perugia geflüchtete Papst Jedem, der auch nur die Kreuzzugssteuer entrichtete, mit dem Banne drohte, hatte Friedrich, hoch und vorurtheilsfrei über dem fanatischen Glaubenshasse seiner Zeit stehend, durch Verträge mit dem Sultan von Aegypten seinen Zug gesichert, und mit dieser Hülfe gelang es ihm denn auch, trotzdem daß der Papst durch seine Legaten, Franziskanermönche, sogar noch im heiligen Lande allen Christen: den Tempelherrn, den Johannitern, dem Patriarchen jeden Verkehr mit Friedrich bei Strafe des Bannes verbot, wirklich das heilige Land wiederzugewinnen und das Königreich Jerusalem herzustellen.

Walther war Zeuge dieses wunderbaren kaiserlichen Doppelkampfes mit den Heiden und mit dem Papst, und war unendlich glücklich, die heiligen vielersehnten Stätten mit Augen zu schauen. Da singt er, — ganz im Tone des Chorals:

Nun erst leb' ich ohne Fährde,
Seit sich meinen Augen weist,
Heil'gen Landes heil'ge Erde,
Die da jede Zunge preist.

Mein ist, was ich je erbat,
Da ich schauen darf den Pfad,
Den des Menschen Sohn betrat.

Eine Stelle dieses Liedes ist auch ein merkwürdiges Zeugniß von Walther's Toleranz, von jenem unbefangenen Sinn in Glaubenssachen; denn er singt:

Juden sagen's, Christen, Heiden,
Daß dies Land ihr Erbe sei.
Gott wird wohl den Streit entscheiden,
Führt ja selbst der Namen drei.

Dieser hohe freie Sinn, der an die Fabel der drei Ringe in Lessing's Nathan mahnt, und der seinen mächtigsten Vertreter in Kaiser Friedrich selber fand, der wird noch gekräftigt worden sein durch des alternden Dichters Aufenthalt im Morgenlande. Wie lange dieser gedauert hat, wann Walther heimgekehrt ist — wir wissen es nicht. König Friedrich landete schon im Mai 1229 in Apulien und verjagte das in seine Erblande eingefallene päpstliche Schlüsselheer. Die Nachricht davon wird Walther's alte Tage erheitert haben; und da es in der That dem Kaiser gelang, durch vollständige Demüthigung des Papstes seine Herrschaft in Italien neu zu befestigen und sich vom Banne zu lösen, so wird der alte Dichter mit dem frohen Bewußtsein vom Leben geschieden sein, daß der Sieg der Kaiseridee, das hohe nie aufgegebene Ziel seines Lebens, glücklich errungen und — so durfte er damals wohl hoffen — auch dauernd gesichert sei.

Wann der Tod Walthern berührte, vermögen wir nicht genau anzugeben. Mit dem Kreuzzug verstummt sein Gesang, und so wird es etwa zu Anfang der dreißiger Jahre des dreizehnten Jahrhunderts gewesen sein, daß der streitbare Sänger auf dem stillen, vom Kreuzgange umschlossenen Grashofe des Neumünsters zu Würzburg unter breitästiger weitschattender Linde bestattet ward.

Unter der Linden
Hold beschattet,
Vom Münsterkreuzgang eng umhegt,
Da magst du finden
Fromme bestattet,
Ein Herz, das einst die Welt bewegt.
Dort ruht aus von Lust und Leide,
Träumerisch tief
Walther von der Vogelweide.

Eine holde Sage umspielt die traute Stätte. Sie erzählt: Walther habe in seinem letzten Willen ein Legat ausgesetzt und verfügt, daß täglich auf seinem Grabstein die Vögel gefüttert und getränkt werden sollten, später

aber habe das Capitel dies Vermächtniß für die fliegenden Sänger in Semmeln verwandelt, welche an Walther's Jahrestag den Chorherren gegeben werden sollten, nicht mehr den Vögeln. — Freilich hatten die Pfaffen Grund, sich an Walthern und allen freien Sängern zu rächen, aber sie gaben damit doch nur eine neue Illustration ihrer so oft von unserem Dichter verspotteten Habsucht.

Die Zeitgenossen wußten, was sie an Walther verloren. Einer der größten von ihnen, Gottfried v. Straßburg, hat ihm noch bei Lebzeiten das schönste Denkmal gesetzt. In seinem Tristan — nachdem er den Tod Reinmar's, der Nachtigall von Hagenau, beklagt, fährt er also fort:

Wer leitet nun die liebe Schaar?
Wer weiset dies Gesinde?
Ich wähne, daß ich sie finde,
Die nun das Banner führen soll:
Ihre Meisterin, die kann es wohl,
Die von der Vogelweide.
Hei, was die über die Haide
Mit hoher Stimme klinget!
Was Wunder sie uns bringet!
Wie fein sie organiret,
Ihr Singen moduliret!
Ich meine aber in dem Ton,
Der klinget von jenem Berg und Thron,
Da wo die Göttin Minne
Gebietet drauf und drinne.
Die weiset sie nach Wunsche wohl,
Die weiß wohl, wo sie suchen soll
Der Minnen Melodien.
Sie und die mit ihr ziehen,
Die mögen also singen,
Daß sie zu Freuden bringen
Ihr Trauern und ihr sehnendes Klagen:
Und das gescheh' noch in meinen Tagen!

Daß es geschah, haben wir gesehen; und da nun Walther verstummt, klagen ihm andere Sänger nach; vor Allem der Truchseß von St. Gallen, Ulrich von Siegenberg:

Uns zog unsres Sanges Meister auf die Fahrt,
Den man sonst von der Vogelweide nannte,
Die keinem wird von uns nach ihm erspart.

Wenn aber die Mitlebenden in Walther vor Allem den höfischen kunstreichen Minnesänger rühmten, so müssen wir seiner immer und immer wieder gedenken als des unerschütterlichen großen Patrioten, als des ersten und kühnsten politischen Sängers der Nation, der ein

Träger war ihrer erhabensten Tendenzen, ein Anwalt ihrer Sehnsucht und heißesten Wünsche und ein Vorkämpfer in ganz ähnlichen Schlachten wie die, in denen wir selbst jüngst so heiß gefochten und in denen wir noch heute ringend stehen. Zu gedenken haben wir seiner als eines der frühsten und energischsten Vertreter jenes protestantischen Geistes, der der Geist freien Denkens, der antirömische Geist, ja im Grunde genommen der deutsche Geist selber ist. Und wenn heut das Tyrol, unseres Dichters Heimath, die feste Burg des Ultramontanismus heißt — ein Blick auf Walther lehrt, wie alt auch in jenen Gegenden das protestantische Selbstbewußtsein deutscher Männer ist; und wenn uns aus dieser Erkenntniß Hoffnung für die Zukunft keimt, dann ziemt auch uns wohl jenes herzliche Wort, das schon einer von Walther's Zeitgenossen, Hugo v. Trimberg, in seinem „Renner" spricht:

„Herr Walther von der Vogelweide,
Wer deß vergäße, der thät' mir leide!" —

Max Jähns.

Neue Lessingstudien.

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Beinah dreißig Jahre sind verflossen, seit Gervinus seine berühmte Charakteristik Lessing's schrieb und die Deutschen warnte, ihrem Lessing das Schicksal zu bereiten, welches dieser an Klopstock so wenig beneidenswerth gefunden.

„Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein."

Man darf jetzt wohl sagen, daß die Bitte im Namen Lessing's nicht vergeblich erneuert worden ist. Unter dem Geschlecht, welches seit jener Mahnung heraufgekommen, ist Lessing nicht blos gerühmt, sondern viel gelesen worden. Eine Lessingliteratur ist entstanden, die unter zahlreicher Spreu den musterhaften Anfang einer Lebensbeschreibung und sonst manche gediegene Forschung enthält. Lessing's schönste Dichtung hat allein eine Literatur hervorgerufen, die wenigstens davon Zeugniß giebt, daß man angefangen hat, nicht blos Lehre und Tendenz des Gedichts zu ergreifen, sondern auch den poetischen Zauber desselben zu empfinden. Allerneuestens

ist dieser Zauber mit der Bewegung eines aufrichtigen Enthusiasmus verkündet worden.

Bei alledem scheint es noch keineswegs an der Zeit, für das Lessingthema die Aufschrift zu wählen „Lessing und kein Ende." Solche Aufschrift zeigt eine Entschuldigung und die Meinung an, daß der behandelte Gegenstand wohl nächstens erschöpft sein möchte.

Die fruchtbare Periode des Lessingstudiums geht vielleicht erst an.

Mit vollem Recht ist an dieser Stelle vor einiger Zeit bemerkt worden (Preußische Jahrbücher, Februar 1867. W. Dilthey über Gotth. Ephr. Lessing), daß gerade wir, gerade jetzt, Lessing brauchen, daß er unseres Geschlechtes, daß der Faden seiner letzten Untersuchungen heute unmittelbar wieder aufzunehmen ist.

Wir werden diesen Ausspruch sogleich verstehen, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die letzten Jahre dieses großen vereinsamten Lebens von demselben Problem erfüllt sind, welches theoretisch und praktisch das unmittelbare Problem des heutigen Geschlechtes geworden ist.

Lessing lebte mannigfach bewundert, aber undeutlich erkannt unter seinen Zeitgenossen. An ihm erfüllte sich, was so oft eine Redensart, in den allerseltensten Fällen eine Wahrheit ist, daß er über seiner Zeit stand als ein Lehrer nicht blos seiner, sondern noch mehr der Folgezeiten: „ein Bürger derer, welche kommen werden." Der Mann selbst freilich, der bis an sein Lebensende mit unzerstörbarer Hoffnung der Gegenwart zugewandt blieb, wäre zu bescheiden gewesen für den Stolz, die Zukunft zu erleuchten, und zu stolz für die Bescheidenheit, der Gegenwart nicht helfen zu können.

Das Problem, welches die reife Lebenszeit Lessing's durchzieht und das Ende derselben ausschließlich bewegt, ist aber kein anderes, als die große Frage: wo findet das sittliche Leben der Menschheit den festen Ankergrund für das allgemeine Verständniß, wenn der scheinbare Ankergrund außernatürlicher Thatsachen — die angeblich von der Geschichte überliefert — vor der Kritik verschwindet, ja wenn es ausgemacht ist, daß historische Thatsachen, gleichviel ob erdichtet oder wahrheitsgemäß berichtet, in keinem Fall der Beglaubigungsgrund nothwendiger Vernunftwahrheiten sein können?

Dieses Problem hat seit Lessing freilich die tiefsten Geister unablässig, aber nur individuell, nur esoterisch beschäftigt. Von jetzt an ist es die dringende Angelegenheit der Menschheit, die höchste praktische Frage geworden, die über die Sicherheit, über die Fortdauer und Fortentwickelung unserer ganzen Cultur entscheidet. Lessing hat für dieses Problem, wie schon unsere Fassung andeutet, nicht blos eine theoretische Lösung gesucht,

d. h. eine solche Lösung, die den denkenden Geist auf der Höhe, wohin ausnahmsweise Fähigkeiten tragen, befriedigen könne. Lessing hat gefühlt, gewußt, daß die Antwort auf die höchste Frage der Menschheit ein allgemein zugängliches, d. h. auch der einfachen Denkweise erreichbares Verständniß zulassen muß, wenn anders die Antwort der Menschheit, und nicht blos den Halbgöttern helfen soll. In diesem Sinn hat Gervinus gewiß Recht mit der Annahme, in Lessing würde unter anderen Zeitbedingungen Trieb und Fähigkeit hervorgetreten sein, dem Protestantismus von populär-constitutiver Seite eine neue Entwickelung zu geben. Es erscheint allzu ängstlich, auf den Urkundenbeweis zu dringen, daß Lessing an einer besonderen Stelle für die Bedingungen einer Kirchengründung im Anschluß an seine eigenen Religionsanschauungen Antheil verrathen habe. Der Beweis ist geliefert, weil der Mann einen Heldenkampf unternahm, einer Kritik unbefangenes Gehör zu verschaffen, die ihm selbst in keiner Weise genügte, nur zu dem Zweck, in das allgemeine Bewußtsein die Erkenntniß einzuführen, daß mit historischen Thatsachen Vernunftwahrheiten ebenso wenig beseitigt wie gestützt werden können: daß das Zufällige nicht der Begründer des Ewigen sein, aber ebenso wenig das Ewige mit seinem vergänglichen Schein begraben kann.

Wer bezweifelt, daß es um diese Wahrheit Lessing zu thun, daß beide Seiten derselben ihm gleich wichtig gewesen?

Der Glaube hat das Recht, sich von den äußeren Thatsachen der Natur und Geschichte unabhängig zu fühlen. Dies war Lessing's Ueberzeugung. Aber um jene Unabhängigkeit behaupten zu können, muß der Glaube von fremden Thatsachen gereinigt sein. Die Menschheit hat des Glaubens, der mit solchen Thatsachen vermischt war, einst bedurft, sie bedarf bald des reinen Glaubens und sie wird des Glaubens — der Zuversicht des, das man nicht sieht — immer bedürfen, wenn nicht etwa die Sinne das ganze Leben der Menschheit schon jetzt umspannen sollen oder dereinst umspannen werden.

Vielleicht ist in diesen Worten die Summe der Lessing'schen Ueberzeugung angegeben, die indeß erst durch eingehende Erläuterung verstanden werden kann.

Wodurch ist das Problem, welches Lessing's Geist zuerst mit voller Deutlichkeit ergriff, heute die dringende Angelegenheit der Menschheit geworden?

Weil der menschliche Verstand die Erscheinungen der Natur und Geschichte in einem Umfang, wie noch nie, durchdringt. Weil in einem Umfang, wie noch nie, der menschliche Geist die Kräfte der Natur dienstbar gemacht hat und dienstbar zu machen fortfährt. Weil mit einer Selb-

ständigkeit des Bewußtseins, wie noch nie, der menschliche Geist sich anschickt, die Gebilde und Ordnungen des menschlichen Gemeinlebens nach seinem Sinn und Willen einzurichten. Und auf dieser Höhe der Selbständigkeit sollte der menschliche Geist zweifeln dürfen, ob die Materie, die er zu täglich erneutem Staunen sich unterwirft, vielmehr ihn beherrscht, ob er, wie von außen, so in sich selbst frei sein soll, frei ist und für ewig sich frei zu halten das Recht hat? Noch nie ist das freie Lebensgefühl der Menschheit in so weite Schichten gedrungen, und der menschliche Geist sollte das Banner seiner Freiheit, d. i. der ihm inwohnenden höheren und gesetzmäßigen Bildungskraft, nicht überallhin sichtbar aufpflanzen, ja aufzupflanzen verpflichtet sein, wenn er jene Massen nicht dem Taumel und einer schlimmeren Versunkenheit, als die frühere Dumpfheit war, widerstandslos überliefern will?

Ein neues Erwachen geht durch die Culturvölker. Den erhöhten sittlichen Bedürfnissen genügen die alten Stützen nicht mehr. Dies wird in den Ländern des römischen Glaubens am deutlichsten und am schwersten empfunden. Zeigte der deutsche Protestantismus heute ein anderes Bild, Einheit und Sicherheit anstatt Zerfahrenheit und Zweifel, wäre der wissenschaftliche Erwerb, den er gesammelt, wäre dieser Erwerb gesichtet und gestaltet, um den Nationen als Leitstern zu dienen; die Völker würden nach seinem Brot die Arme ausstrecken, die romanischen Völker, wie die im Glauben halbromanischen Angelsachsen. Statt dessen kann der deutsche Protestantismus den Zweifel nicht verbergen, ob er die Leitung des eigenen Volks behalten wird. Und doch muß er sie behalten, denn er enthält noch immer das Salz der sittlichen Welt. Aber das Salz muß sich erfrischen und befreien.

Noch keiner hat das Reinigungswerk in so großem und richtigem Sinn begonnen, wie Lessing. Darum ist mit Recht gesagt worden: jeder Buchstabe Lessing's soll uns heilig sein. Wir setzen hinzu: jeder Buchstabe Lessing's, der jener großen Frage gewidmet ist, soll uns lebendig werden und uns wohlverstanden vor dem Geiste stehen.

Es fehlt noch viel daran. Vor Gervinus wurde Lessing bewundert und wenig gelesen. Seitdem liest man ihn, um zu bewundern, noch ehe man verstanden hat. Ein solches Lesen und eine solche Bewunderung führen hergebrachterweise dahin, daß die Leser den Schriftsteller sagen lassen, was ihnen beliebt. Es steht fest, daß der Schriftsteller vortrefflich ist, das Allervortrefflichste ist aber die eigene Meinung. Also stimmt der Schriftsteller mit dem Leser, nicht umgekehrt. Diese Hochschätzung eines gefeierten Schriftstellers mag aufrichtig gemeint sein, ist aber von der wahren Achtung weit entfernt und entstellt das wahrhafte Wirken eines

tiefen Geistes. Wir brauchen den lebendigen Lessing und darum wird er noch anders gelesen werden, als bisher. In die Arbeit unserer Tage hineingezogen, wird der Meister vielleicht weniger ergebene Zuhörer, aber desto verständnißvollere Freunde zählen.

Wie mangelhaft Lessing bisher noch gelesen worden ist, dafür bietet einen auffallenden Belag eine seiner paradoxesten Meinungen, die er am Schluß einer seiner am einstimmigsten gefeierten Schriften vorgetragen. Ich meine den Glauben an die Seelenwanderung, wie ihn die letzten Sätze der „Erziehung des Menschengeschlechts" aufstellen.

Wie kommt dieser Glaube, der am Ende einer wunderbar tiefsinnigen Gedankenreihe mit einem eigenthümlichen Feuer, mit der Parrhesie einer innigen, unwiderstehlich hervorbrechenden Ueberzeugung vorgetragen wird, in die Lessing'sche Gedankenwelt? Wie schließt er sich an die Sätze der „Erziehung des Menschengeschlechts?"

Wie viele unter den Bewunderern Lessing's haben sich diese Frage aufgeworfen, oder wenigstens eingesehen, daß sie aufgeworfen zu werden verdient!

Gewöhnlich ist man über jene auffällige Meinung stillschweigend hinweggegangen mit kluger oder mit nichtssagender Miene, wie man über eine wunderliche Arabeske hinweggeht, die ein Maler oder Kalligraph als Ausläufer anbringt. Solch leeres Phantasiespiel soll Lessing angebracht haben am Ausgang einer Schrift, die man von jeher angestaunt hat um der Kunst willen, mit der sie strenge Gebundenheit des Gedankens und feurige Beweglichkeit des Ausdrucks vereinigt!

Ein dunkler Ehrenmann unter Lessing's Verehrern drückte vor Jahren in einem verschollenen Aufsatze sich ungefähr aus: es sei ein liebenswürdiger Zug an Lessing, dem reinen Verstandesmenschen, daß er am Horizont seines Geistes eine schwärmerische Wolke habe aufsteigen lassen. — Wenn das nicht eine Bewunderung ist, deren Gegenstand man bedauern möchte! Das Märchen von Lessing's bloßer Verstandesbegabung hat der bescheidene Mann selbst seinen Verehrern hinterlassen, die sich verpflichtet halten, es auf's Wort zu glauben. Mit dem Verfahren aber, aus Bescheidenheit sich gelegentlich selbst herabzusetzen, ist Niemand übler gefahren als Lessing. Ihm selbst hat die Nachwelt geglaubt, daß er keineswegs ein Genie gewesen, und der edelsten Tochter seiner Phantasie hat die Nachwelt etwas weit Schlimmeres geglaubt. Davon vielleicht bei anderer Gelegenheit.

Was die Vision betrifft, zu welcher die großartige Betrachtung in der „Erziehung des Menschengeschlechts" sich erhebt, so haben selbst einsichtige Prüfer mit schwer begreiflicher Leichtigkeit oder Zaghaftigkeit sich

des Eingehens auf dieselbe entschlagen. Cuno Fischer giebt in seinem Leibniz einen Abriß der Lessing'schen Religions- und Geschichtsanschauung, worin die Hauptgedanken Lessing's mit der jenem Schriftsteller eigenen Einfachheit und Durchsichtigkeit zusammengefaßt sind. Allein für Lessing's Anschauung über die Seelenfortdauer ist nur der Aufsatz über die fünf Sinne benutzt. Die Schlußsätze der „Erziehung des Menschengeschlechts" werden behandelt, als wären sie nie geschrieben. Und doch ist die Vorstellung von der Seelenfortdauer in jenem Aufsatz und in diesen Schlußsätzen durchaus nicht dieselbe. Der Widerspruch beider Vorstellungsweisen, der so augenfällig ist, daß er fast nicht dargethan zu werden braucht, muß entweder durch bisher unerkannte Zwischenglieder aufgehoben oder an seiner Quelle begriffen werden.

Der Erste, welcher die Frage, wie jene Schlußsätze in die Lessing'sche Gedankenwelt kommen, mit einiger Gründlichkeit zu beantworten gesucht hat, ist Dilthey in dem Eingangs erwähnten Aufsatz gewesen. Aber es ist eine geschichtliche Erfahrung, die darum nicht minder richtig ist, weil sie zuerst von einem Witzbold erkannt worden: das erste Verständniß ist in der Regel ein Mißverständniß.

Dilthey bringt die Schlußsätze der „Erziehung des Menschengeschlechts" in folgende Verbindung mit dem Lessing'schen Ideengang.

Lessing ist Determinist in Bezug auf die sittliche Selbstbestimmung des Menschen. Der Determinismus ist aber eine grausame Weltanschauung, wenn er den Individuen, denen er die sittliche Unvollkommenheit auferlegt, zugleich den Weg versperrt, diese Unvollkommenheit zu überwinden. Deshalb verlangt Lessing die Seelenfortdauer. Der moderne Geist kann aber das Seelenleben nicht mehr von einem Körper trennen. Also fordert Lessing den Wiedereintritt der Seele in das irdische Leben, in mehr als Eine individuelle irdische Existenz.

Diese Schlußreihe macht einen beträchtlichen Sprung.

Um die sittliche Unvollkommenheit zu überwinden, muß die Seele über die Schranken Eines individuellen Daseins fortdauern. Es sei so. Aber muß sie deshalb in das irdische Dasein zurückkehren? Dilthey bejaht dies, weil die moderne Anschauung die Seele nicht mehr ohne Körper denken könne. Aber deshalb braucht die Seele nicht in das irdische Dasein zurückzukehren, sie kann sich ebenso gut auf einen anderen Weltkörper begeben. Dies war sogar die Lieblingsvorstellung der Aufklärung zu Lessing's Zeiten geworden. Wenn Lessing diese Vorstellung fallen ließ, so muß er ganz besondere Gründe gehabt haben.

Man darf nicht sagen, jene Vorstellung von der Wanderung der Seele durch andere Weltkörper sei zu phantastisch. Denn offenbar ist

die Wiederkehr der Seele in verschiedene irdische Existenzen noch weit phantastischer.

Phantastisch ist eine Vorstellung in dem Grade, als ihre Bestandtheile der Analogie mit beglaubigten Thatsachen ermangeln. Das Phantastische hört auf, ein Vorwurf zu sein, wenn die Vorstellung durch einen vernünftigen Zusammenhang gefordert wird. Es kommt darauf an, zu wissen, ob Lessing einen inneren Grund gehabt hat, von zwei Formen einer Hülfsvorstellung die phantastischere aufzustellen.

Die Vorstellung von der Wiederkehr der Seele ist, wie phantastischer, so auch bedenklicher. Jedenfalls ist sie weit mehr geeignet, das gesunde Denken und Empfinden zu verwirren. Ist die abgeschiedene Seele einmal auf der Reise nach den Fixsternen begriffen, mag sie in das Erdenleben nicht mehr verlockend noch beängstigend eingreifen. Die Vorstellung der irdischen Seelenwanderung aber scheint angethan, dem individuellen Dasein alle wohlthätigen Schranken zu entziehen. Verdankt sie doch unverkennbar dem Reiz der Phantasie, fremdartige Lebensformen zu durchdringen, zum Theil ihre Entstehung.

Sehen wir zu, ob Lessing eine so befremdende Annahme aus dem Bedürfniß seiner Zeitgenossen geschöpft hat.

Lessing's Denken ist durch die Lehre Leibniz' befruchtet worden. Dieses Verhältniß ist hinlänglich bekannt. Jene Lehre enthielt den Gedanken der ewigen Seelenfortdauer und verband damit die Forderung der unaufhörlichen Seelenentwickelung oder Metamorphose. Leibniz unterschied jedoch mit Nachdruck von der seiner Lehre unentbehrlichen Metamorphose die sogenannte Metempsychose. Die letztere hat Leibniz ausdrücklich verworfen. Folgendes ist der Unterschied zwischen Metamorphose und Metempsychose. Metamorphose ist die Vorstellung, daß mit der inneren Entwickelung der Seele auch die äußeren Organe bis zu völlig neuen Formen umgebildet werden. Metempsychose, in dem Sinn, wie Leibniz sie verwirft und wie sie einigen Philosophen des Alterthums zugeschrieben wird, ist die Vorstellung, daß die Seele unter Bewahrung ihrer Eigenthümlichkeit in verschiedene Körper- und Daseinsformen eingehen könne.

Wenn man sich freilich erinnert, daß die mehr poetisch als philosophisch vorgetragenen Lehren der Pythagoräer und Plato's über die Seelenwanderung den Gedanken festhalten, daß die Seele je nach ihrem Verhalten in verschiedene Daseinsformen versetzt werde, so scheint der Gegensatz zwischen Metamorphose und Metempsychose zu verschwinden. Als einziger Unterschied zwischen Leibniz und den alten Philosophen scheint zu bleiben, daß ersterer die Continuität der Seelenveränderung mit wissenschaftlicher Strenge aufgestellt hat.

Lessing benutzt die Vorstellung der Seelenwanderung zunächst nur für die aufsteigende Entwickelung der Seele, und war also nicht genöthigt, der Seele eine mehrmalige irdische Verkörperung zuzuschreiben. Um so mehr hätte er sich der von Leibniz eingeführten, von Lessing's Zeitgenossen mit Vorliebe gehegten Vorstellung von der Wanderung durch die Weltkörper anschließen können.

Wenn Lessing für seine Vorstellung den Ausdruck Metempsychose einmal (in dem Aufsatz „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können") ausdrücklich adoptirt, so hat er dabei an einen Gegensatz gegen die Metamorphose, wie sie Leibniz versteht, in keiner Weise gedacht. Lessing's Metempsychose soll nicht bedeuten, daß die Seele in einer ihr fremden Daseinsform gefangen gehalten werden könne. Das Räthsel aber, weshalb Lessing nicht nach Leibniz' und der eigenen Zeitgenossen Vorgang sich mit der Fortdauer der Seele unter unbestimmten Entwickelungsbedingungen begnügte, sondern ausdrücklich irdische Entwickelungsbedingungen forderte, ist uns bis hieher noch nicht gelöst.

Das Dunkel scheint zuzunehmen, wenn wir den Aufsatz in Betracht ziehen „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können." Dieser Aufsatz stimmt vielleicht mit Leibniz' Metamorphose der Seele. Mit der Vorstellung von der irdischen Wiederkunft der Seele — man merke wohl, die „Erziehung des Menschengeschlechts" setzt diese Wiederkunft in den Zeitraum derjenigen einheitlichen Geschichtsentwickelung, von welcher u n s e r e Gegenwart und u n s e r e Vergangenheit Epochen bilden! — ist die Vorstellung jenes Aufsatzes zwar nicht unverträglich, insofern beide Vorstellungen ganz verschiedene Entwickelungsepochen der Seele betreffen können, aber der Aufsatz scheint der ersteren Annahme auch in keiner Weise zur Stütze oder zur Erleuchtung zu dienen. Es ist auffällig, daß Dilthey, während Andere die Schlußsätze der „Erziehung des Menschengeschlechts" nicht beachten, diese Sätze ebenso wie den Aufsatz über die fünf Sinne hervorhebt, und doch den Unterschied beider Vorstellungen übersieht.

Die Ungeheuerlichkeit dürfen wir Lessing nicht zutrauen, daß er innerhalb derjenigen Entwickelungseinheit, welche durch unsere Gegenwart hindurchgeht, eine die ganzen Bedingungen unseres Daseins ergreifende Veränderung unserer körperlichen Organisation angenommen habe. Zum Ueberfluß spricht die „Erziehung des Menschengeschlechts" mit den deutlichsten Ausdrücken von einer Wiederkehr der Seele unter denselben Bedingungen körperlicher Organisation, und nur unter verschiedenen Bedingungen der moralischen Reife. Wenn also Dilthey meint, daß Lessing durch die Seelenwanderungshypothese, wie sie ihm in der „Erziehung des

Menschengeschlechts" vor Augen stand, auf den Gedanken über die Vermehrung der Sinne geführt worden sei, so läßt Dilthey gänzlich im Dunkeln, inwiefern der letztere Gedanke jene Hypothese bekräftigen oder ihre Denkbarkeit erleichtern konnte. Sind aber die letzten Sätze der „Erziehung des Menschengeschlechts" vielleicht später geschrieben, als das Fragment über die Sinne, so könnte es scheinen, als habe Lessing von der in diesem Fragment enthaltenen Gedankenreihe sich wieder abgewendet.

Die Frage nach dem Ursprung der Seelenwanderungshypothese in der Gestalt, welche sie in der „Erziehung des Menschengeschlechts" hat, ist die dringlichere und die wichtigere. Denn einmal findet sich diese Gestalt in einer Schrift, die Lessing selbst, wenn auch nicht unter seinem Namen, der Oeffentlichkeit übergeben. Der Aufsatz über die Sinne dagegen ist ein nach Form und Inhalt unvollendetes Bruchstück, von dem unsicher ist, wie es Lessing verwerthet hätte. Die ersterwähnte Gestalt der Hypothese erscheint ferner am Schluß einer Abhandlung, die unbestritten als eines der reifsten und bedeutendsten Erzeugnisse des Lessing'schen Geistes sich bekundet.

Um das Räthsel zu lösen, schlagen wir unsererseits den natürlichsten Weg ein. Wir wollen nicht unbeachtete Notizen und entlegene Beziehungen aufsuchen, so verdienstlich ein solches Bestreben ist und so aufrichtig wir für dasselbe Dilthey Dank wissen. Wir fragen vor Allem: wie fügen jene merkwürdigen Sätze sich an die Schrift, in der sie stehen? Um diese Frage zu beantworten, untersuchen wir nichts weiter als die grammatische Verbindung der Sätze und den logischen Zusammenhang der Gedanken.

Die Betrachtung ist zu der Aussicht auf die Zeit der Vollendung gelangt, „da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer besseren Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird." Die Zeit der Vollendung wird bezeichnet als die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, als das dritte Weltalter der sittlichen Bildung der Menschheit, deren Stufen das Judenthum, das Christenthum, wie es bisher verstanden wurde, und das neue Evangelium bilden. Lessing stellt die Möglichkeit auf, daß gewisse Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieses neuen ewigen Evangeliums aufgefangen hatten und nur darin irrten, daß sie den Anbruch desselben so nahe verkündigten. „Der Schwärmer thut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft. Er wünscht diese Zukunft beschleunigt und wünscht, daß sie durch ihn beschleunigt werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseins reifen. Denn was hat er davon,

wenn das, was er für das Bessere erkennt, nicht noch bei seinen Lebzeiten das Bessere wird? Kömmt er wieder? Glaubt er wieder zu kommen? — Sonderbar, daß diese Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!"

Hier taucht zuerst der Gedanke der Seelenwanderung auf. Aber dieses Auftauchen ist nur das Vorspiel der wirklichen Einführung. Jener Gedanke erscheint hier nur in Folge einer Ideenassociation. Die Ungeduld des Schwärmers wird erklärt und dabei entsteht die Frage, ob diese Ungeduld einen ausreichenden Grund habe. Solche Gedankenvorspiele gehören zur Kunst eines ganz lebendigen Styles. Der Gedanke wird sogleich durch ernsthafte Boten verkündigt werden.

Der Seher des neuen ewigen Evangeliums will an diesem Glauben nicht verzweifeln, wenn auch der Schritt, den die Vorsehung geht, ein unmerklicher ist, ja selbst wenn er scheinen sollte zurückzugehen. Denn dieser unmerkliche Schritt hat eine tiefe Nothwendigkeit. „Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen, so viel Seitenschritte zu thun! — Und wie? Wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, daß das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere, schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein Einzelnes eben dahin liefert?"

Hier haben wir ein Bild, dessen Sinn kein anderer sein kann, als der, daß die Entwickelung der Individuen die Bedingung ist für den Fortschritt des Menschengeschlechts.

Soll das aber nur eine Tautologie sein? Soll es weiter nichts bedeuten als: das Fortschreiten der Individuen ist das Fortschreiten des Menschengeschlechts; denn die Individuen sind das Menschengeschlecht?

Wer kann bei Lessing auch nur im Vorübergehen an eine solche Trivialität denken? Das Bild selbst widerspricht der Tautologie und der folgende erläuternde Satz schließt sie aus.

Dieser Satz oder die Erläuterung des Bildes lautet:

„Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben."

Man merke wohl auf dieses „durchlaufen haben." Dilthey macht daraus ein bloßes „Durchlaufen." Das ändert aber den Sinn vollständig und führt zu der von uns verworfenen Tautologie.

Was heißt das nun: „die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch erst durchlaufen haben?" — Gleich die ganze Bahn? Schwerlich wohl. — Der Sinn kann nur sein: das Menschengeschlecht als solches kann keinen Fortschritt machen,

kann in kein höheres Stadium seiner Entwickelungsbahn eintreten, bevor eine genügende Anzahl von Individuen auf den neuen Schritt gehörig vorbereitet sind.

Warum aber setzt der Culturfortschritt der Menschheit eine genügende Anzahl vorbereiteter Individuen, warum gar die Fortdauer und die Seelenwanderung voraus? Dies ist nicht gesagt. Wir treffen hier auf einen unvollständigen Schluß, d. h. auf einen Schluß, von dem eine Prämisse nicht ausgedrückt ist. Ein solcher Schluß heißt Enthymem, oder auch die verschwiegene Prämisse heißt Enthymem. Welches ist nun das nicht ausgedrückte Enthymem?

Besinnen wir uns aus dem von Lessing verehrten Aristoteles, in welchen Fällen das Enthymem zulässig ist. Es ist zulässig, wenn die nicht ausgedrückte Prämisse überhaupt bekannt oder wenn die Wiedererwähnung derselben durch den Zusammenhang der vorliegenden Rede überflüssig gemacht wird.

Wie so ist es nun selbstverständlich, daß der Fortschritt der Menschheit, d. h. die Aufnahme eines höheren Sittenprincips in dieselbe, nur möglich ist, wenn das letztere auf vorbereitete Individuen stößt, d. h. solche Individuen, welche die früheren Stadien selbst durchlaufen haben? An sich ist dies nicht selbstverständlich. Also muß es durch den Zusammenhang der ganzen vorliegenden Rede selbstverständlich sein.

Wovon handelt diese Rede? Doch davon, daß eine Offenbarung nicht möglich ist als Tradition eines höheren Inhaltes ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit der Individuen, welche den Inhalt aufnehmen sollen. Offenbarung ist nur möglich als Erziehung, d. h. als stufenweise Anpassung des Inhaltes an die Fähigkeiten der Individuen, denen die Offenbarung zu Theil wird. Mit anderen Worten: die Erziehung des Menschengeschlechts ist ein leeres Wort ohne die Identität des erzogenen Subjectes. Darum muß die Menschheit aus perennirenden Individuen bestehen, oder müssen wenigstens die Träger und Empfänger des wirklichen, nicht blos äußerlichen Fortschritts der Menschheit perennirende Individuen sein. Darum muß es eine Fortdauer, darum eine Seelenwanderung, d. i. eine Einkehr der Seele in verschiedene auf einander folgende körperliche Existenzen geben.

Man darf nicht einwenden, die berühmte Abhandlung, mit der wir es hier zu thun haben, gebrauche den Ausdruck „Erziehung“ nur als Bild, nur in Folge eines theilweise exoterischen Vortrags.

Gewiß ist der Vortrag in der „Erziehung des Menschengeschlechts“ theilweis exoterisch. Aber wenn wir auch an die Stelle der Erziehung von außen die eigene Entfaltung einer immanenten Anlage der Mensch-

heit setzen wollen — der Grundgedanke der Abhandlung bleibt unantastbar, daß der Mensch nichts werden kann durch bloße Ueberlieferung, sei sie göttlich oder menschlich, daß die höhere Cultur voraussetzt eine höher entwickelte Natur.

Nur als Bedingung einer Wahrheit von unschätzbarem Werth und von höchster Ueberzeugungskraft, als Bedingung der Anschauung nämlich von dem organischen Fortschritt der sittlichen Bildung des Menschengeschlechts konnte Lessing eine so phantastische und gefährliche Vorstellung wie die Seelenwanderungshypothese gestatten, ja mit einer beinahe verklärten Zuversicht sich aneignen. Er, der es nothwendig fand, die Menschen ebenso von der Nachfrage nach ihrem Schicksal im künftigen Leben abzuhalten, als von der Begierde, ihre diesseitige Zukunft voraus zu wissen. Er, der im Stande war, die Frage aufzuwerfen: „warum kann man ein künftiges Leben nicht ebenso ruhig abwarten, als einen künftigen Tag?" Dem das sentimentale Interesse an der Unsterblichkeit so fremd war, daß er einer Religion, die uns von jenem Leben zweifellos unterrichten würde, lieber kein Gehör schenken mochte.

Was aber den Beweggrund jener Vorstellung betrifft, so darf man nicht sagen, daß die Vorstellung dem Beweggrund nicht genug thue, weil zwischen den verschiedenen Lebensläufen einer und derselben Seele doch selbst nach Lessing's Eingeständniß keine Continuität der Erinnerung stattfindet.

Auch innerhalb des Lebenslaufes, den wir übersehen, vergessen wir oft die Eindrücke, die Erfahrungen, die unsere Seele formen und ihre Richtung dauernd bestimmen; vergessen wir meist die Mittel, an denen unsere Seelenkräfte sich geübt haben. Grade der psychologisch so schwierige Begriff der Anlage ist es, dessen Erklärung Lessing bei seiner Hypothese höchst wahrscheinlich mit vorgeschwebt hat.

Aber hinter der Lösung des Räthsels, wie Lessing zu der Seelenwanderungshypothese kommt, wenn die Lösung uns geglückt sein sollte, thut sich sogleich ein anderes Räthsel auf.

Mit welchen Augen hat man bisher die „Erziehung des Menschengeschlechts" gelesen, daß dieser wichtige Gedanke, der freilich halb zwischen den Zeilen, aber dessen bedeutendere Hälfte doch auf den Zeilen steht, aller Welt unverständlich geblieben und daher entgangen ist?

Das zweite Räthsel glaube ich folgendermaßen lösen zu können.

Die „Erziehung des Menschengeschlechts" erschien kurz vor Lessing's Tode. In der unmittelbaren Folgezeit wurde sie nur von unebenbürtigen Köpfen beachtet, weil die großen Geister dieser Zeit mit ihren eigenen Aufgaben zu thun hatten. Erst nachdem das Geschlecht der Heroen, deren

Zug Lessing eröffnete, von der Weltbühne abgetreten, beginnt der allgemeine Geist sich in ruhiger Betrachtung der hohen Werke zu sammeln. Als die „Erziehung des Menschengeschlechts" zuerst mit der Andacht eines nachgeborenen Geschlechtes gelesen wurde, waren die Gedanken des letzten der Geistesherren des achtzehnten Jahrhunderts, nämlich Hegel's, in Tausenden von Atomen durch die geistige Atmosphäre verbreitet. Hegel aber hatte den Gedanken der organisirenden Allgegenwart des Geistes in sämmtlichen Elementen des Lebens auf die Höhe des Zeitbewußtseins gestellt. Lessing hatte nur von einer fortschreitenden Fähigkeit des Menschengeschlechts, die Motive des sittlichen Handelns immer reiner zu fassen, gesprochen. Zu diesem Fortschritt bedurfte er identischer Individuen, weil nur in solchen die sittliche Kraft continuirlich wachsen kann; weil ohne Wachsthum der sittlichen Kraft der höhere Inhalt des Sittengesetzes, mag er kommen woher er will, die Menschheit nicht vorwärts bringen kann. Nach der Hegel'schen Anschauung dagegen prägt sich das Sittengesetz nicht blos in der innern Moralität eines Geschlechts aus, die freilich nicht vererbt werden kann. Als ein Theil der geistigen Schöpfung, deren Organ eine bestimmte Generation ist, steht das Sittengesetz im Zusammenhang mit allen Lebensäußerungen einer Generation, mit dem Privatleben und mit dem Staate, mit der Technik wie mit der Aesthetik, mit der Empfindung wie mit der Wissenschaft. So wird freilich nicht die innere Moralität vererbt, aber die Bedingungen eines höheren Lebens, welche die Arbeit einer Generation erworben, gehen dennoch in tausend Atomen, in der Veränderung des Empfindens, Wissens, Könnens, Begehrens auf das nächste Geschlecht über. So erscheint nun der Gedanke einer continuirlichen Entwickelung des Menschengeschlechtes auch bei der Discontinuität der Generationen durch die bloße Continuität der Tradition als ein ganz natürlicher, der gar keine Schwierigkeit verbirgt.

Jene Anschauung, die vor Hegel nicht existirte, ist der heutigen Generation bereits zur Anlage geworden, so daß sie alles Ernstes glaubt, dieselbe als selbstverständliche Mitgift auf die Welt gebracht zu haben, und behaglich den Mann von Oben herab behandelt, der mit diesem Prometheusfunken eine unaufhaltsame Flamme der fruchtbarsten Erkenntniß entzündet hat. Nicht einmal ein Lessing besaß diese Anschauung. Hätte er sie gehabt, so hätte er schwerlich den Seelenwanderungsglauben zu erneuern sich so sehr gedrungen gefühlt.

An diesem wie an manchem andern Beispiel wird deutlich, was von der subalternen Rede zu halten ist, die einem Hegel womöglich alle eigenen Gedanken absprechen möchte. Die Hegel'sche Philosophie der Geschichte soll ihrem Grundgedanken nach der „Erziehung des Menschengeschlechts"

entlehnt sein und soll das Original womöglich verdorben haben. — Fahrt hin in eurer Pracht!

Und doch müssen wir uns hüten, da wo ein Lessing eine Lücke gefunden, gar nichts von einer solchen zu erblicken.

Wie vollzieht sich denn nach unseren vollständigen Begriffen die Fortentwickelung des Menschengeschlechts? Sind es immer ähnlich begabte Individuen, die nur darum vorwärts gelangen, weil jede Generation ein höher bearbeitetes Erbe empfängt? Demnach könnten wir also einem beliebigen Kaffernstamm die Schätze unserer Cultur überliefern, natürlich nicht blos theoretisch, sondern mit allen praktischen Handhaben, und dieser Stamm würde das Erbe ebenso gut vervollkommnen, als wir und unsere Söhne es hoffen?

Von dieser Vorstellung wird Niemand etwas hören wollen, auch unter der Bedingung nicht, daß alle Kaffernsprößlinge auf unsern Boden, in unsere Verhältnisse verpflanzt werden. Natur und Cultur bedingen sich gegenseitig, so viel ahnt man wohl.

Aber kommen wir denn weiter mit der Vorstellung, die Germanen des Tacitus, in die heutigen Verhältnisse versetzt, d. h. die damalige unerwachsene Jugend, würde das Erbe des neunzehnten Jahrhunderts aufnehmen und die Arbeit desselben ohne Rückfall weiter führen?

Man braucht dergleichen nur auszusprechen, um es zurückzuweisen.

Dann bietet sich die Vorstellung dar, daß die körperliche Natur im Wechsel der Generationen umgebildet und mit ihr die geistige für verschiedenartige Culturaufgaben empfänglich gemacht wird.

Soll mit dieser Vorstellung Ernst gemacht werden, so muß an die Physiologie vor Allem die Frage ergehen, ob ihre neuesten Fortschritte sie mit irgend einem Grad von Wahrscheinlichkeit zu der Hoffnung berechtigen, jemals das ganze Seelenleben aus den körperlichen Organen und aus deren Unterschieden ableiten zu können.

Wenn die Physiologie diese Frage nicht bejaht — und schwerlich wird sie es können und schwerlich würde sie mit der Bejahung Glauben finden, und noch weniger würde sie dieselbe zu beweisen im Stande sein — so bleiben nur noch zwei Vorstellungen übrig.

Entweder die schöpferischen Seelen werden für die Aufgaben jeder Culturepoche durch ein Wunder eigens geschaffen; oder endlich es giebt einen Prozeß, eine Entwickelung des Seelenreiches, die als Ganzes nicht der Sinnenwelt oder doch nicht unserer Sinnenwelt angehören, von denen die Erscheinungen des Seelenlebens in der jetzigen Sinnenwelt nur Bruchstücke sind. Damit stehen wir wieder bei Lessing's Hypothese.

Es braucht nicht gesagt zu werden, wie viele Erscheinungen des See-

lenlebens, z. B. die oft sich kundgebende wunderbare Selbständigkeit desselben, das Hervortreten edler Naturen aus der versunkensten Umgebung, das Aufsteigen des Genius zu wahlverwandten Regionen aus der fremdartigsten Entfernung (Winckelmann und viele andere Beispiele) nur durch eine ähnliche Hypothese für jetzt irgend einer Erklärung zugänglich werden.

Noch stärker fesselt uns die Lessing'sche Hypothese, wenn wir gewahren, daß der große Mitgeborne Lessing's und der ihm in seinem Jahrhundert einzig ebenbürtige Denker dieselbe Hypothese, natürlich in seiner Weise, aufgestellt hat. Oder ist es nicht ein verwandtes Bedürfniß des Verstehens, welches Kant auf die Lehre vom intelligiblen Charakter geführt hat? Der empirische Charakter ist unfrei, der Mensch aber ist verantwortlich. Er ist es nur, wenn der empirische Charakter durch den intelligiblen bedingt, wenn der empirische Charakter nichts als die endliche Erscheinung des intelligiblen ist.

Doch übersehen wir nicht den tiefgreifenden Unterschied zwischen Lessing und Kant. Der letztere lehrte, daß die übersinnlichen Begriffe des menschlichen Geistes Formbegriffe sind, deren Stoff aus der sinnlichen Anschauung genommen werden muß, weil alle menschliche Anschauung auf ursprünglichen intellectuellen Anschauungen — Raum und Zeit — beruht und an dieselben immerdar gebunden bleibt. Die Anschauung, die sich in Raum und Zeit bewegt, ist aber eben die sinnliche. Wenn Kant in der Lehre von dem intelligiblen Charakter zu der übersinnlichen Ursache einer sinnlichen Erscheinung aufsteigt, so hat er das volle Bewußtsein, daß nach seinen eigenen Grundbegriffen jene übersinnliche Ursache in ihrem bestimmten Wesen nie Gegenstand der menschlichen Erkenntniß werden kann.

Lessing scheint für die Erkennbarkeit der Seele wenigstens vorläufig eine ebenso unüberschreitbare Schranke, aber auf dem diametral entgegengesetzten Wege festzustellen.

Die Seele wirkt in der Sinnenwelt durch Vermittlung des Körpers. Der zur Seele gehörige Körper ist ein Theil der Sinnenwelt; die Anlagen und Kräfte, welche die Seele individualisiren, was sind sie anders als idealisirte Sinnlichkeit?

Die Verbindung des Verstandes und der Sinnlichkeit war für Kant ein unlösbares Räthsel, aber er leugnete sie nicht. Kant bestätigte das Zusammensein von Denken und Sinnlichkeit, aber allerdings auf seine Weise, d. h. nicht als Vereinigung entgegengesetzter Substanzen, sondern als Vereinigung entgegengesetzter Vernunftkräfte.

Für Lessing war die Seele nicht in dem Begriff unsinnlich wie für Kant, wie der Aufsatz zeigt: „daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können."

Die Frage nach dem Quell des Denkens und nach dem Ursprung der Seele in dem Ganzen des menschlichen Wesens, nach dem *νοῦς ποιητικός*, um mit Aristoteles zu reden, ist mit einer solchen Anschauung von der Seele noch gar nicht berührt.

Dagegen ist gewiß, daß bei weitem nicht der ganze Seeleninhalt aus den Sinnen folgt.

Hier kommt uns eine Vermuthung entgegen, von der wir sehr gut wissen, daß sie nur eine Vermuthung, nicht ein auf urkundliche Prämissen gestützter Schluß ist.

Sollte Lessing nicht auf den Gedanken, daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können, durch das Bedürfniß geführt worden sein, die unserer jetzigen Wahrnehmung entzogenen Ursachen des Seelenlebens, auf deren Hineinwirken in unsere Welt wir durch unabweisbare Schlüsse geführt werden, als erreichbar vorzustellen für eine vervollkommnete Anschauung, für eine Vereinigung der jetzt vielleicht an verschiedene Zustände der Seele vertheilten Sinne?

Dagegen, daß sein Glaube an das selbständige Seelenreich mit Fug in Geisterseherei und Gespensterwesen entstellt werden könne, ist Lessing gesichert durch seine Definition der Seele als eines einfachen Wesens, welches unendlicher Vorstellungen fähig ist.

Ich unterlasse ein ausführliches Eingehen auf die Frage, welche Wirkung die Beachtung der Lessing'schen Hypothese auf unsere psychologischen und ethischen Gesichtspunkte haben könnte.

Bekanntlich ist Schelling ähnlichen Gedanken mit Vorliebe nachgegangen. Aber der mythologische Nebel, in welchen er nach seiner Weise dieselben einhüllte, hat das Betreten ähnlicher Wege in den übelsten Leumund gebracht. Und doch wird das Bedürfniß immer mächtiger, die Seele entweder definitiv in den Kreis der gewöhnlichen Naturerkenntniß einzubeziehen oder ihr eine für unsere Sinne definitiv unnahbare Region zuzuerkennen.

Das Grundprincip des Materialismus ist leicht zu widerlegen, denn es enthält einen augenfälligen Widerspruch. Daß die Materie gedacht wird, muß der Materialismus zugeben, weil es so zu sagen eine sinnfällige Erscheinung ist. Damit nimmt der Materialismus den Satz an: die Materie denkt sich selbst. Sind wir erst so weit, begreifen wir leicht, daß die Materie vielmehr eine Bestimmung des Denkens ist.

Gerade der selbstzufriedene Idealismus aber stürzt uns immer wieder in den Materialismus. Wenn Alles in gleichem Grade Idealität ist, dann kann ebenso gut Alles Materie sein, und das große Problem wird zum Wortstreit.

Es handelt sich darum, die Unterschiede der Idealität zu begreifen und für die Erkenntniß abzugrenzen. Vergönnen wir der Seele, wie es die veralteten und naiven Vorstellungen auf ihre Art gethan haben, ein selbständiges Element, so versetzen wir sie damit auch wiederum in eine selbständige, wenn auch nur indirekt zugängliche Beobachtungssphäre. Damit ist für den nächsten Fortschritt vielleicht viel gewonnen.

Es ist ja der gewöhnliche Lauf der Wissenschaft, daß sie suchend nach einer absoluten Grenze, nur eine relative Grenze, nur ein neues Zwischenglied findet. Aber ein solches Zwischenglied, annähernd bestimmt, vermag oft eine Revolution hervorzubringen und nicht nur die Bahn der Erkenntniß zu reguliren, sondern eine Fülle praktischer Wohlthaten auszuschütten.

Constantin Rößler.

Die griechisch-russische Kirche und ihre Geistlichkeit.

Es werden nächstens zehn Jahre, daß der gegenwärtige Beherrscher des russischen Reichs seine Reformthätigkeit begann, und schon lassen sich zwei grundverschiedene Perioden innerhalb derselben unterscheiden. Aufhebung der Leibeigenschaft, Umgestaltung der Rechtspflege, Begründung von Provinziallandtagen, Abschaffung des verderblichen Systems der Branntweinpachten, Aufhebung der Körperstrafe, Befreiung der Petersburger und Moskauer Journale von der Präventivcensur waren einander rasch gefolgt, als der polnisch-litthauische Aufstand vom Jahre 1863 einen jähen Umschlag der inneren Politik Rußlands herbeiführte, und die Anfänge einer neuen, wahrhaft liberalen Aera unter der Hochfluth eines nationalen Fanatismus begrub, der das wenige Jahre zuvor perhorrescirte Programm Nikolaus' I. „ein Glaube, eine Sprache, eine Nation" wieder in sein früheres Recht einsetzte. Bis zum Jahre 1863 war von den gebildeten Klassen wie von ihren Führern nur ein Ziel verfolgt worden: Vernichtung des auf allgemeine Unfreiheit begründeten Militärdespotismus und Begründung eines Rechtsstaats. Heute will von einem solchen und von der Beschränkung der absoluten Zarengewalt Niemand weniger wissen, als die russische Demokratie, welche noch vor einem Lustrum mit

vollen Segeln diesem Ziele zusteuerte. „Nur mit Hülfe des Absolutismus," so lautet die seit dem polnischen Aufstande ausgegebene Parole der russischen Volks- und Nationalpartei, „können wir die aristokratisch-westeuropäische Cultur ausrotten, welche an der westlichen Grenze unseres Reichs wuchert und in Litthauen polnisch-katholische, in den Ostseeprovinzen deutsch-protestantische, in Finnland schwedische Schößlinge treibt. Erst wenn die alte aristokratische Gesellschaft mit Hülfe des Absolutismus morcellirt ist, können wir diesen seiner Wege gehen lassen und den Rechtsstaat brauchen." Nicht der Rechtsstaat, sondern der streng nationale Einheitsstaat ist es, auf den die russische Gesellschaft es seit den letzten vier Jahren absieht und dem Alles, was das russische Volk und die von ihm unterworfenen Stämme an westeuropäischer Bildung besitzen, geopfert werden soll. Die Freiheit, die man bis dazu als Geltendmachung und Bethätigung historisch-gewordener Bedürfnisse und Eigenthümlichkeiten auffaßte, wurde seit dem polnischen Aufstande zum Prokrustesbett, in welchem jedes gesunde Leben verrenkt werden sollte. Die nationale Einheit, welche um jeden Preis geschaffen werden soll, ist identisch mit der Herrschaft der unteren Klassen, die wie von aller Bildung auch von der westeuropäischen frei sind und darum allein das Zeug haben sollen, Träger einer nationalen Cultur zu werden: mit Hülfe dieser unteren Klassen gedenkt man Polen, Livländer und finnländische Schweden auszurotten, die occidentalgebildete russische Aristokratie zu vernichten und einen großen Bauernstaat aufzurichten, dessen Basis der ländliche Gemeindebesitz, „die neue Formel der Civilisation," ausmachen soll. Die ausschließliche Herrschaft einer Sprache fällt zusammen mit dem Streben nach Befreiung von allen nicht-russischen Einflüssen und Rückkehr auf den Boden der slawisch-byzantinischen Cultur der vorpetrinischen Periode; ad interim muß sie freilich mit einem geistigen Stillstande im eigentlichen Rußland und der Barbarisirung der polnischen, deutschen und finnisch-schwedischen Länder erkauft werden. In Litthauen ist der Anfang bereits gemacht, und der Gebrauch anderer wie der dem Volke unverständlichen Cyrillischen Schriftzeichen untersagt worden. Wie steht es nun mit dem dritten Faktor des national-russischen Lebens, mit jener „griechisch-rechtgläubigen" Kirche, deren Glauben in dem Rußland der Zukunft der allein herrschende sein soll, und dem zu Liebe man den polnischen Katholicismus und den deutsch-schwedischen Protestantismus der Vernichtung oder doch dem inneren Verfall preiszugeben gedenkt?

Zu dieser Kirche, wie zu manchem andern seiner nationalen Heiligthümer steht der gebildete Russe der Gegenwart in einem eigenthümlichen Verhältniß. Während er seiner natürlichen Aufgabe und der Ehre seines

Volks nur gerecht werden zu können glaubt, wenn er eine ausschließlich nationale Bildung für dasselbe fordert und im Kampf gegen die Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit der dem russischen Scepter unterworfenen westeuropäischen Provinzen das Herrscherrecht der Kirche, der Sprache und der politischen Einrichtungen seines Volkes vertritt, — muß er sich doch immer wieder sagen, daß es mit der Cultur, welche er den fremden Stämmen aufzwingen will, im Grunde nicht weit her ist, daß der „Fortschritt," welchen er denselben bringen will, vielfach ein Rückschritt ist und daß er an die Heiligthümer, vor welchen jene die Knie beugen sollen, selbst nicht glaubt. Die Unfähigkeit auch der Gebildeten des russischen Volks für Selbstverwaltung und politische Initiative, die Verkommenheit der Büreaukratie, die Armuth des Rechtslebens, der traurige Zustand der Volksbildung, die Unfruchtbarkeit und Scheinthuerei der höheren wissenschaftlichen Anstalten bilden seit Jahren die Hauptgegenstände der Klagen der liberalen Politiker Moskaus und Petersburgs. So oft es sich um Kritik der bestehenden Einrichtungen, oder um Fragen des Details bei neuen Schöpfungen handelt, können die tonangebenden Publicisten nicht umhin, westeuropäische Beispiele und Vorbilder heranzuziehen und sich darauf zu berufen, wie viel besser Engländer, Deutsche und Franzosen es verstanden hätten, ihren Bedürfnissen und Nöthen abzuhelfen — während sie doch auf der andern Seite nicht müde werden gegen diese, wie gegen alle Nationen des Westens den nationalen Fanatismus und das Selbstgefühl ihrer Landsleute wachzurufen. In einem Athem wird dem Leser deducirt, daß Alles, was man aus der Vergangenheit Rußlands mitgebracht habe, untauglich sei und der Wiedergeburt bedürfe, daß es auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens einer Reform an Haupt und Gliedern bedürfe, wenn der Staat nicht an der Bestechlichkeit und dem Egoismus seiner Beamten, der Unbildung seiner Lehrer, der Unsittlichkeit und Rohheit seines Klerus untergehen soll — und daß es wiederum eine heilige Pflicht Rußlands sei, keine andere Cultur als die nationale aufkommen zu lassen, und die russischen staatlichen, socialen und kirchlichen Einrichtungen bei Polen, Finnländern und Livländern zur Herrschaft und Geltung zu bringen. Gerade die begabtesten und tüchtigsten unter den Führern der russischen Nationalpartei sind ausnahmslos an westeuropäischer Bildung großgezogen, und mit den Früchten der englischen, deutschen und französischen Literatur genährt worden; an Verständniß für die Vorzüge derselben fehlt es ihnen ebenso wenig, wie an klarer Einsicht in die Mängel der einheimischen Zustände, welche sie im gegebenen Fall mit rücksichtsloser Schärfe bloßzulegen und zu verurtheilen wissen. Die hervorragenderen Erzeugnisse der neueren russischen Literatur zeichnen sich

beinahe ausnahmslos durch eine wahrhaft staunenswerthe Kühnheit der Selbstkritik, durch die scharfsinnigste Bloßlegung der tiefgewurzelten Schäden aus, an denen das russische Staats- und Volksleben krankt, sie sind, was Schärfe der Beobachtung und rücksichtslose Wahrheitsliebe anlangt, kaum übertroffen worden. Die Consequenzen ihrer Beurtheilung und Verurtheilung der gegebenen Zustände zu ziehen, hüten sie sich aber insgesammt. Dem Glauben an die hohe Bestimmung ihrer zu einem neuen Weltreich berufenen Nation glauben die Volksführer das Opfer ihrer persönlichen Neigungen, ihrer vorgeschrittenen Bildung, beziehungsweise ihrer besseren Einsicht schuldig zu sein. Im Interesse der nationalen und staatlichen Einheit Rußlands halten sie es für geboten auf die Errungenschaften höherer Cultur zu verzichten, indem sie den gleichen Verzicht von den Bewohnern der vorgeschrittenen westeuropäischen Theile des Reichs fordern. Wie der gebildete Russe nicht das Recht haben soll an der Spitze seines Volks zu stehen, weil die niederen Klassen der einheimischen Cultur treuer geblieben, als die gebildeten, — so sollen der Pole, der deutsche Liv- und Kurländer, der finnländische Schwede verpflichtet werden, sich den von ihnen bisher beherrschten und zu höherer Civilisation emporgehobenen litthauischen und finnischen Stämmen unterzuordnen, da diese dem russischen Volke leichter zu assimiliren sind, als die Culturvölker — Alles in majorem Russiae gloriam. Was an bereits errungenen Culturgütern bei diesem seltsamen Rückbildungsproceß verloren geht, kommt nicht in Betracht und soll dereinst, wenn das große Werk vollendet ist, vergütet werden.

Der wunderbare Dualismus dieser Anschauung, die einem Princip zu Liebe bewußt von der höheren zu einer niederen Culturstufe herabsteigen will, tritt seiner vollen Schroffheit nach hervor, wo es sich um die griechisch-orthodoxe Kirche handelt. Vielleicht nirgend in Europa steht die gebildete Gesellschaft so außerhalb aller Beziehung zu dem kirchlichen Leben und dem Cultus ihrer Nation, wie in Rußland. Erstarrt in dem Formalismus des byzantinischen Dogmas und einer Masse längst alles geistigen Inhalts baar gewordener ritualer Gewohnheiten, ist die griechisch-russische Kirche ohne allen Einfluß auf die höheren und gebildeteren Schichten des Volks, die sich mechanisch mit dem Cultus ihrer Väter abfinden und auf die sittliche Rohheit und ungebildete Befangenheit der kirchlichen Lehrer und Diener mit kaum verhohlener Verachtung und Geringschätzung herabsehen. Wissen doch alle denkenden Leute seit lange, daß es vor Allem der Unbildung, Trägheit und Indolenz des Klerus zuzuschreiben ist, daß von den Reformen, mit welchen die Regierung in das Volksleben eingegriffen, keine das Herz des russischen Lebens zu treffen und den Grund einer sittlichen Wiedergeburt zu legen vermocht hat. An der Unthätigkeit

und dem passiven Widerstande der Geistlichkeit, der bei dem gegenwärtigen Bildungszustande des Volks allein möglichen Volkslehrerin, sind alle Versuche zur Begründung des Volksunterrichts gescheitert, und trotz der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Reform der Justiz und Administration ist, wie alle Kundigen wissen, der moralische und wirthschaftliche Zustand der unteren Klassen und namentlich des freigewordenen Landvolks zur Zeit schlimmer, als er je zuvor gewesen. Ueber keine Frage sind die verschiedenen Parteien und Gruppen darum so einig, wie über die Nothwendigkeit einer kirchlichen Reform: bezüglich der Herrschsucht und zelotischen Intoleranz der Mönche und Kirchenfürsten, der Erbärmlichkeit der geistlichen Lehranstalten, der Hülflosigkeit und Apathie der an jeder freien Bewegung behinderten, in Armuth, Knechtschaft und Unbildung verkommenen niederen Geistlichen herrscht nur eine Stimme, und sobald auf dieses Thema die Rede kommt, heißt es von allen Seiten: Zertrümmerung des alten, zum Kerker gewordenen Gebäudes und Neubau von Grund aus! Nichts desto weniger werden die Fortschritte dieser Kirche in den katholischen und protestantischen Provinzen des Westens von der gesammten russischen Nation unterstützt, eifersüchtig bewacht und als Erfolge russischer Ueberlegenheit gepriesen. Jedermann weiß, daß z. B. jene Conversion der 40er Jahre, durch welche mehrere Tausend protestantischer Letten und Esten Livlands der griechisch-orthodoxen Kirche zugeführt wurden, das Produkt eines schaamlosen Betrugs war, daß die Bekehrten nichts dringender wünschen, als von der Herrschaft der ungebildeten Popen frei zu werden und in die Kirche ihrer Väter zurückzukehren, daß der baltische Protestantismus sich durch die Begründung eines trefflichen Volksschulwesens große Verdienste um die Urbewohner der Ostseeküste erworben hat, während die griechische Kirche weder auf diesem, noch auf einem anderen Gebiete etwas zu leisten vermochte — noch aber hat sich keine Stimme aus den Reihen der wegen ihres Radicalismus auch in Deutschland gepriesenen russischen Demokraten und Liberalen erhoben, um Freiheit des religiösen Bekenntnisses und Abstreifung der Fesseln zu verlangen, in welche die „Rechtgläubigkeit“ ihre freiwilligen und unfreiwilligen Bekenner schlägt. Die fanatische Hoffnung, mit Hülfe der griechischen Kirche erobernd gegen die Westgrenzen vorrücken und die protestantischen und katholischen Bildungsgrundlagen der Bewohner der baltischen oder litthauischen Provinzen vernichten zu können, erstickt bei den „freisinnigsten“ Patrioten der Nationalpartei alle übrigen Bedenken und macht sie fähig, die Propaganda einer Kirche zu unterstützen, welche sie im Grunde des Herzens verachten und von welcher sie eingestehen müssen, sie stehe tief unter dem Katholicismus und sei völlig außer Stande mit der bildenden Macht des Protestantismus

zu wetteifern. Dieselben Männer, welche in den Journalen Moskaus und Petersburgs zu predigen nicht müde werden, bevor eine Radicalreform der griechischen Kirche und ihrer Unterrichtsanstalten stattgefunden, sei an eine Wiedergeburt des russischen Volks, an eine wahrhaft segensreiche Durchführung des großen Werks der Aufhebung der Leibeigenschaft nicht zu denken — dieselben stimmen ein Hallelujah über jede dieser Kirche gewonnene arme polnische Seele an und reden von Preisgebung der heiligsten Interessen der Nation, sobald die Regierung (von der Gewalt der Umstände gedrängt) einen schüchternen Versuch macht, die den baltischen Protestanten entrissene Parität ihrer Confession mit der „rechtgläubigen" zu restituiren.

Schwierig und wunderbar genug ist die Stellung, welche die Staatsregierung in Mitten der Fluth des sie umwirbelnden Nationalfanatismus einnimmt. Die guten Dienste, welche derselbe bei Niederwerfung des polnischen Aufstandes geleistet und welche noch für die Zukunft von ihm zu erwarten sind, machen jeden Gedanken an einen Bruch mit der herrschenden Strömung unmöglich: auf der anderen Seite kann die Regierung sich der Einsicht nicht verschließen, daß es ein gefährliches Experiment sei, die verhandene Cultur der westlichen Hälfte ihres Reichs der Vernichtung Preis zu geben, ehe ein Ersatz für dieselbe geschaffen ist, daß es seine sehr bedenkliche Seite habe, Schäden und Uebelstände, deren Bekämpfung man im eigenen Interesse als eine Nothwendigkeit erkannt hat, bis auf Weiteres über ihr natürliches Gebiet hinaus auf fremden Boden zu verpflanzen. Das Bündniß mit den Massen gegen die Herrschaftsansprüche der Aristokratie und der Mittelklassen hat für jeden absoluten Herrscher, auch den besten, starke Anziehungskraft, zumal, wenn es — wie in dem gegebenen Falle — dazu helfen kann, eine streng geschlossene Staatseinheit herbeizuführen: auf der anderen Seite liegt aber die Gefahr nahe, die besten und brauchbarsten Kräfte der Nation der Regierung zu entfremden und in dem Kampf gegen eingewurzelte Gebrechen, deren Fortdauer das Mark des Staats anzufressen drohen, grade der Unterstützung derer zu entbehren, die allein Einsicht und Fähigkeit zur Bekämpfung des Uebels mitzubringen vermögen! Auf wen soll der Herrscher sich stützen in der Stunde der Gefahr, wenn die Massen, welche ihn bisher getragen, der eigenen Kraft bewußt werden und nicht mehr dienen, sondern Tact und Maß der Bewegung selbst angeben wollen?

Zwischen Erwägungen dieser Art steht der gegenwärtige Monarch Rußlands, persönlich allen Extremen feind, nach Erziehung und natürlicher Anlage jeder nationalen Exklusivität abhold und wohl geneigt, zwischen den Gegensätzen, die ihn umgeben, zu vermitteln — aber eifersüchtig auf

seine absolute Gewalt, welche zur Zeit in den Führern der Nationalparthei ihre zuverlässigsten Stützen zu haben scheint! In allen Fragen, bei welchen die nationale Ausschließlichkeit und die absolute monarchische Gewalt außer dem Spiele bleiben, kann die Regierung entschieden als die Vertreterin der Vernunft und des wahren Fortschritts bezeichnet werden, läßt sie sich's nach Kräften angelegen sein, Recht und Gerechtigkeit, Bildung und Aufklärung zu fördern. Wo aber Ansprüche auf Anerkennung fremder Eigenthümlichkeit, in sich selbst begründeten Rechts laut werden, kehrt sie zu den Traditionen des alten Systems zurück, beruft sie sich darauf, daß jedes Recht an dem göttlichen Recht des Herrschers seine Schranke habe, daß es außer diesem keine anerkannte Autorität gebe und geben dürfe. Im Verhältniß zu den fremdländischen Provinzen ist die Haltung der Regierung eine schwankende und unsichere: Angesichts der maßlosen, oft unsinnigen Forderungen der demokratischen Nationalpartei, erscheint sie immer noch als die Beschützerin der in ihrer Existenz bedrohten Minorität, als Feindin gewaltsamer Handlungen und Rechtsverletzungen, wiewohl sie jeden offenen Widerspruch gegen den Volkswillen scheut, sich diesen zu Nutz' zu machen sucht und in diesem Sinne mitunter eben so ehern und despotisch eingreift, wie es nur in den Tagen des alten Systems geschehen konnte.

Wir haben bereits oben angedeutet, daß die kirchliche Propaganda zu Gunsten weiterer Ausbreitung der „rechtgläubigen" griechisch-orthodoxen Kirche eine wichtige Rolle in dem Kampfe spielt, welchen das nationale Russenthum gegen die occidentalen Elemente an der Westgrenze des Reichs führt, daß es bei diesem Kampfe ebenso auf die Herrschaft der nationalen Sprache und Cultur, wie dieser Kirche abgesehen ist. So eifrig man sich derselben auch im politischen Interesse bedient, so willfährig man die Conversionsgelüste der Mönche und Popen auch unterstützt — von der Regierung wird die in Rußland herrschende Kirche vielleicht noch ungünstiger beurtheilt, wie von den gebildeten und urtheilsfähigen Klassen der Nation. Sie ist die einzige Macht, über welche der absolute Herrscher keine unbeschränkte Gewalt hat und doch unfähiger und ungeeigneter als jede andere, um der Allgewalt des Gouvernements heilsame Schranken anzulegen, sie hat sich vielmehr wiederholt als die ungefügigste und störrischste Gegnerin der Reformen bewiesen, an welchen die Regierung Alexander's II., namentlich während ihrer ersten Periode, so reich ist. Gelingt es nicht, auch Kirche und Geistlichkeit in die reformatorische Strömung hineinzuziehen, so bleibt alle Arbeit auf halbem Wege stehen, ist an eine Wiedergeburt des nationalen Lebens, an eine Herrschaft über die fremden, unrussischen Elemente weder im Sinne der Regierung noch in dem der

Volkspartei zu denken. In dem gegenwärtigen Augenblick handelt es sich um eine Entscheidung darüber, in wie weit es der Regierung möglich sein werde, in die Neugestaltung des wichtigsten Zweiges des russisch-kirchlichen Lebens, des geistlichen Unterrichtswesens, einzugreifen und dem Widerstande des Klerus ernsthafte Concessionen an den Geist der Zeit und das Bedürfniß der Nation abzutrotzen. Seit Monaten ist die bevorstehende Reform des geistlichen Unterrichtswesens in der liberalen russischen Presse auf der Tagesordnung, regnet es von allen Seiten Angriffe auf den verrotteten Zustand derselben Kirche, von welcher doch wieder erwartet wird, daß sie bei dem großen Werk der Consumtion und Assimilation der fremden Elemente die Hauptarbeit thue.

Diesem Gegenstande näher zu treten und einen Einblick in die Beschaffenheit des Instituts zu gewinnen, aus welchem 40 Millionen Russen ihre sittliche und religiöse Nahrung beziehen, dürfte auch in Deutschland von Interesse sein — handelt es sich dabei doch um die Möglichkeit, einen Maßstab zu gewinnen für den ganzen Culturzustand eines nach Millionen zählenden Volks, das den Anspruch auf die europäische Hegemonie noch in den letzten Tagen laut und nachdrücklich genug erhoben hat. — In Rußland selbst sind die Zustände und Eigenthümlichkeiten der griechischen Kirche und ihres Klerus verhältnißmäßig wenig bekannt: ein Mal bildet die Geistlichkeit einen Staat im Staat, der von der übrigen Gesellschaft durch unübersteigliche Schranken geschieden ist, und zweitens wacht eine kirchliche Censur, von deren Strenge und Aengstlichkeit sich weder russische noch deutsche Laien eine Vorstellung machen können, über jeder Lebensäußerung der Glieder des Klerus, der sich mit dem Schleier eines undurchdringlichen Geheimnisses umgeben hat. Diesen in Rußland selbst zu lüften, hat trotz der theilweisen Aufhebung der Präventivcensur noch Niemand gewagt: die wenigen russischen Schriften, welche eine offene und wahrheitsgetreue Darstellung der kirchlichen Zustände gewagt haben, sind in Deutschland und England gedruckt und nur dem kleinen aristokratischen Kreise derer zugänglich gewesen, die ihrer auf Reisen im Auslande habhaft geworden sind.

Das zuverlässigste, unbefangenste und gründlichste Buch dieser Art ist (selbstverständlich in russischer Sprache) neuerdings bei Franz Wagner in Leipzig erschienen und führt den Titel: „Die schwarze und die weiße Geistlichkeit in Rußland." An der Hand dieses Buches, das sich schon auf seinen ersten Blättern als das Werk eines zuverlässigen, mit der Materie genau bekannten, übrigens durchaus kirchlich gesinnten Russen (wahrscheinlich eines Geistlichen) kennzeichnet, wollen wir es versuchen, ein Bild der kirchlichen Zustände Rußlands und der Riesenarbeit zu ent-

werfen, welche die Regierung Alexander's II. zu vollführen hat, wenn sie den Augiasstall der griechisch-russischen Kirche von dem zu Gift und Moder gewordenen Unrath säubern will, das sich seit einem halben Jahrtausend in derselben aufgehäuft hat.

Wir müssen diesem Bericht einige einleitende Bemerkungen über die Organisation der griechisch-russischen Kirche vorausschicken, um dem Leser das Verständniß der Einzelheiten von vorn herein zu erleichtern.

An der Spitze der griechisch-orthodoxen Kirche Rußlands steht seit den Tagen Peter's des Großen der s. g. „heiligst-dirigirende Synod," eine Kirchenbehörde, an welcher (wie weiter unten genauer ausgeführt werden soll) die höchsten Geistlichen der Reihe nach Theil nehmen, deren Beschlüsse und Entscheidungen aber der Bestätigung des Kaisers bedürfen, um Giltigkeit zu erlangen. Das gesammte russische Reich zerfällt in 24 Eparchien oder bischöfliche Sprengel, an deren Spitze je ein Erzbischof oder Bischof steht, von dem sämmtliche Kirchen, Klöster und Geistlichen regiert werden; fünf dieser Eparchien, die von Petersburg, Moskau, Kiew, Wilna und Sibirien, haben nicht Erzbischöfe oder Bischöfe, sondern Geistliche vom höchsten Rang, s. g. Metropoliten, zu Verwaltern. Die gesammte Geistlichkeit zerfällt in drei Klassen: die erste besteht aus der Klostergeistlichkeit (der s. g. schwarzen Geistlichkeit, tschornoje duchowenstwo), zu welcher alle Bischöfe und höheren Würdenträger, sowie die meisten Direktoren und Lehrer der geistlichen Lehranstalten gehören, welche beinahe ausschließlich die Leitung der Kirche in Händen hat und den eigentlich herrschenden Stand bildet; an zweiter Stelle steht die weiße oder weltliche Geistlichkeit (bjeloje duchowenstwo), deren Glieder einen erblichen, privilegirten Stand bilden, aus welchem der Austritt indessen gestattet ist; zu diesem Körper gehören sämmtliche Dorfpriester und die Geistlichen der städtischen Kirchen, welche mit dem Publikum in direkter Beziehung stehen und unsern Predigern entsprechen. Ohne weiteren Einzelheiten vorzugreifen, erwähnen wir nur, daß die Bekleidung eines Priesteramts die Vollendung des Cursus in einem geistlichen Seminar und die Ehe mit einer Jungfrau zur Voraussetzung hat; verliert ein Priester seine Frau, so muß er, da die zweite Ehe ebenso verboten ist, wie die Ehelosigkeit, entweder Mönch werden oder aus dem geistlichen Stande austreten. Den dritten, ebenfalls erblichen, geistlichen Stand bilden die nach Zehntausenden zählenden Kirchendiener, Küster, Kirchensänger und Diakonen, zum größten Theil solche Geistliche, welche außer Stande gewesen sind, ein Examen zu bestehen. Jedem Eparchialvorsteher steht ein aus örtlichen Geistlichen gebildetes Consistorium zur Seite, mit dessen Hilfe er die Verwaltung des Sprengels leitet; alle Ernennungen, Beförderungen und Entlassungen

ruhen in der Hand des Bischofs, dessen Machtbefugnisse, wie wir weiter unten sehen werden, beinahe unbeschränkt sind. Seinen Hofstaat bilden ausschließlich Mönche, die allenthalben die Aristokratie der Kirche ausmachen, allein an der Verwaltung des Kirchenvermögens und der geistlichen Schulen Theil haben und die weiße Geistlichkeit in strenger Abhängigkeit halten.

I.

Der anonyme russische Autor, dessen Mittheilungen der vorliegende Bericht sich anschließt, beginnt nach einigen einleitenden Betrachtungen darüber, daß alle Versuche, eine Besserung der kirchlichen Zustände Rußlands zu bewirken, an dem Widerstande der höheren Geistlichkeit und des Mönchthums und an der Scheu vor einer öffentlichen Darlegung der faktischen Verhältnisse gescheitert seien, mit einer Schilderung der Zustände und Eigenthümlichkeiten des ersten der drei geistlichen Stände Rußlands, des Standes der Klostergeistlichen. Seiner Ansicht nach bedarf es vor Allem eines Einblicks in die faktischen Verhältnisse, das wirkliche Leben der russischen Geistlichen, ihre Beziehungen zu einander und zu der Laienschaft: sei dieser Einblick gewonnen, so werde sich's von selbst finden, wo und wie zu bessern sei. Wir sehen darum vor der Hand von aller Kritik und allen principiellen Untersuchungen darüber ab, welche Stellung Kirche und Geistlichkeit dem Staat und der Gesellschaft gegenüber einzunehmen haben, und steigen in die Realität des russischen Mönchs- und Popenlebens herab, geführt von einem Kenner, der bis in die geheimsten Schlupfwinkel hinein Bescheid weiß. — Wie die statistischen Berichte ausweisen, sind von 1841 bis 1857 im Ganzen 1569 Frauen und 4147 Männer in russische Klöster getreten. Von diesen 4147 Mönchen gehörten nur 33 dem Adel und der Büreaukratie, 750 dem Kaufmanns- und Bürgerstande an, 580 waren bäuerlicher Abkunft, alle übrigen im geistlichen Stande geboren. Die Abneigung der höheren und gebildeten Klassen vor dem Eintritt in den geistlichen Stand gehört zu den charakteristischesten Eigenthümlichkeiten des russischen Kirchenthums; fast alle vornehme Russen — und es sind ihrer nicht wenige — die während der letzten Jahrzehnte Mönche wurden, haben Rußland verlassen und sind zur römisch-katholischen Kirche übergetreten, meist um Jesuiten zu werden. Auch die Neigung der niederen Schichten für den Eintritt in die Klostergeistlichkeit (daß ein Laie in die weiße Geistlichkeit tritt, um Pfarrer zu werden, kommt eigentlich niemals vor) ist im Abnehmen begriffen; seit Aufhebung der Leibeigenschaft, beziehungsweise seit der Aussicht auf dieselbe, treten selbst Bauern nur selten in die Klöster, welche sie bis dazu als Freistätten gegen

den Druck ihrer Herren aufzusuchen pflegten. Das große Ansehen, welches die schismatischen s. g. altgläubigen Sekten bei dem niederen Volk genießen, führt den geheimen Klostergesellschaften dieser ein verhältnißmäßig reiches Contingent zu und es ist eigentlich nur die Aussicht auf die in den orthodoxen Klöstern ziemlich häufig vorkommenden Ordensdekorationen, welche hier und da einen weltlichen Novizen, gewöhnlich aus dem Kaufmannsstande, zum Eintritt bewegt. Die Hälfte, neuerdings fast dreiviertel aller russischen Mönche ist im geistlichen Stande geboren; diejenigen Söhne der Weltgeistlichen und Kirchendiener nämlich, welche außer Stande waren, irgend ein Seminarexamen zu bestehen oder wegen Faulheit und schlechter Führung aus diesen Anstalten ausgeschlossen wurden, suchen, wenn sie nicht als Kirchendiener untergebracht werden können, eine Zuflucht im Kloster, um der ihnen drohenden zwangsweisen Einstellung in die Armee zu entgehen. Ihrer Unbildung wegen außer Stande eine lohnende bürgerliche Beschäftigung zu finden, zu körperlicher Anstrengung ihrer Erziehung zufolge unfähig, sind die zahlreichen Knaben und Jünglinge, welche jährlich aus den geistlichen Lehranstalten ausgewiesen werden, gleichsam dazu prädestinirt, das Proletariat der Klöster zu bilden. Nach russischem Gesetz darf Niemand, der nicht den Seminarcursus beendet hat, vor dem dreißigsten Jahr die Tonsur erhalten und ist das Noviziat auf drei Jahre beschränkt. Dieses Gesetz wird in der Praxis umgangen und der Noviziatscursus auf zwölf bis funfzehn Jahre ausgedehnt, sobald es sich um frühere Seminaristen handelt. In jedem Kloster findet man darum eine Schaar junger Leute, die ihre Jugend in Müßiggang und mechanischer Erfüllung der Ordensvorschriften verträumen und dadurch von vorn herein um allen sittlichen Ernst, alle wirklich religiöse Gesinnung gebracht werden. Gewöhnlich werden sie unter die Mönche vertheilt, um bis zur Erreichung des gesetzlichen Alters diesen zur Hand zu gehen, die Gebetsglocke zu läuten, in der Kirche den Sängerchor zu verstärken und ihre Zeit zwischen Lakaiendienst und Müßiggang zu theilen. Da den Klostervorständen daran gelegen ist, sich eine möglichst große Anzahl solcher Dienstleute zu erhalten und es für einen Schimpf gilt, wenn das Kloster von einem seiner Insassen verlassen wird, so ist die Zucht im Allgemeinen eine ziemlich schlaffe. Diese müßiggängerische Jugend, aus welcher sich die Klostergeistlichkeit zum großen Theil rekrutirt, bildet den eigentlichen Fluch des gesammten Instituts. Durch Jahrzehnte langes Noviziat um alle Selbständigkeit gebracht, sittlich und geistig ausgehöhlt, von allen Bildungselementen abgeschnitten und frühzeitig an Heuchelei und Scheinthuerei gewöhnt, ist die in den Klöstern aufgezogene Jugend außer Stande, die Würde des kirchlichen Berufs zu wahren, auf irgend einem Felde

geistigen Strebens Früchte zu bringen oder bildend und belehrend auf die Laien einzuwirken. Das Bild, das unser Autor von dem Leben und Treiben dieser Jugend entwirft und das Zug für Zug das Gepräge der Wahrheit trägt, ist ein wahrhaft entsetzliches. Früh um vier Uhr wird die Frühmesse mechanisch celebrirt, dann folgen das Frühstück und die erste Siesta; sind die häuslichen Arbeiten besorgt, so ist die Jugend sich vollständig selbst überlassen, kindische Spiele und unverstandene geistliche Uebungen wechseln mit einander ab, selbst Trunk und Kartenspiel müssen aushelfen, die Zeit zu tödten. Frühzeitig tritt endlich die Gewöhnung an Intrigue und Heuchelei ein: der Novize ist der Vertraute des Mönchs, dem er beigegeben worden, er hilft ihm die Klosterregeln umgehen und hat sich dafür der gleichen Duldung seiner Ausschweifungen zu erfreuen. Für besonders begünstigt gelten die Novizen, die direkt unter dem Prior stehen, in der Regel dessen Kundschafter und Spione sind und dafür besondere Rechte und Freiheiten genießen. Mönche, welche diese Schule durchgemacht haben, gelten in den Klöstern selbst für patres minorum gentium und sind in der Regel von der höheren hierarchischen Laufbahn ausgeschlossen.

Neben dieser Plebs der Klöster bilden diejenigen Mönche, welche den Seminarcursus ehrenvoll beendet und welche auf der geistlichen Akademie einen gelehrten Grad erworben, dann aber die Tonsur genommen haben, die Elite, aus welcher sich die eigentliche Hierarchie ergänzt. Da die Klostergeistlichkeit alle höheren Aemter besetzt und das eigentliche Kirchenregiment in Händen hat, jeder Klosterbruder über jedem Weltgeistlichen steht, ist es neben dem religiösen Fanatismus gewöhnlich der Ehrgeiz, der die talentvolleren und begabteren Zöglinge der Seminare und Akademien dazu bewegt, das Gelübde zu thun. Die Direktoren und Inspektoren dieser Anstalten lassen es sich angelegen sein, die strebsameren Zöglinge für den Mönchsstand zu gewinnen und dem Gedanken an die undankbare Laufbahn der Weltgeistlichkeit zu entfremden: je größer die Zahl der jungen Doctoren und Magister ist, welche eine geistliche Akademie für die schwarze Geistlichkeit gewinnt, desto sicherer kann der Vorstand dieser Anstalt auf Belohnung und Beförderung rechnen. — Den Mittelstand der Klostergeistlichkeit bilden endlich die ehemaligen Weltgeistlichen, welche ihrer Wittwerschaft wegen oder auch zur Strafe für Amtvergehen in's Kloster gesteckt worden sind.

Der Einfluß der Klostergeistlichkeit stützt sich hauptsächlich auf die Herrschaft der Mönche über die geistlichen Lehranstalten. Die ersten geistlichen Akademien (deren Besuch, wie wir weiter unten sehen werden, nicht obligatorisch ist, sondern nur wegen gewisser mit der Erwerbung

eines gelehrten Grades verknüpfter Vortheile üblich ist) wurden von Peter dem Großen gegründet; Alexander I. hat die Zahl derselben beträchtlich vermehrt und über das ganze Reich verbreitet. Die Klostergeistlichkeit, welche diese „Neuerung" höchst ungern sah, hielt es für geboten, von den neuen Instituten, als dieselben ein Mal da waren, Besitz zu nehmen und sie unschädlich zu machen. Trotzdem daß schon Alexander I. verordnet hatte, auch Weltgeistliche, welche einen gelehrten Grad erworben, sollten zu der Leitung der Akademien und Seminare zugelassen werden, sind dieselben bis jetzt faktisch ausgeschlossen gewesen: in 150 Jahren haben es nur zwei Glieder der weißen Geistlichkeit zum Amte des Rektors gebracht. Einer derselben ist ein Günstling der regierenden Kaiserin, der andere leitet die Akademie zu — Irkutsk im östlichen Sibirien. Da die Erzbischöfe zugleich die Curatoren der in ihren Sprengeln belegenen geistlichen Lehranstalten sind, ist diese Thatsache leicht zu erklären. Der Mittel, welche zur Erreichung dieses Ziels führen, sind zahlreiche. Neben dem Ernennungsrecht der Eparchialvorstände ist es vor Allem das festgeschlossene Band, durch welches alle Klostergeistlichen verbunden sind, das die Weltgeistlichen ausschließt. Während der weltliche Lehrer oder Inspektor als Untergebener behandelt und streng kontrollirt, von Vorgesetzten und Collegen überwacht und chikanirt wird, nie eine Belohnung erhält und froh sein kann, wenn er seinen Gehalt unverkürzt erhält, wird der mönchische Seminar- oder Akademieinspektor von dem Bischof und den übrigen Oberbeamten als Freund und Bruder behandelt, befördert, gehegt und gepflegt; er kann sicher sein, daß man ihm leichte Vergehungen ungestraft durchläßt und wird im schlimmsten Fall von einer Versetzung in ein anderes Amt betroffen.

Der Gegensatz und die Feindschaft zwischen Mönchen und Weltgeistlichen bildet die charakteristische Eigenthümlichkeit der russischen Kirche. Die Weltgeistlichen werden, obgleich die eigentlich seelsorgerische Arbeit auf ihren Schultern ruht, von der regierenden Klostergeistlichkeit wie halbe Weltleute, wie Männer angesehen, deren Interessen mehr in der Laienwelt, als in der Kirche wurzeln, die systematisch in Abhängigkeit und Armuth gehalten werden müssen, damit der Kirche ihre Eigenthümlichkeit, Unabhängigkeit und Geschiedenheit von der übrigen Welt gewahrt bleibe. — Wir kommen auf die Gründe dieses feindlichen Gegensatzes noch zurück und konstatiren vor der Hand nur, daß die Klostergeistlichkeit unablässig darauf bedacht ist, alle tüchtigen Kräfte für sich und ihre Interessen zu gewinnen. Systematisch werden die ausgezeichneteren Seminaristen und Akademiker an den Gedanken gewöhnt, daß sie zu hohen Dingen auserlesen seien und darum Mönche werden müßten. Man sieht ihnen alle

möglichen Vergehungen nach, um sie desto sicherer in Abhängigkeit von ihren Vorgesetzten zu bringen. Jedem Akademiker, der den ersten gelehrten Grad erworben, steht das Recht zu, statt mit 30 schon mit 25 Jahren Mönch zu werden. Von dem Augenblick an, in welchem er die Tonsur genommen, genießt er verschiedene Privilegien vor seinen Commilitonen; die mönchischen Studenten erhalten besondere Zimmer, bessere Nahrung, feinere Kleidung und das Recht, die Anstalt an allen Feiertagen zu verlassen — es erklärt sich darum leicht, daß ein junger Mann, auf welchen der Rektor es abgesehen, nur sehr selten seinem Schicksal entgeht. Kann er doch sicher sein, im Falle fortgesetzten Sträubens gegen das ihm zugedachte Glück einem Netz von Chicanen zu verfallen, das ihn schließlich zu Boden wirft. — Um den Zeitpunkt der Entscheidung für den Mönchsstand zu verfrühen, verschmähen die Akademie-Vorstände es häufig nicht, falsche Taufzeugnisse der Klostercandidaten beizubringen — ein Verfahren, das „halb-officiell“ geduldet wird. — In früherer Zeit wurden hartnäckigen Studenten gegenüber selbst Mittel des Zwangs und Betrugs angewendet: nach russischem Kirchenjargon werden noch heute zwei verschiedene Klassen von Zwangs-Convertiten zum Mönchsthum unterschieden: „Platoniki“ und „Innokentiki“ d. h. solche, welche nach der Theorie des weiland Erzbischof Platon (durch Gewalt) oder nach der des verstorbenen Charkower Rektors Innokent (durch Betrug) zur Ablegung der Gelübde gezwungen worden sind.

Die Gesammtzahl der männlichen Glieder der russischen Klostergeistlichkeit (zu welcher, wie erwähnt, alle Bischöfe und höheren Würdenträger gehören) beträgt ungefähr 6000; ferner sind von den 7000 Mönchen des berühmten griechischen Athosklosters, das großen Theils aus in Rußland aufgebrachten Mitteln erhalten wird, noch sehr viele russischer Herkunft. Die Mehrzahl der russischen Mönchsklöster (es giebt deren zwischen 3 und 400, da auch die erzbischöflichen und bischöflichen Paläste den Kloster-charakter haben) bringt es nie auf die vollzählige Anzahl der Glieder, für welche sie eingerichtet sind, sondern begnügt sich mit etwa drei Viertel der „etatsmäßigen“ Zahl von Brüdern, ein Umstand, der der Wohlhabenheit der Klöster wesentlich zu Gute kommt und seine Erklärung in der Abneigung des russischen Charakters gegen Beschaulichkeit und Askese hat. „Der Russe,“ so heißt es bei unserem Autor, „fürchtet Nichts so sehr, als die Langeweile, denn er weiß, daß er dieser Feindin am schlechtesten Stand hält. Die breite sinnliche Grundlage der russischen Natur verlangt Beschäftigung, wenn sie im gehörigen Gleichgewicht bleiben soll, Beschäftigungslosigkeit ist bei uns identisch mit Uebergewicht der Sinnlichkeit. Der Russe, der sich langweilt, wird fast immer zum Trinker, wie auch der

heilige Wladimir, der Ahnherr der Rechtgläubigkeit, der Neigung zum Trunk nicht widerstanden hat.“ —

Bis zur Zeit Peter's des Großen war die griechisch-orthodoxe Kirche Rußlands im Besitz ausgedehnter Ländereien; diese wurden durch den Zaren fast sämmtlich zu Staatseigenthum erklärt und durch eine jährliche Zahlung aus dem Reichsschatz abgelöst. Die Mehrzahl der russischen Klöster genießt darum noch heute eine ziemlich beträchtliche Staatsunterstützung, deren Umfang sich nach der Klasse richtet, welcher das einzelne Kloster zugezählt ist. Die größten Klöster werden mit 5000 Rubel Silber jährlich, die kleinsten mit der Summe von 1500 Rubel unterstützt. Diese Einnahme erscheint aber verschwindend gering zu dem Gesammtbetrage der Summen, welche jedes Kloster bezieht und die für die bedeutendsten und berühmtesten Klöster, wie Sergiew-Troizky zu Moskau und Alexander-Newski zu St. Petersburg, bis zu einer halben Mill. Silberrubeln jährlich anwachsen, übrigens sehr verschiedenen Quellen entspringen. Allein 307,850 Rubel Silber werden seit dem Jahre 1861 jährlich, als Ersatz für entmißte Klosterbedienung, unter die verschiedenen Klöster vertheilt; bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft war der Staat nämlich verpflichtet für die Bedienung der Klöster Sorge zu tragen, was durch „Abkommandiren“ einer bestimmten Anzahl von Kronsbauern (gewöhnlich 12—17) geschah. Wollten diese Bauern die ihnen obliegenden Dienste nicht in natura leisten, so mußten sie dieselben für sehr beträchtliche Summen ablösen, eine Verpflichtung, welche seit Proklamation der Bauernfreiheit der Staat übernommen hat. Sehr namhaft sind ferner die Einnahmen aus den zu den Klöstern gehörigen Mühlen, Gärten und Fischereien, das Haupteinkommen fließt den russischen Mönchsklöstern aber durch das Publikum zu.

Die Wege, auf denen das geschieht, sind so charakteristisch für die Gewohnheiten, Eigenthümlichkeiten und religiösen Anschauungen der verschiedenen russischen Volksklassen, daß wir näher auf dieselben eingehen müssen. So wenig die russische Aristokratie sich im Allgemeinen um ihre Kirche und um die Geistlichkeit kümmert, so hat sie doch gewisse religiöse Gewohnheiten, an denen mit großer Zähigkeit festgehalten wird und die den Klöstern unermeßliche Vortheile bringen. Da die Weltgeistlichkeit die Seelsorgerin auch des niederen Volks ist, gilt es für „vornehm“ sich mit derselben möglichst wenig zu befassen, all' die geistlichen Handlungen, welche von Zeit zu Zeit verrichtet werden müssen, als Taufen, Copulationen und namentlich Beerdigungen, durch Mönche, wo möglich hoch gestellte Prälaten verrichten zu lassen. Wer irgend reich oder vornehm gewesen ist, muß auf einem Klosterkirchhof begraben werden, denn der Volksmeinung nach haben diese Stätten die Eigenschaft, die Insassen ihrer Gräber besonders

rasch in das Paradies zu befördern. Die Summen, welche für Klostergrabstätten verausgabt werden, sind geradezu fabelhaft: das St. Petersburger Newski-Kloster läßt sich dieselben mit mindestens 1500 Rubel Silber für das einzelne Grab, unter Umständen mit dem Doppelten dieser Summe, bezahlen und gewinnt auf diese Weise jährlich Tausende von Rubeln; für noch vornehmer und heiliger gilt das erwähnte Moskauer Kloster Sergiew-Troizky. Selbstverständlich wird die Beerdigungshandlung außerdem bezahlt, desgl. die jährliche Messe zur Erinnerung an den Verstorbenen. Soll diese auf ewige Zeiten geschehen, so wird ein Capital in rententragenden Papieren deponirt und der Coupon desselben von dem Prior mit einer Bescheinigung über gehörige Abhaltung der „Messe zum Gedächtniß" (panichida) regelmäßig am Jahresschluß eingelöst. — Noch beträchtlicher sind die Einnahmen aus den sog. „Fürbitten für Lebende und Todte." Sobald ein Kloster Geld braucht, sendet es nach eingeholter Erlaubniß des Synods eine Anzahl Mönche aus, welche mit „Registerbüchern" versehen das Land durchziehen. Wer eine Fürbitte wünscht, trägt seinen Namen in das Buch, zahlt einen seinem Vermögen entsprechenden Betrag und erwirbt dadurch das Recht, bei der jährlichen großen Fürbitte mit Namen genannt zu werden. Noch vor wenigen Jahre sammelte ein Mönch des Athos auf diese Weise in drei Kreisen des einen Gouvernements Wjätka 20,000 Rubel Silber, die er in Halbimperialen in seine Heimath brachte. Zur Zeit der letzten Kaiserkrönung hatten sich in Moskau nicht weniger als 800 solcher Sammler eingefunden, ein Umstand, der von dem Kaiser mißfällig bemerkt wurde und gewisse Beschränkungen zur Folge hatte. — Jedes Kloster ist ferner im Besitz des Rechts, innerhalb eines gewissen Rayons Opferstöcke anzulegen und Hüter derselben zu bestellen, welche die Vorübergehenden zu frommer Spende mahnen. Für besonders werthvoll gilt neuerdings das Privilegium, einen Opferstock auf einer Eisenbahnstation zu besitzen. Das Moskauer Sergiew-Kloster, dem die Moskau-Petersburger Eisenbahn zugetheilt ist, bezieht allein aus den an dieser Linie belegenen Stöcken gegen 200,000 Rubel; geringere, aber noch nach Tausenden zählende Summen fallen den Provinzialklöstern zu. Endlich ist jedes bedeutendere Kloster zugleich Wallfahrtsort, sobald es sich des Besitzes wunderthätiger Heiligenbilder rühmt und diese sind während der letzten Jahre fast sämmtlich aus den Pfarrkirchen in die Klöster verlegt worden. Selbstverständlich läßt jeder Wallfahrer ein Geschenk zurück oder er kauft ein Kreuz oder Heiligenbild, das in der Klosterfabrik angefertigt ist; die größeren Klöster haben auf ihren Territorien Gasthöfe gebaut, die sie zu hohen Preisen verpachten. Das Hauptpublikum dieser frommen Anstalten besteht aus Kaufleuten, die sich

durchgängig noch auf der Bildungsstufe der Bauern befinden und gerade in den Hauptstädten ihres Reichthums wie ihres Aberglaubens wegen berühmt sind. Von den wunderthätigen Heiligenbildern wird übrigens auch außerhalb der Klostermauern beträchtlicher Vortheil gezogen; dieselben machen nämlich von Zeit zu Zeit Reisen in die großen Städte und lassen sich, gegen reichliche Spenden, herbei Privathäuser zu besuchen. Besonders verbreitet ist der Brauch, daß Städte, welche von Epidemien heimgesucht sind, wunderthätige Bilder zu einem längeren Besuch einladen und in die Häuser der Kranken tragen lassen. Nach officiellen Angaben sind in Moskau während der letzten großen Choleraepidemie von einem einzigen Heiligenbilde durch derartige Besuche 27,000 Rubel Silber verdient worden, was nicht unglaublich erscheint, wenn man weiß, daß jeder Besuch mit mindestens 25 Rubel Silber bezahlt wird.

Endlich sind die russischen Klöster im Besitz dreier außerordentlich einträglicher Privilegien. Sie allein haben das Recht für eigene Rechnung Hostien backen und Weihkerzen gießen zu dürfen und Kirchhöfe innerhalb der Stadtmauern anzulegen. Während die Einnahmen der Pfarrkirchen bischöflicher Controlle unterliegen, alle bei denselben verfertigten Kerzen und Hostien zum Besten der geistlichen Lehranstalten verkauft werden, und Ausgaben, welche den Betrag von 30 Rubel Silber übersteigen, der Genehmigung der Consistorien bedürfen, legen die Klöster nur über die Verwendung der Summen Rechenschaft ab, welche sie direkt vom Staat beziehen und kommt der Erlös ihrer Fabrikate den eigenen Kassen zu Gute. Insbesondere wird der Hostienverkauf in ungeheurem Maßstabe betrieben und es ist bekannt, daß die Hostienbäckerei des berühmten Höhlenklosters zu Kiew mindestens 50,000 Rubel Silber jährlich abwirft.

Daß der Reichthum der Klöster unter solchen Umständen in Rußland sprichwörtlich geworden ist, bedarf nicht mehr der Erklärung; der Luxus der kirchlichen Gebäude und der Ausstattung derselben ist geradezu unglaublich. Während in einzelnen Gegenden des ungeheuren Reichs ein entschiedener Mangel an Pfarrkirchen stattfindet, giebt es Klöster, die in ihren Mauern nicht weniger als fünf Kirchen und außerhalb derselben noch zahlreiche Kapellen besitzen.

In Rußland werden drei verschiedene Arten von Klöstern unterschieden: Bischofshäuser, Klöster mit gemeinschaftlichem Leben und Klöster mit gesondertem Leben; einer vierten, nur spärlich vertretenen Gattung gehören die sog. Strafklöster an, geistliche Gefängnisse, welche von Mönchen überwacht und geleitet werden und zur Detention lasterhafter oder verbrecherischer Geistlichen, Sektirer und solcher Personen benutzt werden, welche versucht haben, sich oder ihre Kinder der griechisch-orthodoxen

Kirche zu entziehen. — Die Bischofshäuser sind keine eigentlichen Klöster, sie werden indessen zu diesen gezählt, da sie gleiche Vorrechte genießen, eigene Hauskirchen besitzen, nach Klostervorschrift eingerichtet sind und von einer Anzahl Mönche, welche den Hofstaat des Bischofs bilden, bewohnt werden. Die Bischöfe selbst sind nur theilweise den mönchischen Regeln unterworfen, leben nach Art der katholischen Kirchenfürsten auf vornehmem Fuß und erhalten eine ziemlich ansehnliche Besoldung, die noch durch verschiedene Accidentien vermehrt wird. In der Regel versammelt sich in der Hauskirche des Bischofs oder Erzbischofs (der letztere Titel wird von der Regierung als Auszeichnung ertheilt) eine vornehme Gemeinde, die den Vorzug, ihre Amtshandlungen durch einen hohen Würdenträger verrichten zu lassen, theuer bezahlen muß. Außerdem ist es üblich, daß die größeren Pfarrkirchen der Eparchie der Reihe nach ihr Oberhaupt zu „Gastpredigten" oder „Gastmessen" einladen und für diese Mühewaltung reich belohnen. In den Bischofshäusern werden endlich zwei geistliche Handelsartikel angefertigt, welche denselben ein reichliches Einkommen zusichern: die Hausdienerschaft hat das Privilegium Weihrauch zu fabriciren und für Rechnung des Bischofs zu verkaufen, und dieser selbst ist in der Regel Verfasser eines Katechismus, den er in den Lehranstalten seines Bezirks einführen läßt.

Klöster mit gemeinsamem Leben sind solche, in denen sämmtliche Bedürfnisse der Mönche und der Klosterverwaltung aus der Kasse des betreffenden Instituts bestritten werden, während in den Klöstern mit gesondertem Leben nur für einzelne Bedürfnisse der Insassen Sorge getragen wird, die überschüssigen Summen aber unter die Mönche vertheilt werden, die dieselben nach Neigung und Bedürfniß verwenden; leicht begreiflich ist, daß der letztere Modus der beliebtere ist und beständig zunimmt, zumal keine Rechenschaftsablegung über die Verwendung der Klostereinnahmen und demgemäß keine Scheidung der Ausgaben zum Besten des Klosters und der zum Besten der Mönche stattfindet. — Bei dem Reichthum der meisten Klöster ist für die Bedürfnisse der Mönche sehr reichlich, in der Regel besser, wie in katholischen Ländern gesorgt. Bettelmönche und Barfüßler sind durchaus unbekannte Begriffe. Namentlich die Klostervorstände und höheren Beamten sind außerordentlich günstig gestellt; während die übrigen Brüder je eine Zelle bewohnen, erhalten diese vier parkettirte Zimmer, mehrere Diener u. s. w. In der Regel gehört zu jedem Kloster eine Villa, in welcher die Mönche oder doch ihre Oberen den Sommer zubringen.

Wie bereits oben angedeutet worden, ist der Bildungsgrad der „schwarzen" Geistlichen ein außerordentlich verschiedener. Während die

große Masse derer, welche nach geschehener Ausweisung aus dem Seminar in's Kloster gegangen sind, vollständig roh und unwissend ist, häufig nur mit Mühe von der Völlerei und anderen Ausschweifungen abgehalten wird, mithin in Beziehung auf ihre Bildung unter der Weltgeistlichkeit steht, finden sich unter den Klosterbrüdern, welche gelehrte Grade erworben und ihrer Talente wegen zum Eintritt in den Mönchsstand vermocht worden sind, wirkliche Gelehrte und Männer von tüchtiger, wenn auch einseitiger Bildung. Gewöhnlich verlassen diese die Klöster aber schon bald, um Rektoren und Inspektoren der Akademien und Seminare oder Gehülfen und Coadjutore der Eparchialvorstände zu werden, und erst im Alter als Igumene (Aebte) oder Archimandriten (Vorsteher mehrerer Klöster) zurückzukehren. Wir werden in der Folge Gelegenheit haben, von dem großen Einfluß zu reden, den Geistliche dieser Art auf die Kirchenbehörden und das Kirchenregiment ausüben. Von einem Einfluß der Klostergeistlichkeit auf die Gemeinden und deren Bildung ist im Allgemeinen nicht die Rede, da die „Berührung mit der Welt" von allen denen, die es auf eine höhere Laufbahn absehen, ängstlich gemieden wird und der Rest seinem Bildungszustande gemäß außer der Möglichkeit ist, Einflüsse irgend welcher Art auszuüben. Klosterschulen nach Art der katholischen kommen nur bei Nonnenklöstern und auch da nur sehr vereinzelt vor.

(Schluß folgt.)

Süddeutschland.

Vielleicht über keinen Theil unserer nationalen Organisation gehen die Ansichten so weit aus einander, als über das Verhältniß der Südstaaten zum norddeutschen Bunde, sowohl über das gegenwärtig thatsächlich bestehende als über das im allseitigen Interesse zu erstrebende. Im Norden wie im Süden herrscht über diesen Punkt ein wahres Chaos von Meinungen, das sich sogar auf die Genossen derselben Partei erstreckt; denn die scheinbare Uebereinstimmung, welche z. B. neuerdings im liberalen Lager an den Tag tritt, verschwindet, sobald man den Dingen schärfer auf den Grund sieht und von der Allgemeinheit eines in großen Zügen umschriebenen Programms den Details der praktischen Lösung näher tritt.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich diese Verwirrung zum größten Theil aus der mangelhaften Kenntniß herleite, welche noch immer der Norden vom Süden und der Süden vom Norden hat. Denn noch immer wird die gegenseitige Stimmung beider über einander wesentlich durch ziemlich banale Phrasen

bestimmt, welche sich aus einer Zeit erhalten haben, wo beide in Wahrheit so gut wie nichts von einander wußten, aus einer Zeit überdies, deren Zustände seit nahezu zwanzig Jahren vollkommen verändert sind. Um nur eine dieser in den weitesten Kreisen herrschenden und das Urtheil verhängnißvoll beirrenden Phrasen zu nennen, wird auf beiden Seiten des Main bereitwillig die Behauptung angenommen, daß der Süden im Gegensatz zum Norden die Heimath und der Sitz der politischen Freiheit sei, daß die Bewohner des Südens sich einer sehr viel größeren Summe bürgerlicher Rechte erfreuen als die Preußen, daß im Süden jener Verfassungsstaat eine Wirklichkeit geworden sei, nach dem der kalte Norden erst noch ringen müsse.

Sehen wir nun näher zu, wie es sich mit der Wahrheit dieses Satzes verhält, so dürfen wir wohl erstaunen, mit welcher Harmlosigkeit die Menschen noch heute ein Verhältniß als bestehend annehmen, das vor dreißig Jahren allerdings in vieler Beziehung mit Recht ausgesagt werden konnte, von dem aber heute in Wirklichkeit auf den wichtigsten Gebieten das genaue Gegentheil existirt. Damals war freilich die liberale Bewegung hauptsächlich auf den Süden beschränkt. So lange die süddeutschen Kammern allein mit einer gewissen Energie die öffentlichen Angelegenheiten verhandelten, so lange der Süden allein gewisse Anfänge des parlamentarischen Lebens cultivirte, allein eine einigermaßen freie Presse hatte, war es verzeihlich die tieferen Fundamente wahrer Selbstregierung, welche der Norden auch damals schon voraus hatte, zu übersehen und die muntere Bewegung der Oberfläche, in welcher der Süden dem stillen Norden voraus eilte, ausschließlich in's Auge zu fassen. Nachdem aber schon die vierziger Jahre in diesem Verhältniß eine erhebliche Veränderung zu Wege gebracht hatten, warf es der Eintritt Preußens in die Reihe der Verfassungsstaaten vollends über den Haufen. Und wie schwer seitdem der wünschenswerthe Entwickelungsprozeß bei Ihnen gehemmt sein mag, daß er schon in seinem Beginnen einen ganz anderen Ernst der politischen Arbeit, eine ganz andere Tiefe der politischen Bildung zu Tage gefördert hat, als der Süden sich rühmen kann in einer fast dreifachen Dauer gewonnen zu haben, wird nur derjenige leugnen können, welcher die beiderseitigen Zustände nicht kennt oder überhaupt unfähig ist, große politische Verhältnisse zu verstehen.

Ohne die Prätension diese complicirte Materie erschöpfen zu wollen, begnüge ich mich auf einige Factoren hinzuweisen, welche auf das politische Leben des Südens ungünstig eingewirkt haben. Sämmtliche Staaten des Südens sind bekanntlich Geschöpfe der Gnade Napoleon's. Während in Preußen Stein die echten Quellen deutscher Freiheit öffnete, die Selbständigkeit der Gemeinde, das Pflichtbewußtsein jedes Einzelnen, die Forderung, daß der Staat das Product der sittlichen Arbeit seiner Bürger sei, wurden die vielfach willkürlich gebildeten Staaten des Südens nach französischer Schablone reglementirt und wesentlich auf die Macht der Bureaukratie gegründet. Ohne Zweifel erwarb sich diese Thätigkeit einer nivellirenden, über den Wirrwarr des historisch Gewordenen rücksichtslos hinwegschreitenden Administration sehr große Verdienste,

da das verderbliche Chaos der alten Reichsanarchie sich im Süden viel schlimmer ausgebreitet hatte als im Norden. Der Süden ging damals den durch die Natur der Dinge vorgeschriebenen Weg so gut wie der Norden, nur daß eben leider dieser Weg einer gesunden politischen Entwickelung im Süden viel weniger günstig war als im Norden. Der Stein'schen Gesetzgebung entsprach das Verhalten Preußens im Jahr 1813, wie der stumme Gehorsam der Rheinbundsländer den mechanischen Ordnungen, auf welche die neuen Staaten des Südens gegründet waren. Der erste wahrhaft ruhmreiche Moment im Leben des deutschen Volkes nach jahrhundertelanger Nichtigkeit der nationalen Factoren wurde der stolze Besitz Preußens. Die Bedeutung dieser Thatsache kann schwerlich überschätzt werden. Die Erhebung von 1813 ist bis auf die jüngste Zeit die fruchtbarste Quelle unserer nationalen Wiedergeburt geblieben; daß dem Süden diese Quelle nothwendiger Weise einen etwas fremden Geschmack hatte, daß hier die patriotische Begeisterung nicht an dieser jungen That des deutschen Geistes, sondern an der nebelhaften und irreleitenden Größe der alten Kaiserzeit sich erbauen mußte, das ist für die ganze Folgezeit von verhängnißvollem Einfluß geworden. Nur das machte die oft sehr weitgehende Sympathie der süddeutschen Liberalen mit den Spektakelstücken des französischen Constitutionalismus möglich; nur das gab den großdeutschen Phantasien eine so große Gewalt auf das süddeutsche Gemüth; nur daraus keimte die Möglichkeit des oft fanatischen Hasses gegen Preußen.

Was der Norden 1813 für die Unabhängigkeit des Vaterlandes gethan hatte, schien der Süden für die innere Entwickelung vollbringen zu wollen. Aber die süddeutschen Verfassungen verabsäumten das Fundament des bürgerlichen Lebens nicht viel weniger als die Gesetzgebungen von Montgelas und Genossen. Die Thätigkeit des Bürgers wurde wesentlich auf den Staat gelenkt. Die kleinen Kreise, in denen die durchschnittliche Intelligenz und Tüchtigkeit die gesundeste Erprobung findet, blieben zur Seite; sie erhielten keine entsprechende Organisation und mußten sich mit kümmerlichen Competenzen behelfen. In Folge dessen klebte aber auch dem Interesse für den Staat eine gewisse abstracte Leere an, welche um so übler wirken mußte, als ja alle diese Staaten das volle Gewicht eines selbständigen politischen Organismus entbehrten. Daß überdies die Kämpfe der süddeutschen Kammern durch die Gesammtlage des Vaterlandes in vieler Hinsicht zur Unfruchtbarkeit verurtheilt waren und zu jener negirenden Opposition, deren Schäden noch in all unserem politischen Treiben so stark verspürt werden, mußte die üble Wirkung der geschilderten Umstände noch steigern. Endlich ist das höhere Alter des Verfassungslebens zwar ein unzweifelhafter Gewinn. Gewisse constitutionelle Gewohnheiten sind so festgewurzelt, daß keine süddeutsche Regierung gegen sie verstoßen dürfte; manche Dinge, über welche in Preußen noch gestritten wird, verstehen sich im Süden so ziemlich von selbst. Dafür ist aber auch der Kreis der constitutionellen Berechtigungen im Süden sehr viel enger gezogen, als in Preußen. Welche süddeutsche Verfassung man mit der preußischen vergleichen möge, überall macht man die Wahrnehmung,

daß der Süden seine Grundgesetze zu einer Zeit erhielt, wo das öffentliche Leben eben die ersten bescheidenen Anfänge machte, Preußen dagegen von dem Ergebniß einer dreißigjährigen Arbeit Nutzen zog.

Bekanntlich wird nirgends mehr Lärm gemacht von der süddeutschen Freiheit, welche durch den preußischen Cäsarismus bedroht sein soll, als in Württemberg. Nun hat sich Professor Römer in Tübingen, einer der tapfersten Vorkämpfer der deutschen Sache in seiner Heimath, der dankenswerthen Mühe unterzogen,*) diese viel gepriesene württembergische Freiheit einmal bei Lichte zu besehen. Und siehe da! das Resultat ist, daß vielleicht kein deutsches Land, Mecklenburg ausgenommen, mit politischen Rechten kärglicher ausgestattet ist als gerade Württemberg! Zunächst könnte die Zusammensetzung der zweiten Kammer gar nicht weniger freisinnig gedacht werden, als sie in Württemberg ist; denn diese Kammer besteht aus 13 Mitgliedern des ritterschaftlichen Adels, 6 protestantischen Generalsuperintendenten, dem katholischen Landesbischof, einem Abgeordneten des Domcapitels, dem ältesten katholischen Decan, dem vom Könige ernannten Kanzler der Universität, je einem Abgeordneten der 7 s. g. guten Städte und 63 Abgeordneten der Oberamtsbezirke. Die Wahlcollegien in den Städten und Oberämtern werden zu $^2/_3$ von den höchstbesteuerten Gemeindebürgern und zu $^1/_3$ von Wahlmännern gebildet, welche von den übrigen Gebäude-, Grund- oder Gewerbesteuer zahlenden Gemeindebürgern gewählt sind. Dazu können Staats- und Kirchendiener die auf sie gefallene Wahl zum Abgeordneten nur mit Genehmigung der ihnen vorgesetzten Behörden annehmen; eine Beförderung zu höherem Rang und Gehalt macht keine Neuwahl nothwendig. Die Kammer wird auf 6 Jahre gewählt. Sie braucht alle 3 Jahre nur einmal berufen zu werden, weil die Budgetperiode dreijährig ist. Sie kann vom König beliebig vertagt werden. Sie hat keine Initiative der Gesetzgebung u. s. w. Ist es nicht vollkommen lächerlich, daß ein mit einer so beispiellos kläglichen Vertretung ausgestattetes Land Preußen gegenüber fortwährend auf seine Freiheit pocht und sich aufbläht, als wäre es der Atlas der germanischen Libertät, während ihm in Wirklichkeit die unentbehrlichen Elemente einer gesunden politischen Entwickelung fehlen! Und kann etwa die thatsächliche Lage der Dinge einen Ersatz bieten für die trostlose Aermlichkeit der württembergischen Verfassung? Hat etwa diese so ungeheuerlich componirte Kammer große Siege erfochten, verfügt sie über eine beneidenswerthe Summe parlamentarischen Einflusses? Gott bewahre! Sie ist in den meisten Fällen das vollkommen abhängige Geschöpf der Regierung. Kaum eine deutsche Kammer hat weniger erreicht als gerade sie. Die Opposition befindet sich in einer fast hoffnungslosen Minorität, was sie leider nicht abhält, in eine Menge wesentlich auf persönlichen Rivalitäten beruhender Fractiönchen zu zersplittern. Diese kleinen, machtlosen Coterien erheben allerdings z. Th. sehr weitgehende Ansprüche, erfreuen sich der „ent-

*) Die Verfassung des norddeutschen Bundes und die süddeutsche, insbesondere die württembergische Freiheit. Tübingen 1867.

schiedensten" Programme, die nur gedacht werden können, führen in ihren kleinen Blättchen eine merkwürdig verwegene Sprache und werden in diesem ganzen seltsamen Treiben von der Polizei weniger gestört, als dies in Preußen geschieht. Sieht man aber zu, weshalb die Regierung den schwäbischen Radicalismus sich ungenirt tummeln läßt, so ist die Erklärung sehr einfach: bei dieser Zusammensetzung und diesen Befugnissen der zweiten Kammer, bei der ungeheuren Fülle der Regierungsgewalt in Kreis und Gemeinde, Schule und Kirche, wie sie größer wohl kaum in Deutschland gefunden wird, ist dieser Radicalismus nicht nur vollkommen ungefährlich, sondern sogar nützlich, um die Masse der ruhigen Bürger von der Nothwendigkeit einer starken Regierung zu überzeugen.

Nun ist es allerdings in Bayern und Baden sehr viel besser mit den politischen Rechten der Bürger bestellt als in Württemberg; diese Länder erfreuen sich einer viel gesunderen Zusammensetzung ihrer zweiten Kammern, seufzen lange nicht unter einem so widerwärtigen Schreiberregiment wie Württemberg. Aber auch ihre Verfassungen können den Vergleich mit der preußischen nicht aushalten, auch ihnen fehlt die Grundlage eines gesunden Gemeindelebens, und wenn sich Baden seit sieben Jahren einer beneidenswerthen Uebereinstimmung zwischen Regierung und Landesvertretung rühmen darf und einer reellen Geltung constitutioneller Grundsätze, wie sie das übrige Deutschland wohl kaum erlebt hat, so dürfen wir doch aus dieser thatsächlichen Situation nicht zu weit gehende Folgerungen ziehen, was die Macht der freiheitlichen Institutionen in diesem Lande angeht. Freilich stehen die Dinge dort insofern günstig, als irgend welche verfassungsfeindliche Elemente kaum vorhanden sind und ein gewisser Durchschnittsliberalismus alle Klassen der Bevölkerung durchdringt, die Beamtenwelt nicht ausgenommen. Aber wenn unter diesen Umständen eine ernstliche Friction nur durch den Willen des Fürsten und seiner Räthe erzeugt werden könnte — und Jedermann weiß, daß das Gegentheil in der erfreulichsten Weise der Fall ist — so hält es schwer, dem durch nichts gehemmten Staatsleben die wünschenswerthe Vertiefung zu geben und die von oben mit aller Aufrichtigkeit beförderte Selbstregierung zur lebendigen Wahrheit zu machen. Die in's Leben gerufene Organisation von Kreisverbänden hat bisher keine große Energie zu entwickeln vermocht; das Communalwesen krankt wie überall im Süden an der unglücklichen Scheidung der Bürger- und Einwohnergemeinde, welche ihm viele der tüchtigsten Kräfte entfremdet, deren Beseitigung aber vermuthlich auf starken Widerspruch stoßen würde, weil der Bürger eine werthvolle Garantie seiner Freiheit darin sieht, daß der Beamte nichts mit den Angelegenheiten seines Domicils zu thun hat; die Selbsthülfe auf dem Gebiet des Vereinswesens macht sehr langsame Fortschritte, die landwirthschaftlichen Vereine z. B. sind wesentlich auf den Beistand der Beamten angewiesen. Die thätige, intelligente Bevölkerung des blühenden Landes würde in inniger Verbindung mit einem großen Staatswesen vortrefflich gedeihen und ihre reichen Anlagen auf das erfreulichste entwickeln; der Moment, wo Baden in den norddeutschen Bund eintritt, wird seinen geistigen und wirthschaftlichen Kräften einen wundervollen Auf-

schwung geben. Aber isolirt für sich, von einer höchst ungünstigen Gestaltung seiner Grenzen gehemmt, ohne die Möglichkeit eines wahren Staatslebens, angewiesen auf die einseitige Richtung seines Naturells kann es zu einer gesunden, harmonischen Entwicklung nicht gelangen.

Sehr eigenthümlich liegen die Verhältnisse in Bayern. Die Schöpfung dieses Staats, wie sie 1806 abgeschlossen und 1815 bestätigt wurde, war ein Meisterstück der Napoleonischen und Metternich'schen Politik. Beide hätten keine bessere Garantie der Zerrissenheit und Abhängigkeit Deutschlands hier von Frankreich, da von Oesterreich ersinnen können. Bayern erhielt in der That von seinen fremden Freunden alle Elemente eines selbständigen Gedeihens. Indem es alle süddeutschen Stämme in reichlicher und kräftiger Vertretung vereinigte, ein wohl gegliedertes und fest geschlossenes Hauptland im Osten mit einer an den äußersten Westen vorgeschobenen Provinz verband und so Württemberg und Baden umspannte, erhielt es recht eigentlich den Beruf, das Preußen des Südens zu werden. Wäre in seiner Dynastie, in seinen Staatsmännern ein kräftiger staatbildender Sinn gewesen, so hätte es mit aller Macht darauf hinarbeiten müssen, die zwischengelegenen Gebiete auf's innigste mit sich zu verbinden und eine festgefügte süddeutsche Staatengruppe zu bilden, die sich bei guter Gelegenheit in ein bayrisches Reich verwandeln konnte. Wir können dem Schicksal nicht dankbar genug sein, daß ein so gefährlicher Gedanke den bayrischen Regenten nicht einmal gekommen zu sein scheint, sie vielmehr Alles thaten, was das Zusammenwachsen nur der bayrischen Provinzen zu einer starken und glücklichen Staatseinheit hindern mußte. Wenn die Wittelsbacher nach dem Erwerb des reichen fränkischen und schwäbischen Antheils aus der Hinterlassenschaft des heiligen römischen Reichs ihrem jungen Staat gesundes Leben geben wollten, so durften sie nicht versäumen sich auf diejenigen Theile desselben zu stützen, welche die Vergangenheit am Besten genutzt hatten und für die Zukunft das Beste versprachen. Das waren aber ganz unbedingt die fränkischen und schwäbischen Gebiete. In diesen hatte stets eine frische Kraft deutschen Lebens pulsirt: hier hatte das Bürgerthum in der stattlichen Reihe freier Reichsstädte, welche sich vom Bodensee bis an die thüringischen Berge hinzieht, eine in Gewerbe, Handel, Kunst und Wissenschaft gleich tüchtige Entwickelung gewonnen; hier hatten einst die fränkischen und hohenstaufischen Kaiser die besten Stützen ihrer kühnen Politik gefunden; hier lagen die geistigen und materiellen Ressourcen für einen ansehnlichen Staatsbau bereit. Aber die Wittelsbacher blieben nicht nur in dem todten München, statt ihren Königsthron in dem lebensfrischen Nürnberg oder Augsburg aufzuschlagen; sondern sie verfielen dem unseligen Streben, die neuen Provinzen auf den altbayrischen Ton zu stimmen. Es war ja freilich natürlich genug, daß sie zunächst in den altangestammten Landen die zuverlässige Stütze ihrer Macht sahen; nachdem sie aber einige Jahrzehnte hindurch erfahren hatten, wie schlecht die altbayrische Cultur sich zur Beherrschung der Schwaben und Franken eigene, wie sehr diese nicht nur in jeder Art bürgerlicher Betriebsamkeit und Bildung, sondern auch in politischer Begabung der starren Unbe-

weglichkeit des bayrischen Stammes überlegen seien, mußten sie der Natur der Dinge sich fügen. Sie thaten das Gegentheil. Sie arbeiteten systematisch darauf hin, das „Reich“ zu bajuvarisiren. Nicht ohne allen Erfolg. Personen, welche die neuen Provinzen vor dreißig Jahren gekannt haben, behaupten, daß sich seitdem altbayrische Sitten in manchen Lebensgebieten recht merklich eingefressen, und daß das Connubium der sehr verschiedenartigen Stämme nicht eine Veredlung der zurück gebliebenen Race, sondern eine Verschlechterung der vorgeschrittenen zur Folge gehabt habe. Eine innige Verschmelzung hat trotz Allem nicht erzielt werden können. Wenn Franken und Schwaben seit sechzig Jahren unter dem altbayrischen Regiment empfindlich gelitten haben, so wohnt ihnen davon ein sehr lebhaftes Bewußtsein inne, und wenn sie sich in manchen Stücken dem begünstigten Stamm accommodiren, so stehen sie demselben im Großen und Ganzen noch so fremd gegenüber wie vor ihrer staatlichen Verbindung. Jedermann kann sich in München davon überzeugen, wie der Stock der altbayrischen Bevölkerung heute noch ziemlich unvermischt neben den fränkischen und schwäbischen Einwanderern lebt, eine Erscheinung, die sich in keiner anderen deutschen Residenz wiederholt.

Mit dieser falschen Taktik seiner Fürsten war der bayrische Staat zur Stagnation, zu einer lediglich mechanischen Fortbewegung verurtheilt. Denn der Altbayer repräsentirt auf allen Gebieten den Stillstand, das genießende Beharren. Fragt man die Geschichte, so erzählt sie, daß er bisher mit Ausnahme der Kunst allen höheren geistigen Leistungen auffallend fremd geblieben ist. In unserer Literatur und Wissenschaft ist kein Stamm so spärlich vertreten; dem bürgerlichen Gewerbe hat er bisher keinen Geschmack abgewinnen können: seine Grenze ist zugleich die Grenze der reichsstädtischen Bildungen; von industrieller Regsamkeit, von dem Speculationsgeist der modernen Menschen weiß er nichts; Jahrhunderte lang in der Schule der Jesuiten erzogen, entbehrt er des höheren Staatssinns. Indem die Wittelsbacher die Instincte und Neigungen dieses allerdings sehr ergebenen, aber durchaus unproductiven, aller modernen Cultur fern stehenden Stammes zum Fundament ihres Reichs erhoben, verzichteten sie auf jede fruchtbare Verwendung der neugewonnenen Kräfte und verurtheilten sich zu einem hoffnungslosen Kampfe gegen die vorwärts eilende Zeit, dessen Resultat kein anderes sein konnte, als ein trauriges Zurückbleiben auf allen Lebensgebieten. Gewiß hat auch Bayern seit fünfzig Jahren manchen erfreulichen Fortschritt gemacht, aber durchaus nicht in der Proportion, wie das übrige Deutschland. Und indem es sich gegen die verhaßten Reformen sträubte und die günstige Zeit für ihre ermäßigte Zulassung verpaßte, beschwor es namentlich auf wirthschaftlichem Gebiet eine Krisis herauf, welche zumal in Altbayern mit den schwersten Verlusten enden wird. Wenn das Land endlich einmal in den Besitz der viel beredeten Socialgesetzgebung kommt, an der die Regierung seit Jahren arbeitet und an der jetzt der ständische Ausschuß auch eine gute Weile corrigiren zu wollen scheint, wenn einmal Gewerbefreiheit und Freizügigkeit über das Eldorado der Realrechte herein bricht, so wird man in einer viel-

leicht zerstörenden Krisis gewahr werden, wie schwer es sich rächt, wenn man die Forderungen der Zeit nicht bei Zeiten versteht. Heute aber steht es so, daß die ganze Staatsmaschine gewissermaßen in's Stocken gerathen ist. Die unseligen Traditionen der Cabinetsregierung, welche in diesem Umfange kein anderes deutsches Land kennt, müssen unter einem Regenten, der nur für Wagner'sche Musik Sinn zu haben scheint, wahrhaft perniciös werden. Die Ministerkrisis ist in München, wie neulich irgendwo bemerkt wurde, permanent. Nur außerordentliche Kräfte könnten der ungewöhnlichen Schwierigkeiten Herr werden, von denen der bayrische Staat heute auf allen Seiten bedrängt wird. Statt dessen scheint ein trostloser Mangel an nur brauchbaren Persönlichkeiten wenigstens in denjenigen Regionen zu herrschen, aus denen man sich bis jetzt capricirt die hohen Staatsbeamten zu nehmen. Wird doch einmal eine tüchtige Kraft an die richtige Stelle gesetzt, so unterliegt sie in der Regel nach kurzer Frist den vereinigten Intriguen derjenigen, deren Element der Schlendrian und die Willkür ist.

Dieses Bild der bayrischen Zustände schließt eine keineswegs günstige Kritik der politischen Einrichtungen des Landes in sich. Daß die an Zahl, Bildung und Reichthum unendlich überlegenen fünf fränkischen und schwäbischen Kreise in fünfzig Jahren nicht vermocht haben den Druck der beiden altbayrischen und des mit ihnen meist zusammengehenden oberpfälzischen Kreises abzuschütteln, beweist doch, daß die liberalen Kräfte den dringendsten Aufgaben nicht gewachsen sind. In der That würde die Zeit wohl noch ziemlich fern sein, wo es gelingen dürfte, den altbayrischen Alp zu brechen, wenn nicht die Kräfte des übrigen Deutschland der bayrischen Entwickelung zu Hülfe kämen. Dieses Bewußtsein greift denn auch in Franken, Schwaben und der Pfalz mächtig um sich. Hier sind die Kräfte, welche nach einer Vereinigung mit dem Norden streben, und man möge sich in München hüten, ihre Geduld auf eine zu schwere Probe zu stellen! Wollen die Altbayern nicht mit, kann man schon jetzt hier und da hören, so mögen sie zu Oesterreich gehen.

Sie sehen, das Gerede von der beneidenswerthen süddeutschen Freiheit, welche durch eine innige Verbindung mit dem Norden in Bedrängniß kommen könnte, beruht auf eitlem Wahn. Im Gegentheil hat der Süden aus dem Norden wesentliche Fundamente einer gesunden politischen Entwickelung zu entnehmen und nur im lebendigen Zusammenarbeiten mit dem Norden den Gewinn unentbehrlicher Voraussetzungen einer normalen politischen Existenz zu hoffen. Nur die Herstellung eines deutschen Staatsganzen kann dem Süden die große Bühne, den weiten Horizont öffnen, ohne den jede politische Thätigkeit verkümmert. Nur das Zusammenwachsen mit dem Norden kann ihm Kräfte zuführen, die er bisher in sich nicht gefunden hat, während er allerdings auch seinerseits dem Norden werthvolle Elemente des bürgerlichen und menschlichen Gedeihens bringen wird, die der Norden auf die Dauer nur mit empfindlichem Nachtheil entbehren würde. Die Gaben der Natur sind auf die deutsche Erde und Menschheit ziemlich gleichmäßig vertheilt. Hat der Süden in den letzten Generationen

weniger gearbeitet, war seine politische Organisation der Entfaltung seiner Kräfte weniger günstig, so kann es doch kaum bezweifelt werden, daß eine entsprechende Anstrengung im Süden bei der vielfach glücklicheren Begabung der Menschen und dem größeren Reichthum des Bodens raschere Früchte tragen wird. Dem Süden fehlt zu der größten Prosperität nichts als der Ernst, die Zucht, die Strenge des Nordens, wie sie der Mensch überall unter ungünstigeren Verhältnissen leichter erringt. Giebt ihm der Norden diese Elemente, so wird dieser dafür vom Süden jene liebenswürdige Weitherzigkeit, jenen glücklichen Lebensmuth, jenen poetischen Schwung, jene freiere und kühnere Initiative empfangen, welche dem süddeutschen Menschen im Ganzen eigen ist und dem Charakter einer großen Nation so wohl ansteht. Die auf die Dauer unnatürliche und schädliche Spannung der Kräfte, mit der Preußen bisher arbeitete und der norddeutsche Bund voraussichtlich wird arbeiten müssen, kann erst auf ein wohlthätiges Maß gemindert werden, wenn der Süden die nationale Einheit vollendet. Dann erst werden wir auch jenen mannigfaltigen Culturaufgaben mit voller Kraft und freudiger Zuversicht uns hingeben können, denen doch schließlich jedes Staatswesen dienen soll.

Die Idee, dem Süden in allen diesen Hinsichten einen gewissen wenn auch nur vorläufigen Ersatz in der Organisation eines Südbundes zu bieten, beruhte von vorn herein auf einer vollständigen Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse. Sie mußte nicht nur an dem historischen Gegensatze der vier Regierungen, an der alten Eifersucht, mit der sie sich gegenseitig bewachen, an der mit jeder derartigen Organisation nothwendig verknüpften Gefahr eines bayrischen Primats scheitern, welchen jeder der anderen Staaten gleichmäßig perhorrescirt; sondern sie konnte sich nicht einmal auf irgend welchen Instinct in den Bevölkerungen stützen. Denn es ist eine sehr merkwürdige Erscheinung, wie fremd sich Bayern, Württemberger, Badener und Hessen gegenüber stehen. Die Gemeinsamkeit so vieler Interessen, die Verwandtschaft in Sinnesart und Lebensweise hat diese Nachbarn bisher in unendlich viel geringeren Contact bringen können, als er unter allen Norddeutschen besteht. Obwohl Badener und Württemberger sich auf einer 30 Meilen langen Grenze berühren, großentheils die Söhne desselben Stammes, in sehr ähnlichen Erwerbsverhältnissen und Gewohnheiten lebend, ist doch der Verkehr unter beiden auf ein unglaubliches Minimum beschränkt. In Heidelberg, in Carlsruhe studiren weniger Württemberger als Hanseaten. Ein politischer Zusammenhang unter den gleichen Parteien beider Länder ist kaum hie und da versucht. Die Presse des einen Landes kommt mit Ausnahme des Schwäbischen Merkurs so gut wie gar nicht in das andere. Und ebenso ist es zwischen Württemberg und Bayern.

Fragen Sie, woher das kommt, so wird die Erklärung hauptsächlich folgende Momente zu betonen haben. Einmal fehlte dem Süden das verbindende Element, welches Preußen für den Norden darstellte. Bayern hätte, wie wir sahen, diese Verbindung schaffen können, wenn es nicht mit thörichter Verkennung aller Verhältnisse so rauh den altbayrischen Typus herausgekehrt hätte, der

Württemberger und Badener mit Geringschätzung und Abneigung gegen die süddeutsche Großmacht erfüllte. Sodann entbehrte der Süden des unendlich bedeutsamen Kittes der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit. Das Zunftwesen und die Erschwerungen der Niederlassung machten die sonst so natürliche Mischung der süddeutschen Menschheit unmöglich, schlossen die Angehörigen eines jeden Staates in dessen enge Grenzen ein und beförderten jenen dem Kleinstaat eigenthümlichen Geist der Isolirung, der dem Hinüberwandern aus einem süddeutschen Lande in das andere weitere Hindernisse bereitete. So ist es gekommen, daß die Süddeutschen in eine Enge des Gesichts- und Arbeitskreises gerathen sind, welche sich in allen Verhältnissen um so empfindlicher geltend macht, als sie von der befreienden Macht der Lectüre und großer Geschäfte viel weniger Nutzen ziehen als der Norden. Eine Befreiung aus diesen schädlichen Schranken wird der Süden durch sich gewiß nicht erlangen. Auch hier kann nur der Norden helfen. Nehmen Sie zu allem diesen die peinliche Exponirtheit der militärischen Lage, so lange nicht Preußen das Commando über die süddeutschen Streitkräfte hat und Wache hält am Oberrhein, das Unerquickliche eines provisorischen und auf die Dauer unmöglichen Zustandes, das im vorigen Jahre erworbene Bewußtsein der eigenen Schwäche und Hülfsbedürftigkeit, so haben Sie gewiß eine Ueberfülle von Motiven, welche den Süden treiben sollten, den Anschluß an den Norden so rasch als möglich herbei zu führen. Nichtsdestoweniger halte ich es für wenig wahrscheinlich, daß sich dieser Entwickelungsprozeß so schnell vollziehen wird, als aus den geschilderten Verhältnissen geschlossen werden könnte. Freilich haben wir bei der Erörterung dieser Frage von vorn herein zwei Möglichkeiten scharf zu scheiden. Führt die Eifersucht Frankreichs und das Unbehagen Oesterreichs zu einem großen Kampfe mit dem neuen Deutschland, so treten natürlich die militärischen Entscheidungen dominirend in den Vordergrund und wir können nicht anders als glauben, daß dann die Süddeutschen an der Seite ihrer nordischen Brüder für die Freiheit der heimischen Erde kämpfend allen vergangenen Zwist im gemeinsam vergossenen Blute ertränken und das, was der Neid der Feinde für immer vereiteln möchte, sofort herstellen werden. Begnügen sich dagegen die beiden Mächte, zwischen denen der Süden eingeschlossen liegt, die Gegner der Einigung mit ihrem Einfluß und der Gefahr eines Krieges zu stärken und geben die politischen Factoren den Ausschlag, so werden wir den Moment, wo der Süden mit unaufhaltsamer Energie die Schranken niederwirft, welche ihn vom Norden trennen, nicht zu nahe annehmen dürfen. Denn alle die starken Motive, welche den Süden zum Norden führen, müssen erst erkannt und in ihrer ganzen Macht empfunden werden, ehe sie anfangen können zu wirken. Von einer solchen Erkenntniß und Empfindung ist aber heute noch der weitaus größere Theil des Südens sehr weit entfernt. In Hessen allerdings und Baden hat sich die überwiegende Majorität der zweiten Kammer nachdrücklich für den alsbaldigen Anschluß erklärt und die eben in Baden vollzogenen Neuwahlen haben den eclatanten Beweis geliefert, daß sich in diesem Lande die Gegner Preußens in einer vollkommen nichtigen Minderheit befinden.

Ganz anders aber steht es in Württemberg und Bayern. Wer glaubt, daß hier die Bevölkerung bereits von ihren alten Vorurtheilen gegen Preußen geheilt und zu der Einsicht von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit der innigen Verbindung mit dem Norden, auf Grund der norddeutschen Bundesverfassung, gekommen sei, daß die gegenwärtigen oder aus einer Neuwahl hervorgehenden Kammern sich für den Anschluß aussprechen würden, der befindet sich meines Erachtens in einem großen Irrthum. Es wäre doch auch in der That eine sehr wunderbare Erscheinung, wenn so tief gewurzelte Vorurtheile, so heftig entflammte Leidenschaften, so weit greifende Gegensätze, wie sie diese Länder nun einmal thatsächlich seit Decennien von Preußen getrennt haben, in der kurzen Zeit eines Jahres verschwunden sein sollten. In allen menschlichen Verhältnissen bedürfen so bedeutende Wandlungen, wie sie hier sich vollziehen müssen, einer gewissen Zeit. Der Einzelne kann mit Hülfe einer erhöhten Geistesthätigkeit und unter dem belehrenden Einfluß gewaltiger Ereignisse in verhältnißmäßiger kurzer Frist alte Irrthümer abstreifen; große Volksmassen aber, in welche politische Ideen überhaupt nur sehr langsam von oben her eindringen, halten die einmal gewonnenen zähe fest, bis ein ähnlich allmählicher Prozeß die alten Vorstellungen durch neue verdrängt. Heute noch steht der Bauer und der kleine Bürger in Württemberg und Bayern überwiegend unter dem Einfluß antipreußischer Einwirkungen: der Geistliche, der Amtmann, die Masse der Localblätter nährt, wenn auch nicht überall den alten Haß, so doch entschieden die Abneigung, die liebe Souveränetät ihrer Sonderexistenz unter Preußen zu beugen. Eine stetig und stark fortwirkende Reihe eindringlicher Erfahrungen kann allein diese feindlichen Mächte aus dem Felde schlagen. Nur die Bewährung des norddeutschen Bundes als eines Bürgen deutscher Macht und deutscher Wohlfahrt, nur die damit empfindlich contrastirende Kümmerlichkeit der süddeutschen Souveränetät, nur der fortgesetzte Vergleich süddeutscher Verlegenheiten mit dem norddeutschen Gedeihen, nur in die Masse des Volks herabdringende Erlebnisse können das schlimme Werk so vieler Jahre zerstören.

Aber angenommen selbst, die Bevölkerungen dieser beiden Königreiche bekehren sich schneller, als heute vermuthet werden darf, so haben wir noch immer mit den Regierungen zu rechnen. Denn das hat doch wahrlich die Erfahrung der letzten acht Jahre als eine völlig grundlose Meinung erwiesen, daß im Süden mehr als im Norden es genüge, die Mehrheit der Bevölkerung oder der zweiten Kammer für irgend etwas zu gewinnen. Wahrlich, vom Ideal des parlamentarischen Staats sind wir hier so weit entfernt als bei Ihnen. Die hessische Kammer hat seit Jahren die Mißtrauensvota gegen Herrn v. Dalwigk zu einem wesentlichen Ingrediens ihrer Debatten gemacht und Herr v. Dalwigk hat alle diese Angriffe nicht nur vor Königgrätz leicht überstanden, sondern er behauptet sich noch immer, obwohl seine Politik im vorigen Jahre ein so jammervolles Fiasco gemacht hat und seine seltsame Haltung gegen Preußen doch schwerlich dazu beitragen kann ihn zu stärken. Daß in Württemberg eine Opposition außerordentlich geringe Aussichten hat ein feindliches Ministerium zu be-

seitigen, haben wir früher gesehen. In Bayern ist es neuerdings öfter vorgekommen, daß Dank der argen Zersetzung der gouvernementalen Kräfte ein Minister vor den Voten der zweiten Kammer weichen mußte; daß aber dann das erledigte Portefeuille einem Manne übertragen worden wäre, der als ein Vertreter der siegreichen Majorität betrachtet werden könnte, davon liegt meines Wissens noch kein Beispiel vor. Will man sich deshalb nicht verdrießlichen Illusionen aussetzen, so wird man gut thun, bei der Frage nach den Chancen eines baldigen Anschlusses des Südens mehr Gewicht zu legen auf die Intentionen der Regierungen, als auf die überdies sehr schwer zu bemessenden Stimmungen des Volks.

Was nun die süddeutschen Dynastien und Cabinette angeht, so steht die Thatsache fest, daß einzig und allein der Großherzog Friedrich von Baden und sein Ministerium die Verbindung mit dem norddeutschen Bunde ehrlich und aufrichtig und ohne alle Hintergedanken und Velleitäten will und daß auf diesen Willen um so sicherer gerechnet werden kann, als er von der großen Mehrheit der Bevölkerung getheilt wird. In Hessen, Württemberg und Bayern dagegen weisen Fürsten und Minister jeden Gedanken an eine Unterwerfung unter die Gesetze des norddeutschen Bundes für jetzt und für künftig mit größter Bestimmtheit zurück. Wir werden es als ein Glück betrachten müssen, wenn in diesen Ländern nur auf militärischem Gebiet diejenigen Reformen zu einigermaßen reeller Ausführung kommen, auf welche Preußen Kraft der Schutz- und Trutzbündnisse ein positives Anrecht hat und welche allein die Bürgschaft geben, daß im Kriegsfalle die süddeutschen Contingente sich dem norddeutschen Heere als ein gleichartiger Bestandtheil anreihen können. In Württemberg hat man allerdings endlich auf eine eigenthümliche Bewaffnung verzichtet und die Zündnadel angenommen, ebenso das preußische Exercierreglement eingeführt; ob aber die ganze Militärorganisation einfach wie in Baden dem preußischen Muster folgen wird, muß abgewartet werden, da bis jetzt darüber nur schwankende Angaben vorliegen und es fraglich erscheint, ob Herr v. Varnbüler ernstlich den Regierungseinfluß aufbieten wird, um einer derartigen Vorlage die Zustimmung der Kammern zu sichern, deren Widerstand vielleicht willkommen geheißen werden könnte, um einen guten Vorwand zur Ablehnung verdrießlicher Verpflichtungen zu haben. In Bayern hält man bis jetzt beharrlich daran fest, seinen eigenen Weg zu gehen, obwohl derselbe zu so erbaulichen Resultaten führt, wie es jetzt bei der Infanteriebewaffnung vorliegt, die durch die versuchte Umwandlung der Podewils in Hinterlader einfach unbrauchbar geworden sein soll. Auch in Bayern scheinen alle intelligenten Offiziere die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß nur die preußische Methode dem Heere zu wirklicher Tüchtigkeit verhelfen könne; aber die alten Generale und der Großmachtstick stemmen sich gegen diese natürliche Einsicht und wollen dem „Reiche" seine militärische Eigenthümlichkeit retten. Vermuthlich wird Bayern mit diesem unglücklichen System noch manche bittere Erfahrung machen müssen, bis es sich entschließt, nicht klüger sein zu wollen, als alle anderen deutschen Staaten.

Man hat bekanntlich zu Anfang dieses Jahres auf der von Bayern veranlaßten Stuttgarter Militärconferenz den Versuch gemacht, das süddeutsche Heerwesen nach gewissen übereinstimmenden Grundsätzen zu einer einheitlichen Organisation zu bringen. Zum Glück erschien Fürst Hohenlohe ohne alle positiven brauchbaren Detailvorschläge und so mußte man sich, da überdies Baden schon damals seinen Entschluß kund gab, der preußischen Einrichtung möglichst nahe zu rücken und mit dem norddeutschen Heere sichernde Anknüpfungen zu suchen, mit der Festsetzung sehr allgemeiner Umrisse begnügen. Inzwischen ist Baden auf dem angezeigten Wege rüstig vorgegangen, hat sich in Berlin und Spandau durch eine Anzahl von Offizieren genaue Information geholt, seine ganze Infanterie mit Zündnadeln bewaffnet und eingeübt mit einem Erfolg, über den der preußische Militärbevollmächtigte in Carlsruhe, Generallieutenant von Beyer, seine volle Befriedigung äußern soll, und wird dem Anfang September zusammentretenden Landtage Gesetze vorlegen, welche darauf berechnet sind, schon in diesem Herbst die allgemeine Wehrpflicht in preußischer Weise zur Ausführung zu bringen. Dann hat sich im Juli auch Wüttemberg diesem Beispiele, wenigstens was Bewaffnung und Uebung betrifft, angeschlossen. Dadurch sind die Stuttgarter Verabredungen einfach hinfällig geworden. Nichtsdestoweniger hat Bayern eingeladen, die früher bestimmte Militärconferenz am 1. October in München zusammentreten zu lassen, nicht ohne Beschwerde zu führen, daß man in Carlsruhe und auch in Stuttgart sich von der beabsichtigten süddeutschen Gemeinsamkeit entfernt habe. Das beweist klar, daß in München ein thatsächlicher Anschluß an die militärischen Organisationen des Nordens ungern gesehen wird, obgleich allein dadurch der Süden seinen Verpflichtungen gegen den Norden ernstlich nachkommen kann.

Welche schwere Kämpfe es gekostet hat, um in München die Uebereinkunft vom 4. Juni zur Erneuerung des Zollvereins zur Annahme zu bringen, wie sich die bayrische Souveränetät zu diesem absolut unerläßlichen und unvermeidlichen Opfer nur verstanden hat, nachdem Graf Tauffkirchen in Berlin gewisse tröstende Scheinconcessionen erlangt hatte, ist bekannt. Um nun hier einen Punkt zu berühren, welcher für das Verständniß der Situation von entscheidender Bedeutung ist, während über ihn die nationale und liberale Presse beharrlich an schädliche Illusionen sich festklammert: diese Opposition gegen die Reconstruction des Zollvereins wurde nicht allein von den großdeutschen und antipreußischen Einflüssen in München getragen, sondern von Fürst Hohenlohe getheilt. Dieser Staatsmann erblickte in der Aufopferung des Veto, in dem Eintritt süddeutscher Bevollmächtigten in den Bundesrath, süddeutscher Abgeordneten in den Reichstag eine über die Linie seines Programms weit hinausgehende Beschränkung der bayrischen Souveränetät, deren Erhaltung er gleich in seinen ersten amtlichen Erklärungen als Pflicht anerkannt hatte. Das Programm des Fürsten Hohenlohe umfaßt nichts, als das Zusammenwirken des Südens mit dem Norden zum Schutz der Integrität des deutschen Gebiets, indem der Süden auch in diesem Punkte das freie Urtheil haben soll, ob deut-

sches Gebiet in einem gegebenen Falle bedroht sei oder nicht. Es erkennt große gemeinsame Interessen des Südens mit dem Norden an, aber so, daß der Süden, oder vielmehr jeder der süddeutschen Staaten als ein gleichberechtigter mit dem norddeutschen Bunde über die Wahrung jener Interessen zu pactiren hat. Irgendwelche constitutionelle Unterordnung der Südstaaten unter das Präsidium des norddeutschen Bundes schließt dieses Programm aus und insofern handelte Fürst Hohenlohe vollkommen correct, als er sich gegen die Zolleinigung sträubte. Aus dieser die natürlichen Consequenzen zu ziehen, welche Deutschland in ein einheitliches Handels- und Verkehrsgebiet umschaffen müssen mit Einer Legislative und Einer Executive, der nicht allein die Tariffragen, sondern ebenso das Post-, Eisenbahn- und Telegraphenwesen unterstellt ist — das perhorrescirt Fürst Hohenlohe entschieden und darin soll ihm Herr v. Varnbüler durchaus beistimmen. Die im Juli nach Berlin berufene, aber an dem Widerspruch der Südstaaten, Baden ausgenommen, gescheiterte Postconferenz hat den Beweis geliefert, daß man sich im Postwesen von Württemberg und Bayern eines zähen Widerstandes zu gewärtigen hat.

Um billig zu sein, muß man anerkennen, daß Fürst Hohenlohe seinem Programm ungefähr diejenige Ausdehnung gegeben hat, welche die wirkliche Lage der Dinge in Bayern verträgt. Indem er zu Anfang dieses Jahres über die Haltung Bayerns bei einem Kriege zwischen Frankreich und Preußen keinen Zweifel ließ und seinen bewährten deutschen Patriotismus als werthvolle Bürgschaft für die deutsche Haltung Bayerns bot, erwarb er sich um die nationale Sache ein Verdienst, das wir nicht vergessen sollen. Das Ueble war nur, daß er als notorisch preußisch gesinnter Staatsmann in eine Situation eintrat, die ihn in unerquickliche Widersprüche mit seiner Vergangenheit verwickeln und ihm eine Politik auferlegen mußte, für die sich Herr v. d. Pfordten besser qualificirt haben würde als Fürst Hohenlohe, und daß ihm überdies einige wesentliche Eigenschaften abzugehen scheinen, welche er zur glücklichen Lösung einer so mißlichen Aufgabe nicht entbehren konnte. Die ganze Stellung, welche er Bayern zu Preußen anwies, war keine andere als die durch die Gebote der politischen Nothwendigkeit einfach auferlegte. Herr v. d. Pfordten oder Herr v. Schrenck hätte seine Position kaum anders nehmen können. Bei diesen Staatsmännern aber würde das grollende Altbayerthum das Gefühl gehabt haben sich in ein Unvermeidliches fügen zu müssen, während es Alles, was Fürst Hohenlohe that, für hassenswürdige Eingebungen eines abscheulichen Verraths an Preußen ansieht, denen man sich auf's Aeußerste widersetzen müsse. Dadurch gerieth Fürst Hohenlohe in eine unendlich schwierige Lage, die ihn dann bei nicht großer Gewandheit, Geschäfts- und Menschenkenntniß gelegentlich viel weiter auf die großdeutsche Seite gedrängt zu haben scheint, als ein wirklich großdeutscher Minister Preußen gegenüber gewagt haben würde zu gehen. Gegen Fürst Hohenlohe war Preußen natürlich zur größten Rücksicht verpflichtet. Um seine Stellung zu befestigen, mußte es Concessionen machen, welche im preußischen Interesse wohl so wenig lagen als im deutschen, um dann hinterdrein die Erfahrung zu

machen, daß es sich umsonst bemüht habe. So ist in Bayern und vermuthlich auch anderswo die Ansicht entstanden, was Bayern seit dem Anfange dieses Jahres an Preußen nachgegeben habe, sei wesentlich das Werk des Fürsten Hohenlohe, mit dessen Beseitigung die Dinge eine ganz andere Wendung nehmen würden. Heute sind unsere Gegner die Hoffenden, ohne Fürst Hohenlohe würden wir es sein. Es zeigt sich in diesem Falle wieder, wie wichtig es ist, daß ein Staatsmann die Geschäfte nicht früher übernehme, als seine Zeit gekommen ist, daß er nicht in eine Situation eintrete, wo er nur die Politik Anderer machen kann. Er nützt dadurch nur den Gegnern und versperrt seiner wahren Wirksamkeit den Weg.

Wie dem aber auch sei, gegenwärtig könnte Niemand in Bayern eine Politik halten, welche nicht etwa auf alsbaldigen Anschluß, sondern nur darauf hinarbeitete, der künftigen constitutionellen Verbindung mit dem Norden die Bahn zu ebnen. Man hat zwar in München darauf verzichtet, den Südbund zu machen, weil man mit dem eigenen Staat nicht fertig zu werden weiß, aber die Selbständigkeit des Südens soll trotzdem auf Grund des Prager Friedens behauptet werden; die alten Träume von der bayrischen Machtstellung, die Einbildung einem lebensfähigen Staatswesen anzugehören, die Abneigung gegen Preußen, überhaupt gegen alles Fremde ist noch viel zu mächtig, um eine Politik aufkommen zu lassen, welche von der richtigen Einsicht ausginge, daß Bayern so sehr wie irgend ein anderer Mittelstaat der innigen Anlehnung an eine wirkliche Macht bedürfe, daß überhaupt dieser Begriff „Mittelstaat" ein thörichtes Product unserer unpolitischen Vergangenheit sei, da ein Staat ein wirklicher Staat entweder ist oder nicht ist, nicht zwischen Sein und Nichtsein in der Mitte schweben kann.

Daß die Dinge im Süden so liegen, mag man bedauern; will man aber politisch handeln, statt in's Blaue hinein zu phantasiren, so muß man den thatsächlichen Bestand zum sicheren Ausgangspunkt nehmen. Und man sollte das um so bereitwilliger thun, als dieser Bestand wahrlich der fruchtbringenden Thätigkeit Spielraum genug giebt. Die Basis der Patrioten im Süden läßt in der That nichts zu wünschen. Sie haben die Gewißheit, daß dem Particularismus die Kraft benommen ist, seine gegenwärtige Scheinsouveränetät auf die Dauer zu behaupten, daß die Macht der Verhältnisse den Süden unwiderstehlich zum Norden treiben wird, daß nicht mehr die Willkür dieses oder jenes Ministers, nicht mehr der Widerwille des einen oder anderen Fürsten die Geschicke der Nation verbiegen kann, sondern sie endlich dazu gelangt ist, ihres eigenen Glückes Schmid zu sein. Sie haben für ihre Arbeit zwei mächtige Stützen: die Schutz- und Trutzbündnisse und den Zollverein. Da können sie ihre Hebel ansetzen. Wenn sie dafür sorgen, daß der Süden in militärischer Hinsicht seine Pflicht thut und sich im Heerwesen eine Schule der Zucht und der intelligenten Arbeit schafft; wenn sie in das Zollparlament Männer senden, welche das Gegebene umsichtig und nachdrücklich benutzen, um dem Süden Stück für Stück die Wohlthaten der norddeutschen Gesetzgebung und Verwaltung auf

dem wirthschaftlichen Gebiet zuzuwenden; wenn sie es sich angelegen sein lassen, klug und energisch dem Gegner jede Handbreit Boden abzuringen, welchen er noch in den alten Vorurtheilen und Einbildungen besitzt, die öffentliche Meinung, nicht wie das früher unsere unselige Aufgabe war, für ein Theorem der speculativen Politik zu gewinnen, sondern die massivsten Thatsachen der eindringlichsten Erfahrung unbefangen würdigen zu lehren; wenn sie ängstlich wachen, nicht durch die Trugbilder eines vielverbreiteten, aber darum um nichts weniger schädlichen Pseudoliberalismus sich auf Abwege locken zu lassen; wenn sie unumwunden das Bekenntniß aufstellen, daß es sich jetzt darum handelt, den deutschen Staat zu bauen, ihn zum Abschluß und unter Dach zu bringen, nicht, nachdem ein oder zwei Stockwerke aufgeführt sind, in diesen die Arbeit des inneren Schmuckes zu beginnen und der behäbigen Einrichtung; wenn sie dem Freiheitsgeschrei der großdeutschen Demokratie mit gelassenem Gemüth den Satz entgegen stellen, daß politische Freiheit nichts sei als eine Eigenschaft eines Staats, daß aber erst ein Staat da sein müsse, ehe man von ihm Qualitäten verlangen könne; wenn sie mit einem Worte eine Politik machen, die ruhig und nüchtern mit den gegebenen Kräften auf ein mögliches Ziel hinarbeitet, so werden sie das lange ersehnte einige Deutschland früher fertig sehen, als ihre Gegner sich heute träumen lassen.

Nie sind einer Partei bessere Chancen geboten als der deutschen Partei des Südens heute. Sie hat an der norddeutschen Macht eine zuverlässige Stütze; sie hat im Süden selber an Baden eine Operationsbasis, welche das Gebiet der Gegner in seiner ganzen Ausdehnung flankirt und theilt; sie hat an der Macht der materiellen Interessen einen Bundesgenossen, dessen Druck mit jedem Tage fühlbarer werden wird; sie hat an dem gesunden patriotischen Gefühl ihrer Landsleute eine Hülfe, die sich um so stärker regen wird, je deutlicher es an den Tag tritt, daß die Eifersucht Frankreichs alle ihre Hoffnung auf den süddeutschen Particularismus baut; sie sieht diesen ihren einzigen Gegner völlig rathlos und das Centrum seiner Stellung in Bayern auf's tiefste erschüttert; sie hat den großen Vortheil, daß die einzigen eigentlich activen Parteien der Particularisten, die großdeutschen Demokraten und die Ultramontanen, durch ihr Liebäugeln mit Frankreich alle ehrlichen und durch ihre lediglich negative Politik alle verständigen Menschen abstoßen. Sie ist die einzige Partei, welche weiß, was sie will, während die ihr gegenüber stehenden Regierungen und Parteien auf das traurige Loos angewiesen sind, von irgend welchen unbekannten Möglichkeiten einer dunkeln Zukunft eine Rettung zu hoffen, die nach menschlicher Berechnung nicht möglich ist. Wenn sie mit Hülfe aller dieser Vortheile das Ziel nicht erreicht, so hat sie nur sich selbst anzuklagen.

Freilich wäre es schön, wenn man das so lange Ersehnte sofort ergreifen, wenn der Süden durch ungesäumten Eintritt in den norddeutschen Bund seiner gegenwärtigen peinlichen Situation ein Ende machen und den Gefahren, welche die Zukunft ja allerdings in ihrem Schooße tragen kann, vorbeugen dürfte. Aber wäre dieser sofortige Eintritt nicht ebenfalls mit Gefahren verbunden?

Wäre es so ganz unbedenklich, wenn jetzt die Bevollmächtigten von Bayern und Württemberg in den Bundesrath und 87 süddeutsche Abgeordnete in den Reichstag einträten? Könnten jene Bevollmächtigten, wie heute die Dinge in ihren Staaten liegen, eine andere Tendenz haben, als den wesentlich durch das thatsächliche Gewicht Preußens zusammen gehaltenen Bau der norddeutschen Verfassung zu sprengen und würden nicht Sachsen und jene anderen, welche sich heute lediglich dem bitteren Muß fügen, sofort aufathmen, wenn ihnen Bayern und Württemberg zur Seite träten mit mehr als sechs Millionen, die doch ganz anders außerhalb des unbedingt wirksamen Bereichs der preußischen Macht liegen, als irgend ein norddeutscher Staat? Und wie viele von den 87 süddeutschen Abgeordneten würden wohl die noch unbefestigte Basis der norddeutschen Verfassung ehrlich acceptiren? Alle Macht- und Parteiverhältnisse würden durch den gegenwärtigen Eintritt des Südens in einem Maße verschoben werden, das möglicher Weise zu einer ernstlichen Bedrohung des eben Geschaffenen führte. Und selbst wenn das nicht geschähe, das nationale Werk würde schwerlich dadurch beschleunigt werden, daß man alle Theile desselben gleichzeitig in Angriff nähme. Da man es nun einmal in der Politik immer mit gegebenen Kräften zu thun hat, so hilft es nicht, daß man sich irgend ein ideales preußisches Ministerium oder einen idealen Reichstag fingirt, die ja freilich mit der Aufgabe der sofortigen Aufnahme des Südens spielend fertig werden würden. Wir müssen dieses Ministerium, diesen Reichstag in's Auge fassen, wie beide sind oder voraussichtlich werden können, und da muß man doch wohl sagen, daß sie mit der Arbeit, den Norden zu einer starken Einheit zusammen zu fügen, alle die widerstrebenden Elemente nieder zu beugen, dem Particularismus in Hannover, Holstein, Sachsen die letzte Hoffnung zu nehmen, für die nächsten Jahre hinreichend zu thun haben werden. Ehe diese Arbeit nicht gethan, ehe in ihr die preußische Bureaukratie nicht gelernt hat, daß es nicht genügt, stramm dem Buchstaben nachzuleben, daß man auch die Art der Menschen klug berücksichtigen, an und für sich verletzende Wandlungen mit möglichst schonender Hand vollziehen muß, daß nicht allein die pünktliche Pflichttreue, sondern auch die gewinnende Liebenswürdigkeit eine politische Kraft ist, ehe die preußische Bureaukratie mit einem Worte nicht gewisse specifische Ecken und Laute, die mit der wahren Bedeutung der preußischen Administration nichts zu thun haben, abgelegt hat, wird die unmittelbare Berührung mit dem Süden kaum gut thun.

In der That, nicht allein der Süden muß viel lernen. Preußen befindet sich in derselben Lage. Preußen muß für eine ganz neue Aufgabe die Kräfte gewinnen. Die preußische Regierung und die preußischen Parteien — denn wahrlich nicht allein die Grafen Lippe und Eulenburg liefern den Gegnern Preußens nur zu viele Waffen, sondern jene Leute, welche im vorigen Jahre nach Kräften dazu thaten, die süddeutschen Heere gegen Preußen in Bewegung zu setzen und heute der großdeutschen Demokratie des Südens das schwindende Leben fristen, jene Leute, welche sich noch immer die deutsche Fortschrittspartei zu nennen den Muth haben, thun ihr Mögliches, dem unvaterländischen Wesen links vom Main Succurs zu liefern. Welchen Eindruck muß es im Süden machen, wenn sich

Berlin mit aller Verbissenheit dagegen wehrt, die deutsche Hauptstadt zu werden, wenn wir über die dortigen Wahlversammlungen Berichte lesen, welche unsere preußenfeindlichen Blätter, der Stuttgarter Beobachter und der Münchener Volksbote, gut thäten als Leitartikel abzudrucken? Möchte man doch in Preußen nicht vergessen, daß das Werk des vorigen Jahres noch nicht vollendet ist, daß wir fest und sicher in Europa erst dann dastehen, wenn der Süden dem Norden zum ewigen Bunde die Hand gereicht hat, daß aber dieser Verbindung die Thorheiten einer Tendenzpolitik im Sinne der Kreuzzeitung und die Phantastereien eines bodenlosen Radicalismus à la Jacoby in gleicher Weise unverantwortliche Schwierigkeiten bereiten.

Ohne Zweifel wird der nächste Reichstag das Verhältniß zum Süden öfter als einmal zur Sprache bringen. Das liegt in der Natur der Dinge. Aber wirksamer als die heißesten patriotischen Wünsche und die kräftigsten patriotischen Entschlüsse, die er aussprechen kann, wird die Thatsache den Süden heranziehen, wenn er die junge norddeutsche Macht nach Kräften consolidirt und alle unnöthigen Streitfragen zur Seite schiebt, unbeirrt von der Illusion, als könne der Süden nur mit einer recht weit gegriffenen Summe von Freiheiten gewonnen werden. Denn das darf man als ausgemacht annehmen: richtet im Norden den herrlichsten parlamentarischen Bundesstaat auf, dem aber die Macht fehlt, die französischen Interventionsgelüste zurück zu scheuchen und den Dynastien von Bayern und Württemberg einen heilsamen Respect einzuflößen, so werdet ihr dem Zeitpunkt der Vereinigung mit dem Süden ferner sein als heute, wo derselbe zwar das preußische Junkerthum verabscheut, aber in Graf Bismarck mehr und mehr den Mann sieht, der dazu berufen sei, dem deutschen Volke ein Vaterland zurück zu geben. Das sollte uns eine reichliche Erfahrung endlich gelehrt haben, daß die deutschen Souveränetäten der Predigt der Ideen taub sind, für das Gebot der Macht aber ein feines Gehör haben. Und wer den innersten Instinct der süddeutschen Volksnatur sorgfältig beobachtet hat, der wird einräumen müssen, daß eine imposante Macht ihr mehr gilt als Freiheit. Wie hätte sie sonst den eitlen Vorspiegelungen des Großdeutschthums so lange so gläubig lauschen können? Das süddeutsche Herz hängt an der Glorie der Kaiserzeit.

Den 24. August.

Politische Correspondenz.

Berlin, den 3. September.

Wir schlossen unsere jüngste Ueberschau mit einem Einmischungsversuch Frankreichs in die schleswigsche Frage, und wir müssen unseren heutigen Rückblick eröffnen mit einem Coalitionsversuch Frankreichs in Bezug auf die süddeutsche Frage. Eine Aufeinanderfolge der drohendsten Gerüchte hat sich an die Salzburger Zusammenkunft geschlossen. Die Drohungen sind dann gemildert und zurückgenommen worden. Aber was an Absichten und an Zustimmung

zu diesen Absichten übrig geblieben, ist für die Interessen des Friedens keineswegs erfreulich. Die Salzburger Entrevue ist das Stärkste, was die französische Politik bisher gegen uns geplant hat. Sie hat damit direkt in den Einheitsprozeß und die Unabhängigkeit Deutschlands eingegriffen, sie hat zu dem Eingriff Fühlung mit Oesterreich und den süddeutschen Fürsten gesucht. Keine nachträgliche Versicherung kann die gefährliche Tragweite dieser Pläne abschwächen und Preußen der Pflicht entheben, seine Gegenmaßregeln zu treffen.

Erinnern wir uns der Situation, in welche die Salzburger Conferenz fiel. Es sollte ein Besuch sein, den Louis Napoleon dem Bruder des unglücklichen Maximilian im Gefühl der Mitschuld an dessen Schicksal machte. In Paris war dieser rein persönliche Charakter der Zusammenkunft geflissentlich hervorgehoben, dem preußischen Botschafter waren die friedlichsten Erklärungen gegeben. Es lag in der That Seitens Preußens oder irgend einer anderen Macht nicht der leiseste Schritt vor, der den beiden Monarchen hätte Besorgnisse einflößen können. Frankreich wird von keiner Seite bedroht; Niemand denkt daran, es anzutasten; man verlangt von ihm nur, daß es sich nicht in unsere nationale Entwickelung hineindränge. Aber selbst in dem Gange dieser Entwickelung war über die von der französischen Regierung längst hingenommenen Schutz- und Trutzverträge und über das Zollparlament hinaus nichts Neues geschehen. Und ebenso wenig war Oesterreich irgendwie gefährdet. Es ist in seinen Grenzen vollkommen sicher; all' die großen Staaten, denen es benachbart ist, sind mit ihren heimischen Organisationen vollauf beschäftigt. Hat es die ernstliche Neigung, wie seine Völker verlangen, sich der Lösung seiner so schwierigen inneren Aufgaben zu widmen, so gab es nie einen Zeitpunkt, wo es dies ungestörter thun konnte. Wenn es nicht in den Traum seiner deutschen Mission zurückfallen, und statt an der Ordnung seines Racenchaos, an der Besserung seiner Finanzen und des wirthschaftlichen Wohls seiner verarmenden Bewohner zu arbeiten, leichtsinnig seine vertragsmäßige Ausscheidung aus Deutschland wieder rückgängig machen will, so stehen ihm die freundlichsten Beziehungen zu Preußen offen. Man kannte in Wien den guten Willen Preußens, es waren entgegenkommende Schritte geschehen, die österreichischen Staatsmänner waren aufgefordert ihre Wünsche und Ideen zu äußern. Endlich wußte man in Wien und in Paris, daß die Politik des Czaren Alexander nicht die Intention hat, die orientalische Krisis zu beschleunigen. Denn von beiden Seiten hatte man dem Czaren eine Revision des Pariser Friedens angetragen und er hatte dies abgelehnt. Man wußte, daß bei aller Freundschaftlichkeit der Beziehungen zwischen Alexander und König Wilhelm doch die Gerüchte von einer russisch-preußischen Allianz eine Lüge sind, und daß beide Staaten das dringende Interesse haben, zur Sammlung ihrer Kräfte den Frieden zu bewahren. In so schlechthin ungefährdeter Lage, bei so vollständiger Abwesenheit jeder Spur einer Bedrohung, wurde die Demonstration von Salzburg aufgeführt, und das in allen Unternehmungen des Friedens seit einem Jahr gelähmte Europa in die schwerste Beunruhigung und das tiefste Mißtrauen zurückgeworfen.

Die Bedeutung der Salzburger Entrevue beschränkt sich keineswegs auf

eine Demonstration, aber wir halten uns zunächst an diese Seite des Ereignisses. Die Conferenz der beiden Fürsten ward von einem Preßlärm begleitet, den man, weil er von den Faiseurs der französisch-österreichischen Allianz organisirt worden ist, nicht gering achten darf. Den Chorus eröffnete das Journal des Débats mit einem Programm, das als ein Entwurf der österreichischen Staatsmänner und als der Ausdruck der Wünsche der französischen hingestellt wurde. Die süddeutschen Staaten sollten sich untereinander vereinigen und in Allianz mit Oesterreich einen von dem Nordbund getrennten Bund bilden. Diese Lösung, die dem Wiener Cabinet behage und der seit Jahrhunderten befolgten Politik Frankreichs entspreche, wäre die beste, da Deutschland nun einmal in zwei Theile geschieden sei und ein Oesterreicher und ein Bayer eher einem Franzosen oder Italiener, als einem Preußen oder Hannoveraner gleiche! Der Friede wäre ungewiß, weil die Lage Deutschlands nicht definitiv geregelt sei, er würde gesichert sein, sobald die Mainlinie zur festen Grenze zwischen Nord und Süd gemacht werde. Diesem Programm entsprechend wurden nun die Drohungen von Salzburg aus in die Welt geworfen. Das Thema all' der Variationen war: Frankreich und Oesterreich erkennen die bisherigen Thatsachen an, aber sie werden den Ehrgeiz Preußens am Main festhalten; sie werden diejenigen, welche sich über die „Verträge" wegsetzen, veranlassen, die Schranken zu achten, sie werden eine „diplomatische Position" schaffen, welche „aggressiven Neigungen Vorsicht und Mäßigung auferlegt." Einen Augenblick hob sich diese Sprache bis zu einer Anmaßung und Feindseligkeit, als ob die Heere der beiden Mächte schon gerüstet an der Elbe und am Rhein ständen. Das alte Leiborgan des Herrn v. Beust, das Dresdener Journal, meldete als Ergebniß von Salzburg die volle Entente zwischen Oesterreich und Frankreich in Bezug auf die Behandlung der wichtigsten politischen Fragen. Dieselbe könne als Provocation nur da aufgefaßt werden, „wo man entschlossen sei, die österreichisch-französische Auffassung irgend einer Frage zu durchkreuzen. In diesem Falle würden die Cabinette von Wien und Paris möglicher Weise auch äußerste Eventualitäten in Betracht ziehen." Mit frechem Cynismus wurde von denselben Leuten, die dem Czaren die Zerreißung des Pariser Vertrags angeboten, und die jetzt den Prager Vertrag durch Wiederhineinziehen Oesterreichs in Deutschland zerreißen wollten, der Schutz dieser beiden Verträge auf die Fahne geschrieben. Es gelte, den Herrschergelüsten in dem Orient und in Deutschland einen Damm entgegenzusetzen! Allmählich minderte sich dann das Geschrei; die officiellen Blätter dementirten die Nachrichten von Vereinbarungen gegen eine andere Macht, von Stipulationen zur Aufrechterhaltung des Prager Friedens. Der „befriedigende Abschluß" der Conferenz sollte nun darin liegen, daß die Gespräche der Souveräne das gegenseitige Vertrauen und die Gleichheit der Interessen constatirt hätten. Es blieb so viel bestehen, daß Napoleon III. mit einem fertigen Programm in der Tasche gekommen war, daß man seine Anschauungen über die „Lücken" des Prager Friedens getheilt und die Sitzungen der Souveräne zu Protokoll genommen hatte. Aber zu einem bindenden Vertrag schien es nicht gekommen zu sein. Der Widerspruch des Grafen Andrassy

und in Folge davon die Aengstlichkeit Beust's hatten die weitergehenden Wünsche des Fürsten Metternich beschränkt. Man begnügte sich also österreichischerseits vorläufig mit der Demonstration. Daß das mächtige Frankreich die Hand Oesterreichs gesucht habe, sollte dazu dienen, die Bedeutung des gesunkenen Staats zu heben. Die österreichischen Federn stellen die Lage so dar, als habe der Kaiserstaat fortan für den „Bedürfnißfall" eine starke Allianz zu seiner freien Verfügung. Man stimmt den französischen Gesichtspunkten bei, man hat nichts dagegen wenn Frankreich, um sie geltend zu machen, gegen uns vorgeht; nur wahrt man sich für die eigene Betheiligung die Freiheit des Entschlusses und die Wahl des Moments. An einem einzelnen Punkt, in der schleswigschen Grenzfrage, scheint die Rücksicht, die Herr v. Beust auf seine Vergangenheit und seine Verbindungen im deutschen Süden zu nehmen hat, sogar zu einer Mäßigung des französischen Standpunkts geführt zu haben. Während Louis Napoleon eine gemeinsame Pression auf Preußen zu Gunsten des Artikels 5 des Prager Friedensvertrags wünschte, werde er nunmehr, so heißt es, im Einverständniß mit Oesterreich den Dänen rathen, daß sie auf die Rückgabe Düppels und Alsens nicht beständen. Wir glauben nicht, daß dieser Rath befolgt und daß er eindringlich gegeben wird. Die Gesinnungen der Dänen hat jüngst ihr Kriegsminister im Angesicht des Königs und in öffentlicher Versammlung ausgesprochen. Sie warten auf den französischen Krieg, um mit ihrer „reorganisirten" Armee „das Verlorene wieder zu gewinnen." Wenn Oesterreich an dieser unbequemen Stelle den Hebel nicht mit ansetzen wollte, so hindert dies nicht, daß es ihn in Süddeutschland mit ansetzt, sobald die Sorge vor dem Abfall der Ungarn und vor einer Demonstration der Russen in seinem Rücken ihm überhaupt eine kräftigere Bewegung gestattet.

Und welches war das Programm, dem Franz Joseph zwar zustimmte, für welches aber mitzuhandeln ihm augenblicklich noch der Muth fehlt? Wir kennen seine praktische Formulirung nicht, aber wir kennen aus der Lage der Dinge die leitende Idee. Wenn zu den 30 Millionen Norddeutschen, so ist die Idee, noch die 8—9 Millionen Süddeutsche hinzutreten, so ist Deutschland die stärkste Macht des Continents und Frankreich von seiner Höhe herabgestürzt. Der Ehrgeiz der französischen Nation wird ihrem Erwählten die Zulassung eines solchen Ereignisses nie verzeihen; an die Einheit Deutschlands wird sich der Sturz der Dynastie knüpfen. Das ist die Sorge des Emporkömmlings. Jene edlen Gedanken, die er im September durch Lavalette aussprechen ließ, — daß Frankreich stolz auf seine Einheit nicht das Werk der deutschen Assimilation, das Prinzip der Nationalität bekämpfen könne, daß die Größe eines Landes nicht von der Schwäche der Völker, die es umgeben, abhänge, — es waren nur Hülfstheorien, die er zur Beschwichtigung hinwarf, als er mit seinen Compensationsgelüsten zurückgewiesen, mit Krieg bedroht, und von dem Eindruck der preußischen Erfolge überwältigt, die völlige Einigung Deutschlands für nicht mehr abwendbar hielt. Inzwischen erholte er sich; die schlimmsten Verwahrlosungen der Armee wurden beseitigt; er tastete nach den Stellen, wo er uns schwach finden könnte, er rang unserer Mäßigung Luxemburg ab, er arbeitete

an den süddeutschen Höfen für eine gesonderte Einigung und gegen das Zollparlament. Die Augustverträge und die Zustimmung zu diesem Parlament waren deutliche Zeugnisse, daß er eilen müsse, den sich anspinnenden Prozeß zu durchkreuzen. In der Abneigung der süddeutschen Fürsten gegen eine Unterordnung unter Preußen war der Boden gegeben. Nur mußte Oesterreich, die alte Bundespräsidialmacht, als Helfer dabei sein, da die nationale Empfindlichkeit im deutschen Süden die sofortige directe Anlehnung an die französische Schutzmacht nicht gestattet. Noch ein zweiter Umstand trieb den Kaiser zur Annäherung an Oesterreich. Er hatte es im Juni versucht, Rußland zu gewinnen und es war ihm mißlungen. Die kühle Abweisung, die seine Klagen über Preußen und das Angebot einer Revision des Pariser Friedens erfuhren, hatten ihn überzeugt, daß hier keine Anknüpfung zu finden sei. Da das Preisgeben der orientalischen Frage ihn zur Isolirung Preußens in der deutschen nicht half, so verband er jetzt diese beiden Fragen in einem anderen Sinn. Er ließ den miteinander verschworenen Ehrgeiz Rußlands und Preußens vor Europa denunciren. Die deutsche Bewegung ist in England populär, jeder gesunde Engländer freut sich, daß endlich eine Macht ersteht, welche die Anmaßungen Frankreichs eindämmen kann. Louis Napoleon suchte diese Stimmungen umzulenken, indem er Preußen verdächtigte, daß es gemeinsam mit Rußland auf die Auflösung der Türkei und Oesterreichs hinarbeite. Die Phantasie einer französisch englisch-österreichischen Allianz, mit der er schon 1863 in der polnischen Frage scheiterte, wird er nun auch diesmal aufgeben müssen. Ein englischer Minister und eine vernünftige Regierung überhaupt engagirt sich nicht wegen ferner Möglichkeiten, sondern nur wegen gegenwärtiger Gefahren. Aber bei einem Habsburger mochte das Spiel ihm eher gelingen. Von Rußland zurückgewiesen, mit Italien wegen der Verletzung der Septemberconvention gespannt, war Oesterreich seine einzige Karte. Kaiser Franz Joseph hat anderthalb Jahrzehnte sich als Herrn von Deutschland gefühlt, er hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben, zum zweiten Mal gleich einem Erben der alten deutschen Kaiser in Frankfurt einzuziehen. Wie der blinde König von Hannover, wie der Kurfürst und der Herzog Adolph, so bewegt sich auch er in Restaurationsgedanken. Napoleon III. wird ihm betheuert haben, wie tief er den Ausgang des letzten Feldzugs beklage, wie ernsthaft er — in dem Brief vom 11. Juni v. J. war es ja bezeugt — für Oesterreich die Erhaltung seiner großen Stellung in Deutschland gewünscht habe. Er wird ihm vorgestellt haben, wie es auch heute noch nicht zu spät sei, diese Stellung wieder zu erringen, die schwarzgelben Vorposten bis zum Main vorzuschieben; wie aber, wenn Oesterreich, statt die süddeutschen Fürsten zum Widerstand zu ermuntern, in seiner bisherigen Passivität verharre, die Aufsaugung des Südens durch Preußen eine Lebensgefahr für den Kaiserstaat einschließe. Wenn die preußische Macht erst bis zum Böhmerwald, zum Inn und den Alpen reicht, dann wird sie auch bis zur Leitha dringen! Das ist eine jener phantastischen Vorstellungen, die eine stolze und beschränkte Natur wohl reizen können, sich zur Abwehr einer fernen Gefahr in den nahen und nicht unwahrscheinlichen Untergang zu stürzen.

Franz Joseph hat in den Schlingen bis jetzt sich nicht fangen lassen — schwerlich weil er einsieht, daß Oesterreich zu einer Rolle in Deutschland nicht mehr befähigt ist, sondern weil er schon heute die Botmäßigkeit über die Hälfte seines Reichs verloren hat, weil die Armee nicht reorganisirt und die Kassen leer sind. Auch die süddeutschen Fürsten haben sich nicht fangen lassen. König Karl blieb nach der ersten Begrüßung in Friedrichshafen, König Ludwig in Berg, nur der Großherzog von Hessen-Darmstadt hielt es mit dem Anstand eines deutschen Fürsten für vereinbar, während der ganzen Zeit der Salzburger Entrevue in dem nahen Leopoldskron zu Befehl zu stehen. Sollen wir wegen dieser Ergebnisse uns in Sicherheit wiegen, sollen wir an die äußeren Formen uns klammern und mit dem Nachweis uns begnügen, daß der „süddeutsche Bund“ mit oder ohne Oesterreich eine Unmöglichkeit sei? Der Kaiser Franz Joseph wird im October Frankreich besuchen, und die Verschwörung wird dort fortgesetzt werden; in den süddeutschen Fürsten wirkt zwar der Eindruck der preußischen Siege und der Gedanke an das Schicksal, das den Landesverräther treffen kann, aber in die Mitte genommen zwischen zwei helfenden Großmächten und äußerlich nicht an das Ausland, sondern an das halbdeutsche Oesterreich gelehnt, werden sie jenen Eindruck verlieren und ihr Gewissen betäuben können, sobald sie irgend ein Zaudern, eine Schwäche Preußens bemerken. Und der süddeutsche Bund — in positiver Form, als eine Constituirung in bundesstaatlicher oder föderativer Gestalt ist er freilich unmöglich, weil die Süddeutschen weder die österreichische, noch die bayersche Spitze, noch eine Gleichheit der staatlichen Geltung bei so ungleicher Größe der Staaten ertragen, aber möglich wäre, sobald die Vertragstreue und die Furcht hinweg geräumt sind, ein System von Allianzen zwischen den Mittelstaaten und Oesterreich, in dessen Hintergrund die französisch-österreichische Verbindung stände. Denn in einem negativen Gedanken treffen sich alle diese Regierungen: Bayern, Würtemberg und Hessen wollen ihre Selbständigkeit vor Preußen bewahren; Oesterreich möchte sie in diesem Streben stützen, um bis zum Main zu herrschen; und Frankreich will sie alle unter seiner mächtigen Aegide zusammenfassen, weil es sicher ist, daß der Stärkste immer die Führung behält, und daß nach Preußens Besiegung jeder Donaubund sich in den Rheinbund verwandeln müßte.

Jene negative Gemeinschaft der Interessen gegen Preußen ist das Feld, auf dem die diplomatische Intrigue nunmehr thätig sein wird. Man betrachte doch die Salzburger Zusammenkunft nicht gar zu kurzsichtig als einen einzelnen Act, mit dessen Mißerfolg nun Alles vorüber ist, sondern als den Anfangspunkt einer Agitation, die von Paris nach Wien hin über Darmstadt, Stuttgart und München fortan thätig sein wird. Es lag in der deutschen Geschichte begründet, daß unsere nationale Einigung sich nicht in Einem Zug vollzog. Erst das in sich geschlossene, den Norden ohne Widerspruch beherrschende Preußen hat Kraft genug, um den geographisch und geschichtlich ihm fernliegenden Süden an sich heranzuziehen. Aber in diesen Annäherungsprozeß dürfen keine fremden Elemente sich drängen. So nahe stehen die Gefühle der Bevölkerungsmassen im Süden uns keineswegs, daß wir ihn mit geschlossenen Augen zum Tummel-

platz ausländischer Verführungskünste machen lassen dürften. Die größten Thaten, die seit einem Jahrhundert in Deutschland geschahen, an denen das Nationalgefühl erwachte und sich stärkte, hat der Süden nicht an unserer Seite durchlebt; vielmehr stand er im Lager unserer Gegner. Diese Kluft der Empfindungen, die von der einzigen festorganisirten Partei des Südens, den Ultramontanen, und von dem Haufen der von den Regierungen abhängigen Leute nach Kräften erweitert wird, ist tief genug, um uns die trennende Mainlinie mit einigem Ernst betrachten zu lassen. Sollen die Nothbrücken, welche die Augustverträge und das Zollparlament über sie geschlagen haben, nicht von den Fluthen plötzlich weggerissen werden, so darf der Eindruck der Activität, der Festigkeit und Ueberlegenheit, welchen die preußische Macht heute noch gewährt, keinen Augenblick erschüttert werden. Man darf sich die Wirkung der Schutz- und Trutzverträge nicht so vorstellen, als ob die süddeutschen Dynastien sich nun an die preußische Politik für alle Zeit gebunden erachteten. Vielmehr sie halten diese Verträge wie jeden anderen internationalen Vertrag für den Ausfluß einer dadurch unverminderten Souveränetät. Sie sind fest entschlossen in den Nordbund nicht einzutreten, um diese Souveränetät unbeschränkt zu erhalten. Sie betrachten sich als vollkommen freie, selbständige Glieder innerhalb des europäischen Staatensystems. Wie verführerisch dieser Glaube ist, zeigt das Programm, welches der von Bayern engagirte Publicist, Herr Fröbel, so eben an's Licht gefördert hat. Ein Jahr nach dem combinirten böhmischen und Mainfeldzug Bayern die Rolle zutheilen, daß es einen abermaligen Kampf zwischen Oesterreich und Preußen zu verhindern habe, ist freilich nur eine Narrheit, aber diese Narrheit hat einen gefährlichen Hintergrund. Fürst Hohenlohe wird nicht zweifeln, wo Bayern zu stehen habe, wenn es gilt, das deutsche Gesammtgebiet gegen Frankreich zu vertheidigen. Herr Fröbel aber weckt sofort diesen Zweifel, indem er Bayern als Großmacht mit freier Wahl zwischen Preußen und Oesterreich stellt, und dieses letztere mit Frankreich unter dem beschönigenden Titel der „Mittelmeerstaaten" zusammenfaßt. Wenn also diese „Mittelmeerstaaten" ihre Spitze gegen Preußen kehren, und wenn Preußen, wozu die Selbsterhaltung es nöthigen würde, dann einen Rückhalt an Rußland sucht, da sein eigenes Schicksal ihm natürlich näher liegt als das Schicksal der Moldau oder Galiziens, — was soll Bayern thun? Fröbel hat die Dreistigkeit darauf zu antworten, daß dann der „mitten durch Deutschland gehende Riß zwischen Süd- und Nordeuropa für die Zukunft unheilbar" gemacht werden würde, d. h. daß der deutsche Süden sich an die „Mittelmeerstaaten," an Frankreich anlehnen müßte. Der Nebel der doctrinären Phrasen verhüllt den offenbaren Verrath; die orientalische Frage wird gemißbraucht, um die Geister im guten Bayerland in ihrem einfachen Pflichtgefühl gegenüber dem Erbfeind der Nation zu erschüttern. Es sind das genau die Künste, welche Louis Napoleon durch die Pariser Presse ausüben läßt. Ob Herr Fröbel in dieser Gesellschaft nur als Marionette oder als bewußter Verführer arbeitet, kann uns gleichgültig sein. Jedenfalls müssen wir annehmen, daß er hinter die phantastische Weite seiner Abstractionen vor dem Fürsten Hohenlohe bisher ihre praktische

Wirkung versteckt hat. Es wäre sonst schlechthin unbegreiflich, wie das bayersche Ministerium seine officiöse Vertretung in der Presse solchen Händen anvertrauen kann.

Das Selbständigkeitsgefühl der Souveräne wird nun mehr und mehr in Conflict mit der deutschen Partei ihrer Länder gerathen. Heute erstreckt sich die Kraft der Partei nur über einen Theil der gebildeten Mittelklassen; die Sorgen der Höfe über die Beschlüsse der Nationalen auf der Stuttgarter Versammlung mögen daher noch nicht groß sein. Aber die Partei wird wachsen, weil sie den einfachen Menschenverstand auf ihrer Seite hat. Da wo die 30 Millionen Deutsche in fester und mächtiger Organisation sich befinden, gehören auch die 8—9 unter vier kraftlose Staaten zersprengten Millionen hin; gegen diese Folgerung läßt sich zuletzt mit all den schwindelhaften Phrasen von dem besonderen Beruf und den liberalen Vorzügen Süddeutschlands nicht aufkommen. Je lebhafter aber der innere Kampf, desto heißer wird auch in München und Stuttgart das Verlangen nach auswärtigen Stützpunkten werden. Und dieses Verlangen wird von starken, den Höfen nahestehenden Parteien ganz offenkundig gereizt. Auf dem Stuttgarter Bahnhof ward zu Ehren des durchreisenden französischen Kaisers eine Pöbeldemonstration in Scene gesetzt, zu der Beamte und Militärs mitgeholfen haben sollen, und das ultramontane „deutsche Volksblatt" jubelte über diesen „Protest gegen die Verpreußung Würtembergs" und über den von Salzburg ausgehenden „Hoffnungsstrahl," daß das Schlimmste, was dem Lande und Deutschland widerfahren könne, der Anschluß des Südens an den Nordbund, noch abzuwenden sei. Sage man unter solchen Verhältnissen nicht, daß ein Rheinbund unmöglich sei, vielmehr er ist bei den in den Massen einflußreichsten Leuten, bei den Pfaffen und den Radicalen, das laut oder leise ausgesprochene Ziel der Wünsche. Täusche man sich nach den Erfahrungen der letzten Jahre nicht mit dem Vertrauen auf ein Nationalgefühl, das außerhalb eines großen Nationalstaats nicht existirt, das nur als Empfindung weniger Gebildeten den Kirchthurmsinteressen der großen Mehrheit gegenübersteht. Der erste Rheinbund wurde nicht durch die moralischen Kräfte Süddeutschlands, sondern durch die preußischen Waffen zerschlagen; und die Schmach eines zweiten Rheinbunds — oder wie man jenen Anschluß der süddeutschen Königreiche an die französisch-österreichische Coalition nun nennen mag, wird der deutschen Geschichte nur dann erspart bleiben, wenn während dieser Zeit des Provisoriums unsere Feinde die Furcht vor dem guten preußischen Schwert nicht verlieren.

Dies alles zusammengefaßt, halten wir es für schlechthin geboten, daß Preußen gegen die französischen Pläne eine entschlossene Initiative ergreife. Man darf sie nicht vornehm ignoriren, weil sie nicht sofort zum Ziel gekommen sind. Freilich den praktischen Staatsmann kümmert die That, nicht die Absicht welcher zur That die Mittel fehlen. Wenn aber die Absicht, Deutschland zu zerreißen, der ganzen Welt verkündigt wird, wenn zwei Kaiser offenbar über die Mittel zu diesem Zweck berathen, wenn durch diese Thatsache und den lauten Lärm Alles, was im Süden dem Nordbunde widerstrebt, zu kräftigerem Widerstande, zu frischerer Hoffnung aufgeregt wird, so ist dies selbst eine feind-

liche That, der Anfang zur Erreichung des feindlichen Zwecks. Die Depesche, welche Herr Lefebre zu Gunsten der Dänen vorlas, war, wie uns scheint, eine Kleinigkeit gegenüber dem Versuch, in das Herz Deutschlands zu dringen, den Riß, der die Nation heute noch trennt, zur Unheilbarkeit zu erweitern. Wenn Graf Bismarck damals durch eine nicht mißzuverstehende Andeutung das Tuileriencabinet zwang, die Einmischung öffentlich zu desavouiren, so dürfte ein gleiches Verfahren heute noch gerechtfertigter sein. Wie wir in unseren Verhandlungen mit den Dänen von den Franzosen nicht gestört sein wollen, so noch viel weniger in unserm Verhältniß zu Süddeutschland. Es gilt hier, einen Fundamentalsatz unserer nationalen Selbständigkeit öffentlich hinzustellen und die französische Regierung zu nöthigen, daß sie durch Anerkennung desselben die Agitationen selbst niederschlägt, die sie gegen uns in's Werk gesetzt hat. Jener Fundamentalsatz lautet: daß in die Beziehungen zwischen den Südstaaten und dem Nordbund das Ausland nicht hineinzureden hat. Frankreich ist kein Contrahent des Prager Friedens; es hat also aus demselben kein Recht erworben. Gesetzt, der Prager Friede verböte den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Nordbund, so würde Frankreich gleichwohl nicht den leisesten Anspruch auf Einsprache haben, falls der Eintritt doch geschähe. Wenn der Großherzog von Baden sich mit Preußen über die Besetzung Rastadts verständigt, wenn er seine Militärhoheit abtritt, wenn er mit Zustimmung des Landtags die Aufnahme in den norddeutschen Bund verlangt, so sind das innere deutsche Angelegenheiten, gegen welche aufzutreten Frankreich nicht den Schatten eines Rechts hat. Wir aber haben die Schlacht von Sadowa nicht geschlagen, um uns jetzt von den Herren in Paris meistern zu lassen; wir haben das österreichische Joch nicht abgeschüttelt, um es mit dem französischen zu vertauschen. Oesterreich allerdings hat durch den Prager Vertrag Rechte wie Pflichten überkommen. Zunächst die Pflicht sich an der neuen Gestaltung Deutschlands, also auch an einem Südbund nicht zu betheiligen, denn in dem Artikel 4 hat es seine Zustimmung gegeben, daß jene Neugestaltung „ohne Betheiligung des österreichischen Kaiserstaats“ erfolge. Die süddeutschen Fürsten, indem sie dem Prager Frieden beitraten, haben ihrerseits die Pflicht übernommen, Oesterreich zu keiner deutschen Verbindung zuzulassen. Ferner hat sich Oesterreich in jenem Artikel einverstanden erklärt, „daß die südlich von der Mainlinie gelegenen deutschen Staaten in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bund der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt und der eine internationale unabhängige Existenz haben wird.“ Wenn also ein Südbund sich bildet — eine Sache, die dem freien Willen der betreffenden Staaten überlassen bleibt — so muß Oesterreich diese Organisation gewähren lassen; es erkennt an, daß er dem Ausland gegenüber eine unabhängige Existenz hat, und es darf nicht hindern, daß er sich mit dem Nordbund in nationale Verbindung setzt. Die Innigkeit oder Weite dieser Verbindung geht Oesterreich nichts an; wenn der Südbund beschlösse in den Nordbund aufzugehen, so würde Oesterreich dieser freien Selbstbestimmung des süddeutschen Staatenvereins vertragsmäßig nichts in den Weg legen können.

Nun existirt dieser Staatenverein aber nicht, und Oesterreich ist nach Artikel 4 zwar verpflichtet, seine Entstehung nicht zu hindern, aber es ist nicht berechtigt, seine Existenz oder Fortexistenz zu fordern. Den isolirten süddeutschen Staaten gegenüber hat es zwar die allgemeine Regel zu beachten, daß es dem neuen Deutschland als Ausland gegenüber steht, aber es hat kein Recht, ihre Selbstbestimmung zu beschränken, wenn sie nun einzeln jene nationale Verbindung mit dem Nordbunde suchen. Das Einzige, was es Preußen gegenüber nach dem Sinne des Vertragsartikels geltend machen könnte, ist: daß die nationale Verbindung von dem Nordbund nicht erzwungen werden, sondern nur durch Verständigung, durch gegenseitigen freien Willen erfolgen dürfe. Aber Preußen denkt nicht daran, den Südstaaten Gewalt anzuthun, es verlangt lediglich die Erfüllung der von ihnen geschlossenen Allianzverträge und will im Uebrigen nur die auswärtigen Einflüsse beseitigen, welche die Freiheit und die Ehrenhaftigkeit ihrer Entschließungen beeinträchtigen könnten.

So steht es mit dem Rechtsverhältniß Frankreich wie Oesterreich gegenüber. Dieses Rechtsverhältniß muß klargelegt, es muß den Franzosen mit aller Unumwundenheit gesagt werden, daß die gesammten Beziehungen zwischen dem Süden und dem Norden Deutschlands sie schlechterdings nichts angehen und daß Preußen entschlossen ist, jeden praktischen Versuch der Einmischung in dieses Gebiet mit aller Macht zurückzuweisen. Der Reichstag ist der Ort, wo die französische Maulwurfsthätigkeit, die an der einen Stelle verscheucht an der anderen ihre Unterwühlungen fortsetzt, wo die permanente Verschwörung gegen das Selbstbestimmungsrecht der Nation mit rücksichtslosester Derbheit gezüchtigt werden muß. Wir hoffen, daß die eilige Einberufung des Reichstags nicht ohne Beziehung auf die auswärtigen Ereignisse steht, und daß Graf Bismarck nicht anstehen wird, der warnenden Zurechtweisung beizustimmen, welche die Vertreter des Volks den französischen Uebergriffen zu ertheilen haben. Wir hoffen außerdem, daß das heuchlerische Circular, welches man von Paris gegenwärtig zur Verschleierung der Salzburger Projecte aussendet, unserer Regierung Anlaß geben wird, unter Hinweis auf die allgemeine Aufregung in Deutschland weitere Erläuterungen und insbesondere die bestimmte Erklärung zu fordern, daß Frankreich auf jede Einmischung in den Bildungsprozeß der deutschen Einheit verzichte. Diese Forderung ist die geringste Revanche, die wir für Salzburg zu nehmen haben; und nur indem wir der französischen Politik diese neue moralische Niederlage beibringen, neutralisiren wir das Gift, das sie im Süden ausgestreut hat.

Man wird einwerfen, wir drängten zum Bruch, während Napoleon III. sich bemühe, die Beunruhigung Europas durch friedliche Reden zu beseitigen. Wir sind wahrlich Freunde des Friedens; aber die Erfahrungen der jüngsten Monate haben uns belehrt, daß um die Möglichkeit des Friedens zu erhalten, wir den Gegner in seinen ersten Versuchen des Uebergriffs weder scheuen noch schonen dürfen. Wenn wir Napoleon III. den Gedanken nicht abgewöhnen können, daß sich die Organisation Gesammtdeutschlands noch verhindern lasse, so werden wir den Krieg gewiß haben, nur unter ungünstigeren Verhältnissen

und nach voller Stärkung und Vorbereitung des Gegners. Heute wo er in dem Entschlusse noch schwankt, können wir durch die Schlagfertigkeit unserer Bewegungen ihn vielleicht dazu bringen, sich für die Dauer zu resigniren. Wenn aber diese Resignation und eine dem entsprechende Politik beständiger und ehrlicher Friedfertigkeit bei Louis Napoleon nicht bald eintritt, so wird die Unerträglichkeit der jetzigen Lage das französische wie das deutsche Volk so reizen, daß der Bruch unvermeidlich wird. Dieses Spielen mit der Ruhe der Völker, dieser systematische Wechsel zwischen Aufregungen und Beschwichtigungen ist für den Wohlstand Europas von zerstörender Wirkung. Napoleon III. brauchte dem Verkehr, dem Handel und der Industrie seines Landes keine Hülfe zu versprechen, sie würden schon gedeihen, wenn er aufhören wollte die Wurzeln des Gedeihens, das Vertrauen, zu untergraben. Er dürfte hoffen, die Krankheit seines Volks, die Eitelkeit und Herrschsucht, vielleicht zu heilen, wenn er mit dem Beispiel der Mäßigung voranginge, statt durch eine demonstrative auswärtige Politik die Erwartungen und Anmaßungen zu spannen. Aber das Schwanken zwischen friedlichen und kriegerischen Velleitäten geht nicht mehr an; es erzeugt einen peinlichen Zustand, den Jedermann beendigt wünscht. Ist es mit dem Charakter des französischen Volks und mit dem Charakter des Napoleonismus verträglich, sich ernstlich mit den Fragen der Freiheit und mit inneren Staatsverbesserungen zu beschäftigen, so ist es hohe Zeit, daß diese Richtung eingeschlagen wird. Der Franzose will wieder eine feste und sichere Führung haben. Hin und her gezerrt, wie er bisher wurde, wird er auf die Güter des Friedens, deren Genuß ihm die allgemeine Unsicherheit ja doch nicht gestattet, immer weniger Werth legen, und nur in der Leidenschaftlichkeit gegen das Nachbarvolk bestärkt werden, welches das schwere Unrecht begeht, eine einige und große Nation neben der französischen sein zu wollen. —

Wie aber die Stimmungen in Frankreich sich auch gestalten, unsere nationale Existenz hängt nicht von den Launen anderer Völker ab. Während man sich gegen uns verschwört, befestigen sich die Institutionen des Nordbundes und wächst der Organismus zusammen, dessen Expansivkraft so gefürchtet wird. Wir constatiren mit Freuden, daß die Beschwerden der annectirten Provinzen durch inzwischen verfügte Maßregeln und durch das persönliche Eintreten des Königs größtentheils beseitigt sind. Die Hessen sind über ihren Schatz beruhigt, ihr Wunsch, die bisherigen Landstände als Provinzialstände zu behalten, wird durch die gegenwärtig stattfindenden Berathungen ohne Zweifel gefördert werden. Mit den hannöverschen Vertrauensmännern ist eine sie befriedigende Vereinbarung getroffen. Das Land bleibt zusammen, seine bisherigen Verwaltungsformen werden geschont, nur ist die Verbindung mehrerer Amtsbezirke zu einem größeren Kreis für gewisse Funktionen, besonders die Militär- und Steuersachen, angeordnet. Der Erlaß der hannöverschen Provinzialordnung scheint, obwohl er dem ständischen Prinzip die für die altpreußischen Provinzen geltenden Zugeständnisse macht, keinen Anstoß zu erregen. Von hoher Wichtigkeit sind die nunmehr mit allen Kleinstaaten, außer Braunschweig und Mecklenburg,

zum Abschluß gekommenen Militärconventionen. Obwohl sie nicht alle gleich weit greifen, sondern einige Staaten (die thüringischen) die eigene Contingentsstellung sich vorbehalten haben, so ist doch in sämmtlichen Verträgen der Begriff der einheitlichen deutschen Armee zum vollen Ausdruck gebracht. Das Geschäft der Aushebung wie die Ernennung und Beförderung des Offiziercorps geht an Preußen über; die Freiwilligen der betreffenden Länder können bei ihrem Contingent oder bei preußischen Truppentheilen eintreten. Es sind 30 Bataillone, 20 Escadrons und 8 Batterien, welche damit dem Bundeskriegsherrn ohne Concurrenz des speciellen Landesfürsten unterstellt werden und in die preußische Armee aufgehen. Preußen verfügt hiernach, wenn wir von dem sächsischen Armeecorps und der hessen-darmstädtischen Division absehen, an Infanterie über 108 Regimenter oder 324,000 Mann, wozu noch 153 Bataillone der Landwehr und 108 Bataillone Ersatztruppen treten. Da die noch mangelnde Mannschaft in den neugebildeten Landwehrbezirken der annectirten Provinzen und der Kleinstaaten durch die Ueberzahl preußischer Landwehrmänner ergänzt werden kann, da ferner die aus den ältesten Reservisten und den ausexercirten Recruten gebildeten Ersatzbataillone rasch in's Feld nachrücken können, weil sie nach einer im Mai erlassenen Ordre durch neue Formationen aus der sogenannten Ersatzreserve, den nicht eingestellten Dienstpflichtigen der letzten fünf Jahre, ersetzt werden, so gebieten wir im Nothfall über eine Infanteriemasse von 590,000 Mann, wozu die entsprechende Stärke der Specialwaffen hinzuzurechnen ist. Wir sind mit dieser Macht selbst gegen einen combinirten französisch-österreichischen Angriff hinreichend gedeckt; wir könnten den Fehdehandschuh mit dem Gefühl aufnehmen, daß wir im Stande sind, durch rasche Entwickelung unserer Kräfte die Bundesgenossen in der Treue zu erhalten und die Gegner mit einer ihnen gewachsenen Streitmacht aufzusuchen. Durch die Ordre vom 12. August ist unter dem Grafen Bismarck das Bundeskanzleramt errichtet und zum Präsidenten desselben ein Beamter von ausgezeichnetem Ruf, Herr Delbrück, ernannt. Seit dem 15. August ist der Bundesrath in Thätigkeit, seine Ausschüsse sind constituirt, und eine Reihe wichtiger Gesetzentwürfe wird für die Reichstagsverhandlungen vorbereitet. Dahin gehören außer dem Bundeshaushaltsetat Vorlagen über die Freizügigkeit, über Aufhebung des Paßzwangs, über die Einrichtung von Bundesconsulaten, die Nationalität der Seeschiffe, Maaß- und Gewichtsordnung u. s. w. Besonders der Gesetzentwurf über die Freizügigkeit ist von hoher politischer Bedeutung. Indem er die Schranken beseitigt, welche die Gemeinden, die Polizei- und Staatsgewalt der einzelnen Länder der Niederlassung, dem Geschäftsbetrieb und dem Erwerb von Grundeigenthum noch entgegenstellen können, wird das Bewußtsein, einer großen Gemeinschaft anzugehören, in den Massen erst lebendig werden. Der sich abschließende Particularismus wird gezwungen, den Zuzug neuer Kräfte zu dulden und weitere und freiere Anschauungen in sich aufzunehmen. Der norddeutsche Bürger erhält das Gefühl, daß er mit den Lasten, die der deutsche Staat ihm auferlegt, auch in den Besitz von Rechten tritt, wie sie das beschränkte Heimathland ihm nie hätte gewähren können. Zur Herstellung der Zugfreiheit wird, wie man hört,

das preußische Niederlassungsgesetz vom 31. December 1842 mit einigen Verbesserungen auf das Bundesgebiet ausgedehnt werden.

So gehen trotz der schweren Mängel unserer büreaukratischen Maschine die Dinge doch vorwärts, und was vor kaum einem Jahr nur ein Plan auf dem Papier war, gestaltet sich zu fester, sicherer Wirklichkeit. Der erste geschäftsführende Reichstag wird in den Parteiverhältnissen von der Versammlung dieses Frühjahrs nicht wesentlich verschieden sein. Wie damals bei der Gründung des Werkes der nationale Gedanke Regierung und Parlament zusammenhielt, so wird es auch bei dem Fortbau sein. Man wird in allen entscheidenden Fragen die Verständigung suchen, weil jeder Theil ihrer bedarf. Das Parlament wird die Regierung in ihrer auswärtigen Politik auf das kräftigste unterstützen und die Franzosen nicht im Zweifel darüber lassen, daß wer in Anmaßung und Selbstüberhebung uns in unserer Consolidation stört, uns zum Krieg bereit findet und zwar zu einem Krieg, der mit der vollen Leidenschaft eines beleidigten und entrüsteten Volks und im Geist von 1813 geführt werden wird.

Notizen.

Dem im vorigen Jahre erschienenen ersten Bande einer **Geschichte der modernen französischen Malerei seit 1789 von Dr. Julius Meyer** ist vor Kurzem der zweite und letzte Band gefolgt. Der Herr Verfasser hat es sich zur Aufgabe gestellt, in dem Rahmen der Kunstgeschichte zugleich die treibenden und rückströmenden Ideen des Zeitalters, wie sie sich in den Werken der Kunst als Ursache oder Wirkung kundgeben, zu erforschen. Er geht dabei von dem Gedanken aus, daß die Kunst überhaupt der ideale Widerschein des gesammten Kulturlebens sei, daß aber vornehmlich in der Malerei das eigene nationale Leben der Franzosen, so wie die allgemeine Anschauung und Gesittung des Jahrhunderts deutlich zu Tage trete. — Es würde uns zu weit führen, wenn wir den Werth dieses Satzes näher erörtern, wenn wir nachzuweisen versuchen wollten, daß manche der gefundenen Resultate nicht im Verhältniß von Ursache und Wirkung, sondern in dem geistreich gezogener Parallelen stehen; wir begnügen uns daher, dem uns verstatteten Raum angemessen, in kurzen Strichen dem Gange des Buches zu folgen.

Die Kunst des achtzehnten Jahrhunderts hatte den Sphinxen die ernsten Köpfe frisirt und ihnen Mantillen um die Leiber gehängt; sie hatte die Wände der Kirchen, die Plafonds der Paläste mit Figuren bedeckt, von denen man nie recht wußte, ob es christliche Heilige oder heidnische Götter, Engel oder Amoretten sein sollten. Nur eines hatten all' diese Gebilde gemein — die gespreizte Unnatur, die Lüge in Form, Bewegung und Farbe, das Streben sich der gedankenlosen Geschmacksrichtung der herrschenden Klassen anzupassen, das Fehlen jedes idealen Zieles. Diesem hohlen Treiben trat zuerst Jacques Louis David gegenüber, in welchem sich, im ernsten Studium der römischen

Antike, der reformatorische Gedanke zur folgenreichen That entwickelte. Mit seinen bereits einige Jahre vor der Revolution ausgestellten Bildern „der Schwur der Horatier“ und „Brutus nach der Hinrichtung seiner Söhne“ brach er definitiv mit der seitherigen Kunstrichtung. Der Erfolg war durchschlagend. Nicht weil diese Werke, vom rein künstlerischen Gesichtspunkt betrachtet, den Meisterwerken der früheren Jahrhunderte beigezählt werden konnten, sondern weil das Publikum von der faden, unnatürlichen Kost, welche ihm die Boucher und Vanloo vorgesetzt hatten, nachgerade angeekelt, sich nach Besserem, Reinerem sehnte. Auch entsprach wohl das republikanische Pathos der Vorwürfe der bereits die Revolution vorbereitenden politischen Gährung. Mag aber die Rangstufe, auf welche die objective Kritik David zu stellen hätte, keine überaus hohe sein, so hat er doch — wie das der Herr Verfasser besonders hervorhebt — das mächtige Verdienst, eine Schule gebildet zu haben, von deren Resultaten die moderne französische Malerei noch heute mehr oder weniger zehrt. Dem tüchtigen Ernste seines Strebens und seinem Bemühen der Kunst durch einen hohen sittlichen Inhalt und eine große, geläuterte Form neue und feste Grundlagen zu geben, wohl auch seinem überaus glücklichen Lehr-Talent verdankt er die weit über seine eigenen künstlerischen Leistungen hinausgehende kunsthistorische Bedeutung. —

Fast drei Jahrzehnte herrschte die sogenannte „klassische Kunstweise“ David's unumschränkt. Die bedeutendsten Maler jener Zeit wie Gros, der eigentliche Maler des ersten Kaiserreiches, Gérard, dessen Bildnissen Göthe eine auszeichnende Kritik widmet, Guérin sind seine Schüler oder folgen unbedingt seiner Spur. Aber, wie jeder einseitigen Richtung, erging es auch der klassischen Kunstweise. Sie versank in einen immer starreren Formalismus, in eine Art von akademischer Ausschließlichkeit, deren Leben nur in der hohlen Schale pulsirt, und wurde gebrochen, als eine neue Anschauungsweise von jugendlich-frischen Kräften gegen sie in den Kampf geführt wurde. Zunächst war es Théodore Géricault — merkwürdiger Weise ein Schüler Guérin's, des starrsten Formalisten — der die antikisirende Art verließ und mit unmittelbar aus dem Leben gegriffenem, scharf-realistisch behandeltem Stoff gegen die Klassiker in die Schranken trat. Seine Bilder „chasseur à cheval“ (1812), „Kuirassier“ (1814) und endlich „Schiffbruch der Medusa“ (1819, — alle drei im Louvre) bezeichnen den Umschlag. Wie bedeutend aber auch Géricault's Talent, wie schlagend sein Erfolg, so war doch sein Wirken zu kurz und unstät, um das oben angedeutete Resultat zu erreichen. Erst die sich in den zwanziger Jahren wesentlich unter dem Einfluß Eugène Delacroix' („Dante und Virgil bei den Zornmüthigen,“ und „massacre de Skio“) bildende „Romantische Schule“ setzte sich in erklärten, offenen Widerspruch zu den Anhängern und Nachfolgern David's und brach deren bislang aufrechterhaltene Alleinherrschaft. Mit derjenigen Richtung, welcher wir in Deutschland den Namen der „Romantischen Schule“ beilegen, hat die gleichbenannte französische kaum mehr gemeinsam, als das Vorwalten der subjectiven Phantasie, die — ohne Rücksicht ja oft im Widerspruche mit der einfachen Wirklichkeit — seelische Conflicte zu lösen strebt. Während dieser Grundzug der Romantik aber in Deutschland sich in unklarem Ausdruck lyrischer Ge-

fühle oder einer künstlich präparirten Frömmigkeit kund gab, sehen wir in Frankreich die neue Schule den Zwang der akademischen Regel, die Gesetze der abstracten Schönheitslinie, die in's Ideal potenzirte Wirklichkeit negiren. Kein Zügel sollte der individuellen Phantasie des Malers angelegt sein, damit sie das eigene Leben mit dem der Außenwelt vermischen und zu mächtiger sinnlicher Wirkung widerstrahlen könne.

Das polemische Moment in der Romantischen Schule gegenüber den anderen Kunstkreisen führte Delacroix und seine unmittelbaren Nachtreter zu einer Zuspitzung ihrer Richtung, die vielfach über das Maß, in welchem die Darstellung der gemeinen Wirklichkeit, des Häßlichen der Kunst, gestattet ist, hinausging. Als Beispiel führen wir hier an „die Freiheit auf den Barricaden des Jahres 1830." Dies Ueberschreiten führte naturgemäß einen Rückschlag herbei, der einer, sich fast zu gleicher Zeit aber langsamer entwickelnden neuen Richtung — Ingres und seiner Schule, der sogenannten idealen Kunstweise — die Wege ebnete.

Ingres, in der correcten Zeichnung die David'sche Schule nicht verleugnend, neigte sich in so fern den Romantikern zu, als er seinen Schöpfungen die volle Lebenswärme einzuhauchen suchte. Sein höchstes Streben ging aber, nach den unerreichten Vorbildern des cinquecento, dahin, die Natur, wie sie zum Ideal erhöht in die vollendete Erscheinung tritt, wiederzugeben. Ingres, dessen Wirken bis in die neueste Zeit geht, verdankt die französische Malerei eine Reihe der schönsten Bilder. Wir nennen hier seine „Quelle," „Oedipus" und sein größtes Meisterwerk, „die Apotheose Homers." Unter seinen Schülern ist Hypolite Flandrin besonders zu nennen. Dieses Hervorheben des von den Romantikern negirten Ideals und der dadurch beschränkte Kreis des künstlerisch Darstellbaren — während jene Alles für malerischen Stoff nehmen, was sie mit ihrer subjectiven Phantasie erfassen können — bedingte den fast unlösbaren Widerstreit der beiden Richtungen, wie sie denn auch in starrer Ausschließlichkeit sich gegenüber stehen geblieben. Dennoch zeigt sich eine gewisse Vermittelung oder ein Mitten-ein-stehen, bewußt in Paul Delaroche, unbewußt in Leopold Robert, dem Maler des italienischen Volkslebens. Beide verfolgen unabhängig sowohl von der Romantischen Schule, als von den Idealisten ihren Weg, indem sie dennoch von der einen unmittelbare, lebensfrische Auffassung, von den anderen idealistische Durchbildung der Form annehmen. — Delaroche, ein Schüler Gros', ist der Vater des modernen Geschichtsbildes. Er hat sich wie kein anderer mehr in diesem Jahrhundert der allgemeinsten Popularität erfreut. Seine Bilder — „Richelieu, Cinq. Mars und de Thou die Rhone herabführend," „Mazarin," „die Ermordung des Herzogs von Guise," „Cromwell am Sarge Karl I.," Marie Antoinette," endlich sein Meisterwerk und wohl überhaupt die größte Leistung der modernen Malerei, die Fresken des Hemi-Cycle in der école des beaux arts — sind auf alle Arten vom Kupferstich bis zur Photographie vervielfältigt durch Europa gewandert. Er nimmt unter den Geschichtsmalern unzweifelhaft den ersten Rang ein, den ihm in der Gunst des französischen Publicums zeitweise wohl nur Horace Vernet mit seinen, das französische sentiment kitzelnden Soldaten und Schlachtenbildern streitig machte.

Mit der letzten Revolution, unter dem zweiten Kaiserreich beginnt eine totale Zersplitterung der Schulen. Sind auch noch einzelne bedeutende Künstler und Leistungen zu verzeichnen, z. B. im Sittenbilde, in der Landschaft, so läßt sich doch nicht leugnen, daß die neueste Malerei — ein Zeichen des Verfalls — weniger den Geschmack zu beherrschen, als sich dem herrschenden anzupassen sucht. —

So sehen wir denn in David, Géricault und Delacroix, Ingres, Delaroche die Hauptrichtungen der modernen französischen Malerei verkörpert. Diese Namen bezeichnen sachgemäß auch die bedeutendsten und interessantesten Partien des Meyer'schen Buches. Besonders zeigen die Abhandlungen über die Romantische Schule und über Ingres, wie vollkommen Dr. Meyer seinen Stoff beherrscht, wie fein und glücklich er zu beobachten, wie meisterhaft er darzustellen weiß. Die Besprechung Delaroche's erscheint uns etwas trocken — vielleicht weil sich der Herr Verfasser diesem Meister gegenüber kühler verhält —, dagegen würden wir bei knapperer Behandlung der allerneuesten Zeit kaum etwas vermissen; gehört sie doch auch mehr dem Kunstkritiker als dem Kunsthistoriker. Die eingewebte Besprechung der außerhalb der Malerei stehenden Erscheinungen des Kulturlebens ist ebenso maßvoll als anregend und zeugt von dem sittlichen Ernst, mit welchem der Herr Verfasser seine Aufgabe zu lösen bestrebt ist. —

Hart und scharf, wenn auch wohl in den meisten Fällen gerecht, sind die Urtheile, welche Dr. Meyer hier und da über Kunst und Künstler in Deutschland abgiebt. Wir nehmen indeß an, daß hier patriotischer Unmuth über eine gewisse Zerfahrenheit des Kunstlebens in der Heimath die Herbheit seines Urtheils verstärkt hat.

Die Abhandlung von Dr. Rudolf Gneist: „Freie Advocatur die erste Forderung aller Justizreform in Preußen" hat die Aufmerksamkeit erregt, welche alle Arbeiten dieses, unter unsern Staatsrechtslehrern unzweifelhaft ideenreichsten Kopfes verdienen. Man kann wohl sagen, daß heute die Frage der freien Advocatur in allen Kreisen, außerhalb unserer Büreaukratie und des in seinen Interessen bedrohten Standes der Rechtsanwalte, bejahend beantwortet wird, wie sie denn auch in unserer Zeitschrift in diesem Sinne schon selbständig behandelt worden ist. Wir lassen hier daher die Ausführungen unberührt, durch welche Gneist die Einwände der Freunde des Monopols widerlegt und die Aufhebung desselben als eine unabweisliche Folge der erweiterten Bedürfnisse des rechtsuchenden Publicums nachweist, und wenden uns sofort zu dem größeren Zusammenhang, in welchen er die Frage setzt, indem er sie mit den Personalverhältnissen unserer Justiz überhaupt und den Schäden derselben in Beziehung bringt.

Die Personalfrage der Justiz, die Bedeutung des Aemterbesetzungsrechts, wurde zur Zeit der Justizreformen von 1846—49 so gut wie ignorirt. Man glaubte, durch das unentziehbare Gehalt, durch die Unabsetzbarkeit und Unversetzbarkeit des Richters die Unabhängigkeit der Justiz hinreichend gewahrt zu

haben. Die Folgezeit lehrte, daß dies ein Irrthum war. Zunächst erweiterte sich mit der Aufhebung der Patrimonialgerichte die Zahl der vom Minister zu besetzenden Aemter um 788 Stellen, wozu noch über 200 der freien Verfügung des Verwaltungschefs überlassene Staatsanwalte traten. Ferner wurde der Grundsatz der Beförderung nach dem Dienstalter verlassen, weil er bei dem Zudrang so vieler Aspiranten, welche alle die große Prüfung bestanden hatten, zur Richtercarriere unausführbar geworden war. Es wurde nach Qualification befördert, ohne daß der Verwaltungschef irgend in der Lage war, diese Qualification nach einer objectiven Norm zu bemessen. Zu diesem Durchbruch des Anciennitätsprinzips kam nun, daß an die Stelle des ständigen Einzelrichteramts 500 auf Widerruf ausgesandte Commissarien gesetzt, und daß die Collegial-Gerichte in wechselnde Deputationen aufgelöst wurden, deren Zusammensetzung resp. Ergänzung durch Hülfsrichter von dem Willen des Präsidenten event. des Justizministers abhing. Der Chef der Justiz entscheidet also über die frühere oder spätere Anstellung der nahezu 1000 auf ein Amt wartenden Gerichtsassessoren. Er entscheidet über das Heraustreten aus den etwa 2700 dürftig besoldeten Kreisrichterstellen, deren Gehälter sich zwischen 600—1100 Thalern bewegen. Er vergiebt die ungefähr 650 höher dotirten Stellen (der Directoren und Präsidenten, der Appellationsgerichts- und Obertribunalsräthe), die dem studirten Juristen, der sich 16—20 Jahr für seine Laufbahn vorbereitet hat, erst die Möglichkeit gewähren, ohne die Beihülfe von Privatvermögen eine Familie zu unterhalten. Auch über alles zwischen diesen Stufen Liegende, die Gehaltszulagen der Abtheilungsdirigenten, das Vorrücken im Titel verfügt der Justizminister; und zu diesem ausgedehnten Kreise der Patronage, der durch die annectirten Provinzen natürlich noch erweitert wird, kommen nun noch 1350 Stellen von Rechtsanwalten, um die man sich bei dem Minister zu bewerben und die dieser zu verleihen hat. Ein solcher Zustand mochte unbedenklich sein, so lange der absolute Staat existirte und ein Gegensatz zwischen Regierung und Kammern, zwischen Gesetz und Verwaltung nicht heraustreten konnte. Seitdem wir aber eine Verfassung haben, und die Verwaltungsmaximen des jeweiligen Ministeriums, dem der Justizminister angehört, in Widerspruch mit dem Gesetz und dem gesetzlichen Urtheil der Justiz kommen können, ist eine Abhülfe schlechthin nothwendig geworden. Es würde gegen die menschliche Natur sein, wenn der Verwaltungschef, welcher politischen Gesinnung er auch angehört, nicht von dieser Gesinnung bei der Ausübung seines Besetzungs- und Beförderungsrechts beeinflußt würde, wenn er sich nicht bemühte, das Personal so zu ergänzen und es z. B. bei der Bildung der Commissionen, welchen Preßvergehen u. s. w. vorliegen, so zu gruppiren, daß der Widerspruch zwischen dem Verwaltungssystem und der Justiz verschwindet.

Um diese Uebel zu heilen, hat der Radicalismus ein leichtes Mittel zur Hand. Statt sich nach Schranken der ministeriellen Gewalt umzusehen, beseitigt er das Prinzip, daß der Justizminister im Namen des Königs Aemter verleihe. Er überträgt die Wahl des höchsten Gerichtshofes der Landesvertretung, die Wahl der Mitglieder der Obergerichte jenem höchsten Gerichtshof und so fort bis in die unterste Instanz. Diese Einrichtung würde aus der Justiz ein Instrument der Volksleidenschaften und des Parteiehrgeizes machen und den Teufel durch Beelzebub austreiben. Gneist kennt die Bedingungen der monarchischen Staatsform und bescheidet sich daher die Gewalt zu beschränken, die er ohne Hervorrufung größerer Uebel nicht vertilgen kann. Er bezeichnet als den archimedischen Punkt, von welchem aus die Verhältnisse in die rechte Bahn zurückzulenken seien, die Umgestaltung der Advocatur. Sobald die Monopolisirung derselben aufhört, ändert sich mit einem Schlage das Verhältniß des Juristenpersonals zum Verwaltungschef. Die größere Hälfte desselben tritt aus jeder Abhängigkeit heraus und steht fortan auf ihren eigenen Füßen. Es ist nach dem Beispiel Englands, Frankreichs und der deutschen Länder,

welche freie Advocatur haben, nicht zweifelhaft, daß mit dem Wegfall der Zunft die Zahl der Rechtsanwalte zu der der Richter und Hülfsrichter sich nicht mehr wie 1350 zu 4150 verhalten, sondern in einiger Zeit auf das Zwei- und Dreifache der richterlichen Beamten steigen würde. Die nächste Folge wird sein, daß die Masse der unbeschäftigten, von der Gunst des Ministers abhängigen Gerichtsassessoren zusammenschwindet. Die Tüchtigeren von ihnen werden die freie Bahn, die sich zur Begründung ihrer ökonomischen Selbständigkeit und zur Bewährung ihrer Talente öffnet, mit Freuden benutzen. Der Zudrang zu der Richtercarriere wird geringer und der Staat um so mehr genöthigt werden, die Arbeit des Richters anständiger zu bezahlen. Aber so lange die übermäßige Zahl von mehr als 4000 Richtern und Hülfsrichtern nicht vermindert ist, wird das Budget eine wesentlich bessere Ausstattung der Gehälter nicht ertragen. Verminderung des Personals ist also eine weitere Forderung. Gneist betont besonders die Herstellung des ständigen Einzelrichteramts, als der Bedingung für eine tüchtige Lokaljustiz, und verlangt dagegen eine Reduction der Kreisgerichte, deren Verminderung auf weniger als die Hälfte er bei dem heutigen Stande unseres Eisenbahn- und Marktverkehrs und nach den Erfahrungen, welche Frankreich und die Rheinprovinz bieten, für sehr wohl durchführbar hält. Er fordert außerdem, daß den Abtheilungen der richterlichen Collegien wieder ein stehender, von äußeren Einflüssen unabhängiger Charakter dadurch gegeben werde, daß die Gliederung nach einem gesetzlichen Turnus erfolgt oder das Collegium selbst darüber beschließt. Endlich soll für den gesammten Richterstand, mit alleiniger Ausnahme der Präsidenten und des Obertribunals, ein einheitlicher Etat hergestellt werden, in der Weise daß ohne Unterschied der Unter- und Obergerichte alle Mitglieder gleichmäßig nach ihrem Dienstalter etwa von 4 zu 4 Jahren in die gesetzlich fixirten Gehaltsstufen einrücken. Durch die Gesammtheit dieser Reformen wäre die Macht des Verwaltungschefs auf ein Minimum beschränkt, insbesondere sein Einfluß auf die ökonomische Lage des Richters im Wesentlichen aufgehoben.

Es mag sein, daß die Farben, in welchen Gneist die Zustände unserer Justiz darstellt, Einzelnen zu grell erscheinen, daß Anderen seine Vorschläge, wenigstens was die Garantien für die Unabhängigkeit des höchsten Gerichtshofs betrifft, nicht völlig genügen; — schwerlich wird Jemand die Existenz der geschilderten Uebel und die Zuträglichkeit der vorgeschlagenen Heilmittel bestreiten können. Auch den Segen der freien Advocatur für die größere Selbständigkeit des Gemeindelebens hebt Gneist in klaren Zügen hervor. Die sichere und freie Bewegung des Bürgers in den gesetzlichen Schranken wird gefördert werden, wenn er außerhalb der Büreaukratie rechtskundigen Beirath suchen kann, und wollen unsere besitzenden Klassen Ernst damit machen, die Verwaltung der Städte und Kreise mehr und mehr in Ehrenämtern auf sich zu nehmen, so werden sie dabei rechtskundiger Mitglieder bedürfen und sie unter den unabhängig gestellten Rechtsgelehrten finden. Die Bedürfnisse der Selbstverwaltung der Gemeinden treffen also mit den Interessen der Justiz zusammen und so erweist sich die Freigebung der Advocatur nach verschiedenen Richtungen hin als einer der wesentlichen Hebel, um den Staat aus dem Büreaukratismus zur Freiheit zu führen.

Verantwortlicher Redacteur: W. Wehrenpfennig.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Die griechisch-russische Kirche und ihre Geistlichkeit.

(Schluß.)

II.

Der feindliche Gegensatz zwischen Kloster- und Weltgeistlichkeit ist in der orientalischen Kirche ein uralter, denn schon im dritten und vierten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung stehen zwei verschiedene Gruppen, eine episcopal-hierarchische und eine liberalere Diaconen-Partei, einander gegenüber. Das Verbot der Priesterehe wurde zum ersten Mal im Jahre 314 erlassen — nur zu Gunsten der Diaconen sollten Ausnahmen gestattet sein: dafür wurden diese auf die niederen Aemter beschränkt. Die Einführung des orientalischen Christenthums in Rußland geschah hauptsächlich durch griechische Mönche, welche Anfangs alle Herrschaft an sich rissen, sämmtliche höhere Aemter besetzten und die convertirten Russen höchstens zum Diaconat zuließen. Während es auf diese Weise geschah, daß der höhere, mönchische Klerus von Hause aus ein fremdes Element, das griechische, repräsentirte, vertrat die niedere Geistlichkeit, so zu sagen, das nationale Element. Allmählich gelang es auch eingeborenen Russen sich zu den höheren kirchlichen Aemtern emporzuschwingen, aus denen die Griechen nach und nach sogar verdrängt wurden: es machte sich aber von selbst, daß diejenigen, welche der Tonsur theilhaft wurden, zugleich die griechische Tradition annahmen und die vornehme Ausschließlichkeit der fremden Prälaten nachahmten. Noch heute ist es die Klostergeistlichkeit, welche vornehmlich die alt-byzantinischen Anschauungen vertritt und gemäß diesen von einer Theilnahme der nationalen Weltgeistlichkeit und der Laienschaft an dem Kirchenregiment Nichts wissen will; die Herrschaft soll in den Händen derer bleiben, welche im vollen Besitz der byzantinischen Tradition sind, diese vor der Beeinflussung durch nationale Elemente behüten und einen Staat im Staat bilden. Dieser Gegensatz hat sich ganz besonders während des russischen Mittelalters, den Zeiten des Mongolenjochs und der großen Kirchenspaltung, geschärft; zur Zeit der

mongolischen Ueberschwemmung versank das russische Volk und mit ihm der nationale Klerus in Folge des harten Drucks der barbarischen Eroberer immer tiefer in Unbildung und Aberglauben, die aus Byzanz eingewanderten Kirchenfürsten und Mönche waren die einzigen Träger einer höheren Cultur und als solche die unumschränkten Herrscher auf dem religiösen und geistigen Gebiet; wer an ihrer Gewalt und ihrem Einfluß Theil haben wollte, mußte sich ihnen unterordnen und in ihre Interessen aufgehen. Wesentlich griechischen Ursprungs waren die verschiedenen Versuche zu einer Kirchenreformation, die es auf die Wiederherstellung der alten reinen Lehre absahen; als diese endlich gelang, fiel ein großer Theil des russischen Volks und der niederen Kleriker von der Kirche ab und bildete jene noch heute bestehenden altgläubigen Sekten, in denen die national-russische Abneigung gegen die Herrschaft der ursprünglich fremden Elemente pulsirt. Der Zusammenhang der russischen Kirche mit der morgenländischen wird von dem mönchischen Klerus bis auf diese Stunde ganz besonders betont, während die Weltgeistlichen, allerdings nur instinctiv und unbewußt, einen russisch-nationalen Standpunkt vertreten; auch der Einfluß und das hohe Ansehen der national-griechischen Geistlichkeit und Kirche haben sich bis in die Neuzeit erhalten und der Mönch des Athosklosters, der russischen Boden betritt, kann sicher sein, eine Rolle zu spielen, wie sie ihm daheim nicht zu Theil wird.

Trotz der Anstrengungen, welche Peter der Große und verschiedene von dessen Nachfolgern machten, um den Einfluß der niederen Geistlichkeit zu heben und mit deren Hülfe die Allmacht der Kirchenfürsten zu brechen, befindet der niedere Klerus sich noch immer in vollständiger Abhängigkeit von der mönchischen Hierarchie. Wie grundverschieden die Stellung ist, welche die beiden Klassen des russischen Klerus einnehmen, geht ganz besonders aus dem Gegensatz ihrer materiellen Lage hervor. Während Klöster und Mönche, wie wir oben gesehen haben, im Ueberfluß schwimmen, lebt der größte Theil der Weltgeistlichen in einer Armuth und Dürftigkeit, von welcher blos die Priester in den großen Städten ausgenommen sind. Die Quellen, aus welchen die über 17,547 Kirchspiele vertheilten Weltgeistlichen ihre Einnahmen beziehen, sind fünffach verschiedener Art:

1) In 4 proc. Papieren angelegte Capitalien, welche einzelnen Pfarrkirchen gestiftet sind und deren Renten zur Hälfte für Erhaltung der Kirchen, zur Hälfte zu Gunsten der Priester und Kirchendiener verwendet werden. Diese Stiftungen kommen nur sehr vereinzelt und in so geringem Betrage vor, daß sie für Ausnahmen gelten und als solche nicht in Betracht kommen.

2) Einnahmen aus Immobilien, namentlich städtischen Häusern,

welche den Pfarrkirchen gehören. Der Gesammtwerth derselben beträgt 674,000 Rubel S., ist über die 24 Eparchien des Reichs aber so ungleich vertheilt, daß auf einzelne Sprengel 20,000 Rubel S. und darüber, auf andere kaum 1000 Rubel S. kommen. Unter nahezu 190,000 Geistliche und Kirchendiener vertheilt, erscheint eine jährliche Rente von etwa 36,000 Rubel S. höchst unbedeutend.

3) Die baaren Gehalte der Weltgeistlichen werden vom Staate gezahlt, sind aber höchst unbedeutend. Der höchste Betrag, den ein Priester erhält, beträgt 300 Rubel S., der geringste 80 Rubel S. jährlich. Ausnahmen kommen nur zu Gunsten der im Auslande lebenden Gesandtschaftspriester und einzelner begünstigter Cathedralpriester in den großen Städten vor.

4) Zu jeder ländlichen Pfarre gehören einige kleine Grundstücke, bestehend aus einem Garten und einigen Feldern, die zum Theil dem Priester, zum Theil den Kirchendienern zugewiesen sind; der geringe Umfang dieser Immobilien, deren Bearbeitung bei dem Mangel an wohlfeilen Arbeitskräften häufig den Geistlichen selbst überlassen ist, würde den Priester und Kirchendiener den ärmeren Bauern gleichstellen, wenn er auf diese Einnahme beschränkt wäre.

5) Emolumente für Amtshandlungen, die theils in Naturalien, theils in baarem Gelde bestehen, in den großen Städten oft sehr bedeutend, auf dem flachen Lande und an kleineren Orten höchst geringfügig sind und durch einen erniedrigenden Modus der Erhebung dem Ansehen der Geistlichen großen Schaden thun. Wie wir wissen, gehört die Aristokratie zum großen Theil zu den Klostergemeinden und werden die Amtshandlungen derselben durch Mönche besorgt. Immerhin sind die Weltgeistlichen der großen Städte noch im Besitz großer und im Ganzen einträglicher Beichtkreise. Da jeder Russe jährlich communiciren, der Beamte und Militär seinen Vorgesetzten sogar einen Beichtzettel (Quittung über abgelegte Beichte) vorlegen muß, bringen Amtshandlungen dieser Art einen namhaften Erlös; während der Priester absolvirt, stellt der Küster den Zettel aus, der aber nur gegen baare Zahlung ausgereicht wird, was häufig zu Scenen der entwürdigendsten Art Veranlassung giebt, die die Feierlichkeit des Gottesdienstes empfindlich stören. Auf dem flachen Lande werden diese Acte, die bei dem niederen Volk nicht sehr in Uebung sind und häufig erzwungen werden müssen, außerordentlich schlecht bezahlt und es bedarf aller Rohheit und Energie der Kirchendiener und ihrer Weiber, um die schuldigen Beträge, die sich auf Kopeken reduciren, beizutreiben. Die Haupteinnahme bildet der jährliche Rundgang zu Epiphanias. An diesem Tage zieht der Geistliche nämlich an der Spitze seiner Küster,

23 *

Sänger und Gehülfen (in den Städten thun sich sämmtliche Geistliche, welche bei einer Kirche angestellt sind, zusammen) von Haus zu Haus, segnet die einzelnen Familien und empfängt dafür eine Gabe in Geld, welche angeblich von dem Belieben der Gesegneten abhängt, in Wahrheit aber durch das Herkommen geregelt ist. Von dem entwürdigenden Eindruck, den diese Umzüge ausüben, kann sich nur eine Vorstellung machen, wer Zeuge derselben gewesen ist. In den Dörfern geschieht es häufig, daß die Insassen eines Hauses bei der Annäherung des Priesters die Flucht ergreifen, um der Geldspende zu entgehen und mit Gewalt zurückgebracht werden müssen. Obgleich es gesetzlich verboten ist, daß die Weiber und Kinder der Priester und Kirchendiener diese Umzüge mitmachen, finden dieselben sich in der Regel ein, um gleichfalls beschenkt zu werden oder den Umfang der den Vätern zu Theil gewordenen Spenden zu kontrolliren. Oft gerathen die Familien der Participienten über die Theilung der Einnahme in Hader, oder der Priester nimmt den Diaconus oder den Küster nicht mit, um den Gesammterlös für sich zu behalten, jene suchen wiederum ihren Vorgesetzten zu überlisten, indem sie ihm zuvorkommen u. s. w. In den Städten sieht man die Priester gruppenweise in voller Amtstracht von Haus zu Haus fahren und an die Thüren klopfen; von vornehmen Leuten werden sie zuweilen nicht direkt, sondern nur durch die Dienstboten in den Vorzimmern empfangen, häufig unverrichteter Sache abgewiesen oder gebeten, sich die Mühe des Segens zu sparen, sofort ihre Gabe in Empfang zu nehmen und sich zu entfernen. Es steht fest, daß diese jährlichen Umzüge den Hauptgrund der ungünstigen socialen Stellung der Weltgeistlichkeit bilden und diese namentlich bei den höheren Ständen um alle Autorität und alles Ansehen bringen; nichts desto weniger wird an ihnen festgehalten, da sie die Haupteinnahme des niederen Klerus bilden und von diesem nicht entmißt werden können. — In Petersburg und Moskau bezieht der städtische Priester allerdings 4 bis 5000 Rubel S. an Extraeinnahmen, selbst der Kirchendiener hat auf 1000 Rubel S. zu rechnen; auf dem flachen Lande reducirt diese Summe sich aber auf 150 bis 200 Rubel S., während der Kirchendiener oft nicht mehr als 40 Rubel S. hat, mithin auf den Bettel angewiesen ist — und in den kleineren Städten sieht es wenig besser aus.

Daß die ungünstige materielle Lage der russischen Weltgeistlichkeit keine zufällige ist, sondern von dem höheren Klerus absichtlich aufrecht erhalten wird, geht aus dem Umstande hervor, daß die Geistlichen der übrigen, in Rußland blos geduldeten Confessionen durchgängig besser bezahlt werden, als die Diener der herrschenden Kirche. Die protestantischen Geistlichen der deutschen und schwedischen Westprovinzen sind im Allgemeinen

so glänzend gestellt, daß von Vergleichen mit ihnen nicht die Rede sein kann; aber selbst im eigentlichen Rußland sind lutherische und katholische, selbst lamaitische und muhamedanische Geistliche besser gestellt, als die orthodoxen Popen. Statt vieler Beispiele führen wir zwei an: in Sibirien sind jedem Lama 60 Dessätinen Landes, dem Popen nur 55 zugetheilt und während der katholische Priester in den ehemals polnischen Provinzen des Westens 290 Rubel S. vom Staat empfängt, erhält der Pope daselbst nur 169 Rubel S.

Die Organisation des niederen Klerus ist im Allgemeinen folgende: auf dem flachen Lande gehören zu jeder Kirche ein Priester, ein Diaconus, ein Küster, verschiedene Diener und Sänger. Alle diese Personen sind im geistlichen Stande geboren, genießen darum das Recht der Steuerfreiheit, der Exemption vom Militärdienst, und dürfen ihre Söhne in die geistlichen Anstalten schicken, die zugleich Pensionate sind. Um Priester zu werden, muß man den Seminarkursus beendet und die erste oder zweite Censur erhalten haben; die Akademie wird nur von solchen besucht, welche einen gelehrten Grad erwerben, Professoren und Lehrer werden oder besondere Ansprüche auf die Anstellung bei einer großen Cathedralkirche erwerben wollen. Die dritte Censur schließt vom eigentlichen Priesteramte aus und giebt allein das Recht auf die Diaconie, eine untergeordnete, schlecht bezahlte Stellung; diejenigen Subjekte, welche gar kein Examen bestanden oder ihren Kursus nicht beendet haben, suchen Küster und Sänger zu werden, um auf diese Weise der Nothwendigkeit zu entgehen, entweder als Novizen in's Kloster treten zu müssen oder die Vorrechte des geistlichen Standes zu verlieren und unter die Soldaten gesteckt zu werden; einzelnen gelingt es auch, in Consistorial- oder Verwaltungs-Kanzleien Schreiberstellen zu erhalten. Die Rohheit, Unbildung und Zuchtlosigkeit dieser nach vielen Tausenden zählenden Menschenklasse*) ist in Rußland fast sprichwörtlich geworden; sie bilden das Bleigewicht, welches die Weltgeistlichkeit in den Staub zieht und an jeder freien Bewegung hindert. Ohne der Kirche irgend welchen Nutzen zu bringen, verzehren sie, ihrer ungeheuren, stets zunehmenden Anzahl wegen, den größten Theil der Einnahmen derselben, obgleich die Einzelnen in bitterster Noth und einer Armuth leben, die wegen des Müßiggangs derer, die sie leiden, besonders schimpflich erscheint. Der eigentliche Gottesdienst und sämmtliche Amtshandlungen werden von dem Geistlichen verrichtet, wobei die Kirchendiener die Rolle durchaus überflüssiger Assistenten oder, richtiger gesagt, Statisten spielen.

*) Die Zahl sämmtlicher Kloster- und Weltgeistlichen, Kirchendiener, Sänger und der Weiber und Kinder derselben, betrug nach einer Zählung vom Jahre 1861 nahezu 600,000 Köpfe.

Auch die Thätigkeit des Popen oder Priesters ist wesentlich mechanischer Art, und beschränkt sich auf die genaue Erfüllung herkömmlicher ritualer Formen, nach welchen in alt-slawonischer, dem niederen Volke unverständlicher Sprache Messe gelesen, copulirt, beerdigt, getauft, consekrirt, absolvirt wird u. s. w. — Predigten kommen auf dem flachen Lande und in kleinen Städten gar nicht, an größeren Orten nur ausnahmsweise vor. Die Verwaltung der äußeren kirchlichen Angelegenheiten und des Kirchenvermögens besorgt der Geistliche in Gemeinschaft mit einem von der Gemeinde gewählten Vorsteher (Starost) und unter Aufsicht des Consistoriums. Den Erlös für Amtshandlungen ausgenommen, fließen die Einnahmen in die Kirchenkasse, aus welcher die Bauten bestritten und die Beiträge für Erhaltung der geistlichen Schulen gezahlt werden; Fabrikation von Kerzen, Hostien und Weihrauch, Erlös der Spendungen von Wallfahrern und der Opferstöcke, Zahlungen für Besuche der Heiligenbilder u. s. w., kommen weder dem Priester noch der Ortskirche zu, sondern fließen in die Kasse der kirchlichen Schulen, während, wie wir wissen, die Klöster direkt in den Besitz des auf diese Weise erworbenen Gutes treten. Ferner ist es Thatsache, daß die Klöster Alles, was in Rußland an Reliquien, alten oder „wunderthätigen" Heiligenbildern vorhanden ist, erobert und dauernd an sich gebracht haben.

Der Hauptgrund des niederen Bildungsgrades und der ungünstigen socialen Stellung der russischen Weltgeistlichkeit ist ohne Zweifel in der Armuth derselben zu suchen. Wo die Sorge um die materielle Existenz das Leben ausfüllt und zu Erwerbsmitteln der erniedrigendsten Art zwingt, ist an einen wissenschaftlichen und geistigen Aufschwung selbstverständlich nicht zu denken und die Mehrzahl der Popen, namentlich auf dem flachen Lande und in den kleinen, entlegenen Provinzialstädten, fällt dieser Ungunst der äußeren Umstände so vollständig zum Opfer, daß an sittliche und geistige Bildung und Entwickelung schlechterdings nicht gedacht wird und die ländlichen Priester häufig von den Bauern ihrer Umgebung nicht zu unterscheiden sind. Neben der Armuth sind es ganz besonders die Mängel der gradezu erbärmlichen geistlichen Lehranstalten, die Abhängigkeit von dem höheren Klerus und die kastenartige Abgeschlossenheit der Geistlichkeit, auf welche die großen Uebelstände der kirchlichen Zustände Rußlands zurückzuführen sind. Auf die geistlichen Schulen und die Kirchenbehörden werden wir noch ausführlich zurückkommen, zunächst haben wir von den Familienverhältnissen und von dem Einfluß, den diese auf die Stellung der Popen ausüben, zu handeln.

Daß ein russischer Geistlicher außerhalb seines Standes heirathet, ist ebenso unmöglich, wie daß er seine Bildung auf einem Gymnasium und

einer Universität empfängt. Da alle Pfarrstellen ausnahmslos von dem Bischof und dem Consistorium besetzt werden, ist der Candidat von den Forderungen, die diese an ihn stellen, vollständig abhängig. Erwähnt ist bereits, daß Personen weltlicher Stände niemals in die weiße Geistlichkeit treten, diese sich ausschließlich aus sich selbst rekrutirt. Genau ebenso geht es mit den Eheschließungen zu, denn kein Bischof duldet, daß ein junger Priester außerhalb seines Standes heirathe, in der Regel wird sogar eine Heirath innerhalb der Eparchie gefordert und streng darauf gesehen, daß ein Obergeistlicher (erster Priester einer von mehreren Popen bedienten städtischen Kirche) die Tochter eines Collegen, der Landpriester eine Popentochter, der Diaconus eine Diaconentochter eheliche u. s. w. Bevor er in die Ehe mit einer Jungfrau getreten (die zweite Ehe und die Heirath einer Wittwe sind den Geistlichen gleich streng verboten), kann kein Priester in's Amt treten. Da das Priesteramt mit der Ehe erlischt, ist diese somit die wichtigste Angelegenheit des Lebens. Dabei ist ein ganz eigenthümlicher Nepotismus üblich; gewöhnlich wird nämlich die Ertheilung eines bestimmten Amtes von der Eingehung einer bestimmten Ehe abhängig gemacht. Ein Pope, der seinen Abschied wünscht, verbindet das Gesuch um denselben mit der Bitte um Anstellung eines von ihm bezeichneten Nachfolgers oder er macht die Bedingung, daß dieser Nachfolger eine seiner Töchter heirathe. Desgleichen ist es üblich, eine vakant gewordene Pfarre bis zur Volljährigkeit der Töchter des verstorbenen Priesters nur interimistisch verwalten zu lassen und dann von dem Bewerber um dieselbe zu fordern, daß er eine der Priesterstöchter heirathe. Die kirchliche Oberverwaltung hält an diesem Verfahren aus doppelten Gründen fest: ein Mal befreit sie sich durch dasselbe von der Sorge für die Wittwen und Waisen ihrer Diener und zweitens gewinnt sie die Möglichkeit, die neu eintretenden Priester von vornherein an strenge Abhängigkeit zu gewöhnen. Aus diesem Grunde spielen die Priesterfrauen und deren Töchter auf Unkosten ihrer Männer eine außerordentlich wichtige Rolle. Der junge Geistliche, der in's Amt treten will, hat sich vor Allem nach einer begünstigten Erbtochter umzusehen und mit den Verwandten derselben auseinander zu setzen; kontraktlich verpflichtet er sich, seiner Schwiegermutter entweder einen jährlichen Antheil an seiner Einnahme zu gewähren oder diesen mit einer Aversional-Summe abzulösen, wogegen jene die Verpflichtung übernimmt, ihm die Anstellung auszuwirken. In der Regel hat die Umgebung des Eparchialbischofs, von welcher die Aemtervertheilung abhängig ist, einen Antheil an diesem schmutzigen Geschäft. Die Sache wird so systematisch betrieben, daß der Schriftführer des Bischofs sehr häufig ein vollständiges Verzeichniß der heirathsfähigen Popentöchter des Sprengels besitzt, das

bei jeder Besetzung einer Vakanz zu Rathe gezogen wird. Die schädliche Einwirkung dieses Mißbrauchs liegt auf der Hand und wird noch durch den Umstand verschärft, daß die russischen Frauen (die höchste Aristokratie ausgenommen) in Bezug auf ihre Bildung tief unter den Männern stehen und daß jeder Priester weiß, mit dem Leben seiner Frau habe auch seine Pfarrthätigkeit ein Ende. Die Abhängigkeit der Popen von ihren Weibern und deren Verwandten ist darum seit lange ein beliebter Stoff russischer Romane und Sittenschilderungen und man braucht nur einen Blagoweschtschenskischen Roman gelesen zu haben, um in all' die empörenden Details der aus diesem System hervorgegangenen Verhältnisse eingeweiht zu sein. Besonders nachtheilig wirkt dasselbe auf die Jugend, die schon während der Seminarzeit nach Erbtöchtern ausschaut, um möglichst rasch in's Amt zu kommen und darüber die eigene Ausbildung vernachlässigt. — Dieses Verhältniß ist so offenkundig und so weit verbreitet, daß es die Aufmerksamkeit der Regierung erregt und wiederholt in den Generalberichten, welche der Oberprokureur des Synods jährlich dem Kaiser überreicht, erwähnt worden ist. Unter dem doppelten Druck einer armseligen Existenz und elender Familienverhältnisse, wie sie durch die Herrschsucht, Flachheit und Rohheit der Popenweiber bedingt werden, gehen die tüchtigsten Talente der Kirche zu Grunde, während die energischen Charaktere, welche sich dem Zwang nicht fügen wollen und nicht durch Weiber, sondern durch Kenntnisse ihren Weg zu machen versuchen, häufig ganz ausgeschlossen und gezwungen werden, aus dem geistlichen Stande zu treten und ihr Glück als Lehrer oder Beamte des Staats zu versuchen.

III.

An der Spitze der gesammten griechisch-orthodoxen Kirche Rußlands steht, seit Peter der Große im Jahre 1716 das Amt eines Patriarchen von Rußland abschaffte, der „heiligst-dirigirende Synod," eine Kirchenbehörde, welche aus zwölf Geistlichen besteht, von denen einige, wie z. B. die Metropoliten und der kaiserliche Beichtvater, ipso jure in diese Behörde treten und derselben dann für Lebenszeit angehören, andere blos zeitweise in dieselbe berufen werden. Der gesetzlichen Vorschrift gemäß treten der Reihe nach die Erzbischöfe, die vornehmsten Klostervorstände und die Spitzen der Weltgeistlichkeit, d. h. die Oberpriester der Armee und der Flotte, in dieses Collegium; da im Uebrigen nur bestimmt ist, daß sämmtliche Eparchien der Reihe nach durch ihre „würdigsten" Glieder vertreten sein sollen, die Vorstellungen aber durch die Bischöfe geschehen, so versteht es sich von selbst, daß der mönchische Einfluß prävalirt, und die Glieder der weißen Geistlichkeit eine äußerst unbedeutende Rolle spielen.



Die Metropoliten der von Petersburg weit entfernt liegenden Eparchien von Moskau, Sibirien u. s. w. sind der Natur der Sache nach meist abwesend und werden nur zur Entscheidung wichtiger Principienfragen einberufen. Es sind darum selten mehr als sieben oder acht Glieder, von denen mindestens fünf Bischöfe oder Archimandriten (Klostervorstände ersten Ranges) sind, an Ort und Stelle. Die Entscheidung wichtiger Fragen ist hauptsächlich dem Dafürhalten des Petersburger Metropoliten, der beständig am Ort ist und den Vorsitz führt, und des kaiserlichen Beichtvaters anheim gegeben. Neben diesen beiden Prälaten ist der direkt vom Kaiser ernannte Oberprokureur (gegenwärtig der Unterrichtsminister Graf Tolstoy) die maßgebende Person. Nach einer alten Vorschrift Peter's des Großen soll dieser Beamte, der die Autorität des Staats der Kirche und ihren Gebietern gegenüber vertritt, ein „kühner Mann," womöglich ein Militär sein. Kein Beschluß tritt ohne seine Bestätigung in Kraft, in allen wichtigen Fällen und sobald seine Anschauung von der des Synods abweicht, hat er an den Kaiser zu berichten und dessen Entscheidung einzuholen, die geistlichen Lehranstalten stehen direkt unter seiner Oberaufsicht, ebenso die Verwalter des Kirchenvermögens und die Sekretäre der Consistorien, mit denen er direkt correspondirt. Principiell hält der Staat sich übrigens von rein kirchlichen und dogmatischen Fragen möglichst fern.

Bei der ungeheuren Masse von Geschäften, welche auf dem Synod und dem Oberprokureur lastet, muß diesen eine außerordentlich zahlreiche, rein büreaukratisch geordnete Kanzlei zur Seite stehn: die Zahl der aus der Kanzlei des Synods ausgegangenen Papiere betrug im Jahre 1860 über 11,000, die Stärke der Protokolle 3000 Bogen, die der Sitzungsjournale 2998 Bogen. Da der Synod nur an 180 Tagen jährlich zusammentritt und nie länger als drei Stunden versammelt bleibt, ist der Einfluß der Kanzleibeamten, welche den Vortrag haben, ein sehr bedeutender. Alle s. g. „laufenden Sachen" werden in der Kanzlei bearbeitet und entschieden und den Gliedern blos zur Unterschrift vorgelegt, während es dem Leiter dieser Kanzlei überlassen bleibt, zu entscheiden, welche Geschäfte als laufende und welche als außerordentliche anzusehen sind. Die Formen des Verfahrens bleiben in allen Fällen dieselben, d. h. alle Beschlüsse werden als vom Synod gefällt in's Journal getragen und unterschrieben; da aber die residirenden Glieder der Behörde beständig wechseln, so ist die Synodalkanzlei die eigentlich maßgebende Stelle und aller Controlle ledig. Die Beamten derselben stehen in Bezug auf Willkür, Bestechlichkeit und Habsucht im allerschlechtesten Ruf, da sie meist ohne höhere Bildung, gewöhnlich Emporkömmlinge aus dem geistlichen Stande sind und der Adel es nicht für „standesgemäß" hält in einer kirchlichen Behörde

zu dienen und Geistlichen untergeordnet zu sein. Alle Uebel der russischen Büreaukratie sind in diesem Ressort darum bis zur höchsten Potenz gesteigert, und es ist allgemein bekannt, daß Beschlüsse des Synods nicht selten, gegen gute Bezahlung der Betheiligten, in der Kanzlei umgestoßen oder doch verändert werden. Der Oberprokureur, dem eine besondere Kanzlei untergeordnet ist, in welcher jährlich 30—40,000 Papiere aus- und eingehen, ist der Art mit Geschäften überhäuft, daß er außer Stande ist, in Einzelheiten der Verwaltung einzugehen und diese zum Schaden der Sache seinen Subalternen überlassen muß. — Nur eine Branche von Geschäften wird direkt von den Gliedern des Synod und zwar von den Mönchen besorgt, die Censur. In jeder Eparchie fungirt der Bischof resp. ein von diesem ernannter Mönch als kirchlicher Censor, dem alle Bücher und Zeitschriften religiösen und theologischen Inhalts vorgelegt werden müssen, ehe sie zum Druck kommen. Ueber diese Beamten übt der Synod mit einer auch in Rußland beispiellosen Strenge die Oberaufsicht, die sowohl in einer Hypercensur, wie in der Ertheilung von Instruktionen, und der Entscheidung schwieriger Fälle besteht. Die Strenge dieser geistlichen Censur wird nur durch die Langsamkeit ihrer Expedition übertroffen; es sind Fälle vorgekommen, in denen ein Autor zehn Jahre lang auf eine Entscheidung gewartet hat. Daß unter solchen Umständen jede Kritik der bestehenden kirchlichen Einrichtungen und jede freie wissenschaftliche Forschung unmöglich gemacht werden, bedarf nicht erst der Ausführung oder Erklärung. Principiell wird darüber gewacht, daß alle kirchlichen Angelegenheiten von dem Schleier des Geheimnisses bedeckt bleiben und daß sich namentlich kein Laie in dieselben einmischt. Da auch weltliche und im Uebrigen von der Präventiv-Censur befreite Journale verpflichtet sind für den Abdruck von Artikeln specifisch kirchlichen oder theologischen Inhalts die Erlaubniß der Eparchial-, beziehungsweise der Synodalcensur einzuholen, so scheuen diese sich auf's Aeußerste vor der Behandlung kirchlicher Fragen oder sie umgehen das gesetzliche Verbot und lassen es auf eine Klage ankommen. — Die Polemik gegen Mängel und Uebelstände kirchlicher Einrichtungen, an der es in den letzten Jahren in Rußland keineswegs gefehlt hat, ist darum — zum großen Schaden der Sache — nicht durch Fachartikel und gründliche Abhandlungen einzelner Fragen, sondern hauptsächlich durch gelegentliche Aperçüs und Ausfälle betrieben worden. Am wirksamsten und nachhaltigsten, weil am rücksichtslosesten ging die Romanliteratur zu Werke, die mit Vorliebe Episoden aus dem Leben der Geistlichkeit und Schilderungen aus dem Leben der Klöster und Seminare mittheilte, denen bei aller Drastik und Uebertreibung die innere Wahrheit nicht abgesprochen werden konnte. Der

rothe Faden, der sich durch dieselben zieht, ist die Parteinahme für die Weltgeistlichkeit, deren Befreiung vom Joch des Mönchthums einstimmig gefordert wird. Den Unverstand und die Härte der geistlichen Censur glauben wir nicht besser charakterisiren zu können, als durch die Erwähnung einer Thatsache aus dem letzten Jahrzehnt: ein Metropolit hatte es gewagt eine verbesserte Uebersetzung der kleinen Propheten auszuarbeiten, die, noch bevor sie der Censur übergeben wurde, durch Abschriften verbreitet worden war. Entsetzt über diesen Frevel, ordnete der Synod eine Untersuchung an, die Monate lang dauerte, Haussuchungen bei Lehrern und Schülern der Seminarien zur Folge hatte und dem kühnen Kirchenfürsten eine mehrjährige Internirung in seine Residenz zuzog!

In jeder Eparchie besteht ein Consistorium, das aus sieben geistlichen Mitgliedern (darunter zwei Mönchen) zusammengesetzt ist, die auf Vorstellung des örtlichen Bischofs ernannt werden und direkt unter diesem stehen. Diese Behörden bilden die erste Instanz für Angelegenheiten der kirchlichen Verwaltung, Disciplinar-, Ehescheidungs- und Ketzerprocesse. Kein Beschluß tritt in Kraft, bevor er von dem Bischof bestätigt worden und dieser ist gesetzlich befugt, die Resolutionen und Urtheile nach Befinden abzuändern; dem Consistorium steht solchen Falls nur das Recht zu, dem Synod über seine abweichende Meinung zu berichten, einen Suspensiveffekt haben diese Verwahrungen aber nicht. Die Rolle, welche der Oberprokureur im Synod spielt, nimmt im Consistorium der Sekretär desselben ein. Da er direkt unter dem Oberprokureur steht und demselben von sich aus Berichte machen kann, ist er der einzige Beamte der Eparchie, vor dem der Bischof abhängig ist und den dieser zu fürchten hat. Die Allmacht und Willkürlichkeit der Consistorialsekretäre ist darum ebenso bekannt, wie ihre Bestechlichkeit; kein Geistlicher, mag er zum Consistorium gehören oder bloßer Pfarrer sein, kann sich der Pflicht jährlicher Tributzahlung an diese „Geißel der Popen" entziehen, kein Proceß wird entschieden, kein Gesuch in Vortrag gebracht, bevor der Sekretär bezahlt und willfährig gemacht ist. Diese Beamten sind gewöhnlich Popensöhne, die den Seminarkursus durchgemacht haben und dann in eine Kanzlei getreten sind, alle Mysterien des kirchlichen Unfugs im Detail kennen und durch die Widersinnigkeit, Weitläuftigkeit und Pedanterie der Legislation über kirchliche Administration und Justiz, in den Stand gesetzt sind, bedeutende Summen zu erpressen. Ihres Einflusses wegen von hohen und niederen Klerikern gefürchtet, stehen sie gleichsam über dem Gesetz und Niemand wagt es, gegen sie, die in der Synodalkanzlei durch jährliche Spenden erkaufte einflußreiche Verbindungen besitzen, klagbar zu werden. Für einen besondern Fortschritt der Neuzeit gilt es, daß die Consistorien

in Petersburg und Moskau sich seit den letzten Jahren einigermaßen gebessert haben und minder käuflich sind, als die in den Provinzen; da die Glieder dieser Behörden keinen Gehalt beziehen und doch genöthigt sind, den Sekretären Geschenke zu machen, damit er ihnen nicht Fallen stelle, sind auch sie in der Regel „Geschenken" nicht unzugänglich. Nach dem einstimmigen Urtheil aller Sachkenner stehen diese geistlichen Behörden tief unter allen übrigen Gerichten und Administrationen des Reichs, weil sie ausschließlich in den Händen von Leuten gemeinen Ursprungs und untergeordneter Bildung sind und kein Gentleman es für anständig hält, in ihnen Dienste zu nehmen.

Zwischen den Consistorien und den Priestern stehen endlich die Pröpste (Blagotschinnije), die aus der Zahl der Weltgeistlichen vom Bischof ernannt werden und die Aufsicht über Amtsführung und sittliches Verhalten ihrer Collegen führen, ein unbeschränktes Visitationsrecht ausüben und eine außerordentlich schwierige Stellung einnehmen. Die Zahl der Berichte und Vorschläge, welche sie monatlich den Consistorien abzustatten haben und welche sich auf alle Gebiete der Amtsthätigkeit ihrer Untergebenen beziehen, ist so groß, die Einrichtung derselben so complicirt und schwierig, daß kein Propst, der nicht das Wohlwollen des Sekretärs und des bischöflichen Hofstaats erkauft hat, den an ihn gestellten Ansprüchen genügen und vor dem Gesetz bestehen kann. Kassenverschläge über alle Kirchen der Präpositur, Sittenzeugnisse über die Führung der Prediger, Kirchendiener und deren Familien, Verzeichnisse über die Zahl der Geborenen, Getauften und Copulirten u. s. w., die der Propst nach vorgeschriebener Form unaufhörlich einzusenden hat, machen ihn zum Sklaven des Consistoriums und des Sekretärs und zwingen ihn, seine Untergebenen auszusaugen, ohne daß er selbst dadurch etwas gewinnen könnte. Auf die Einzelheiten, welche unser Autor über dieses Unwesen mittheilt und die Berechnungen, welche er über den Umfang der auf diesem Wege erpreßten Summen anstellt, können wir nicht eingehen: was er mittheilt, klingt so unglaublich, daß es einer genaueren Kenntniß russischer Zustände bedarf, um eine Erklärung dafür zu finden, wie Mißbräuche so abschreckender Art in einem geordneten Staat allgemein bekannt und dennoch geduldet sein können.

Zum Schluß sei noch einer Einrichtung gedacht, die für das sklavische Verhältniß, in welchem die Weltgeistlichen zu ihrem Bischof stehen, so bezeichnend ist, daß sie nicht übergangen werden darf. Jährlich unternimmt der Eparchialvorstand in Begleitung eines zahlreichen geistlichen Gefolges eine Rundreise durch seinen Sprengel, um sämmtliche Pfarren zu inspiciren. Es versteht sich von selbst, daß dem Erscheinen des Oberhirten

allenthalben mit Furcht und Zittern entgegen gesehen wird und daß die armen Geistlichen ungeheure Opfer bringen müssen, um ihren Vorgesetzten und dessen (mindestens 15—20 Personen umfassende) Gefolgschaft standesgemäß zu bewirthen und aufzunehmen. Zum Schluß der Inspektion hält der Bischof mit dem Ortsgeistlichen in der Kirche und vor versammelter Gemeinde ein Examen ab, das mit dem Ausweis über gehörige Fertigkeit in der Lektüre der slawonischen Sprache beginnt und mit dem Abfragen des Katechismus und der Glaubenslehre schließt. Der moralische Eindruck dieses einen Acts, der häufig von Vorwürfen und Ermahnungen zu größerem Fleiß begleitet ist, und die gesammte Gemeinde zur Zeugin hat, reicht dazu hin, alle Autorität der Priester gegenüber ihren gebildeten Pfarrkindern zu untergraben.

Entsprechend der jammervollen Lage, in welcher der niedere russische Klerus sich befindet, ist denn auch der Stand seiner Bildung und Sittlichkeit. Die Klagen über Trunksucht und Rohheit der Popen sind so alt wie die russische Literatur; die löblichen Ausnahmen, welche in den größeren und wohlhabenderen Städten nicht selten sind, werden reichlich aufgewogen durch die Berichte, welche vom flachen Lande und aus den entfernteren Gegenden des Reichs einlaufen; ihre vollständigste Bestätigung finden diese Berichte durch die stete Zunahme des Einflusses und der Anzahl der altgläubigen Sektirer, die in einzelnen Gegenden des Reichs bereits die Majorität der Bevölkerung ausmachen. Aus dem officiellen Bericht, den der Oberprokureur des Synods dem Kaiser periodisch über den Zustand des Kirchenwesens abstattet und der theilweise veröffentlicht wird, geht hervor, daß jährlich 5 Procent aller Popen für widergesetzliche und unsittliche Handlungen bestraft werden, und daß u. A. von 862 Störungen und Entweihungen des Gottesdienstes, welche während der Jahre 1836 bis 1849 vorgefallen waren, 610 von Geistlichen verübt worden waren. Nach einer in demselben Bericht angestellten statistischen Berechnung wird im Durchschnitt jeder russische Geistliche während seiner Amtsführung 1½ Male bestraft.

IV.

Die für im geistlichen Stande geborne Kinder bestehenden kirchlichen Lehranstalten, deren Reform gegenwärtig von der russischen Regierung beabsichtigt wird, zerfallen in drei Kategorien: Vorbereitungsschulen, Seminare und Akademien, welche ausschließlich von Geistlichen (meist Mönchen) geleitet werden und den Besuch von Schülern anderer Stände vollständig ausschließen. Das gegenwärtig für dieselben gültige Statut stammt aus dem Jahre 1839. Bis zu diesem Zeitpunkt bildeten die Seminare

und deren Vorschulen ein ungetrenntes Ganzes, von dem erst im Jahre 1814 die Akademien ausgeschieden worden waren. Die Vorschulen laufen unseren Elementar- und niederen Bürgerschulen parallel, die Seminare sollen den französischen Colléges, die Akademien den theologischen Fakultäten entsprechen. In wie mangelhafter Weise das geschieht, erhellt aus einem flüchtigen Blick auf den für dieselben geltenden Lehrplan, der geradezu typisch ist für die Systemlosigkeit und Polyhistorie, an denen das russische Unterrichtswesen noch gegenwärtig krankt. Während seiner Schul- und Seminarjahre soll der Zögling nicht weniger als 47 Disciplinen betreiben. Er studirt fünf Sprachen: die deutsche, französische, lateinische, griechische und hebräische, natürlich ohne auch nur die Anfangsgründe einer derselben gründlich zu erlernen; von naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächern werden u. A. Arithmetik, Algebra, Geometrie, Physik, Botanik, physikalische Geometrie, Landwirthschaft, Zoologie und „populäre Medicin" vorgetragen, ferner russische und allgemeine Geschichte, politische Geographie, Logik, Metaphysik, Psychologie, Geschichte der Philosophie und 26 theologische Wissenschaften. Die philosophischen Studien werden in scholastischer Manier und nach Uebersetzungen von Büchern betrieben, die in Deutschland seit hundert Jahren verschollen sind, denn die russischen kirchlichen Philosophen stehen noch immer auf dem Wolfischen Standpunkt und schrecken dadurch ihre Zöglinge von vorn herein von jeder ernsthaften Beschäftigung mit der Philosophie ab. Während bis zum Jahre 1839 die unteren Seminarklassen ausschließlich die allgemeine Bildung der Schüler zum Zweck hatten und das theologische Studium auf die letzten Kurse einschränkten, wurde dieses Verhältniß in dem gedachten Jahre der Art verändert, daß man, so zu sagen, mit dem Ende anfing und die Theologie bereits in die untersten Klassen verlegte. Hören wir, was ein russisches, sehr wohlunterrichtetes Journal, die Mosk. Zeitg., über diesen Gegenstand und die Reform von 1839 sagt: „Der Kursus der theologischen Disciplinen wurde durch Exegese, Patristik, kanonisches Recht, Homiletik, Liturgik, Literatur des Kultus und Katechetik vermehrt und auf Wunsch des Domainenministers gleichzeitig der Raum für die Naturwissenschaften erweitert, um den künftigen Geistlichen die Möglichkeit zu geben, ihren Gemeindegliedern als landwirthschaftliche Vorbilder voraus zu gehen. Was die erwähnte Specialisirung der theologischen Wissenschaften anlangte, so hatte dieselbe die Folge, daß einzelne Disciplinen derselben in die untersten Klassen verlegt und jungen Leuten vorgetragen wurden, die eben mit den Elementen der allgemeinsten Bildung beschäftigt waren: es wurde z. B. die Patristik in einer Klasse vorgetragen, deren Schüler noch Nichts von der Kirchengeschichte wußten, alttestamentliche

Exegese zwölfjährigen Knaben gelehrt, die weder die biblische Geschichte noch die hebräische Sprache erlernt hatten u. s. w."

Entsprechend dem mönchischen Charakter dieser Anstalten und der Abneigung ihrer theologischen Lehrer gegen alle weltliche Bildung ist, nach den übereinstimmenden Urtheilen aller Sachkenner, der Unterricht in den Profanwissenschaften noch unvollkommener als der theologische und schon der Umstand, daß die Rectore auf „weltliche" Kenntnisse keinen Werth legen, lähmt den Eifer der Schüler und Lehrer. Der Vortrag geschieht ausschließlich nach Handbüchern und Heften, welche der Synod approbirt hat und welche jede, auch die entfernteste Collision zwischen Wissen und Glauben ängstlich meiden. Die Schüler sollen auswendig lernen und wieder auswendig lernen, von einer Entwickelung des Denkvermögens ist nirgend die Rede. Schon die äußere Stellung der nicht-mönchischen Lehrer der profanen Disciplinen, welche ihrer „Weltlichkeit" wegen von ihren Oberen über die Achsel angesehen und streng bevormundet werden, ist eine höchst schwierige. Von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, in der Wahl ihrer Handbücher auf die gesetzlichen Vorschriften beschränkt, stets von Mönchen umgeben und als Freigeister und Weltkinder beargwohnt, sind diese Männer, unter denen sich neuerdings oft wirkliche Gelehrte finden, an jeder freien Wissenschaftlichkeit und jeder ersprießlichen Thätigkeit behindert und auf den mechanischen Vortrag vom Synod bestätigter Hefte beschränkt. Ihre pekuniäre Stellung entspricht der der Kirchendiener in den größeren Städten, d. h. sie haben 250—400 Rubel S. jährlich. Stete Examen, die ausschließlich auf Aeußerlichkeiten gerichtet sind, machen jede Abweichung von dem pedantisch vorgeschriebenen Lehrplan unmöglich und will ein Lehrer auf den Beifall seines Rectors und auf Avancement rechnen, so muß er zum handwerksmäßigen Routinier werden und jedem höheren, auf die wirklich wissenschaftliche Ausbildung seiner Zöglinge gerichteten Streben entsagen. In der Regel nähren die tüchtigeren dieser Lehrer (die ihre Bildung in geistlichen Akademien kostenfrei genossen haben und dafür eine vorgeschriebene Anzahl Jahre „abdienen" müssen) nur einen Wunsch: den ihrer Verpflichtung ledig zu werden, in's geistliche Amt zu treten oder Hauslehrer zu werden. Die Folge dieses Zustandes ist ein immerwährender Wechsel in dem nicht-mönchischen Lehrerpersonal; es läßt sich statistisch nachweisen, daß die Mehrzahl dieser Lehrer kaum die gesetzliche Anzahl Jahre ausdient und die erste Gelegenheit, die sich zum Ergreifen eines anderen Berufs darbietet, krampfhaft ergreift. In neuester Zeit sind die Reihen dieser weltlichen Seminarlehrer und Akademieprofessoren ganz besonders durch die neu errichtete und gut bezahlte Accisevermaltung gelichtet worden, die eine unwiderstehliche Anziehungskraft auszuüben

scheint. — Steht es mit dem theologischen Studium auch im Ganzen besser, so läßt doch auch dieses sehr viel zu wünschen übrig. Wie schwach die wissenschaftliche Anregung ist, welche die Jugend empfängt, zeigt sich auf's Evidenteste, wenn man die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Schüler, welche die (nicht obligatorischen) Akademien bezieht und die Armuth der literarischen Produktion auf theologischem Gebiet in's Auge faßt. Seit dem Jahre 1839 sind etwa 5000 graduirte Theologen aus den Akademien hervorgegangen; die Zahl der gleichzeitig erschienenen theologischen Werke reducirt sich aber auf anderthalb Dutzend und die bloße Abfassung eines theologischen Journalartikels gilt für eine wissenschaftliche Heldenthat. Junge Leute, welche die unteren Seminarkurse beendet haben und in die s. g. rhetorische Klasse treten sollen, können oft noch nicht orthographisch schreiben und es geschieht sehr häufig, daß Zöglinge, welche die Akademie durchlaufen haben und zum Entsetzen ihrer Lehrer nicht in den geistlichen Stand treten, sondern die Universität besuchen wollen, in dem Receptionsexamen, das auf den russischen Universitäten gefordert wird, durchfallen. Selbst mit der Kenntniß der russischen Sprache sieht es häufig sehr traurig aus, da ein Theil der theologischen Fächer in der leblos erstarrten slawonischen Kirchensprache vorgetragen wird, die seit Jahrhunderten dieselbe geblieben ist, und für die Entwickelung der Beredtsamkeit so gut wie Nichts geschieht. Den wahren Fluch der russischen geistlichen Lehranstalten bildet aber ihre Geschiedenheit von der Welt, ihre von den Mönchen systematisch gepflegte Abwendung von dem wirklichen Leben und der Zeitströmung. Die Zöglinge werden nicht nur in den engen Mauern der Seminar- und Akademie-Pensionate gefangen gehalten und vor jeder Berührung mit der Laienwelt ängstlich ausgehütet und dadurch frühzeitig an eine kastenartige Abgeschlossenheit und Selbstzufriedenheit gewöhnt — man macht es ihnen sogar unmöglich dem Gang der Literatur und der Zeitereignisse zu folgen. Bei jedem Seminar besteht eine Bibliothek, für welche jährlich 100 Rubel S. verwendet werden; diese schon an und für sich unzureichende Summe wird in der widersinnigsten und unpraktischsten Weise für theologische Schriften verausgabt, welche weder von Lehrern noch von Schülern gelesen werden. Die klassischen Schriftsteller der russischen Literatur sind aus der Mehrzahl der Seminare verbannt oder ausschließlich zum Gebrauch der Lehrer bestimmt, die Anschaffung von Zeitungen und Journalen ist nur in den Akademien — und auch in diesen nur mit gewissen Einschränkungen — erlaubt. In neuerer Zeit ist es vorgekommen, daß Seminaristen unter sich Geldsammlungen anstellten, um wenigstens eine Zeitung zu halten und (wie unser russische Gewährsmann sich ausdrückt) „etwas von Garibaldi und Napoleon, den

mythischen Heiden, zu erfahren" — ein peremptorisches Verbot des Rectors machte diesen Bildungsbestrebungen aber stets ein Ende. Selbst Schlosser's Weltgeschichte, die wiederholt in's Russische übersetzt worden ist, gilt für „gottlos" und ist auf den index prohibitorum gesetzt — Romanlektüre wird noch gegenwärtig mit Ausschluß aus der Anstalt bestraft und der Besuch der öffentlichen Bibliotheken — die seit den letzten zehn Jahren wie Pilze in ganz Rußland aufgeschossen sind — muß mit strenger Carcerhaft gebüßt werden. Was den Umgang mit außerhalb der Pensionate lebenden Personen anlangt, so wird er nur ausnahmsweise geduldet: „Der Besuch bei Geistlichen," so heißt es bei dem russischen Autor, „wird befördet, der Umgang mit rohen und ungebildeten Leuten der niederen Stände als ungefährlich geduldet, der Verkehr mit gebildeten Weltleuten als seelenmörderisch verfolgt und verboten." Tanz, Gesang (mit Ausnahme liturgischer Gesänge), Schauspiel und Turnübungen — welch' letzten die Regierung besonders wünscht und befördert — sind verboten, „nur der Faustkampf wird herkömmlich geduldet."

Man würde indessen vollständig irren, wollte man annehmen, die russischen Seminare und Akademien wären von dem Zeitgeist unberührt und stille Pflanzstätten mönchischer Bornirtheit geblieben. Die ungeheure Erschütterung des russischen Volksgeistes, welche sich während der letzten Jahre vollzogen, hat nirgend tiefer und einschneidender gewirkt wie in diesen pfäffischen Kasernen. Je strenger die geistliche Obrigkeit darüber wachte, daß die ihr anvertraute Jugend Nichts von der Außenwelt erfahre und von den literarischen und politischen Zeitereignissen abgeschnitten bleibe, desto leidenschaftlicher hat diese sich der liberalen, oder, richtiger gesagt, der revolutionären Zeitströmung in die Arme geworfen. Da jede weltliche Lektüre, jedes, auch das harmloseste Zeitungsblatt verboten war, und die Jugend keine andere Nahrung als die aus schlechten Uebersetzungen deutscher scholastischer Handbücher empfangen sollte, Schlosser und Puschkin, Rotteck und Karamsin mit dem gleichen Interdict belegt waren, so wurde das Verlangen der strebsameren jungen Leute nach der Kunde von den großen Dingen, welche sich im wirklichen Leben vollzogen und während der Reformjahre Aller Köpfe und Herzen beherrschten, bis zur Leidenschaft entflammt und jedes Mittel, das zur Erreichung dieses Zwecks führte, für ein erlaubtes angesehen. Da man die Mosk. Zeitg. und den „russischen Boten," Kuno Fischer (der besonders streng verpönt ist) und Bjelinski, den russischen Lessing, nicht lesen durfte, las man Herzen's „Glocke" und schlechte Uebersetzungen der deutschen Materialisten und französischen Communisten, die heimlich in zahllosen Abschriften verbreitet, von einer Schülergeneration auf die andere wie Heiligthümer vererbt und

mit dem Heißhunger, der durch jedes unvernünftige Gebot geschärft zu werden pflegt, verschlungen wurden. Die Verwirrung, welche diese revolutionäre und atheistische Literatur in Köpfen anrichten mußte, die mit theologischem Wust angefüllt, aller wirklicher Bildungsgrundlagen entbehrten, erräth sich leicht: mit dem Glauben an die Götzen, zu deren Dienst sie bisher angeleitet worden waren, schwand bei den unreifen Jünglingen, die plötzlich auf den Boden einer neuen, kaum geahnten Welt geschleudert wurden, zugleich der Glaube an alle idealen Lebensgüter, die Ehrfurcht vor jeder Autorität und jedem Herkommen, die extremsten und krassesten Anschauungen gewannen am schnellsten Ueberhand und es war nicht zu verwundern, daß schon vor einigen Jahren in der russischen Presse die Behauptung aufgestellt werden konnte, die gefährlichsten Brutanstalten des russischen Socialismus und jener radikal-revolutionären Anschauung, welche die officielle Petersburger Journalistik mit dem Ausdruck „Nihilismus" bezeichnet, seien in den Seminaren und Akademien der „rechtgläubigen" Kirche zu finden. Thatsache ist es, daß die Mehrzahl der revolutionären Schriftsteller und Journalisten der neuen russischen Aera ehemalige Zöglinge dieser Anstalten sind und daß die revolutionäre Brandtliteratur, welche seit Jahren ihr Wesen treibt und bei Gelegenheit der Maifeuersbrünste vom Jahre 1862 und des Karakosow'schen Attentats vom 16. (4.) April 1866 an's Licht gezogen wurde, nirgend verbreiteter ist, als in den geistlichen Schulen. Urheber der revolutionären Proklamationen, welche 1862 in Petersburg cirkulirten, war ein Student der Petersburger geistlichen Akademie, mit Namen Ballohd (ein 1846 convertirter Lette), Redakteur des neuerdings verbotenen socialistischen Journals „der Zeitgenosse" (Sowremennik) der ehemalige Akademie-Student Pypin; Herzen's Genossen, die Gebrüder Kelssiew, der unglückliche Socialist Pomjalowski und zahlreiche Schriftsteller und Wühler ähnlichen Schlages hatten in demselben Institut ihre Bildung empfangen und nach eigenem Geständniß schon als halbwüchsige Knaben Moleschott's, Vogt's, Fourrier's und vor Allem Herzen's Schriften studirt und bei diesen Autoren die geistige Anregung gefunden, welche sie vergeblich in den dogmatischen Schriften des Petrus Mogilas und anderer Kirchenväter gesucht. „Die Zöglinge unserer geistlichen Anstalten," so schließt der russische Autor seinen Bericht über dieselben, „zerfallen in drei Kategorien: Dummköpfe, welche wegen Faulheit und Unfähigkeit ausgeschlossen werden, um das Proletariat der Klöster und Kanzleien zu bilden, mittelmäßige Köpfe, welche in dem Formalismus der Routine erstarren, äußerlich ihre Pflicht thun, aber innerlich kalt und apathisch sind, endlich beste Köpfe, die entweder einseitige, blinde Fanatiker und Sophisten werden, oder aber die Theologie hinter sich werfen und

als revolutionäre und atheistische Tollhäusler enden. Kann doch, nach dem Ausspruch des berühmten Ministers Speransky, der selbst Seminarist gewesen war, Niemand, der in den Klauen einer geistlichen Anstalt gewesen, jemals ein selbständig denkender Mensch werden!"

Wir stehen am Ausgang unseres Referats über das gründlichste und unbefangenste russische Buch, das bisher über die Geistlichkeit der griechisch-orthodoxen Kirche Rußlands geschrieben worden. Daß die Schilderungen des Autors auf Thatsachen beruhen und nicht einseitig und übertrieben sind, ergiebt sich aus der Uebereinstimmung seines Urtheils mit dem aller hervorragenderen Organe der russischen Presse, die, bei Gelegenheit der Pläne zur Umgestaltung der geistlichen Lehranstalten, reichliche Gelegenheit gehabt haben, sich zur Sache zu äußern. Einstimmig werden Abschwächung des Einflusses der Mönchsgeistlichkeit, Besserung der materiellen und socialen Stellung der Weltgeistlichen, endlich Niederreißung der Schranken gefordert, welche Geistliche und Kirchendiener von den übrigen Staatsbürgern scheiden und zu einer angeblich privilegirten, in Wahrheit aber nur isolirten Klasse machen. Die zahllosen Kirchendiener will man wo möglich ganz abschaffen und dem Volk wiedergeben, die geistlichen Vorschulen und Seminare zu Bürgerschulen und Gymnasien für alle Stände erweitern, das gesammte kirchliche Unterrichtswesen aus den Fesseln des heiligst-dirigirenden Synod befreien und dem Ministerium der Volksaufklärung unterordnen, — mit einem Wort freie Bahn schaffen und eine radikale Umgestaltung der kirchlichen Zustände und Einrichtungen herbeiführen.

Die durch eine uralte Tradition geheiligte Machtstellung der höheren Geistlichkeit und das Ansehen, welches dieselbe bei dem niederen Volk genießt, sind nicht die einzigen, nicht einmal die vornehmsten Hindernisse, welche den reformatorischen Absichten, mit denen die Regierung sich trägt und welche durch die gebildeten Klassen einstimmig unterstützt werden, — im Wege stehen; die Hauptschwierigkeit ruht in der Richtung, welche der russische Volksgeist überhaupt genommen hat und die — weil von nationaler Selbstüberschätzung und Ausschließlichkeit ausgehend, ihrem Wesen nach jede wirkliche Reform und innere Wiedergeburt zur Zeit unmöglich macht. Die Ansprüche auf eine unbeschränkte Herrschaft und Präponderanz der griechisch-orthodoxen Kirche in katholischen und protestantischen Provinzen sind unvereinbar mit einer energischen Verurtheilung der gegenwärtigen Beschaffenheit derselben. Es ist unmöglich, mit einer Hand das vorhandene Gebäude zum Behuf eines vollständigen Neubaus nieder-

zureißen und mit der anderen die Mauern dieses Gebäudes bis tief in fremdes Gebiet hinein zu erweitern. In einem Athem das russisch-kirchliche Leben bankerott erklären und für die Institutionen desselben die Weltherrschaft ansprechen, sind Widersprüche, zwischen denen keine Vermittelung möglich ist. Das thatsächliche Verhältniß ist buchstäblich dieses, daß die bestehenden Einrichtungen der griechischen Kirche in der einen Hälfte des Reichs umgestaltet und reformirt, und gleichzeitig in der andern als Grundlagen einer neuen Ordnung und als Bollwerke national-russischer Entwickelung befestigt und canonisirt werden sollen: dieselben Popen, die der russische Liberalismus in seiner Heimath als Knechte einer bildungsfeindlichen, selbstsüchtigen Hierarchie verachtet und bemitleidet, sendet er als Culturpioniere in den Westen, um mit ihrer Hülfe die Länder der polnischen Krone und des alten livländischen Ordensstaats zu russischen Gouvernements nach dem Muster von Wjätka und Kaluga zu machen, und es geschieht häufig genug, daß ein russisches Journal auf der einen Seite die Vorzüge des Protestantismus vor den russisch-kirchlichen Institutionen preist und auf der anderen von der Mission der „Rechtgläubigkeit" unter polnischen Katholiken und protestantischen Letten und Esten fabelt.

Derselbe Widerspruch findet sich auf allen Gebieten des russischen Lebens wieder. Seit das Nationalitätsprincip in Rußland an die Stelle des Humanitätsprincips der ersten Regierungsjahre Alexander's II. trat, ist die russische Reform in Frage gestellt, um ihre Energie und Einheitlichkeit gebracht worden — es ist unmöglich auf einem und demselben Wege für sich selbst die Freiheit, für Andere die Unfreiheit zu finden, mit denselben Mitteln hier eine Entwickelung auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse, dort den Tod alles organischen Lebens herbeizuführen. Der Glaube an die providentielle Bestimmung des russischen Volks zu einer von der allgemeinen Culturentwickelung abweichenden Bildung und zu der Herrschaft über die, angeblich in vollständiger Zersetzung begriffene, occidentale Welt hat den Ernst des reformatorischen Strebens gebrochen, Regierung und Nation um die Fähigkeit einer fruchtbaren Kritik der überkommenen Zustände gebracht. Jede einschneidende Reformmaßregel wird durch die Rücksicht auf ihre mögliche Wirkung auf die westlichen Reichstheile gehemmt und um ihr bestes Theil gebracht, jedes freie Wort erstirbt auf den Lippen derer, denen der Gedanke an die Nothwendigkeit einer Vernichtung fremder Freiheit über alle übrigen Gedanken geht, jede Berufung des Volks zur Mitwirkung an dem großen Werk der inneren Neugestaltung wird unmöglich, so lange das herrschende System den leblosen Gehorsam von Millionen seiner Bürger zur Voraussetzung hat. Ein freies

Rußland und ein geknebeltes Polen können nicht unter einem Dache wohnen, derselbe Herrscher kann nicht hier als liberaler Reformator und Volksführer, dort als Despot auftreten — die russische Reform ist durch das Wiederauftauchen der polnischen Frage in einen Engpaß gezwängt worden, aus dem sie den Ausweg nicht finden wird, so lange die Vernichtung alles nicht-russischen Lebens in den Westprovinzen ihre Devise bleibt.

Der Bonapartismus.*)

II. Die Zeit der parlamentarischen Versuche.

In einem freundlichen Weinberge meiner Heimath steht ein Lusthaus, wo einst Schiller an dem Don Carlos geschrieben haben soll. Hunderte von andächtigen Fremden betrachten alljährlich das dreieckige Loch in der Diele, das dem Dichter als Papierkorb diente. Eines Tages ward unter erhebenden Weihereden eine Schiller-Eiche und eine Schiller-Linde vor die Thür gepflanzt, ein Schiller-Album aufgelegt, eine Schiller-Tafel in die Mauer eingelassen. Nur einige Eingeweihte wohnten mit gemischten Empfindungen der schönen Feier bei. Sie wußten, daß dies Haus erst zwei Jahrzehnte nach des Dichters Tode erbaut ward, doch sie schwiegen, und auch diese Zeilen hegen keineswegs die Absicht, den frommen Wahn der Gläubigen zu stören. Wohl die Meisten unserer Leser werden an ähnlichen Erlebnissen erprobt haben, wie mächtig das berufene mythenbildende Princip mitten im lichten neunzehnten Jahrhundert selbst unter den Gebildeten wirkt. Diese alte lustige Erinnerung kommt uns unwillkürlich in den Sinn, da wir versuchen einen der folgenreichsten Fälle moderner Mythenbildung zu schildern. Frankreichs jüngste Geschichte spielt zum guten Theile in den Reihen des vierten Standes. Nach dem Sturze des ersten Kaiserreichs lebt der Bonapartismus fort in dem Gemüthe und vornehmlich in der Phantasie der Massen des französischen Volks. Wenn wir schon von den Herzensgeheimnissen der niederen Stände unserer eigenen Nation mehr errathen als begreifen, so stehen wir vollends unschlüssig vor dem Räthsel, wie einer fremden Nation allmählich ein gehaßter Wür-

*) Vgl. Preuß. Jahrb. Bd. 16 S. 197.

ger liebenswerth, ein harter Zwingherr als ein Gott erschien. Die elementaren Kräfte des Volksinstinktes sind hier thätig; wir müssen uns mit wenigen Andeutungen begnügen und im Uebrigen verweisen auf die uralte Erfahrung, daß es allein den Priestern und den Feldherren gelingt volksthümliche Helden im vollen Sinne zu werden. Nur dem Helden des Glaubens und dem Helden des Schwertes, nicht dem Staatsmanne, nicht dem Dichter und Denker, ist jene höchste Volksgunst beschieden, welche die Millionen begeistert und der Sage die Lippen löst. Die Beschränktheit, die Unsicherheit alles historischen Wissens tritt uns bei solchen Stoffen sehr niederschlagend vor die Seele. Nicht blos das Urtheil über Recht und Unrecht vergangener Kämpfe ist, wie sich von selbst versteht, in einer ewigen Umbildung begriffen; auch die Frage, was merkwürdig, was beachtenswerth war unter dem Geschehenen, wird von den Nachlebenden anders beantwortet als von den Zeitgenossen. Wie eine öffentliche Bibliothek, wenn sie ihrem Zwecke ganz entsprechen will, nahezu Alles enthalten muß was gedruckt wird, weil kein Lebender ahnen kann, ob nicht die müßigen Träumereien eines verspotteten Thoren der Nachwelt in einem noch unbekannten Ideenzusammenhange als lehrreich erscheinen werden, so sollte die Geschichte auch Alles überliefern, was im Volksleben geschieht. Aber wir kennen leider in der Regel nur, was die schreibenden Zeitgenossen für denkwürdig hielten, und willig würden wir heute die Kenntniß so mancher weiland vielbesprochenen Kammerdebatte dahingeben, wenn wir sicherer wüßten, was die Mütterchen am Spinnrocken ihren Enkeln von dem großen Kaiser erzählt, was die Bauern der Provinzen über die Bourgeois-Minister Ludwig Philipp's geklagt haben.

Wir haben zu schildern, wie durch die stille unbewußte Arbeit der nationalen Phantasie die napoleonische Legende sich ausbildete, und gleichzeitig die bewußte Thätigkeit der Napoleoniden die Wiederherstellung des Kaiserreichs vorbereitete. Wir müssen ferner betrachten, wie die Verwaltungsordnung Napoleon's sich als der lebenskräftigste Theil des französischen Staatswesens bewährte, und endlich fragen, warum die Nation unter dem constitutionellen Systeme keine Beruhigung fand. Die parlamentarischen Versuche der Franzosen verdienen keineswegs jene Gleichgültigkeit, welche man ihnen heute in Deutschland gemeinhin erweist. Vielmehr erscheinen hier manche jener politischen Kräfte, welche auch bei uns Deutschen dem parlamentarischen Staate entgegenwirken, in einer Klarheit und Bestimmtheit, in einer typischen Anschaulichkeit, wie nirgendwo sonst. Eine büreaukratische Amtsordnung, härter und despotischer als die deutsche, steht unvermittelt den revolutionären Gedanken gegenüber, die sich hier gleichfalls energischer als bei uns entfalten. Besitzende und Besitzlose,

Bauern und städtische Arbeiter kämpfen hier offen für ihr Klasseninteresse zu einer Zeit, da diese gewaltigen socialen Gegensätze bei uns noch schier bewußtlos nebeneinander hinlebten. Und während bei uns der Kampf um die Einheit der Nation alle Parteigegensätze überherrschte und die Angst vor dem nationalen Gedanken die ultramontanen und feudalen Parteien zum Bündniß mit den kleinen Kronen trieb, war in Frankreich die Frage der nationalen Einheit längst glücklich gelöst; in einfacheren und größeren Verhältnissen dürfen jene Parteien ihre innerste Natur entschleiern, sie treten auf als Feinde der Monarchie.

Wenn auch das Ergebniß dieser Betrachtungen nicht anders als sehr niederschlagend sein kann, so verwerfen wir doch den Hochmuth so vieler englischer und leider auch deutscher Politiker, welche um dieser erfolglosen parlamentarischen Kämpfe willen dem französischen Volke kurzweg die Befähigung zur politischen Freiheit absprechen. Ist es dem Christenthum gelungen, über so viele unchristliche Naturanlagen der Völker Europas zu triumphiren, so sollen wir auch nicht lassen von der Hoffnung, daß ein wahrhaftig bescheidenerer Fortschritt der Gesittung, die geordnete Theilnahme der Regierten an der Leitung des Staates, sich überall im Welttheile verwirklichen muß, wenn auch die Formen dieser Freiheit zum Heile der Welt ein sehr verschiedenes nationales Gepräge tragen werden. War jenes verschüchterte, des öffentlichen Lebens ganz entwöhnte deutsche Kleinbürgerthum, dem Stein die Städteordnung schenkte, etwa besser vorgebildet für die Selbstverwaltung, als die heutigen Franzosen? Und doch wuchs in diesen Kreisen das lebensvolle gesunde Gemeindewesen empor, welches wir als den bestgesicherten Theil deutscher Volksfreiheit preisen. Wie heftig und mit wie gutem Rechte haben wir deutschen Patrioten gezürnt, wenn uns vor einem Jahre noch die Fremden, hinweisend auf eine halbtausendjährige Zersplitterung, die Ewigkeit der deutschen Kleinstaaterei weissagten!

Nein, die Frage der Freiheit ist nicht eine Frage der Rasse. Doch allerdings glauben wir, daß keinem der großen Culturvölker der Weg zur vernünftigen Freiheit durch die Nachwirkung alter Schuld so sehr erschwert wird wie den Franzosen. Die Geschichte ist nichts für Sanguiniker; wie sie den Segen großer Thaten gnädig noch auf ferne Geschlechter ergießt, so sucht sie auch die Sünden der Väter an den Söhnen heim, langsam vergessend, mit einer unversöhnlichen Härte, wovon die flache Gutmüthigkeit sich nichts träumen läßt. Wer nicht gesehen hat, wie bei Königgrätz der große Friedrich mitten unter seinen Preußen stand, wer nicht begreift, daß die alte Todsünde des Rheinbundes sich noch heute an dem Volke unseres Südens bestraft, der hat kein Auge für den tiefsinnigen Zusammenhang der geschichtlichen Dinge. Frankreich vornehmlich weiß von der

Unsterblichkeit der historischen Schuld zu erzählen. Mirabeau ist darum eine so tragisch erschütternde Erscheinung, weil sich in seinem Leben das Schicksal seines Volkes widerspiegelt: wie sich der Schatten seiner wüsten Jugend zwischen Mirabeau und die Krone drängte und ihn hinderte, zur rechten Zeit die rechte Stelle zu gewinnen, so hat auch die Nation deshalb ihre erste Revolution nur halb vollendet, weil sie auf ihren Schultern die Last einer schuldvollen Vergangenheit trug, weil ihr unter dem Drucke des alten Regiments die schlichten Tugenden des Bürgers verloren waren. Aehnlich heute. Kein denkender Statistiker bezweifelt, daß die höchst unerfreulichen körperlichen Verhältnisse der französischen Bevölkerung, ihre geringe Fruchtbarkeit, die Ueberzahl der Schwachen und Krüppel, wenn auch nicht den einzigen, so doch einen wesentlichen Grund haben in den Kriegen des ersten Kaiserreichs, welche die gesunde männliche Jugend auf die Schlachtbank führten. Mit leichter Mühe wird der Historiker auch in dem politischen Leben die dauernden Nachwirkungen jener stürmischen Jahre auffinden: die anarchischen Gelüste der Revolutionszeit, die despotischen Gewohnheiten des Kaiserreichs und vor Allem den noch immer unversöhnten Haß der alten Parteien. Wir trauen unseren Nachbarn die Kraft zu, diese schlimme Erbschaft alter Zeiten dereinst über Bord zu werfen. Die Nation hat mit unbegreiflicher Lebenskraft krampfhafte Erschütterungen überstanden, welche die meisten anderen Völker vernichtet hätten; ihre wirthschaftlichen Verhältnisse liegen heute unvergleichlich günstiger, ihre sittlichen Zustände zum Mindesten nicht schlechter als unter dem alten Regime oder dem ersten Kaiserreiche (denn in so feinen Fragen soll man billig ein Volk nur mit sich selber vergleichen). Selbst jene nationale Untugend, welche den Gegnern als Beweis der Unverbesserlichkeit der Franzosen dienen muß, die rastlose Neuerungssucht, erscheint dem scharfen Blicke in einem milderen Lichte, sobald wir erkennen, daß der französische Staat sich in fünfzig Jahren weniger verändert hat als das Gemeinwesen irgend eines anderen Culturvolkes. Noch besteht kein Grund an der politischen Kraft der Franzosen zu verzweifeln, doch nur der Leichtsinn kann das Einlenken des Staates in die Bahnen verfassungsmäßiger Freiheit schon in einer nahen Zukunft erwarten.

Noch immer verfällt jedes bestimmte Urtheil über Frankreichs alte Regierungssysteme dem Zorne der Parteien. Auf die Gefahr hin legitimistisch gescholten zu werden wagen wir die Behauptung, daß Frankreich niemals in unserem Jahrhundert glücklichere Tage gesehen hat als unter der Restauration. Nachdem die blutige Wildheit der weißen Schreckenszeit

verraucht war und die Krone erkannt hatte, daß der Schlachtruf der Emigranten vive le roi quand même von den gefährlichsten Feinden der Monarchie ausging, tritt die Nation zum ersten Male in den vollen Genuß jener Segnungen der Revolution, die ihr die Rohheit der Schreckensherrschaft, die Ausnahmegesetze des Directoriums und des Kaiserreichs bisher verkümmert hatten. Als endlich die Heere der Verbündeten das Land verlassen, da bietet sich ein Schauspiel, wie wenn der Floßrechen über dem aufgestauten Gebirgsbache geöffnet wird: dies Geschlecht, das in der großen Drillanstalt des Kaiserreichs grundsätzlich belehrt worden Kunst und Wissenschaft zu mißachten und um den Staat nicht zu sorgen, entfaltet plötzlich eine verschwenderische Lebenskraft auf allen Gebieten des Schaffens und des Denkens. In den verwaisten Salons regt sich wieder das holde Spiel der schönen Geselligkeit, eine Welt des Witzes und der Anmuth, die unsere von Politik und Genußsucht zermarterte Gegenwart nicht mehr kennt. Die kecken Neuerer der Romantik beginnen ihren lärmenden Kampf, sie befreien Frankreich endlich von dem Banne der akademischen Regeln, und selbst die katholische Phantasterei der jungen Schule steht diesem romanischen Volke natürlich zu Gesicht. Gleichzeitig erheben sich die besten Namen, die Frankreichs bildende Kunst seit Poussin gekannt hat, und auf dem Gebiete der politisch-historischen Wissenschaft wächst ein fruchtbares neues Geschlecht heran, zugleich fleißig und geistreich, gelehrt und den Kämpfen der Gegenwart zugewendet. Mit welcher Freude spricht selbst der alte Goethe, den politische Sympathien nicht berührten, zu seinem Eckermann von dem ersten Auftreten Mignet's und Guizot's. Allen diesen jungen Talenten winkt jener beneidenswerth rasche, durchschlagende Erfolg, den unser zersplittertes Leben dem Deutschen versagt. Es war ein durchaus freiwilliges Erwachen der Geister: der Hof der Bourbonen weiß nur durch Geldspenden die Kunst zu fördern, ihrem Wesen steht er ebenso roh gegenüber wie einst Napoleon. Handel und Wandel empfinden wieder die unermeßliche heilende Kraft des Friedens; noch bleiben die tiefdunklen Schattenseiten des neuen industriellen Lebens den Meisten verborgen, die Socialisten werben nur eine kleine Gemeinde von Gläubigen.

Unter ihren Staatsmännern hat die Restauration Namen aufzuweisen wie Villèle und Louis, Deserre und Martignac, die Frankreich jederzeit sobald der Parteihaß schweigt mit Ehren nennen wird. Sie tragen rasch die harte Kriegsschuld ab und ordnen musterhaft die Finanzen, sie reorganisiren das geschlagene Heer und schaffen von Neuem die verlorene Flotte. Die Unverletzbarkeit des Hauses und des Eigenthums, die persönliche Freiheit war besser gesichert als unter irgend einem früheren Regimente. Eine edlere, dauerhaftere Eroberung, als der Siegesrausch des Kaiserreichs, schien jetzt

den Franzosen zu gelingen, da ihre Charte weithin auf dem Festlande wie der Katechismus des Vernunftrechts angesehen ward, da die Liberalen aller Länder aus der Minerva lernten und jeder Leitartikel eines großen Pariser Blattes als ein Ereigniß galt. Auf den allmächtigen Despotismus Napoleon's war plötzlich ein Königthum gefolgt, dessen Kammern größere Rechte besaßen als das Parlament von England. Sie bewilligten alljährlich sämmtliche Ausgaben und Einnahmen des Staats; kein Ministerium durfte wagen sich gegen den Willen der Kammern am Ruder zu behaupten. Die Welt hallte wieder von den großen Worten der französischen Rednerbühne; und nicht persönlichen Händeln, wie unter dem Julikönigthume, galt dieser Glanz der Beredtsamkeit. Es waren ernsthafte Kämpfe, durchgefochten unter leidenschaftlicher Theilnahme der Nation; von den Wählern erschienen unter der Restauration nie weniger als 84, mehrmals volle 91 Procent an der Urne. Ueber dieser gesammten politischen Bewegung liegt etwas von dem Zauber der Jugend. Die Heftigkeit der Parteikämpfe erscheint als ein Zeichen der Kraft und Gesundheit neben der unnatürlichen Stille des napoleonischen Polizeiregiments. Die Welt glaubte wieder hoffnungsvoll an politische Ideale, starke Parteien aus allen Ständen befreundeten sich ehrlich dem parlamentarischen Wesen, und die es nicht thaten, die unbekehrten Republikaner, die Anhänger Napoleon's, die fanatischen Legitimisten, sahen sich mindestens gezwungen, ihre Unterwerfung unter die Charte zu heucheln. Zweimal, unter der Herrschaft des Centrums um das Jahr 1819 und wieder beim Beginne des Ministeriums Martignac, gewann es den Anschein, als sei die Streitaxt der bürgerlichen Kämpfe begraben, das Erbe der Revolution von den Bourbonen ohne Vorbehalt angetreten, die alte Blutschuld der Dynastie von dem Volke vergessen. Noch gab es alte glänzende Geschlechter von großem Vermögen unter dem Adel; seine Söhne hatten einst auf unzähligen Schlachtfeldern für Frankreich gefochten, jetzt ward die Kammer der Pairs mehrmals von dem Jubel der Massen begrüßt und galt als der Schirm der Rechte des Volks. Es schien nicht unmöglich, daß der Friedensschluß zwischen den alten und den neuen besitzenden Klassen, die sittliche Grundlage der Restauration, dauern werde.

Trotz dieser Lichtseiten fiel die Restauration nicht blos zufällig durch die Thorheiten Karl's X., wie Guizot behauptet, sie war von Haus aus unhaltbar, sie ist der Masse der Nation nie etwas Anderes gewesen als eine verhüllte Fremdherrschaft. In unserem buchgelehrten Jahrhundert wird die praktische Staatskunst nicht allein durch Leidenschaften und mißverstandene Interessen, sondern auch durch wissenschaftliche Irrthümer verleitet. So haben sich jahrelang die deutschen Patrioten in die Irre

führen lassen durch die auf beiden Füßen hinkende gelehrte Vergleichung der Staatenbünde Deutschlands, Amerikas und der Schweiz; so übte damals die wissenschaftliche Erinnerung an das England Karl's II. eine bethörende Wirkung, die uns fast Zweifel erregen kann an dem Segen historischen Wissens. Cromwell's Staatsbau, der immer nur ein Nothdach getragen, stürzte zusammen unter dem Hohnrufe der Nation, ein englischer General rief den legitimen König zurück, bald zerstob die Partei der Republikaner in alle Winde, und erst die gehäuften Sünden der beiden letzten Stuarts trieben das treue Volk wider Willen in eine zweite Erhebung. Wie anders Frankreich. Es ist einfach unwahr, wenn die erbitterten Gegner des Bonapartismus heute versichern, Napoleon sei ebenso sehr durch Frankreich wie durch Europa gestürzt worden. Nahm er im Winter 1813 die unbillig milden Friedensvorschläge der Allirten an, so konnte er noch auf eine lange gesicherte Regierung zählen, und selbst nachdem sein Kaiserhochmuth die fremden Heere auf Frankreichs Boden geführt, war der Haß des Volkes gegen den Würger bei Weitem nicht stark genug, um von innen heraus das eiserne Gefüge des Militärstaats zu zerstören. Es waren die Fremden, die Napoleon stürzten und die Fremden führten die alte Dynastie zurück. Mochten einzelne entlegene Provinzen im Süden und Westen das Lilienbanner mit Freude begrüßen, für die ungeheure Mehrheit der Nation bleibt unbedingt wahr die vielverketzerte Versicherung Manuel's, daß Frankreich die Bourbonen mit Widerwillen empfangen habe. Unsere Nachbarn rühmen sich mit Recht eines Vorzugs vor allen anderen Großmächten: Frankreich besitzt kein Irland, kein Polen, alle seine Provinzen sind mit ganzer Seele französisch. Jetzt aber that sich in diesem einheitlichen Volksthum eine Spaltung auf, schwerer zu bemeistern als der Sondergeist einer Provinz: das Reich zerfiel gleichsam in zwei Nationen, die Sieger und die Besiegten von Waterloo.

Seit den Tagen der beiden Cardinäle hatte sich Frankreich gewöhnt die leitende Macht des Festlandes zu sein. Unter Ludwig XV., da dies Uebergewicht sich bereits merklich geschwächt hatte, war man seiner eigenen Größe noch so sicher, daß die bei Roßbach geschlagenen bourbonischen Offiziere daheim unbefangen das Lob des aufgeklärten Preußenkönigs verkündeten. Wer hätte auch nur geahnt, daß diese Fremden Frankreich je beherrschen könnten? Nachher war in den Coalitionskriegen eine leidenschaftliche Erbitterung gegen das Ausland aufgeflammt, und jetzt folgte auf die glänzende Epoche französischer Weltherrschaft ein von den Fremden eingesetztes Regiment. Noch hatte die Nation nicht verschmerzt, daß der große Krieg um die Herrschaft jenseits der Meere mit dem Siege der germanischen Rasse geendet; jetzt schien auch die festländische Stellung des Reichs gefährdet.

Der zweite Pariser Friede schlägt eine Lücke in Vauban's gefeierte eiserne Grenze, und die Armseligkeit der Diplomaten der heiligen Allianz verhängt, statt Deutschland zu stärken, über Frankreich den unvergessenen Schimpf der fremden Besatzungen. Und, um das Maß der Schande zu füllen, bei allen Niederlagen hatte das kleine mißachtete Preußen das Größte geleistet! Selbst Chateaubriand wagte nicht die Preußen zu vertheidigen, und noch jetzt reden die landläufigen Geschichtsbücher der Franzosen von unseren Siegen wie von einem Unrecht, einer unverzeihlichen Unverschämtheit, während sie die Siege der Briten, der Russen, der Oesterreicher nur als Unglücksfälle beklagen. Unter so schweren Erfahrungen bildet sich eine neue Sinnesrichtung in der Seele der Nation. Dies gastfreieste Volk Europas, das die Fremden höflich aufnimmt ohne sie je als Fremde zu behandeln, zeigt von jetzt an häufig Anfälle eines rauhen und wilden Fremdenhasses; ein feindseliger Ton gegen das Ausland durchklingt die gesammte Presse jener Epoche. Noch im Jahre 1822 wollte Paris eine englische Schauspielergesellschaft nicht spielen lassen, hundertmal jubelte man den Versen zu jamais en France l'Anglais ne règnera, und auch heute fällt es leicht durch die Worte étranger und Prussien den französischen Bauer in Harnisch zu jagen. Und wer waren die Glücklichen, welche das gehaßte Ausland an das Ruder des Staates führte? Die Emigranten, jenes ruchlose adliche Gesindel, das für sein Standesrecht das Schwert gegen das Vaterland gezogen. Ein grenzenloser Haß lebte in dem Volke wider diese Verräther, jede Gemeinschaft mit ihnen entehrte; es ist Guizot nie verziehen worden, daß er während der hundert Tage nach Gent zu den Emigranten reiste. Auch für diesen Instinkt der Massen hatte Napoleon ein feines Gefühl bewiesen; schon bei seinem ersten italienischen Kriege schreibt er dem piemontesischen Feldherrn, die Anwesenheit dieser Vatermörder beflecke die Ehre des feindlichen Lagers, und später erinnert er immer wieder daran, daß nie ein Napoleonide die Waffen gegen Frankreich geführt und selbst der General Beauharnais die Guillotine der Emigration vorgezogen habe. Keine Macht der Welt vermochte diese finsteren Erinnerungen zu verwischen. Jener parlamentarische Sturm, der mit der Ausstoßung Manuel's endete, ward erregt, weil Manuel — an die Invasion erinnerte. Er hatte damit den blutigen Schatten beschworen, der sich zwischen die Nation und die Regierung stellte.

Bekanntlich hat Ludwig XVIII. sich keineswegs als jener Sklave der Fremden erwiesen, wofür die erbitterte Opposition ihn ausgab. Obwohl er noch bei der Abreise aus England zu dem Prinzregenten die unwürdigen Worte sagen konnte: „ich verdanke meinen Thron nächst Gott diesem glorreichen Lande," so fehlte ihm doch nicht gänzlich der Sinn für die

Ehre seines Staats. Nicht am wenigsten seinen Bitten verdankte das Land die milden Satzungen des ersten Pariser Friedens. Dann versucht er, natürlich zum Schaden Deutschlands, den Staat aus seiner Vereinsamung zu reißen, und auf dem Wiener Congresse gelingt ihm jenes Bündniß gegen Preußen und Rußland, das für die Gewandtheit der bourbonischen Politik ebenso ehrenvoll wie für Oesterreich und England unrühmlich war. Nach der zweiten Herstellung der Bourbonen, da das Ansehen der Dynastie nach außen bereits tief gesunken war, bemüht er sich doch mit Erfolg Frankreich von den fremden Garnisonen zu befreien. Indeß blieb die diplomatische Lage des Staates eine sehr gedrückte: man hatte die geschlossene Coalition der Ostmächte gegen sich und nur zu wählen zwischen der Isolirung und dem Kriege gegen die Uebermacht. Noch auf dem Aachener Congresse beschlossen die Ostmächte sofort mit den Waffen einzuschreiten, sobald sich in Frankreich die Auftritte des Jahres 1789 erneuerten. Blieb auch dies Protokoll geheim, so pflegt doch in Fragen der nationalen Ehre der Instinkt der Massen selten zu irren. Das Volk empfand, daß dies stolze Frankreich unter der polizeilichen Aufsicht der heiligen Allianz stehe, und nur zu bald sollte jene Weissagung sich erfüllen, die Wilhelm v. Humboldt beim zweiten Pariser Friedensschluß aussprach: Frankreich werde nie zur Ruhe gelangen, so lange Europa es zu bevormunden wage.

Nur eine kühne begabte Regierung, die sich Eines wußte mit der Nation, konnte den Staat aus dieser demüthigenden Lage retten. Die Bourbonen aber wollten und konnten sich nie ein Herz fassen zu ihrem Volke, ja unter Karl X. tritt das Mißtrauen gegen die Heimath der Revolution ganz schamlos hervor: „ich fühle mich gänzlich als ein Schweizer," sagt der verblendete Fürst zu seiner Schweizergarde. Der große Haufe der Emigranten treibt nach wie vor die alten niederträchtigen Ränke, er fährt fort um die Hilfe des Auslands zu flehen und sein Vaterland bei den Fremden zu verklagen. Bergasse, derselbe Thor, der einst den Rathschlägen Mirabeau's am Hofe entgegen gewirkt hatte, überreicht im September 1820 dem Czaren eine Denkschrift: Frankreich sei der Heerd aller europäischen Verschwörungen, das Haus der Kapetinger als die älteste Dynastie das Hauptziel der Parteiwuth; ein Congreß thue noth, der feierlich die Lehren des Atheismus und des Umsturzes verbanne u. s. f. Auf dem Congreß von Verona erscheint Graf Jouffroy als Vertreter eines sogenannten royalistischen Comités und verlangt, daß die Ostmächte das Pariser Cabinet von seiner liberalen Schwachheit heilen; Villèle müsse fortan als ein Minister der heiligen Allianz handeln, nicht blos als Mi-

nister von Frankreich.*) Wenn dies vaterlandslose Treiben in dem Pavillon Marsan gehegt ward, wen darf es dann verwundern, daß während des spanischen Krieges im Volk das unsinnige Mährchen erzählt ward: der König will die Armee entfernen, damit unterdessen die Alliirten einfallen und die Vollgewalt der Krone herstellen!

In solcher Lage vermochten selbst die begabteren Staatsmänner der Restauration nicht, große positive Ziele in der auswärtigen Politik zu verfolgen; man lebte am Tage den Tag. Während der ersten Jahre des heiligen Bundes handeln nur Rußland und Oesterreich als große Mächte, nachher tritt Canning, nicht das Haus Bourbon, der Uebermacht des Ostens selbständig gegenüber. Die Bourbonen blieben der gewaltthätigen Tendenzpolitik der heiligen Allianz gemeinhin fern. Aber das glücklich hergestellte gute Einvernehmen mit England wurde doch nicht zu einer wirksamen Allianz der Westmächte; denn zwischen England und Frankreich stand die orientalische Frage, und eine Politik des Liberalismus im großen Stile war der legitimsten aller Dynastien unmöglich. Das Cabinet fühlte wohl, daß Frankreich die chronische Intervention Oesterreichs in Italien nicht dulden dürfe; schließlich überwog doch die Furcht vor der Revolution, man begnügte sich das bedrohte Erbrecht Karl Albert's von Carignan in Schutz zu nehmen. Dann schien der spanische Krieg eine Erneuerung der glänzenden Tage altbourbonischer Familienpolitik zu bringen; Chateaubriand rühmte sich die Herrschaft Frankreichs bis zu den Säulen des Hercules ausgedehnt und in wenigen Wochen vollendet zu haben, was Napoleon in vielen Jahren nicht erreichte. Am letzten Ende erwies sich das lärmende Unternehmen als erfolglos; man hatte lediglich die herrschsüchtige Kriegslust der Nation aufgestachelt und einem Jeden nahe gelegt, die wohlfeilen Lorbeeren der Lilienfahne mit dem Ruhme der Tricolore zu vergleichen. Uns Deutschen ist — mit einziger Ausnahme der Republik, welche in europäischen Fragen überhaupt keinen Willen hatte — keine französische Regierung dieses Jahrhunderts ein treuer, redlicher Nachbar gewesen, und dies Verhältniß wird vermuthlich fortwähren, so lange unser rheinischer Bauer den Franzosen Charlemagne Nächtens den Rhein entlang schreiten und die deutschen Reben segnen sieht, so lange unser Volkslied von dem Zauberringe der Fastrade singt und sagt. So ließ denn auch die Restauration in der Stille ihre bösen kleinen Künste gegen Deutschland spielen. Man gab dem

*) Obwohl diese Aufsätze nicht beabsichtigen neue Thatsachen zu erzählen, sondern lediglich den Zweck verfolgen, das Urtheil über einige Punkte der neuen französischen Geschichte zu berichtigen, so habe ich doch für Frankreichs Beziehungen zum Auslande einige ungedruckte Quellen benutzt. Die oben genannten beiden Denkschriften, bekanntlich nicht die einzigen ihrer Art, befinden sich in Abschriften in dem Carlsruher Archiv.

König Wilhelm von Würtemberg gute Worte, wenn er nach Paris eilte, um über die Herrschsucht der deutschen Großmächte zu klagen; man arbeitete heimlich gegen unsere werdende Handelseinheit und unterstützte den mitteldeutschen Handelsverein, welchen Sachsen und Hannover dem preußischen Zollvereine entgegenstellten. Doch nimmermehr mochten solche kleine Ränke dem nationalen Wahne genügen. Das Verlangen nach den natürlichen Grenzen stand dem Volke fest als ein heiliges Recht, es offenbarte sich im Kleinsten wie im Größten, in den Moden des Tages — man trug damals den Haarputz chemin de Mayence — wie in den Klagen der Opposition. Als endlich Polignac, von Rußland verleitet, den Gedanken eines Rheinfeldzugs aufnimmt, da ist die Nation für einen Augenblick gänzlich von den inneren Fragen in Anspruch genommen, der frivole Plan fällt zu Boden.

Am Meisten erbitterte das Verhältniß des Hofes zu Rußland. Die herrschende Stellung, welche Pozzo di Borgo in den ersten Jahren der Restauration, dann wieder unter Karl X. behauptete, war Frankreichs unwürdig; selbst deutsche Diplomaten der conservativen Schule fanden, man wisse nicht, ob Pozzo der Minister Rußlands oder Frankreichs sei. Und dies in einem Augenblicke, da die orientalische Krisis durch periodische Entladungen den Frieden der Welt bedrohte! Man wollte die von Altersher befreundete, durch Frankreich zuerst in das europäische Staatensystem eingeführte Türkei keineswegs preisgeben. Aber man mochte auch nicht der philhellenischen Schwärmerei der liberalen Welt widerstehen und man wollte noch weniger in dem die orientalische Frage beherrschenden Antagonismus von Rußland und England Partei ergreifen für England, das am Bosporus den Ganges vertheidigte. So lockte Rußland, das dort im Osten allein das Terrain kannte, den Pariser Hof aus einer falschen Stellung in die andere; die Türken werden bei Navarin verrathen, die nationale Kriegslust wieder einmal aufgeregt durch den unblutigen Siegeszug auf Morea, und am Ende — ist die Türkei durch den Abfall der Griechen geschwächt und Rußland dringt ungehindert über den Balkan. Ueberschauen wir diese fruchtlose europäische Politik der Bourbonen, so verstehen wir leicht, warum damals die Franzosen zürnend mit Casimir de la Vigne sangen: ces esclaves d'hier, aujourd'hui nos tyrans! — und der Refrain: en France soyons Français als ein Unglimpf gegen die Bourbonen galt.

Schon diese Verhältnisse würden den Sturz der Bourbonen erklären. Einer Herrschaft, die für fremd gilt, zu gehorchen wirkt entsittlichend, und es ist eine alte Erfahrung, die den Völkern des Westens zur Ehre gereicht, daß eine schwächliche Haltung des Staates nach außen bei ihnen immer

einen Hebel der Revolution gebildet hat. Die Restauration nannte sich gern eine Monarchie der Tradition, und Ludwig's XVIII. erstes Manifest versprach die unterbrochene Kette der Zeiten wieder anzuknüpfen. Eine Monarchie der Tradition in einem Volke, das gar keine historischen Ueberlieferungen mehr besaß, das die Kette der Zeiten mit vollem Bewußtsein zerbrochen hatte! Was über die Tage des Bastillesturms hinauslag, war den Massen eine finstere Zeit der Willkür und des Junkerhochmuths, nichts mehr davon übrig als ein grenzenloser Haß. Wer fragte noch nach den Kreuzfahrerthaten der La Tremouille und Montmorency? Nach dem Erwachen des Volks, in den Tagen der Vernunft und des Menschenrechts, in der Zeit der Siege hatten Männer des dritten und des vierten Standes an der Spitze der Nation gestanden, und eben diese Zeit, die dem Volke die ganze Geschichte Frankreichs war, wollte der König aus seinem Gedächtniß streichen! Es war ein Gegensatz zweier durch eine Welt getrennter Zeitalter. Das Land spottete und höhnte, als seine Könige wieder Kröpfe heilten, als die Oriflamme und das heilige Salb-Oel Chlodwig's und die Edelknaben und die grauen Musketiere und alle die morschen, verschlissenen Prunkgewänder der dynastischen Rumpelkammer zur Schau gestellt, als das vive Henri IV., die charmante Gabrielle abgespielt wurden vor einem Volke, dem die berauschenden Töne des Marseillermarsches noch im Ohre gellten. An welchen Bildern das Herz des Volkes hing, das mochte man erkennen, da General Foy unter brausendem Beifall die Tricolore für Frankreich zurückforderte. Nicht blos der Spott, eine schwere berechtigte Sorge ward unter den Denkenden rege, als der König die Charte, welche die Natur der Dinge ihm entriß, freiwillig kraft königlichen Rechtes schenkte und zu diesem seines Bürgerrechts frohen Volke wieder als zu getreuen Unterthanen zu reden wagte. Wenn die Nation den Kopf schüttelte zu Ludwig dem Dicken und Ludwig dem Heiligen und den anderen erlauchten Ahnen, die der König gern im Munde führte, so hatten manche Mitglieder des Königshauses nie ein Wort gehört von dem Marschall Ney, und selbst die Besseren der Emigranten, wie Richelieu, standen rathlos, bis zum Lächerlichen unwissend in diesem jungen Frankreich, das sie in fünfundzwanzig Jahren ungeheurer Wandlungen nicht mehr betreten hatten.

Dieser Gegensatz der Weltanschauung ward verschärft durch die noch weit unheilvollere Feindschaft der Personen. Zu viel des edlen Blutes war vergossen von beiden Seiten, man hatte einander mehr zu verzeihen als Menschen zu vergeben vermögen. Es blieb undenkbar, daß die Brüder des enthaupteten Königs mit den Königsmördern und den Gottesmördern redliche Gemeinschaft halten, es war noch unmöglicher, daß die

Nation Vertrauen gewinnen sollte zu diesem Adel, der weiland den König Ludwig XVI. als einen Helfer der Revolution zu entthronen dachte und dann nach vergeblichen Kämpfen gegen das Vaterland seine Söhne heimsendete, um die Hofämter des Kaisers der Plebejer zu übernehmen. Schon unter dem Directorium hatte der schärfste Kopf des legitimistischen Lagers, de Maistre, die bösen Folgen dieser unheilbaren Verfeindung der Personen vorhergesehen, und jetzt, als der Adel sich wieder anschickte, wie unter Heinrich IV., den König nur als den ersten Edelmann des Landes zu behandeln, und das Wort honneur als eine parole toute à nous in Anspruch nahm, da warnte General Foy: die Dynastie geht unfehlbar zu Grunde, wenn sie sich auf diesen Adel stützt. Selbst die alliirten Cabinette verschlossen sich nicht ganz der Einsicht, daß die neue Zeit neue Menschen verlange, sie dachten beim ersten und vornehmlich beim zweiten Pariser Frieden an andere Throncandidaten, an Eugen Beauharnais u. A. Sogar die bittersten Feinde Napoleon's, wie Stein, erblickten in den Bourbonen höchstens einen Ruhepunkt für das athemlose Land, und als die Thorheiten der Ultras sich häuften', schrieb Metternich: „die Legitimisten legitimiren die Revolution." Mit froher Zuversicht sahen allein die Tories von England dem neuen Gemeinwesen Frankreichs zu, und auch unter ihnen begannen die Einsichtigen schon im Jahre 1818 an der Zukunft der Dynastie zu zweifeln, wie die jüngst veröffentlichten Bände von Wellington's Depeschen beweisen. Die Bourbonen kamen wie alle die ihnen folgenden Regierungen niemals gänzlich über den Kampf um ihr Dasein hinaus, sie mußten, wie alle ihre Nachfolger, immer wieder erklären, die volle Freiheit könne dem Lande erst zu Theil werden, sobald die Grundlagen des Systems allgemein anerkannt seien. Ein kleines, aber lehrreiches Symptom dieser Unsicherheit aller Gewalthaber ist u. A. die außerordentliche Fruchtbarkeit der französischen Münze; jeder neue Herrscher wünschte sein Bild alsbald in Jedermann's Händen zu sehen. An Frankreichs neuester Geschichte mögen unsere Radicalen lernen, daß hinter dem so lächerlich mißbrauchten Worte „angestammtes Fürstenhaus" sich ein ernster Sinn verbirgt: auch für unser demokratisches Geschlecht bleibt eine nationale, mit dem Lande verwachsene Dynastie ein unermeßlicher politischer Segen.

Jedermann weiß, von den wahnsinnigen Reactionsplänen, womit die Ultras den Hof bestürmten, ist nur sehr Weniges in's Leben getreten. Man darf sagen, die Restauration ging zu Grunde weniger an ihren Thaten, als an den Absichten, welche das Volk ihr zutraute. Und daß es so stand, daß Frankreich von dieser Dynastie einen unversöhnlichen Kampf gegen alle köstlichsten Ergebnisse der Revolution erwarten mußte, darin

liegt schon das Verdammungsurtheil über die Wiederherstellung des alten Königthums ausgesprochen. Kaum zurückgekehrt beginnen die Ultras Alles in Frage zu stellen, was dem neuen Frankreich lieb und theuer war. Während der erste Consul die Umwälzung der Besitzverhältnisse weise anerkannt hatte, fordern die Emigranten ihr Eigenthum zurück. Der Kampf endet mit der Auszahlung einer Milliarde an die Emigranten, aber wie diese darin nur eine Abschlagszahlung sahen, so war auch allen Besitzern der Nationalgüter das Gefühl der Sicherheit auf dem wohlerworbenen Boden verloren. Daran schließt sich der Kampf wider das neue Erbrecht. Freisinnig können wir eine Gesetzgebung nicht nennen, welche dem Erblasser die Verfügung über den größten Theil seines Vermögens untersagt, aber demokratisch ist sie ohne Zweifel. Und vor Allem, sie war national, sie galt dem Volke kurzweg als die geschriebene Vernunft. In solchen Fragen, welche das Innerste des Familienlebens und der häuslichen Wirthschaft berühren, steht der Gesetzgeber machtlos neben der volksthümlichen Sitte. Ein großer Theil des ländlichen Mittelstandes dankte sein Dasein den Gesetzen über das Erbrecht und die Theilbarkeit des Grundbesitzes, kein Arbeiter wollte auf die Hoffnung verzichten ein kleines Landgut als die Frucht seines Fleißes zu erwerben. Die demokratischen Anschauungen der neuen Gesellschaft, die Vertheilung der Bevölkerung über Stadt und Land, kurz, mehrere der bedeutsamsten socialen Grundlagen, worauf das neue Frankreich ruhte, standen im Zusammenhange mit diesen Gesetzen. Daß die schweren Leiden, an denen der französische Landbau krankt, keineswegs durch die freie Bewegung des Grundbesitzes verschuldet sind, steht heute allen Unbefangenen fest. An diesen tiefernsten Fragen rüttelt nun die plumpe Faust der Emigrantenpartei, sie fordert geschlossene Güter und wagt endlich den Gesetzentwurf über das Vorrecht der Erstgeburt. Der Entwurf fiel, nur die Begünstigung der Majorate ward erreicht. Aber der Versuch blieb unvergessen; der Bauer ließ sich nicht ausreden, daß der Adel nach der Herstellung der alten Herrenrechte und Frohnden trachte. Der wohlhabende Bürgerstand, dessen Beistand die Rückkehr der Bourbonen erst ermöglicht hatte, sieht sich roh beleidigt durch den Hochmuth der Emigranten, er sieht die freie Aemterbahn gehemmt durch adlichen Nepotismus; auch sein wichtigstes politisches Recht wird gefährdet durch den Lieblingsplan der Ultras, das Wahlrecht an den Grundbesitz zu knüpfen. Die Gewerbtreibenden hören täglich, wie die Royalisten den Ackerbaustaat Frankreich preisen, die Industrie als unsittlich verwerfen, sie fühlen sich bedroht, da jene Rasenden mit dem Gedanken der Herstellung der Zünfte spielen. Es blieb bei den losen Reden, der Staat bewahrte sich jene köstliche Freiheit der Niederlassung und des Gewerbebetriebs, welche selbst das bona-

partische Frankreich dem deutschen Arbeiter bis vor Kurzem als ein Land der Freiheit erscheinen ließ. Dergestalt waren alle wichtigen socialen Interessen aufgescheucht und gereizt; die Krone, schuldlos in den meisten Fällen, galt als verantwortlich für den Unsinn der Emigranten.

Ihre schwersten Fehler beging die Restauration auf dem kirchlichen Gebiete, obgleich auch hier die Schuld der Krone geringer war als die Verblendung fanatischer Freunde. Die Bischöfe des alten Regimes waren ein verweltlichtes Geschlecht, Einige dem Jansenismus, Viele der Encyclopädie zugethan, aber durch Grundbesitz und adliche Verwandtschaft mit dem Lande verbunden und darum patriotisch, sie wachten eifersüchtig über den Rechten des nationalen Episcopats. Dann gründete Napoleon den neuen Priesterstand, eine besitzlose Beamtenklasse, und er schien wirklich seinen offen bekannten Zweck erreicht zu haben: „der Papst soll die Geister unter seiner Hand vereinigen und dann unter die meine stellen.“ Die Kirche zitterte noch unter der frischen Erinnerung an die Göttin der Vernunft, die Priester beugten sich dem Imperator, und noch in den letzten Tagen seiner Macht hoffte Napoleon den Papst in Frankreich zurückzuhalten und Paris zur Hauptstadt der katholischen Welt zu erheben. Nach dem Sturze des Kaisers fühlte die Kirche wieder festen Grund unter den Füßen, und mit Erstaunen erfuhr die Welt, wie von Grund aus der Katholicismus in den Tagen der Leiden sich verwandelt und welch' ein zweischneidiges Schwert die Revolution gegen die Kirche geschwungen hatte. Wie wenig hatte selbst ein Mirabeau seine Nation gekannt, wenn er hoffte, Frankreich zu dekatholisiren! Jetzt bestand ein neuer, ein streng-römischer Katholicismus, beherrscht von einer centralisirenden Richtung, die in solcher Schärfe selbst in den Tagen der Caraffa und Loyola nicht hervorgetreten war. Die Reihen des alten gallikanischen Klerus lichten sich, die junge besitzlose Priesterschaft ist auch heimathlos, sie fragt nichts mehr nach einer Nationalkirche, sie zieht in hellen Haufen in das ultramontane Lager. Frankreich wird der Ausgangspunkt des neu-römischen Geistes. Im Süden kommt es zum offenen Glaubenskriege gegen die Protestanten, die Provençalen vermessen sich Würste zu machen aus Calvin's Blute. Die centralisirte Kirche schmiedet sich eine neue furchtbare Waffe, die bald in ebenso weiten Kreisen und mit derselben demagogischen Kraft wirken sollte, wie einst die Bettelorden: die ultramontane Journalistik. Lamennais war der Erste, der mit der ganzen Gluth bretonischen Glaubenseifers diese Waffe schwang.

Die ultramontane Partei versucht alsbald sich der Staatsgewalt zu bemächtigen. Gleich im ersten Jahre der Restauration wird die Sonntagsfeier verschärft und den Beamten befohlen, sich an den Ce-

remonien der Kirche zu betheiligen. Dann folgt das Verbot der Kirchenschändung bei Todesstrafe und die Wiederherstellung der todten Hand. Endlich wird auch in das wohldurchdachte Rechtssystem der Civilehe eine Bresche geschossen, die Ehescheidung verboten — ein Verbot, das noch bis zur Stunde als eine schreiende Anomalie in der französischen Gesetzgebung besteht. Eine noch weiter reichende Verbildung der Gesetze konnte die Partei weder bei dem ungläubigen Ludwig XVIII. noch bei seinem bigotten Bruder durchsetzen. Dafür waren ihre Empfehlungen allmächtig, der Beichtzettel der unentbehrliche Schlüssel zu jeder Gunst des Staats, bis herab zu der Concession für die Stiefelputzer; man kennt Platen's bissige Verse über den unbußfertigen décrotteur. In beiden Kammern sind Bischofsmützen und Priestergewänder zahlreich vertreten. Die Partei wagt zuletzt die wahnsinnige Verfolgung gegen ein Kleinod der Nation, die aufgeklärte Literatur des achtzehnten Jahrhunderts; Voltaire und Rousseau werden den Leihbibliotheken und Lesecirkeln verboten. Während diese ultramontanen Umtriebe unter den Massen des Landvolks in der Stille eine Saat ausstreuten, die erst in späten Tagen wuchernd aufgehen sollte, wurden die in den Ideen Voltaire's aufgewachsenen gebildeten Klassen auf das Aeußerste erregt. Presse und Rednerbühne hallen wider von Klagen gegen die Tyrannei der Congregation. Der aufgeschreckte Liberalismus greift zu jedem Mittel der Abwehr, er zwingt endlich den König Karl, der sich darum demüthig bei dem heiligen Stuhle entschuldigte, die Charte zu verletzen und die Mitglieder der wiederhergestellten Gesellschaft Jesu vom Lehramte auszuschließen. Auch dann noch bleiben die Gebildeten bei der Meinung, daß eine fanatische Priesterkaste den Staat beherrsche; Pfaffen und Emigranten gruben der Dynastie das Grab.

Mit Alledem haben wir den Grundschaden des constitutionellen Frankreichs noch nicht berührt. Grad heraus, dieser napoleonische Beamtenstaat mit seinem daran gehefteten Parlamente war ein Unding; auch eine nationale Dynastie, ein minder unbotmäßiges Volk konnten in einem mitten durch das Herz gespaltenen Gemeinwesen den Frieden nicht finden. Als der Freiherr v. Blittersdorff im Jahre 1824 Paris besuchte, hörte er überall die Klage: wir haben den Despotismus Bonaparte's, ausgebeutet durch die Emigranten. Aehnlich schrieb damals P. L. Courier über den Bonapartismus: c'est un empire qui dure encore. Die Klage war wohlbegründet; nur irrte man, wenn man die Schuld der bösen Gesinnung der Regierenden zuschrieb; der Fehler lag in den Institutionen selber. Die trostlose Unbelehrbarkeit Guizot's zeigt sich nie greller, als wenn er noch jetzt den alten Irrthum der Doctrinäre wiederholt, das Instrument, die Charte, sei vortrefflich gewesen, nur daß es an geschickten, wohl-

gesinnten Handwerkern fehlte. Wir Jüngeren, durch eine herbe Erfahrung über den Zusammenhang von Verfassung und Verwaltung belehrt, begreifen kaum noch, wie man diesen buntscheckigen Staatsbau, dessen Glieder einander anheulten, als „das englische System" preisen konnte. Es war ein Märchen, wenn die Legitimisten den Schützling des Auslandes als den roi désiré begrüßten; es war nicht minder ein Irrthum, wenn die Constitutionellen den Geber der Charte als den roi législateur feierten. Die Charte verdiente nicht den Namen einer Gesetzgebung; denn an den Fundamenten des neuen Staates, an der Verwaltungsorganisation Napoleon's, änderte sie nichts. Nur der Staatsrath tritt einige seiner Befugnisse an die verantwortlichen Minister ab; doch er bleibt der höchste Gerichtshof für das Verwaltungsrecht im weitesten Sinne, er bleibt das Haupt der Verwaltung und beräth über alle Gesetze und Verordnungen der Krone, er ist wie unter Napoleon die hohe Schule der Verwaltungsbeamten. Alle übrigen Aemter behalten denselben Wirkungskreis, den der Soldatenkaiser ihnen angewiesen. Die Verwaltung steht in absoluter Selbständigkeit den Gerichten, den Kammern, den Regierten gegenüber.

Für die Stellung der Verwaltung zu den Gerichten war es verhängnißvoll geworden, daß die alten Parlamente, die in den gährenden Tagen vor der Revolution als Beschützer der Volksrechte gefeiert wurden, nach dem Ausbruche der Revolution als die Vertreter verhaßter Privilegien galten. Die Nationalversammlung sucht also die Ausführung der neuen revolutionären Gesetze vor den Eingriffen der feindlichen Gerichte sicherzustellen und beschließt (16./24. August 1790): die Richter dürfen niemals die Thätigkeit der Verwaltung stören noch Verwaltungsbeamte wegen ihrer Amtsthätigkeit vor sich laden. Damit war die Emancipation der Verwaltung von den Gerichten, welche die alte Monarchie erstrebt und in der Regel thatsächlich behauptet hatte, zum Gesetz erhoben. Auf dieser Grundlage baut der erste Consul weiter. Als Regel gilt: wer sich durch die Verwaltung verletzt glaubt, und sei es auch in seinen durch die codes gewährleisteten Privatrechten, verfolgt seine Beschwerde in dem geordneten Instanzenzuge der Verwaltung bis hinauf zu dem Minister oder zum Staatsrathe. Gerichtliche Verfolgung der Amtshandlungen der Beamten ist nur zulässig auf Grund der autorisation préalable des Staatsraths; diese Erlaubniß wird gewährt, wenn es sich um Verbrechen der Beamten handelt, in den meisten anderen Fällen versagt. Kein Gericht darf den Competenzconflict gegen eine Verwaltungsbehörde erheben, nur die Verwaltung soll vor den Uebergriffen der Gerichte gesichert werden. Der Verwaltungsbeamte ist lediglich ein willenloses Organ seiner Oberen; der Rechtsgrundsatz, daß

Jeder für seine Amtshandlungen einzustehen hat, wird von dem Staatsrathe nach der „tradition des bureaux“ dahin ausgelegt, daß der Befehl des Vorgesetzten den Subalternen von der Verantwortung für Uebertretungen des Gesetzes entlastet. Das deutsche Amt, dem die politischen Sitten unseres Volks immer einige Selbständigkeit nach oben eingeräumt haben, ist den Franzosen unbekannt. Nehmen wir dazu die eines Großstaats unwürdige kärgliche Besoldung der meisten Beamten in dem theuren Frankreich — was einerseits die nunmehr historisch gewordene Unredlichkeit des französischen Beamtenthums befördert und dadurch die ohnehin kostspielige Verwaltung vertheuert, andrerseits die Abhängigkeit von Oben verstärkt — so haben wir das Bild einer Amtshierarchie, die schrankenloser sich nicht denken läßt.

Es war keineswegs ein Regiment der Willkür, der collegialisch berathende Staatsrath glänzte jederzeit durch Gerechtigkeit und Sachkunde. Aber die Verwaltung giebt sich selber ihre Rechtsordnung, sie legt die Gesetze aus und ergänzt sie nach souveränem Ermessen, sie ist daher von den Gerichten so vollständig losgelöst, wie dies vor Napoleon kein europäischer Fürst gewagt hatte. Die Befugnisse dieser übermächtigen Verwaltung werden erweitert durch die Ausnahmegesetze, welche nach den zahlreichen Verschwörungen dieser gährenden Tage periodisch wiederkehren. Das verhaßte Ausnahmegericht der Prevotalhöfe ist sogar von der Charte ausdrücklich anerkannt. Ja selbst die regelmäßigen Tribunale hatten durch einen Meisterstreich des napoleonischen Despotismus eine Organisation erhalten, welche jeden Widerspruch der Gerichte gegen die Verwaltung auf die Dauer unmöglich machte. Die Gerichtshöfe zerfielen in kleine Commissionen, denen der Justizminister nach Gutdünken ihre Mitglieder für kurze Fristen zuweist. Dies System, das seitdem leider auch in Deutschland Eingang gefunden, wird von der Restauration weiter gebildet; es verstand und versteht sich den Franzosen von selber, daß die für das öffentliche Recht wichtigsten Gerichts-Commissionen nur aus Männern der herrschenden Partei bestehen. Die vielgerühmte Gleichheit erweist sich praktisch als unerträgliche Ungleichheit zum Nachtheile der parlamentarischen Minderheit. Der deutsch-dänische Streit hat uns gelehrt, daß eine herrschende fremde Nation noch schwerer auf die Unterworfenen drückt als eine ausländische absolute Krone; das constitutionelle Frankreich sollte erfahren, daß eine über die Gerichte und die Verwaltung gebietende Partei ihre Macht zum Mindesten ebenso rücksichtslos mißbraucht wie ein Soldatenkaiser. Ganz folgerichtig besitzt das Haupt der Verwaltung, der König, die verfassungsmäßige Befugniß alle jene Ordonnanzen zu erlassen, welche zur Ausführung der Gesetze und zur Sicherheit

des Staates nöthig sind; der Mißbrauch dieses Art. 14 der Charte gab dann den Anlaß zur Vertreibung der Bourbonen.

Ebenso selbständig steht die Amtshierarchie allen Nichtbeamten gegenüber. Jede Action in diesem Staate geht von den staatlichen Soldbeamten aus; es giebt keine Stadtmagistrate im deutschen Sinne, keine von den Gemeinden ernannten oder gewählten Beamten. Allerdings steht neben dem Präfecten der Generalrath, neben dem Unterpräfecten der Bezirksrath, neben dem Maire der Gemeinderath — Collegien von Nichtbeamten, welche sämmtlich aus Listenvorschlägen durch den König oder durch den Präfecten ernannt werden. Aber diese Räthe haben in der Regel nur berathende Stimme oder gar nur ein unmaßgebliches Gutachten; selbst über das Gemeindebudget darf der Gemeinderath nur berathen. Zu beschließen sind sie nur in den seltesten Fällen berechtigt — so über die Verwaltung der Gemeindegüter. Zu handeln, auszuführen kommt allein den Staatsbeamten zu, die nicht als Erste unter Gleichen, sondern als Chefs ihren Räthen gegenüberstehen. Auch die Subalternen werden vom Staate ernannt, die Gehülfen des Maires stehen gleich diesem unter der Verwaltungsordnung des Staatsrathes. In einem solchen Staatsrechte war kein Raum für die Doppelstellung des deutschen Bürgermeisters, der zugleich als Organ der Staatsgewalt und als oberster Vertreter einer unabhängigen Gemeinde gilt. Alle Welt weiß, wie in dieser wundervoll geordneten, schlagfertigen Amtshierarchie ein geisttödtendes mechanisches Formelwesen aufwucherte und die Entscheidung aller wichtigen Verwaltungsfragen in die Hände der Pariser Bureaux gelegt ward. Ferner mußten die natürliche Neigung eines Beamtenthums, in welchem die gesammte Thätigkeit des Staats sich vereinigt, und die fortwährend sich steigernden Ansprüche der Regierten jene Lust des Vielregierens großziehen, welche Tocqueville treffend als administrativen Socialismus bezeichnet hat. Endlich ergab sich aus der reinbureaukratischen Verwaltung das ungesunde Verhältniß des Beamten zum Publicum. Eine Amtsordnung, die jeden Nichtbeamten fernhält, bietet ein allzubreites Ziel dem Argwohn und der alten nationalen Untugend des Neides; es fehlte wenig in jenen Tagen des Parteikampfes, so erschien jeder Beamte als solcher den Regierten verdächtig.

Napoleon hat einmal das Wort fallen lassen: „wenn mir der Krieg nicht unentbehrlich wäre, so würde ich den Neubau Frankreichs mit der Gemeinde beginnen; die Maschine unserer Verwaltung beginnt erst sich zu organisiren.“ Durch solche geniale Gedankenblitze pflegen große Staatsmänner wie große Schriftsteller den Kritikern zu beweisen, daß sie selber die Schwäche ihrer Werke klarer durchschauen als der fremde Tadler. Eine ernstere Bedeutung gebührt der hingeworfenen Rede nicht; der na-

poleonische Staat, der Charakter des Despoten vertrug keine andere Verwaltungsordnung. Nach dem Erscheinen der Charte ließ sich wohl ein tapferes Ankämpfen gegen das furchtbarste und wichtigste Werkzeug des napoleonischen Despotismus erwarten. Aber von wem konnte die Verwaltungsreform ausgehen? Nicht von den Radicalen. Die erste Gemeindeordnung der Revolution, welche der alte Lafayette gern als ein Kleinod „meiner Republik" verherrlichte, war doch zu klärlich die constituirte Anarchie gewesen, als daß sie von einer ernsthaften Partei zurückverlangt werden konnte. Nicht von den Doctrinären. Der bedeutendste Theoretiker der Richtung, Benjamin Constant, spricht freilich als ein geborener Schweizer mit Vorliebe von der Freiheit der Gemeinden, er nennt die Liebe zur Heimath die Quelle der Vaterlandsliebe; doch er hütet sich wohl, die Folgesätze daraus für die französische Politik zu ziehen. Der Masse der Partei fehlte jedes Verständniß für die Selbstverwaltung; „die Charte, die ganze Charte, nichts als die Charte" war das Schlagwort ihrer Weisheit.

Eine ernsthafte Neigung für die Umbildung der Verwaltung bestand allein am Hofe und unter den Emigranten. Noch war unvergessen, daß einst Mirabeau in den Provinzen den Bürgerkrieg gegen die Dictatur der radicalen Hauptstadt entfachen wollte. Die Krone hätte gern einige Keime selbständigen geistigen Lebens in den verödeten Provinzen ausgestreut, gern die legitimistischen Striche des Südens vor den Einwirkungen des ruhelosen Pariser Geistes sichergestellt. Man trug sich mit dem Gedanken, siebzehn Universitäten statt der schwachen von der Pariser Centralanstalt abhängigen Facultäten zu gründen, man ließ den Ueberfluß des Louvres an die Gallerien von Dijon, Marseille, Lyon abgeben. Der Adel haßte das Schreiberregiment der Pariser Commis mit dem alten Hasse des Feudalherrn, er setzte durch, daß die von Napoleon eingezogenen und noch unverkauften Gemeindegüter den Communen zurückgegeben wurden. Aber diesen „Pilgern des Grabes" wird jeder politische Gedanke zur Schrulle, jede Reform zum Hebel ständischer Sondergelüste. Nicht der despotische Geist der neuen Beamtenhierarchie war dem Adel ein Gräuel, sondern ihre Vorzüge: ihre bürgerliche moderne Bildung, die freie Aemterbahn, das gemeine Recht, das sie schützte. Aus den études von Polignac und anderen Geständnissen der Heißsporne der Partei schaut überall die Hoffnung hervor, daß königliche Prinzen und hochadliche Gouverneurs abermals die wiederhergestellten alten Provinzen beherrschen sollen; bereits arbeitete man in der Stille darauf hin, die ständische Gliederung in die General- und Bezirksräthe einzuführen. Damit eröffnete sich die trostlose Aussicht auf eine neue Ligue, eine neue Fronde, auf die Vernichtung der

ruhmvoll errungenen Staatseinheit. Gegen solchen Wahnsinn erhob sich Alles was lebendig und modern war in der Nation. Wie einst der Convent den Vernichtungskrieg gegen die Provinzen geführt hatte, um die Revolution zu vollenden, so mußte jetzt die Nation festhalten an der Dictatur der Pariser Bureaux, um nicht das Werk der Revolution abermals zu gefährden.

Und, gestehen wir es nur, die napoleonische Verwaltung war national. In ihr, in den codes, in der napoleonischen Neugestaltung der Finanzen und des Heeres hatte eine uralte politische Entwickelung den naturgemäßen Abschluß gefunden, während das jung- parlamentarische Wesen vorderhand ein Experiment blieb, hervorgegangen aus naturrechtlichen Theorien und der verständnißlosen Nachahmung des englischen Staats. Das ist kein Zufall, daß jene Sprache, welche den Namen der Souveränetät erfunden hat, den Begriff der Selbstverwaltung gar nicht wiederzugeben weiß. Wie einst die verhaßten, erbarmungslosen beiden Cardinäle dennoch in den rührigsten Elementen der Nation Bundesgenossen fanden gegen den Adel der Provinzen, so wagte auch jetzt keine Partei außer den Ultras ernstlich an dem neuen Beamtenthume zu rütteln, denn sein Lebensgesetz war die Gleichheit. Von Cormenin, diesem positiven und nationalen Geiste, wie Napoleon III. ihn bezeichnend nennt, bis herab auf Laferrière sind alle namhaften Theoretiker des Verwaltungsrechts einig in dem Lobe der nationalen Amtshierarchie. Jahraus jahrein führt der Ehrgeiz und jene Beschränktheit der Vermögensverhältnisse, welche in dem Lande der Erbgleichheit und der lebenslustigen Verschwendung die Regel bildet, eine Fülle junger Kräfte aus den Mittelklassen unter die Candidaten des Beamtenthums. Der Grundadel besaß weder populäres Ansehen noch den guten Willen, die Verwaltung des flachen Landes im Namen des Gesetzes selber zu führen, und bei der gleichmäßigen Vertheilung des Grundbesitzes war die Zahl der Männer, welche solche Ehrenämter übernehmen konnten, sehr klein. Noch waren Bordeaux und Lyon ihres alten Ruhmes froh, Toulouse nannte sich gern die ville reine des Südens und der Marseiller spottete: wenn Paris eine rue Cannebière hätte, so würde es ein Klein-Marseille sein. Aber von solchen Regungen municipalen Stolzes und Dünkels bis zu dem ernsten Willen die Geschäfte der Gemeinde selber in die Hand zu nehmen ist ein weiter Weg. Die kleine Prosa des Gemeindelebens galt wie im achtzehnten Jahrhundert für unwürdig des gebildeten Mannes, den nur die aufregenden Fragen der großen Politik beschäftigen sollten. Die neue Industrie förderte, wie überall in Europa, den materialistischen Sinn unter den Fabrikherren, nahm ihre ganze Kraft für den athemlosen Wettlauf der Speculation in

Anspruch und entfremdete sie dem Gemeindeleben. Die Pariser beobachteten mißtrauisch jede Spur selbständigen Geistes in den legitimistischen Provinzen; sie waren noch immer leicht aufzuregen durch das Gespenst jenes Föderalismus, den einst der Convent blutig bekämpft und die Jacobiner in ihren geschmackvollen Festen als ein erschreckliches allegorisches Weib, Blut speiend, mit Giftschlangen im Haar, durch die Straßen geführt hatten. Von den Bauern galt noch der traurige Ausspruch Turgot's: ein Dorf ist ein Haufe von Hütten und von Einwohnern, die ebenso gleichgiltig sind wie jene. Die Nation war gewohnt die bescheidenen öffentlichen Geschäfte jedes Tags durch Staatsbeamte besorgen zu lassen, sie war napoleonisch in ihren Sitten ohne es selber zu wissen. Das sollte sich offenbaren, als das Ministerium Martignac mit Reformvorschlägen für die Kreis- und Ortsverwaltung vor die Kammern trat. Mit großen Worten hatten die Abgeordneten die municipalen Institutionen, diese Denkmäler unserer alten Freiheiten, von der Krone zurückgefordert; aber die Reformen wurden verworfen, da der Factionsgeist der Kammern dem gebotenen Guten das unerreichbare Bessere vorzog, und die gesammte Debatte bewegte sich nur um untergeordnete Gesichtspunkte. Die Regierung wollte die ernannten Gemeinde- und Generalräthe in Zukunft aus Wahlen hervorgehen lassen — eine dankenswerthe Reform ohne Zweifel — und über die Ausdehnung dieses Wahlrechts ward mit Leidenschaft gestritten. Doch der Kern des Uebels, die machtlose Stellung der berathenden conseils neben den allein handelnden Staatsbeamten, wurde selbst von den heftigsten Rednern der Opposition kaum berührt.

Wie die napoleonische Verwaltung unangefochten fortbestand, so rettete auch Marschall Gouvion St. Cyr die Grundlagen der napoleonischen Heeresorganisation in die neue Zeit hinüber. Die Armee war keine Söldnerschaar. Trotz der langen Dienstzeit, trotz der Stellvertretung, die in dem Lande der Gleichheit durch die Selbstsucht der Besitzenden aufrecht erhalten ward, hat das französische Heer sich nie auf die Dauer den Empfindungen der Massen entfremdet. Aber seine Organisation war auf eine schlagfertige Offensive berechnet. Die mächtigen Erinnerungen der Kaiserzeit, das aus Gebildeten und Ungebildeten bunt gemischte Offiziercorps, der unstäte demokratische Sinn der Zeit nährten den ausgreifenden kriegerischen Ehrgeiz. Das große Räthsel, wie das friedliche parlamentarische System mit einem starken stehenden Heere sich vertragen solle, erschien hier schwieriger als irgendwo.

Wir überlassen gern den Bonapartisten das Parteimärchen, daß der Parlamentarismus für Frankreich gänzlich nutzlos gewesen sei. Zum Mindesten hat er des Bösen viel verhindert. In den Kammern fand der

verhängnißvolle Krieg zwischen dem Adel und der Bourgeoisie seinen Tummelplatz; diese socialen Kämpfe, sie allein, sicherten dem Parlamente die leidenschaftliche Aufmerksamkeit der Nation. Ohne den Parlamentarismus hätten die Emigranten vermuthlich sehr bald die schwache Krone ihrem Willen dienstbar gemacht. Die Kammern haben mehrmals, nach dem unseligen Vorgange der chambre introuvable, die Hand geboten zu Ausnahmegesetzen. Trotzdem bleibt zweifelhaft, ob, ohne die Angst der Krone vor der parlamentarischen Controle, Frankreich sich seine Preßfreiheit, die freie Bewegung der Person bewahrt hätte. Aber über diese negativen Erfolge konnte die Wirksamkeit der Kammern nicht hinausgehen. Sie durften alljährlich durch die Verweigerung des Budgets das Dasein des Staates in Frage stellen; sie haben dies Recht niemals vollständig gebraucht, namentlich bewahrte der energische Patriotismus der Franzosen die Opposition vor dem gefährlichen Versuche das Militärbudget zum Spielball ihrer Kämpfe zu wählen. Dagegen waren die Kammern nicht berechtigt die geringfügigste Verwaltungsmaßregel direkt zu verhindern, und in allen Verwaltungsfragen trat ihnen die Bureaukratie entgegen mit der unendlichen Ueberlegenheit der Sachkenntniß — einer Ueberlegenheit, die immer mächtiger sich entfaltete, je mehr die fortschreitende technische Ausbildung der Kunst des Regierens auch auf diesem Gebiete die Vorzüge der Arbeitstheilung zur Geltung brachte. Bei solcher Uebermacht in der Theorie und im Großen, solcher Ohnmacht in der Praxis und im Einzelnen hatten die Kammern nur einen Weg Einfluß zu gewinnen auf die Leitung des Staats: sie mußten die Häupter der Bureaukratie sich dienstbar machen. S'emparer du pouvoir wird die Losung aller Parteien, jeder Wahl ein Kampf um das Dasein der Regierung. Und während Frankreich die englische Unsitte der Bestechung der Wähler durch die Candidaten immer ehrenhaft von sich fernhielt, bildet sich nun, epochemachend für die Staaten des Continents, eine neue Art der Wahlcorruption: die gesammte Bureaukratie muß ihren Einfluß aufbieten für die Candidaten des Ministeriums. Man hat oft geklagt über diesen Scheinconstitutionalismus der Bourbonen, und sicherlich wird kein redlicher Mann die bösen Künste des Systemes loben. Billiges Urtheil muß dennoch gestehen, daß die Beherrschung der Wahlen durch die Regierung in dem Wesen dieses Staates lag. Diese blind gehorchende, von den Gerichten unabhängige Beamtenklasse befehligen und sie nicht gebrauchen, um sich mit ihrer Hilfe am Ruder zu erhalten — von welchem Minister, der ein Mensch ist, darf das Gesetz eine solche Selbstverleugnung erwarten? Als der Sturm der Julitage die Dynastie hinwegfegte, da zeigte sich freilich, daß ein Beamtenthum, das nicht widerstehen kann, auch nicht zu stützen vermag.

Hatten sich dann endlich nach der Erregung des Wahlkampfes die Kammern constituirt, die Parteien ihre Kräfte gemessen, so erfolgt gemeinhin ein Compromiß zwischen den beiden besitzenden Klassen, welche die Dynastie aufrecht halten: die Regierung gewinnt die Mehrheit, indem sie das Klasseninteresse der hohen Bourgeoisie und des Adels zugleich begünstigt. Das lehrt mit widerwärtiger Klarheit die volkswirthschaftliche Gesetzgebung der Epoche. Die bedeutenden Finanzmänner der Restauration und selbst Ludwig XVIII. bekannten sich zu den Lehren Adam Smith's, doch Keiner von ihnen erhob sich zu der Einsicht, daß die Nationalökonomie die praktisch befreiende, die zeitgemäße Wissenschaft unseres erwerbenden Jahrhunderts ist; sie opferten willig die bessere Erkenntniß den Convenienzen des parlamentarischen Kampfes. Das Prohibitivsystem war seit Colbert in diesem Staate festgewurzelt, die bureaukratische Verwaltung und der Schutzzoll entsprangen derselben Staatsgesinnung. Nach der kurzen Episode der ersten Nationalversammlung, die zu physiokratischen Ansichten neigte, war der Convent im Kampfe gegen England zu dem nationalen Handelssysteme zurückgekehrt, und Napoleon's Einfuhrverbote hatten die kurzsichtige Selbstsucht der Industriellen vollauf befriedigt. Unter der Restauration bleiben die Prohibitivzölle auf fremde Fabrikate im Wesentlichen unverändert, und das Klasseninteresse der großen Grundbesitzer fügt neue Zölle für die Rohproducte hinzu. Die Einfuhr fast aller namhaften Erzeugnisse der Landwirthschaft, vornehmlich des Schlachtviehs, wird verboten oder mit Zöllen belegt, die dem Verbote gleichkommen, das Getreide unterliegt der Wandelscala, Eisen und Stahl werden geschützt aus Rücksicht auf die großen Waldbesitzer. Frankreich stand mit seiner Handelspolitik im Hintertreffen der gesitteten Völker, alle Nachbarstaaten wurden verletzt, selbst die Kleinstaaten unseres Südens zu Retorsionen gezwungen. Heillos war vor Allem die Einwirkung dieses handelspolitischen Unsinns auf die öffentliche Moral. Niemals vermochte die Regierung den Kammern genug zu thun, die mit erschreckender Schamlosigkeit ihre sociale Selbstsucht aussprachen. Das Mißtrauen in die eigene Kraft, der Glaube, daß der Staat verantwortlich sei für das Mißgeschick des Trägen, nisten sich ein in den besitzenden Klassen. „Ich fürchte mehr die Invasion des Schlachtviehs als den Einfall der Kosaken," sprach später der große Landwirth Marschall Bugeaud, so recht aus der Seele seiner Standesgenossen.

Unterdessen stand der kleine Mann halb grollend halb theilnahmlos zur Seite. Die Bourbonen blieben ihm fremd. Jene von Loyalität triefenden Huldigungen der Damen und der Starken der Halle vor dem vergötterten „Kinde von Europa," dem heutigen Herzog von Chambord, bedeuten nichts; ähnliche Ehrfurcht war einst dem König von Rom wider-

fahren und sollte später auch dem Grafen von Paris und dem neuesten Kinde von Frankreich und wohl auch dem Sohne eines künftigen Gewalthabers erwiesen werden. Die Masse jubelte wohl, wenn die Bourgeois der Kammern einen neuen Reactionsplan der gehaßten Emigranten vereitelten; zuletzt regte sich ihr doch das Gefühl, daß die großen Herren in den Kammern lediglich ihre eigenen häuslichen Angelegenheiten besorgten. Eine Kammer, die von 90,000 Wählern gewählt war, konnte nicht als Volksvertretung gelten, am wenigsten in Frankreich; denn hier ergiebt sich aus den Volksneigungen und der Nivellirung der Gesellschaft unvermeidlich das allgemeine Stimmrecht, das in Deutschland vorderhand noch ein ausheimisches Gewächs, ein verfrühter Versuch bleibt. Von den gepriesenen Segnungen der Charte hatte der vierte Stand nichts gespürt. Er trug die Wehrpflicht allein, von der Steuerlast einen unbilligen Theil, er sah seine Lebensbedürfnisse künstlich vertheuert durch den Schutzzoll, und seine geistige Bildung ward von dieser Alles meisternden Staatsgewalt so sündlich vernachlässigt, daß von 6 Millionen schulfähiger Kinder 4 Millionen ohne jeden Unterricht aufwuchsen.

Ueberschlagen wir nochmals diese Verhältnisse — die von feindlichen Bajonetten eingesetzte, der Zeit und dem Volke entfremdete Dynastie, die geheimen Umtriebe der Priester und Emigranten, die napoleonische Verwaltung, endlich den erbitterten Parteikampf in den Kammern, der für die Masse des Volkes wenig Segen brachte, ohne daß irgend ein Mensch die Gründe dieser Unfruchtbarkeit durchschaute — so erklärt sich leicht, daß die reizbare, an die blendenden Triumphe, die großen Leidenschaften einer ungeheuren Zeit gewöhnte Nation unter diesem milden Systeme kaum einige Stunden inneren Friedens erlebte. Der gedankenlose Bourgeois mochte wohl nach einer neuen Niederlage der Ultras auf Augenblicke wähnen, die Aera der Revolutionen sei glücklich beendet: sein Barbier war ein Baron, und der bankerotte Graf gegenüber hatte sich dem Stiefelputzen ergeben — welche glorreichen Ereignisse der Dichter der Bourgeoisie, Scribe, in seinem Hauptwerke Avant, pendant et après als die goldenen Früchte der französischen Freiheit besang. In dem regsameren Theile der Nation erwacht bald, mächtig anwachsend, der oppositionelle Geist, und wenn Friedrich Gentz die massenhafte Verbreitung der Pariser liberalen Literatur betrachtete, so überfiel ihn eine schwerere Angst, als wenn man ihm den Einzug der Russen in Konstantinopel gemeldet hätte. Es hieß wieder wie in den Tagen des réveil du peuple: si l'aristocrate conspire, conspirons contre les rois. Das ganze Land wird von einem

Netze geheimer Gesellschaften überspannt, das sich mit den Venten der Carbonari, den Junten der spanischen Revolutionäre verschlingt. Die despotische Verwaltung, die jede freie Bewegung der populären Kräfte erschwerte, trug daran einige Mitschuld; ein noch härterer Vorwurf trifft die Führer der Opposition. Lafayette vornehmlich gab damals einem sündenreichen Leben einen würdigen Abschluß. Er war noch immer der alte Grandison-Cromwell, den Mirabeau gebrandmarkt: ein sentimentaler Schönredner, der die Jugend durch salbungsvolle Reden von der heiligen Insurrection bethörte, und ein ehrgeiziger Ränkeschmied, der gewissenlos die gewaltthätigen Gewohnheiten der Revolutionszeit nährte, den gesetzlichen Sinn im Volke auf lange hinaus zerstören half. In unzähligen kleinen Aufständen, Attentaten, Soldatenmeutereien offenbart sich diese fressende Unzufriedenheit. Klare Ziele verfolgt das revolutionäre Treiben nicht; die Einen träumten von der Republik, Andere hofften auf Napoleon II., noch Andere auf den Herzog von Orleans.

Gemeinsam war den Verschwörern zunächst die Leidenschaft der irreligiösen Gesinnung. In jähem Rückschlage hatte das Wiedererwachen der ultramontanen Partei auch die kirchenfeindlichen Gesinnungen der Revolution wieder heraufbeschworen; denn in dieser weltlichen Epoche vermag allein der Haß gegen kirchliche Unduldsamkeit die Masse der Gebildeten zu lebhafter Parteinahme für Glaubensfragen zu erwärmen. Zeitungen und Clubs, Spottbilder und Theater zürnten und höhnten wider die Priester; kirchenfeindlicher Sinn galt als das Kennzeichen des Liberalen. Und wie der Hof die Erinnerung an die Revolution zu tilgen trachtete, so fanden sich alle Unzufriedenen zusammen in der Vergötterung der Revolution. Wieder einmal bewährte sich die alte Unart der Welt, die Urheber großer Verbrechen für große Menschen zu halten. Dies aufgeregte Geschlecht wollte nichts hören von der unbestreitbaren Thatsache, daß die Mehrheit der revolutionären Versammlungen durch Angst und Feigheit zu ihren extremen Beschlüssen getrieben ward; es spottete der tiefen Wahrheit, daß der Fanatismus das unveräußerliche Erbtheil der Beschränktheit und die Mäßigung des Genius edles Vorrecht ist. Und wie die Wunden, welche das eiserne Joch des Kaiserthums gedrückt, langsam verharschten, so hob sich allmählich vor der unbeschäftigten Phantasie des Volks gewaltiger, blendender immer die Riesengestalt Napoleon's. Béranger ist darum der nationalste Sänger der Epoche, weil er sich nicht über die Durchschnittsbildung der Nation erhebt, sondern, wie diese selbst, urtheilslos in einem Athem für die Revolution und für ihren Bändiger schwärmt.

Wer den Gefangenen von St. Helena in der Nähe beobachtet hätte,

dem mußte freilich dies Erwachen des Napoleonscultus unbegreiflich scheinen. Die neuere Geschichte kennt kein Schauspiel, das so gewaltsam den bitteren Menschenhaß herausforderte, wie dies gaunerhafte Ende einer grandiosen Heldenlaufbahn. Wie strömten ihm die Lügen von den Lippen, wie viel hundertmal sang er das alte Märchen von dem englischen Golde, dem russischen Schnee, dem sächsischen Verrath, die allein den fürchterlichen Sturz verschuldet, und die neue Verheißung von dem Reiche der Freiheit, das er gründen wollte. Und wie wurde Hudson Lowe mißhandelt und angeschwärzt, und durch ausgesuchte Bosheit zur Verzweiflung gebracht, bis der arme Tropf, der ein hölzerner Pedant war, aber ein ehrlicher Mann, als ein herostratisches Scheusal durch die Annalen der Geschichte schritt und von den Sängern aller Länder verflucht ward. Und welch' eine Scene, als der Kaiser die glorreichen Adler aus seinem Geschirr ausbrechen und dann das Silber zerhacken und verkaufen ließ — während er in Europa von seinen Verwandten und aus dem geretteten Theile seines Vermögens jederzeit Gelder erheben konnte! Es war ein wohldurchdachtes System — der bekannte aufgefangene Brief des Las Cases gesteht es mit dürren Worten — und es erreichte vollständig seinen Zweck. Lord Holland und die Whigs benutzten die Greuel von St. Helena als ein willkommenes Kriegsmittel gegen das Torycabinet. Wenn die Frankfurter Polizei, auf Befehl des Wiener Cabinets, den Emissär von St. Helena, welcher der europäischen Welt die Geheimnisse der Felseninsel verkünden sollte, festnahm und mißhandelte, so fand er ebendeshalb williges Gehör bei den deutschen Unzufriedenen, und noch lange Jahre nach Napoleon's Tode ward Hudson Lowe, als er in Deutschland erschien, von den Liberalen eines Mordversuchs gegen den jüngeren Las Cases bezichtigt. Nun starb der Kaiser; eine leere Steinplatte bedeckte das Grab, dem der unedle Feind selbst den glorreichen Namen des Todten mißgönnte. Das Testament verkündete, wie heiß der Italiener sein Frankreich geliebt, mahnte den Sohn ein Franzose zu bleiben und einst dem Lande die Freiheit zu geben, wie der Vater die Gleichheit vollendet habe. Verlockend klang dem kleinen Mann die Kunde, daß der große Kaiser die 200 Millionen seines Privatvermögens der Armee und den von den Alliirten ausgesogenen Grenzlanden vermacht habe — ein bezauberndes Gegenstück zu der Emigrantenmilliarde! Dann beginnt die große Memoirenfabrik ihre massenhafte Arbeit. Briefe, Tagebücher, Gespräche des Kaisers überschwemmen den Büchermarkt — ein wunderbares Gemisch von Wahrheit und Lüge, von genialem Gedanken und teuflischer Bosheit, dämonisch anziehend auch für den Gegner. Alsbald wird der Stoff von der imperialistischen Geschichtsschreibung verarbeitet; Bignon und Ségur eröffnen den Reigen

jener beredten, gewandten, unermüdlichen, aber von Grund aus unredlichen Historik, welche drei Jahrzehnte lang das durchschnittliche Urtheil Europas beherrschte.

Und war es denn nicht, bei aller Unwürdigkeit des Besiegten, ein erschütterndes, die Phantasie des Dichters widerstandslos fortreißendes Bild, dieser eine widerrechtlich in Haft gehaltene Mann, der Gefangene der Millionen, dieser an den Felsen geschmiedete Prometheus, dem der englische Geier die Weichen zerfleischte? Kaum hat Béranger den Kaiser sagen lassen „ich bin der Gott der Welt,“ und die Adler gefeiert, die mißhandelten Helden von Austerlitz beweint und sein klagendes adieu donc, pauvre gloire! gerufen, so fällt eine Stimme nach der anderen ein, bis zuletzt ein vollstimmiger Chor der französischen Sänger die Glorie des Kaisers singt. Unter den namhaften neueren Dichtern Frankreichs hat kaum Einer solcher Versuchung widerstanden (es sei gestattet, hier vorgreifend auch an die Literatur des Julikönigthums zu erinnern). Man frage sich, was es für Deutschland bedeutet, daß Schiller den Plan seiner Fridericiade nicht ausführte, und man wird ermessen, was die poetische Unsterblichkeit Napoleon's auf sich hat. Von selbst versteht sich, daß der in allen Sätteln gerechte Victor Hugo auch dieses Paraderoß besteigen mußte; er besang — der Bombast dieser Verse will in seiner Naturschönheit genossen sein: —

> ce front prodigieux, ce crâne fait au moule
> du globe impérial.

Aber auch Lamartine, der ehrliche Feind des Kaiserreichs, der auf das Grab Napoleon's die Inschrift setzen wollte: à Napoléon — seul!, ließ doch vor seinen Lesern in romantischem Zwielicht die Gestalt des Gefangenen vorüberschreiten, wie auf der breiten Brust die Arme sich verschränkten, und auf der weißen Stirn, der sinnenden, gesenkten, nachtdunkel das Entsetzen hing. Ja, Edgar Quinet, der später so ehrenhaft arbeitete ein maßvolles Urtheil über die Revolution in seinem Lande zu erwecken, betete in den dreißiger Jahren in seinem Liedercyclus Napoleon alle Glaubenssätze der napoleonischen Religion getreulich nach und ließ dem Despoten sagen: j'ai couronné le peuple en France, en Allemagne. Wenn die bedeutenderen Männer dem nationalen Götzendienste so willig fröhnten, wie geschäftig tummelte sich vollends der Ameisenfleiß der kleinen Leute des Parnasses. Man erstaunt beim Durchblättern der Feuilletons aus den dreißiger und vierziger Jahren, fast in jeder Nummer den souvenirs de l'empire zu begegnen. Von allen Bühnen der Boulevards wurden die alten Uniformen der Kaisergarde aufgekauft, die Maske des Kaisers mit dem kleinen Hute ward ein Bravourstück jedes Charakterspielers.

Sehr deutlich läßt sich verfolgen, wie dies Spiel der Phantasie im Anfang schüchtern und mit Vorbehalten auftritt, dann allmählich Scham und Urtheil aufgiebt und zum frechen Unsinn wird. Jene französischen Gedichte, die Byron übersetzte, tadeln doch noch den Blutdurst des Kaisers, sie beklagen, daß ein Napoleon zum Sire werden, der Held zum König herabsinken konnte. Wie die Erinnerung an die Unthaten des Kaisers mehr und mehr verbleichte, steigert sich die Begeisterung bis zur nackten Gotteslästerung. Nach dem Tode der alten Laetitia brachten die Journale ein Gedicht von Blanchemain mit Versen wie diese:

et on lui réfusa cette faveur dernière,
d'accompagner son fils à son lointain Calvaire,
cette autre mère des douleurs!

Das proteische Wesen des Bonapartismus bot jeder Opposition eine Waffe, jeder nationalen Leidenschaft eine Befriedigung. Es war gar zu bequem die Bourbonen mit dem Plebejerkaiser, den friedlichen Bürgerkönig mit dem Helden von Austerlitz zu verhöhnen, jeder schwachen Regierung die großartige Ordnung des Kaiserreichs vorzuhalten. Und da nun der Glanz des Kaiserreichs so viele Jahre hindurch der Opposition hatte dienen müssen, so erreichte endlich die napoleonische Legende ihr Ziel. Der harte Despot, der sich vermaß: „nur ein Soldat versteht zu herrschen, man kann nur mit Stiefeln und Sporen regieren," galt kaum zwanzig Jahre nach seinem Tode den gedankenlosen Halbgebildeten als ein Held der Freiheit. Unter allen Lebenden hat, nächst Napoleon III., keiner den Bonapartismus mächtiger gefördert, unter Allen, die das neue Kaiserreich mit seinen Schlägen traf, verdient Keiner weniger Mitleid als Herr Thiers. Wer noch einen Zweifel hegte, ob der Todhaß der Millionen gegen den großen Würger wirklich grundlos gewesen — hier mochte er sich belehren, an dem Geschichtswerke des großen Causeur's, das in durchsichtiger Klarheit, mit scheinbar gründlichster Kenntniß, in der eleganten Sprache der Salons die ganze Herrlichkeit der napoleonischen Mythologie entfaltete. Die erschreckende Unredlichkeit dieses Buchs, seine beleidigende Mißachtung der Gegner war echt napoleonisch, noch mehr die gesammte Weltanschauung des höchst liberalen, höchst aufgeklärten Historikers. In Feldzügen, diplomatischen Verhandlungen, Finanzmaßregeln geht dem feinen Manne der ganze Tiefsinn der Geschichte auf, der materielle Erfolg ist ihm der höchste historische Richter, der Ruhm verklärt mit seinem Strahle jede blutige Unthat. Der 18. Brumaire veranlaßt den mit dem Glücke verschworenen Geschichtschreiber, eine Philosophie der Staatsstreiche darzulegen, welche dereinst ein gelehriger Schüler mit buchstäblicher Folgsamkeit an dem Leibe des Lehrers selber vollstrecken sollte. Und dies Evangelium des Bona-

partismus ward von dem Gegner Lamartine als das Buch des Jahrhunderts gefeiert!

Das Fortwirken eines gestürzten politischen Systems ohne den Beistand einer starken Partei ist meines Wissens eine beispiellose Erscheinung. In Frankreich trat sie ein. Der Bonapartismus lebte als eine gewaltige Macht in den Institutionen des Staats, in den politischen Gewohnheiten und der Phantasie des Volks. Eine zahlreiche, gebildete, klare Ziele verfolgende Partei des Bonapartismus bestand nicht bis zum 2. December. In den ersten Jahren der Restauration ertönt noch bei den Aufständen zu Lyon und Grenoble der Ruf: „es lebe Napoleon II.," und vor dem Café Foy im Palais Royal kommt es gelegentlich zu blutigen Raufereien zwischen kaiserlichen Offizieren und Legitimisten. Nachher verschwinden selbst diese kümmerlichen Lebenszeichen. Die bonapartistische Partei zieht sich in das Dunkel zurück, sie hat ihre Hände in jeder Verschwörung; Verwirrung, Anarchie ist vorderhand ihr nächstes Ziel. Der Abbé Grégoire, dessen Erscheinen in der Kammer eine so tiefe Erschütterung des parlamentarischen Lebens hervorrufen sollte, wurde gewählt in Grenoble, einem der wichtigsten Lager des Bonapartismus. Aber an die Erneuerung des Kaiserreichs glaubte augenblicklich Niemand. Erst eine späte Zukunft sollte erfahren, daß der heilige Ernst der Geschichte nicht ungestraft mißbraucht wird zu den Spielen der Eitelkeit. Mochte in diesem lärmenden Geschlechte das goldene Kalb bei den Einen „Napoleon," bei den Anderen „1789" heißen — Götzendienst trieben Jene wie Diese. Hinter der modischen Vergötterung der Revolutionszeit verbarg sich eine maßlose Selbstüberhebung der Nation, die sich wieder gern das messianische Volk der Freiheit nannte, und eine ebenso leichtfertige Mißachtung anderer Völker. Man verkannte die Wahrheit, daß die treibenden Kräfte der Geschichte allgegenwärtig und ewig wirken. Man wollte nicht sehen, daß der alte eherne Bau des englischen Staats an der Freiheit der modernen Welt zum mindesten den gleichen Antheil hat wie die französische Revolution. Man erkannte noch weniger, daß Deutschlands Schwert die edle Mannichfaltigkeit der europäischen Gesittung gerettet, Deutschlands Denker die Welt wieder erinnert hatten an das unveräußerliche Recht der Volksthümlichkeit. Und am Allerwenigsten mochte man begreifen, daß Preußen mit seiner Gemeindefreiheit, seinem Heere in Waffen den Grundbau geschaffen hatte für ein Gemeinwesen, das an Lebenskraft dem Beamtenstaate der égalité nicht nachstand. Wie nun, wenn jene eitle Selbstbespiegelung, jene Vergötterung der Revolution und des Kaiserreichs, womit die Gebildeten spielten, auch in die Massen drang? In jene Massen, die noch naiv und derb empfinden, die niemals schwärmen ohne zugleich zu wollen?

Und so geschah es. Schon der Kaiser selbst hatte sich trefflich auf das Sprichwort verstanden: give me the ballad-making and I will rule the people. Bänkelsänger mußten den Ruhm der großen Armee verkünden, Wachsfiguren und Bilderbogen zeigten dem Bauer die Züge des Kaisers und seiner Helden. Die alte Theilnahme des kleinen Mannes für den Plebejer, der den Großen zeigte was eines Menschen Kraft vermag, wurde jetzt von den Bourbonen wie in gottgesandter Verblendung gesteigert durch die wahnsinnige Verfolgung gegen alle kaiserlichen Erinnerungen. Hier ließ ein Präfect das Bild des Menschenfressers Bonaparte zusammt einem lebendigen Adler verbrennen, dort warf man einen alten Soldaten in den Kerker, weil er einen Knopf mit dem Adler an seinem Kittel trug. Die Statue von der Vendomesäule stand lange wohlgeborgen, mit dreifarbigen Bändern geschmückt, in der Werkstatt eines treuen Künstlers — bis die Bourbonen sie aufgreifen und einschmelzen ließen für das neue Denkmal jenes Heinrich IV., den das Volk nicht mehr kannte. Dann strömten in die Dörfer die Veteranen, bedeckt mit Wunden, unversorgt, beleidigt von den neuen adlichen Lieutenants, die nie Pulver gerochen; „und ein Jeder ward ein improvisirter Homer des kaiserlichen Heldengedichts" — so sagt ein Orleanist, Graf Montalivet. Selbst im Auslande ward die Masse nicht müde sich mit dem dämonischen Manne zu beschäftigen. Die Phantasie der Orientalen verschmolz dies Heldenbild mit einem anderen Meteore aus ferner Vorzeit; die Beduinen erzählten auf dem Wüstenritt von dem Frankensultan Iskander (Alexander), der nach zweitausend Jahren wieder morgenwärts gezogen sei. Die Palermitaner wußten, der große Insulaner werde einst wieder erscheinen und die Bergmasse des Monte Pellegrino in das Meer stürzen. In Thüringen raunte das Volk, daß der Imperator den Rothbart im Kyffhäuser abgelöst habe. Und überall glaubte die Menge, ein solcher Mann könne nicht sterben. Nun gar in Frankreich warf sich die unsterbliche Neigung des Volks, große Erinnerungen zu personificiren, ausschließlich auf diesen Helden. Er war der gros papa, der père la Violette und vor Allem der kleine Corporal. Man kennt den Einfluß und das Selbstgefühl der alten Unteroffiziere in allen Berufsarmeen; haben doch noch im Feldzuge von 1859 die Zuaven den König von Italien zu ihrem Ehrencorporal gewählt. Grade diese Klasse hatte sich der Kaiser mit seiner Meisterschaft der Menschenbehandlung blindlings gewonnen; wenn er ihrer gedachte, so durfte er zuversichtlich sprechen: wer mein Andenken angreift, beißt auf Granit. Auch in jenen Provinzen des Südens, wo einst der Pöbel den flüchtigen Kaiser beschimpfte, konnte der kleine Mann der Propaganda der Veteranen in die Länge nicht widerstehen: es war ja doch Frankreichs

Ruhm, davon die Alten erzählten, und der Kriegsfürst blieb mit allen seinen Freveln ein nationalerer Herrscher als die Emigrantenkönige. Hier in den Massen fand und findet der Bonapartismus seine Stärke. Wörtlich erfüllte sich die Weissagung des Chansonniers:

on parlera de sa gloire
dans le chaume bien longtemps,
l'humble toit en cinquante ans
n'aura pas d'autre histoire.

Napoleon wurde dem Volke der Vertreter, der Inbegriff der modernen Geschichte.

Das Seltsamste in diesem Wendegange der napoleonischen Legende ist die Mitwirkung des Auslandes. Jener Bund der legitimen Höfe und der volksthümlichen Kräfte, welcher den Kaiser stürzte, löste sich auf alsbald nach dem Siege. Der Kampf für das Recht der Nationen endete mit einer Ländervertheilung, die kaum minder willkürlich war als die von Napoleon umgeschaffene Länderkarte; der Krieg für die Freiheit Europas schloß mit jener Dictatur der heiligen Allianz, die nur wenig milder, doch ungleich gedankenloser schaltete als weiland der Weltherrscher. Eine bittere Verstimmung bemächtigte sich der getäuschten Völker, eine grundtiefe Wandlung des Urtheils über die vergangenen Kämpfe trat ein — eine Wandlung, die uns preußischen Patrioten noch heute den Unmuth weckt und die doch nothwendig war, wenn das deutsche Leben nicht ganz in Schlummer versinken sollte. Mit einem Worte die Deutschen gewöhnten sich, den glorreichsten Abschnitt ihrer neuen Geschichte mit den Augen ihrer Feinde zu betrachten. In Preußen, wo die edle Gesinnung der Freiheitskriege niemals völlig verschwand, war das öffentliche Leben erstorben, die Nation heilte in der Stille ihre Wunden, und die Thorheit der Demagogenjagd, das Ausbleiben der Verfassung ließ eine reine Freude an dem großen Kampfe nicht aufkommen. Während die Franzosen an den Bildern ihrer Revolution sich nicht satt schauen konnten, ergriff in Deutschland weder die Kunst noch die Geschichtschreibung mit Eifer den dankbaren Stoff des Befreiungskrieges; und allerdings neigt die Kunst zum Heroencultus, sie läßt sich williger wecken durch den Glanz eines großen Mannes als durch die Thaten eines ganzen Volkes. Den lauten Markt des deutschen Lebens beherrschten die Liberalen der Kleinstaaten, Männer, die den Heldenzorn des deutschen Krieges nicht mitempfunden, viele Juden darunter, welche, zurückgesetzt durch unverständige Gesetze, das freudige Gefühl deutschen Nationalstolzes nicht leicht erwerben konnten. Auf den rauhen Franzosenhaß der teutonischen Tage folgte eine gleich blinde Vergötterung des französischen Wesens; die Burschenschaft, die so jugendfrisch und deutsch begann, zerfiel

rasch in Geheimbünde nach dem Vorbilde der französischen Verschwörer. Man darf behaupten, erst die jüngsten zwei Jahrzehnte haben den Süddeutschen das Verständniß der Freiheitskriege erschlossen. Und bald sollte sich die Wahlverwandtschaft offenbaren, welche den trivialen Liberalismus mit der Bureaukratie und dem vaterlandslosen Sinne verknüpft. Kaum wagte die ultramontane Partei in Baiern sich wieder an's Licht, so wünschte der Liberale die Tage Montgelas' zurück, und mancher aufgeklärte Tyroler verfluchte das Andenken Andreas Hofer's. Unter dem Rufe „fort mit dem wälschen Rechte" war die Jugend von Westphalen und Berg in den Kampf gestürmt. Jetzt brachte der erste Versuch den Code Napoleon zu beseitigen alle rheinischen Lande in Bewegung. Die Gleichheit ist diesem demokratischen Jahrhundert wichtiger als das Volksthum. Der Code galt für liberal, weil er die Gleichheit vor dem Rechte unbedingt durchführte und zudem das Schwurgericht gab. Wieder einmal stellte sich die alte Regel her, daß unser Westen mehr Cultur empfängt als giebt; man nahm dankend alle Wunder der französischen Freiheit auf, und mit ihnen den Napoleonscultus, denn der Imperator war der Feind der Feinde des Radicalismus. Das Gebahren dieser von Grund aus fremdländischen Demokratie bietet eines der widerlichsten Bilder der deutschen Geschichte. Jahraus jahrein eilten die Hitzköpfe unserer Jugend nach der Stadt der Freiheit und priesen die Genialität des ersten Volkes der Welt, das ohne den Druck des deutschen Schulzwanges ganz von selber zu Muth und Freiheit, Geist und Schönheit sich erziehe. Wenn Börne, ein Gegner Napoleon's, vor der Vendomesäule stand, so fragte er: wird die deutsche Binse dadurch stärker, daß der Sturm die Eiche umwarf? — und vergaß nur die Kleinigkeit, daß wir der Sturm waren. In solcher Verkleinerung der deutschen Thaten, solchem Schmähen auf das Vaterland war die ganze Richtung einig, und bald fanden sich einige kecke Köpfe, welche die Consequenz zogen und offen als Napoleonspriester auftraten, so vornehmlich Heinrich Heine. Die Wuth gegen Preußen und jene nichtige Gefallsucht, welche durch die Verherrlichung des Genius zugleich das eigene Genie verklären will, entlocken dem Dichter das häßliche Buch le Grand. Nur die vollendete Charakter- und Gedankenlosigkeit der Männer des Wiener Hofes erklärt das Räthsel, daß zu dem radicalen Dichter sich als Zweiter Herr von Zedlitz gesellte: der allbereite Lobredner des Fürsten Metternich wand dem Corsen Todtenkränze und überbot noch den Götzendienst der Franzosen.

Auch in Deutschland spielt die napoleonische Legende zumeist in den Massen. Auch wir hatten unsere napoleonischen Veteranen; dem sächsischen Heere galt der Tag von der Moskwa, dem bayrischen der Do-

naufeldzug von 1809 als sein höchster Ruhm. Wer die altfränkischen Häuser unseres Südens durchwandert, wird auf unzählige Napoleonsbilder, dann und wann im alten Vorderösterreich auf ein Bild des Erzherzogs Karl und der Schlacht von Stockach, doch fast nie auf ein altes Bild von Blücher oder Stein stoßen. In einem Bauernwirthshause hoch im Schwarzwald sah ich einst ein vergilbtes Jahrmarktsbild aus den zwanziger Jahren. Ein Thier mit drei Leibern und einem Kopfe (seltsamerweise hat die deutsche Zahmheit statt eines unparlamentarischen Thieres den harmlosen Hirsch gewählt) liegt faul und dumm im Walde; zwischen den Bäumen erhebt sich glorreich der Schatten Napoleon's; darunter die Verse:

> Du siehst uns hier im Freien
> mit einem Kopf beschwert.
> Nun rathe, welchem von uns dreien
> der eine Kopf gehört.

Ein Kenner des ungekämmten Theiles unserer Literatur mag leicht Seitenstücke anführen. Die radicalen Schmutzblätter der dreißiger Jahre wimmeln von boshaften Anspielungen auf den Kaiser. „Napoleon's Erwachen oder: Er lebt noch. Traum eines legitimen Fürsten" — so betitelt sich ein Artikel in Hundt-Radowsky's Geißel, wonach die deutsche Polizei mit besonderem Eifer fahndete. Wie bedeutungslos auch dies Treiben sein mag — ein Franzose, der nur oberflächlich hinschaute, konnte um jene Zeit mit einiger Wahrheit sagen, daß die Verehrung seiner Landsleute für den liberalen Kaiser in den deutschen Kleinstaaten getheilt werde.

Ungleich stärker und besser berechtigt war das Wiedererwachen der napoleonischen Begeisterung in Italien. Der Kaiser blieb der größte der Italiener, er hatte den heiligen Namen des Landes aus tausendjährigem Schlaf erweckt, uralte Unordnung durch moderne Gesetze gebändigt. Auf Elba regte sich ihm dann und wann das italische Blut und er versprach: ich bin in Paris ein Cäsar gewesen, ich werde in Rom ein Camillus sein. Auf den neuen Alpenstraßen, in der cäsarischen Arena der lombardischen Hauptstadt, in ihrem Dome, der aus Trümmern auferstand, an ihrem Siegesbogen, dem der Kaiser den Alexanderzug des größten modernen Bildhauers bestimmt hatte und der nun die Thaten Oesterreichs verherrlichen mußte — auf Schritt und Tritt in seinem Norden begegnete der Italiener den Spuren des großen Landsmannes. Sein Königreich Italien war doch ein menschlicheres, volksthümlicheres Regiment als die Herrschaft des österreichischen Stocks und der bourbonischen Folter. Unter dem dumpfen Drucke der neuen Fremdherrschaft verschwindet allmählich jener Franzosen-

haß, den Alfieri's Muse der Jugend gepredigt. Niccolini hatte einst mit lautem Zornruf den Sohn Italiens, der über die Alpen niederstieg, gewarnt vor den Wegen des Brennus und nur Hohn gefunden für die Inschrift der französischen Siegesmedaille: l'Italie délivrée à Marengo; jetzt sang er doch Lieder der Verachtung über die Zwerge, die auf dem Grabe des Riesen tanzten. Der menschlichen Trauer über den Untergang einziger Größe gab dann Manzoni hinreißenden Ausdruck in jener mächtigen Ode, die allein alle anderen Werke der napoleonischen Dichtung aufwiegt. Der junge Santa Rosa fluchte in seinen Erstlingsschriften dem Tyrannen, der die Schneefelder Rußlands mit italischem Blute geröthet; als reifer Mann befreundet er sich dem Bonapartismus. Gleich ihm Massimo d'Azeglio, der Sohn des piemontesischen Emigranten. Und in jenem schönen Briefe, den Papst Pius VII. zur Tröstung der Mutter Napoleon's schrieb, spricht nicht blos der liebenswürdige Mensch, nicht blos der Papst, dessen Kirche dem Kaiser die Herstellung dankte, sondern auch der Italiener. Unausrottbar lebte der Bonapartismus in den Herzen der Offiziere der alten italienischen Armee. Sie hatten unter dem Corsen den Ruhm der nationalen Waffen zum ersten Male erneuert, jetzt waren sie die geborenen Führer jedes Aufstandes gegen die Oesterreicher — gleich wie die Graubärte der polnischen Lanzenreiter des Kaisers in ihrer Heimath die napoleonische Religion zum Gemeingute der Patrioten erhoben und in jedem Kampfe gegen die Russen voranstanden. In England gestattete die Energie des nationalen Stolzes, die Gesundheit des Staates dem Bonapartismus niemals eine weite Verbreitung; dennoch konnte dort schon in dem Jahre der Schlacht von Waterloo eine Medaille zu Ehren des Corsen geschlagen werden; dann erhob Byron seine Stimme gegen den Triumph der kleinen Seelen über das Genie, und ihm folgten, ohne die Mäßigung, ohne den Edelsinn des Meisters, einzelne radicale Schriftsteller.

Die phantastische Freude der Welt an dem Bilde des Helden blieb ohne unmittelbare politische Ergebnisse, so lange Napoleon's Erbe als ein Gefangener lebte. Es war, als hätten die Napoleoniden sich in die beiden feindlichen Principien, welche sich in dem Kaiser verkörperten, getheilt. Die übrigen Glieder der Familie nahmen die revolutionären Traditionen des Hauses auf, der Herzog von Reichstadt erbte den Absolutismus des Vaters. Wenn man den schwächlichen jungen Menschen mit den schönen Zügen des Vaters sah, wie er über seinen Karten brütete oder mit leidenschaftlicher Hast sein Bataillon drillte, oder wie er blitzenden Auges rief: nur an der Spitze eines Heeres kann ein Napoleon nach Frankreich zurück-

kehren, wahrhaftig nicht als ein Verschwörer, als eine Puppe der Liberalen — dann fühlte man wohl, daß echtes Napoleonsblut in diesen Adern floß. So war der Alte gewesen in jenen letzten Tagen der Hoffahrt, da er von der Legitimität der vierten Dynastie sprach und über „seinen unglücklichen Oheim" Ludwig XVI. mit verwandtschaftlicher Theilnahme redete. Der schlechten Verse, die Barthélemy an „den Sohn des Mannes" richtete, bedurfte es wahrlich nicht, um jedes menschliche Mitgefühl für dies unsagbar traurige Dasein zu gewinnen, für diesen Jüngling, der schuldlos auf seinen Schultern die Sünde und das Unglück welterschütternder Kämpfe trug. Das vielgeglaubte Märchen, daß Kaiser Franz seinen Enkel durch frühe Ausschweifungen zu Grunde richten ließ, ist freilich längst widerlegt; man hat an dem jungen Prinzen keine anderen Erziehungsmittel angewendet als jene alterprobten, wodurch von jeher brauchbare Erzherzöge gebildet wurden. Trotzdem bildet die Erziehung des Herzogs von Reichstadt ein würdiges Seitenstück zu jener wohldurchdachten Mißhandlung der Gefangenen des Spielbergs, welche der väterliche Kaiser in eigener Person leitete. Während die österreichische Gemahlin Napoleon's ihre Tröstung findet in den Umarmungen des Feldmarschalllieutenants Neipperg, der nichts besaß als die zweideutigen Verdienste eines schönen Mannes, wird der Sohn durch den Großvater grundsätzlich seinem Volke, seinem Hause entfremdet. Selbst den großen Namen Napoleon muß er verlieren, der Erzherzog Franz Joseph Karl wird in der gehaßten deutschen Sprache aufgezogen. Als nun dem frühreifen Knaben immer lockender und bestimmter die Erinnerung aufsteigt an die Tage, da er ein König war, an den goldenen Ziegenwagen, der ihn einst in den Baumgängen des Tuileriengartens durch das Getümmel der zujauchzenden Pariser führte — da müssen ihm endlich einige Absolutisten vom reinsten Wasser die Wahrheit über seinen Vater sagen, was man so Wahrheit nannte an diesem Hofe! Jedermann in Schönbrunn wußte, wie bang der argwöhnische Despot dem Mannesalter dieses Enkels entgegen zitterte. Schon im Jahre 1817 schreibt der würtembergische Gesandte Wintzingerode: „hier in Wien fängt man sich vor dem Heranwachsen und Mündigwerden des Bundestags noch weit mehr zu fürchten als vor dem des jungen Napoleon." Welch' ein Schicksal, goldene Tage der Kindheit unter der mißtrauischen Bosheit unversöhnlicher Feinde!

Les rois m'adoraient au berceau,
et cependant je suis à Vienne!

Mußte die flache Nichtigkeit der Oesterreicherin und das Leiden ihres Sohnes jedes französische Herz empören, so nahm die Mutter Napoleon's eine vielleicht noch tiefere Theilnahme in Anspruch. Ein Gefühl frommer

Scheu folgt, so lange Menschen leben, den Müttern großer Männer; die antike Dichtung besitzt wenige so erschütternde Stellen, wie jene im Juvenal, wo der Dichter der Messalina zürnt, daß sie den Geburtsleib des großherzigen Britannicus durch die Sünden ihrer wüsten Nächte entheiligt habe. Hier nun die Mutter so vieler Könige und des ersten Mannes der Zeit, die ihr Schicksal mit der Würde einer römischen Matrone trägt, überall mit Worten schneidenden Jammers das Mitleid anruft für „meinen großen und unglücklichen Verbannten von St. Helena“ — „ich bin in Wahrheit die Mutter aller Schmerzen“ schreibt sie dem Cardinal Consalvi — und doch mitten im Elend nicht einen Augenblick den Glauben an den Stern ihres Hauses verliert; — war das ein Menschenbild, das man vergessen konnte?

Das Haus der Napoleoniden war durch einen Machtspruch des Wiener Congresses „im Interesse der öffentlichen Ruhe“ unter die Aufsicht Europas gestellt. In jedem der wenigen Länder, die sie betreten durften, wurde die Gesandtschaft der fünf Mächte mit ihrer Ueberwachung betraut, die Obrigkeit für ihr Wohlverhalten verantwortlich gemacht. Selbst der harmlose Onkel Fesch darf in seinem Bisthum Lyon nicht wieder erscheinen. Der blinde Haß der Feinde treibt die Familie in das Lager der Revolution, bereitet ihr das Glück nicht vergessen zu werden. Ich habe selbst mehrere Briefe gesehen, worin Fürst Metternich, der es nicht lassen konnte seinen eigenen Büttel zu spielen, sich ängstlich nach dem Treiben der Herzogin von St. Leu erkundigt; Hortense, weiland der Liebling des Kaisers und der Pariser, galt für das gefährlichste Glied des Hauses. Kaum geht das Gerücht, daß Graf Possé, ein Schwiegersohn Lucian's, zum schwedischen Gesandten in Italien ernannt werden solle, so schreibt Fürst Metternich augenblicklich an den Herzog von Modena, fordert ihn auf gegen diesen Plan zu protestiren. Nur die Nachkommen Beauharnais' und Jerome's werden durch die russische Verwandtschaft vor polizeilicher Mißhandlung geschützt. Die Bonapartes knüpfen die alten italienischen Beziehungen des Hauses wieder an, verschwägern sich mit den großen Geschlechtern des Landes; Einige verweilen in jenem Toscana, wo einst der heilige Napoleon gelebt, die Mehrzahl in Rom. Es sind keineswegs vornehme Herren, sie zeigen alle etwas von der schäbigen Eleganz des tailleur endimanché, aber sie versinken auch nicht in jene nichtige Leere, welche legitime Prätendenten auszuzeichnen pflegt. Die Einen sind literarisch beschäftigt, die Anderen dienen den radicalen Mächten der Zeit: ein Bonaparte kämpft und fällt unter den Philhellenen bei Missolunghi, ein Zweiter tritt in das Heer der Vereinigten Staaten. Die Napoleoniden stehen im Briefwechsel mit allen Enden der Welt, sie schüren an

jeder Verschwörung, die Italien erschüttert. Doch die Herstellung des Kaiserreichs war aussichtslos, so lange der einzig mögliche Prätendent Napoleon II. unter der Gewalt des Wiener Hofes stand. Selbst der Begabteste und Radicalste der Brüder des Kaisers, der Graf von Survilliers, Joseph Bonaparte, hielt sich still auf seinem Landsitze am Delaware und wies Lafayette von sich, als dieser ihm von der Erhebung des Königs von Rom redete.

Noch fehlte der Mann, der die zerfließenden Hoffnungen der Napoleoniden zu einem festen Gedanken verdichtete; noch war die Angst des Bürgerthums vor den kriegerischen Schrecken des Kaiserreichs stärker als die phantastische Verehrung für den Helden; noch glaubte Frankreich an eine parlamentarische Zukunft. Die Bonapartes gingen leer aus, als die Priester und Emigranten sich des Königs Karl bemächtigten und das Bürgerthum zu gerechter Nothwehr trieben. Eine revolutionäre Regierung begann. Sie rühmte sich, wie seitdem alle, die ihr folgten, daß sie die weit aus einander strebenden großen Ueberlieferungen des Landes sämmtlich in sich vereinige. Man wähnte die letzten Früchte der Revolution gereift, und die Erfahrung weniger Jahre lehrte, daß der Geldadel den unwandelbaren napoleonischen Beamtenstaat mit der ganzen Plumpheit zahlungsfähiger Moral für seinen Vortheil ausbeutete.*)

Nachschrift

für Herrn Ludwig Bamberger und Herrn H. B. Oppenheim.

Herr Ludwig Bamberger hat gegen meinen Aufsatz über das erste Kaiserreich eine Schrift gerichtet unter dem Titel „Ueber Rom und Paris nach Gotha oder die Wege des Herrn v. Treitschke.“ Nur aus persönlicher Achtung gegen den Verfasser erwidere ich einige Worte; die Schrift selbst ist wahrhaftig einer Widerlegung nicht werth. Ich habe meine Antwort verschoben, bis die durch tausend Störungen wider meinen Willen verzögerte Fortsetzung jenes Aufsatzes endlich erscheinen konnte. Wenn Herr Bamberger diese Fortsetzung liest, so wird er vielleicht selber den Grundfehler seines Unternehmens erkennen: er wird einsehen, daß es eine Lächerlichkeit ist, Schriften, die noch nicht geschrieben sind, zu widerlegen. Ich sprach über Napoleon I., und Herr Bamberger belehrt mich über Napoleon III. Ich redete von Mollien und Portalis, und mein Gegner hält mir eine Vorlesung über Herrn Thiers! Auf den vorstehen-

*) Der Raum zwingt uns, hier abzubrechen. Wir werden den Schluß dieses zweiten Artikels im Decemberhefte bringen. Anm. d. Red.

den Seiten wird Herr Bamberger finden, daß mein Urtheil über Thiers mit dem seinen vollkommen übereinstimmt, und wenn er sich noch ein wenig gedulden will, so wird er sehen, daß auch meine Meinung über Napoleon III. von der seinen nur wenig abweicht. Seine Schrift ist von der ersten bis zur letzten Zeile ein grobes Mißverständniß.

Ich habe von wirklich berufenen Richtern, wie R. v. Mohl, die Frage hören müssen, ob ich auch die geniale Organisationskraft Napoleon's genugsam anerkannt habe? Ich verstehe solchen Vorwurf. Die Wunden, die der Kaiser unserem Lande schlug, sind noch in zu frischer Erinnerung, es fällt dem Deutschen nicht leicht, gerecht über den großen Feind zu reden. Das aber habe ich mir nicht träumen lassen, daß irgend ein Leser in jenem Aufsatze eine Verherrlichung des Bonapartismus sehen würde. Ich soll, nach Herrn Bamberger, das französische Kaiserthum als eine Fortsetzung des römischen Cäsarenthums betrachten — und der ganze letzte Abschnitt jenes Aufsatzes begründet ausführlich die Unhaltbarkeit jeder Vergleichung zwischen Napoleon und Cäsar, er schließt mit den Worten, es bleibe von allen diesen Parallelen nichts übrig als einige banale Phrasen! Ich spüre keine Neigung mich auf einen so zwecklosen Streit einzulassen; ich könnte auf jeden Angriff meines Gegners immer nur das Eine antworten: „das habe ich ja gar nicht gesagt." Soll ich im Ernst erst versichern, daß ich kein Gegner der Civilehe bin? Soll ich einem verständigen Leser erst erklären, daß ich unter der „großen germanischen Bundesrepublik," deren Vorbild der Convent verwarf, nicht das heilige Reich oder den deutschen Bund gemeint habe, sondern das einzige Gemeinwesen, worauf jener Ausdruck paßt, die Vereinigten Staaten? Oder soll ich gar mich mit jenen Fälschungen befassen, die Herr Bamberger nicht für unredlich gehalten hat? Ich sprach von dem freiwilligen Ehrendienste der höheren Stände in Kreis und Gemeinde. Ich meinte den Ausdruck „höhere Stände" in einem sehr weiten Sinne; ich dachte nicht blos an die englischen Lordlieutenants, sondern auch an unsere deutschen Stadträthe und Deichgeschworenen, an die Ehrenbeamten der amerikanischen Grafschaften, die allesammt nicht aus den bildungs- und besitzlosen Klassen hervorgehen. Aus diesem harmlosen Worte macht Herr Bamberger mit einer allerliebsten kleinen Fälschung „die bevorzugten Klassen," und alsbald erscheine ich dem entsetzten Leser als ein Junker mit finsteren feudalen Plänen! Mein Gegner wirft mir einseitigen Nationalstolz vor und hochmüthige Verunglimpfung der Franzosen. Ich aber habe eine erschöpfende Schilderung des französischen Volksthums gar nicht geben wollen; ich fragte einfach: auf welche Charakterzüge des französischen Volkes der Bonapartismus sich stütze? Meine Schuld ist es doch nicht, daß ich bei der

Antwort auf diese Frage in erster Linie der Schattenseiten der französischen Bildung gedenken mußte.

In diesem tollen Durcheinander von Mißverständnissen und Verdrehungen bleiben doch einige wirkliche Meinungsverschiedenheiten zwischen Herrn Bamberger und mir aufrecht; ich finde jedoch keinen Grund mein Urtheil zu ändern. Ich bleibe dabei, daß die socialen Zustände in Deutschland im Ganzen gesünder sind, als bei unseren Nachbarn. Preußens Geschichte kennt keine Emigranten. Unser Adel hat die Schlachten seines Landes von Fehrbellin bis Königgrätz redlich mitgeschlagen; darum wird der Demokratie nicht gelingen, den besseren Theil unseres Volkes mit ihrem Adelshasse anzustecken. Der deutsche Name Bürgerthum ist ein Ehrenname; will unser Communist den Bürger schmähen, so muß er von den Franzosen den Ausdruck bourgeoisie entlehnen, der auf unsere Verhältnisse paßt wie die Faust auf das Auge. Wenn Herr Bamberger diesen und ähnlichen Thatsachen etwas nachdenkt, so entdeckt er vielleicht, daß nicht blos nationaler Hochmuth aus meinen Worten sprach. Desgleichen beharre ich bei der Behauptung, daß mit der vollendeten socialen Gleichheit für die freie Gesittung sehr wenig erreicht ist. Ich will nicht erst an China und Rußland oder an unsere Nonnenklöster erinnern, wo Herr Bamberger die schöne Gleichheit Frankreichs in erfreulichster Blüthe wiederfinden kann, ich berufe mich auf die Gesinnungsgenossen meines Gegners, auf die französischen Republikaner. Das letzte Wort ihrer Klagen lautet heute: „wir haben die Demokratie ohne die Freiheit.“ Dies und nichts Anderes ist auch meine Ansicht.

Noch bleibt mir übrig, Verwahrung einzulegen gegen jenen rohen Gesinnungsterrorismus, der sich heute im demokratischen Lager aufbläht und unser gesammtes öffentliches Leben zu vergiften droht. Die Herren dieser Farbe scheinen nachgerade außer Stande, an die Rechtschaffenheit und den Muth eines Gegners zu glauben. Auch Herr Bamberger versagt sich's nicht, die alten abgenutzten Redensarten über die Feigheit und Aengstlichkeit der Gothaer wieder auszuspielen. Ich kann darauf nur erwidern: an den älteren Verdiensten und Fehlern der Partei bin ich schuldlos; als Herr v. Gagern mit seinen Freunden in Gotha tagte, war ich noch ein junger Bursch und nährte mich von der lauteren Milch der k. sächsischen Vaterlandsliebe. Dagegen bekenne ich gern meine Mitschuld an den neuesten Sünden der Altliberalen. Allerdings, wir Gothaer, wir allein in Süddeutschland, waren feig genug, vor dem deutschen Kriege, inmitten der tobenden Massen und der verblendeten Höfe die schwarz-weiße Fahne offen zu vertheidigen — zu einer Zeit, da Herr Bamberger für Preußen und sein Heer nur ein hämisches Lachen und schmutzige Glogauer-

Ofenwitze hatte. Es war das durchaus kein Verdienst; doch mir scheint, es stünde heute besser um den Süden, wenn damals diese gothaische Aengstlichkeit etwas häufiger und jener demokratische Heldenmuth, der nur mit den ultramontanen Wölfen zu heulen wußte, etwas seltener gewesen wäre.

Ich finde es ferner durchaus in der Ordnung, daß Herr H. B. Oppenheim durch die Stimme seines liebevollen Herzens sich gedrängt fühlte, das Buch seines Freundes Bamberger öffentlich zu loben. In solchem Falle erforderte der literarische Anstand, daß der Kritiker auch die Schrift las, welche Herr Bamberger zu widerlegen versucht hatte. Herr Oppenheim hat dies leider nicht für nöthig gehalten. Er verdreht Herrn Bamberger's Verdrehungen noch einmal und schickt das Märchen in die Welt, daß ich der Schädellehre ergeben sei, und ähnlichen blühenden Unsinn mehr, wofür mein Aufsatz auch nicht den Schatten eines Vorwandes giebt. Es ist ein boshafter Scherz des Zufalls, daß gerade diese beiden Schriftsteller, die sich so gern ihrer französischen Bildung rühmen, jener Untugend der zwecklosen Stänkerei und Zänkerei verfallen mußten, welche die Franzosen mit Recht an uns tadeln. Ich mag diese querelle Allemande nicht weiter führen. Ich freue mich vielmehr, daß Herr Bamberger sich inzwischen zu jenem Glauben an Preußen bekehrt hat, den er nie hegte und wir nie aufgaben. Er selber wird heute seine alten Schmähungen gegen Preußen nicht ohne Heiterkeit lesen; mir aber mag er gestatten, daß ich mit derselben Empfindung auch das possierliche Zerrbild betrachte, das er von mir entworfen hat.

15. September. Heinrich von Treitschke.

Zur Beurtheilung Kaiser Heinrich's des Vierten.

L. Ranke. Zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten (Abh. d. Berliner Akademie 1854. S. 436 ff.).

W. v. Giesebrecht. Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Dritter Band. Erste und Zweite Abtheilung. Braunschweig 1862. 1865.

Hartwig Floto. Kaiser Heinrich der Vierte und sein Zeitalter. Erster und Zweiter Band. Stuttgart und Hamburg 1855. 1856.

Dr. A. v. Druffel. Kaiser Heinrich IV. und seine Söhne. Regensburg 1862.

W. Wattenbach. Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Zweite Aufl. Berlin 1866.

Die Epoche Kaiser Heinrich's IV. und Papst Gregor's VII. wird immer den Freunden der Geschichte ein ganz hervorragendes Interesse darbieten. Während das frühere Mittelalter, wenigstens nachdem die vorübergehende Blüthe größerer Cultur unter den Karolingern schnell dahingewelkt ist, fast nur wie ein Gewirr von Kämpfen erscheint, treten jetzt plötzlich weltbewegende Principien und Gegensätze, im Dunkel jener Zeiten heran gewachsen, einander in einer Schärfe, in einer Deutlichkeit und mit einer Bewußtheit gegenüber, wie kaum irgend jemals früher oder später in der Geschichte. Der Kampf, in den diese Gegensätze mit Naturnothwendigkeit gerathen, sammelt durch sein universalhistorisches Interesse unsere Aufmerksamkeit sogar so ausschließlich auf sich, daß unsere Blicke die mannichfachen großen Ereignisse beinahe übersehen, welche dies Centrum umgeben. Gregor VII. und Heinrich IV. sind Erscheinungen, welche bis auf einen gewissen Grad selbst so bedeutende gleichzeitige wie die normännischen Eroberer Englands und Süditaliens, Wilhelm und Robert Guiscard, die große Gräfin Mathilde oder auch die einzelnen gewaltigen Häupter der deutschen Kirche in den Schatten stellen.

Bei uns Deutschen zum Mindesten wird dies stets der Fall sein. Denn selbst eine nur oberflächliche Kenntniß dieser Periode durchdringt uns mit dem Gefühl, daß dieselbe in einem Maße entscheidend für die Geschicke unseres Volkes gewesen ist, wie später wohl nur noch diejenige der Reformation und die des Kampfes gegen den letzten Eroberer.

Der Ausgang der Kämpfe des elften Jahrhunderts wie derjenige des sechszehnten für die deutsche Nation ist jedoch als ein Ergebniß zu betrachten nicht nur der Constellation der Verhältnisse, sondern auch der Individualität der Herrscher, die zu beiden Zeiten den deutschen Thron inne hatten. Daß sich die Nation zum Widerstande gegen Rom beidemal nicht

zusammenschloß, liegt nicht zum Mindesten an Heinrich IV. und Karl V. selber. Bei diesem zum Theil allerdings schon in seiner europäischen Stellung und seinen ihr entquellenden Tendenzen; bei Heinrich dagegen unmittelbar in seinem Wesen und Gemüth. Die genaue Erforschung und Betrachtung der Individualität hat also hier in der That ein Interesse, welches ihr in der Geschichte freilich oft mit Unrecht beigelegt wird.

Wenn Jemand, an historische Untersuchung und Erwägung nicht gewöhnt, zum ersten Male die gleichzeitigen Quellen der mittelalterlichen Geschichte aufschlägt, wird er sich gewiß durch den Geist, der ihm aus denselben entgegenweht, in hohem Grade überrascht fühlen. Er hat sich vielleicht in die ihm oft gepredigte Ueberzeugung hineingelebt, daß Lüge und Bosheit in der Welt täglich zunehmen. Er mag daher erwartet haben bei den Chronographen unserer Vorzeit eine wohlthuende einfältige Naivetät zu finden und sich verwundern, wenn er nun im Gegentheil gewahr wird, daß ihre Schriften meist in einem Grade vom Parteigeist dictirt sind, von dem wir, trotz aller Schärfe der Gegensätze und des Kampfes der Gegenwart, uns dennoch kaum mehr eine Vorstellung machen. So drängt sich uns die freilich bei tieferem Nachdenken natürliche Erfahrung auf, daß die Cultur die Wahrheit schon deshalb reiner zu Tage fördert, weil sie die Mittel vertausendfacht ihre Entstellungen an das Licht zu ziehen. — Wenn aber in jenen gleichzeitigen Ueberlieferungen der Vorzeit statt treuherziger Einfalt vielmehr fast immer schlaue Berechnung waltet — und man darf sagen, daß dies gewöhnlich um so mehr hervortritt, je roher ihre Form ist, während der gebildetere Styl auch die unbefangenere und freiere Denkweise zu tragen pflegt —; so wird man weiterhin begreiflich finden, daß die Waffen, womit der mittelalterliche Parteigeist kämpfte, bei weitem massiver und plumper sind als die der gegenwärtigen Polemik. Die naturwüchsigeren gegenseitigen Verdächtigungen unserer halbbarbarischen Vorfahren bewegen sich auf einem sehr concreten Gebiet. Sie dichten einander am liebsten eine Reihe entsetzlicher Laster und eine Anzahl von Capitalverbrechen an. Sie konnten auch nicht anders, wenn sie mit ihren Angriffen eine durchschlagende Wirkung erzielen wollten.

Hiernach ist aber leicht abzusehen, in eine wie schwierige Lage der wahrheitsliebende Geschichtsfreund geräth, welcher aus den gleichzeitigen Quellen das möglichst unentstellte Charakterbild eines mittelalterlichen Parteihaupts in größtem Style, wie Kaiser Heinrich IV. war, gewinnen will, denn in seinen Tagen, wo alle Leidenschaften zum wildesten Sturm aufgewühlt waren, mußte natürlich die ganze zeitgeschichtliche Literatur Parteiliteratur werden. Und die Gegensätze, welche damals zuerst in offenen Kampf geriethen, leben fort bis zur Gegenwart und üben noch immer

auf die Auffassung jener Epoche einen maßgebenden Einfluß aus. Noch heutigen Tages mag ein entschiedener Anhänger der römischen Kirche eher Luther als Heinrich IV. gerecht werden.

Gleichwohl beginnt es der strengen historischen Forschung in Deutschland zu gelingen, das Andenken dieses Kaisers dem Schmutz, in welchen es unversöhnlicher Haß alter und neuer Zeit getreten, für immer zu entrücken. Ihre eigentlich selbstverständliche und dennoch so vielfach vernachlässigte Methode, sich nicht blind auf gleichzeitige Berichterstatter als solche zu verlassen, sich auch nicht einzelnen von ihnen nach Gutdünken vertrauensvoll anzuschließen, sondern allemal genau zu prüfen, inwieweit sie im Stande und Willens waren authentische und wahrheitsgetreue Kunde von ihrem Gegenstande zu geben — diese Methode hat in unserm Fall eine so schöne Frucht gezeitigt. — Indem wir aber versuchen ihre betreffenden Ergebnisse und deren Begründung in der Kürze anzudeuten, können wir uns dieselben mit um so größerer Zuversicht zu eigen machen, als es der Meister der heutigen deutschen Geschichtsforschung, Leopold Ranke, selbst ist, welcher neben Andern auch hier ihrem Wege die erleuchtende Fackel vorangetragen hat.

Den plumpen Verleumdungen, mit welchen Bruno von Merseburg, der Geschichtschreiber des Sachsenkrieges, die Jugend Heinrich's beworfen hat, mißt schon Niemand mehr Glaubwürdigkeit bei, dem es um historische Wahrheit zu thun ist. Es ist ja gewiß, daß diese „in Gift und Galle getauchte“ Feder des Königs Persönlichkeit zu politischen Zwecken in dasjenige wahrhaft höllische Licht zu rücken bestrebt war, in welchem sie nach dem Wunsche seiner sächsischen Gegner (deren Kreise der Verfasser angehört) erscheinen sollte.

Ein anderer ohne Vergleich bedeutenderer Autor jener Tage hat dem Namen Heinrich's IV. unendlich viel tieferen Schaden zugefügt: Lambert von Hersfeld, früher in Folge mißverständlicher Auslegung einer Stelle in seinem Werk irrthümlich Lambert von Aschaffenburg genannt. Er hat die traditionelle Schilderung dieser Kaisergestalt beherrscht, obgleich er sein Annalenwerk bereits mit dem Jahre 1077 — also ehe noch die Hälfte der Regierungszeit Heinrich's erreicht ist — bei der Erhebung des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben ermüdet abbrach.

Fragen wir, was Lambert dies gewaltige Ansehen verschafft hat, so ist es nicht nur seine außerordentliche Darstellungsgabe, sondern mehr noch die relative Mäßigung seiner Ausdrucksweise und Ruhe seines Urtheils. Der Styl dieses Mönchs ist durch die Lectüre der lateinischen Dichter und Prosaiker gebildet, ja selbst überladen mit Floskeln aus ihnen neben den noch üblicheren Citaten aus der heiligen Schrift. Trotzdem ihm außer

der Originalität auch Mannigfaltigkeit der Wendungen abgeht, ist seine Schilderung nicht allein von einer selten erreichten Lebendigkeit und Anschaulichkeit, sondern sogar übersättigt und üppig, oft selbst da, wo Concinnität und Kürze mehr am Orte gewesen wären. Er begnügt sich nicht die Thatsachen an einander zu reihen, sondern er motivirt und urtheilt. Die annalistische Form, welche den Zusammenhang der Ereignisse nach einem so rohen Princip zerschneidet, macht sich zumal bei der Ausführlichkeit seiner letzten Jahrberichte kaum mehr störend bemerklich.

Lambert's Erzählung durchzieht nun aber ein sehr herbes Urtheil über Heinrich IV. Enthält er sich auch der gehässigen Abgeschmacktheiten eines Bruno über denselben, so schildert er ihn doch durchaus als leichtfertig und gewaltthätig. Indeß er sich als einen warmen Verehrer Gregor's VII. und einen noch begeisterteren des Erzbischofs Anno kund giebt, ist sein trotz allem entgegengesetzten Schein leidenschaftliches Gemüth Heinrich im Innersten entfremdet. Im Streite mit Otto von Nordheim, dem Herzog von Baiern (welchen gerade Annalen dieser Provinz*) ganz anders beurtheilen), in dem Kriege mit den Sachsen, in den Zwistigkeiten mit Rom, überall erscheint der König im Unrecht, überall werden seine Motive verdächtigt. Kaum daß der Verfasser je ein Wort der Entschuldigung für Heinrich und seine Anhänger findet, während es ihm für die Anmaßung, Verschwörung und Rebellion der Gegner nie an Beschönigungen fehlt.

Da werden wir also fragen müssen, ob jener Mönch zwischen seinen Klostermauern auch im Stande war sich eine vollständige Kunde von den gleichzeitigen großen Ereignissen zu verschaffen, sich zu einem Verständnisse derselben zu erheben, sie vom nationalen Gesichtspunkt zu beurtheilen. Und hier ist es eben das Verdienst Ranke's, in seiner berühmten akademischen Abhandlung „Zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten" nachgewiesen zu haben, daß unsere Antwort hierauf ein entschiedenes Nein sein muß. Während selbst noch der treffliche Stenzel und der Herausgeber des Lambert in den Monumenta Germaniae annahmen, daß wir es hier mit einem erhabenen Geist zu thun hätten, der das verworrene Treiben der Menschen aus klarer Höhe überschaue, steht es nun fest, daß vielmehr lediglich ein Mönch zu uns spricht, vollkommen befangen in den Interessen seines Standes und den noch viel engeren seines Klosters. Die Reihen der deutschen Bischöfe sehen wir in dem Kampfe zwischen König und Papst je nach der Richtung und dem Interesse der Einzelnen gespalten; die Mönche dagegen — auch die der alten Disciplin, an

*) Die von W. Giesebrecht wiederhergestellten Jahrbücher von Nieder-Altaich.

welcher Lambert allerdings entschieden festhielt — konnten nicht zweifeln, daß sie sich ihrerseits in diesem Conflict dem geistlichen Herrscher anzuschließen hätten. Die Abtei Hersfeld zumal hatte damals noch einen besondern Grund zu tiefem Unwillen gegen den König. Ihr und Fulda waren von Alters her die thüringischen Zehnten zugewiesen worden; und doch nahm jener sich des Erzbisthums Mainz an, welches Gegenansprüche auf dieselben erhob. Dieser geringfügige Umstand offenbart sich deutlich als die hauptsächliche Veranlassung von Lambert's Hasse gegen Heinrich IV.: für unser geschichtliches Urtheil über ihn kann er offenbar kaum in Betracht kommen. Es ist unmöglich, daß wir die Jahrhunderte hindurch fortfahren sein Andenken zu verunglimpfen, weil er dazu beitrug einem Kloster gewisse Einkünfte zu entziehen. Es darf nicht sein, daß die Geschichtschreibung seine Thaten nach wie vor von dem speziellen Standpunkte der damaligen Brüder von Hersfeld beurtheilt.

Der erste Druck der Annalen Lambert's, welcher im Jahre 1525 nach der Wittenberger Handschrift erschien, die Philipp Melanchthon dem Herausgeber mitgetheilt hatte, trug den Titel: „Wer immer für den Ruhm Deutschlands und unserer Väter ein Herz hat, benutze dies Buch als Lehrer." Man wußte damals noch nicht einmal den Namen des Autors. Heute, da wir seinen Standpunkt genau zu würdigen vermögen, darf Niemand, dem jener Ruhm am Herzen liegt, sich diesem Führer mehr anvertrauen wollen. Um so weniger, als Ranke's tapferer Verbündeter in dem kritischen Feldzuge gegen Lambert, Hartwig Floto, seinerseits mit gleichem Erfolge dargethan hat, wie oft derselbe sich declamatorischer Uebertreibung hingiebt und sich vor unseren Augen in Widersprüchen, in den Schlingen der eigenen Rhetorik verfängt.

Menschlich und vaterländisch fühlende Herzen muß es tröstend und erhebend berühren und fast unwiderstehlich anziehen, wenn durch das brausende Getön von Anklagen und Verwünschungen gegen den Kaiser dagegen vor Allem eine Stimme aus jener Zeit herüberdringt, die ihm unter heißen Thränen ein bewegtes und inniges Lob nachruft. Dies thut die Vita Heinrici IV., seine Lebensbeschreibung durch einen mit den Reichs- und Hofverhältnissen wohlvertrauten Mann, der ihm ehedem nahe gestanden. Wir haben von Glück zu sagen, daß uns diese werthvolle biographische Skizze, welche noch 1106, im Todesjahre Heinrich's, verfaßt sein muß, wenn auch nur in einer einzigen Handschrift, erhalten geblieben ist. Denn die gregorianische Partei, welche auf dem Felde der Ereignisse den Sieg behielt, behauptete denselben ebenmäßig auf demjenigen der Literatur und benutzte ihn auch hier in schonungsloser Weise.*) Damals, unmittelbar

*) Wattenbach. S. 320.

nach dem Tode des Kaisers, sich als seinen entschiedenen Anhänger zu bekennen, seinen Feinden ihre Schuld vorzurücken, war hochgefährlich. Indem sich unserem Biographen die Todtenklage um den Hingeschiedenen fast unwillkürlich zu einem Lebensabriß desselben erweitert, bittet er daher den Freund, an den er seine Schrift richtet, auf das Dringendste, sie Niemandem zu zeigen oder wenigstens ihn nicht als ihren Verfasser zu nennen. Er vermied also natürlich auch in dem Texte selbst alles und jedes, was seine Autorschaft hätte verrathen können, und da er so die Hülle dicht um sich zog, gereicht es unsern Forschern nicht zum Vorwurf, wenn sie ihn noch nicht mit einiger Sicherheit haben ermitteln können. Er wollte anonym bleiben und das ist ihm bis zur heutigen Stunde gelungen, wenn es auch an Vermuthungen über seine Person natürlich nicht gefehlt hat. Die verbreitetste und in der That nicht übel begründete Hypothese will ihn in Otbert von Lüttich erkennen, jenem getreuen Bischof, welcher dem durch seinen Sohn entsetzten Kaiser in seiner Stadt ein letztes Asyl aufthat. Wir mögen diese Annahme nicht aufrecht erhalten, nachdem sie Philipp Jaffé mit zum Theil gewichtigen Gründen bekämpft hat, während es andererseits auch diesem eminenten Kritiker nicht gelungen ist eine bestimmte andere an ihre Stelle zu setzen. Indessen es kommt in der That nicht soviel darauf an genau die Person des Autors zu kennen, da uns die Schrift selbst über die ganze Stellung desselben und das Maaß seiner Glaubwürdigkeit keinen Zweifel läßt. Unmittelbar als Quelle der einzelnen Ereignisse wird das kleine Buch erst für die allerletzten Jahre der Regierung unseres Kaisers wichtig. Von dem Streit zwischen diesem und seinem Sohne Heinrich V. giebt es eine der ausführlichsten Darstellungen, welche über ein Drittel seines Inhalts füllt, während die ganze vorhergehende Regierungsgeschichte zwar in sehr geschickter Gruppirung, aber nur flüchtig und ungenau skizzirt ist. Die schriftstellerische Begabung, die stylistische Ausbildung des Verfassers steht noch sehr hoch über derjenigen, die wir bei Lambert anzuerkennen hatten. Hier ermüdet uns keine verächtliche Armuth stets wiederkehrender Wendungen, sondern stört höchstens der übermäßige Gebrauch derselben Redefiguren, der Antithese und Apostrophe. Hier spricht ferner ein gebildeter Mann in bedeutender Stellung, erfahren in den Geschäften der Welt und mit klarem Ueberblick über ihre großen Verhältnisse, kein beschränkter Mönch von einem gewissen literarischen Talent. Und alle Töne der Leidenschaft in Schmerz, Liebe und Haß weiß dieser Geschichtschreiber anzuschlagen und auch die Geißel des Spottes versteht er zu schwingen.

Wie faßt er unser Herz gleich beim Eingange, wenn er im Anschluß an Worte des Propheten Jeremias anhebt: „Wer möchte Wasser meinem

Haupte leihen und einen Thränenquell meinen Augen, daß ich bejammere nicht den Untergang einer eroberten Stadt, nicht die Gefangenschaft eines verworfenen Volks, nicht den Verlust meiner Habe, sondern den Tod Heinrich's, des kaiserlichen Herrn, der meine Hoffnung und mein einziger Trost, der — um von mir zu schweigen — mehr als das, der Stolz Roms, die Zierde des Reichs, die Leuchte der Welt gewesen ist." — Wie ganz edle Leidenschaft scheint er, wenn er des Freundes vermuthliche Warnung, sein Wehklagen nicht laut werden zu lassen, mit der Entgegnung abweist: „Dein Rath ist gut, ich gestehe es. Aber ich kann meinem Schmerz nicht gebieten, kann meine Klage nicht zurückhalten, mögen sie auch ihre Wuth wider mich wetzen, mögen sie mich Glied für Glied zu zerreißen trachten! Der Schmerz kennt keine Furcht, der Schmerz fühlt keine Marter!" — Wie lebendig und zugleich mit welch' feiner Satire gegen die Betroffenen schildert er die Wirkungen des Landfriedens vom Jahr 1103, nach welchem der stolze Ritter, der ehedem sein schäumendes Roß tummelte, nun auf einem Ackergaul einhergetrottet; der bis dahin in glühendem Purpur geprangt, jetzt in einem gar schlichten Kittel ging; jener andere von seinem Raubnest am Ufer lungernd dem Schiffer nachsah, den er jetzt ungefährdet vorbeiziehen lassen mußte. „Kurz, was nur Eitles, was nur Ueberflüssiges die verderbten Sitten eingeführt hatten," ruft er aus, „das beseitigte die große Zuchtmeisterin, die Noth. Wunderbar und komisch zugleich! Andere vergalten Unbill mit Unbill: der Kaiser rächte die ihm angethane durch den Frieden!"

Nehmen wir hinzu, daß dieser Biograph, bei aller Hingebung an seinen Helden, demselben gegenüber dennoch eine gewisse Selbständigkeit des Urtheils sich bewahrt, wie er ihn denn von allen Jugendsünden keineswegs freisprechen will und später unter seinen politischen Schritten die Erhebung des Gegenpapstes Wibert von Ravenna sogar entschieden mißbilligt, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn seine Auffassung, jenen verleumderischen Herabziehungen des Kaisers gegenüber zugleich dem wissenschaftlichen, vaterländischen und menschlichen Bedürfniß entgegenkommend, gerade von den Besten freudig begrüßt und zur Richtschnur genommen wird. Namentlich von Seiten Floto's ist dies in seinem schon erwähnten tüchtigen und — was für eine Darstellung aus der Geschichte des deutschen Mittelalters ein besonders seltenes Lob sein dürfte — unterhaltenden Buche geschehen. Gleichwohl bedauern wir ihm hierin nicht folgen zu können. Denn dieser warme Lobredner des Kaisers ist leider zugleich ein nach Effect haschender Rhetor, der sich nicht scheut die Thatsachen hauptsächlich in dieser Absicht wider besseres Wissen zu entstellen. Ob seine Wärme zwar echt und aufrichtig ist, sie schmilzt in leidenschaftlichen Wendungen sich

erhitzend die objective Wahrheit um. Schon die wenigen Worte seiner Schrift, welche wir so eben anführten, geben einer näheren und unbefangenen Prüfung hiervon Zeugniß. Was will jener Todesmuth des Schmerzes, mit dem er allen Feinden zum Trotz die Wehklage um seinen verstorbenen Herrn laut in die Welt hinausrufen will, bedeuten, wenn er ihn mit zum Theil erborgten Phrasen ausdrückt*) und wenige Seiten darauf den Freund (wie schon berührt) darum angeht, diese Blätter oder doch deren Herkunft von ihm ja keiner Seele zu verrathen! — Sein Gemälde von den einschneidenden Wirkungen jenes Landfriedens ferner scheint doch einigermaßen an Glaubwürdigkeit zu verlieren, wenn es schon in der eidlich beschworenen Verpflichtung zu demselben immerhin heißt: „Begegnet dir dein Feind auf offener Straße und du kannst ihm schaden, — so magst du ihm schaden!"**) Und noch einen Beleg unter vielen sei gestattet hierfür anzuführen, weil er in besonders faßlicher Art das Verfahren dieses Schriftstellers illustrirt. Das Treffen bei Visé an der Maas, worin die Truppen Heinrich's V., welche dort den Uebergang über eine Brücke dieses Flusses erzwingen wollten, von den Anhängern des Kaisers geschlagen wurden, wird in allen übrigen Quellen übereinstimmend auf den 22. März, den Gründonnerstag des Jahres 1106, verlegt. Unser Biograph, obschon er auch diese Begebenheit im Einzelnen ausschmückt, scheint über dieselbe doch so gut unterrichtet als irgend ein anderer. Dennoch setzt er allein sie um einen Tag später an. Er thut es, um seiner Schilderung des Kampfes somit die emphatischere Bemerkung hinzufügen zu können: „dies Blutbad war um so verwerflicher, weil es am Charfreitag stattfand; die Heiligkeit der Zeit steigerte die Größe des Frevels!" —

Die Geduld des Lesers mag durch diese Umrisse der betreffenden Quellenuntersuchung bereits ermüdet sein und dennoch haben wir nur von den drei gleichzeitigen Schriftstellern gesprochen, deren Werke für die Auffassung der Persönlichkeit Heinrich's IV. die wichtigsten sind. Unser Ergebniß war, daß keiner von ihnen unseres Urtheils Leiter sein kann, und wir mithin durchaus darauf angewiesen bleiben, uns aus der gesichteten thatsächlichen Ueberlieferung eine selbständige Meinung über diesen Charakter zu bilden. Wagen wir also noch den Versuch, ein solches Bild in einigen allgemein gehaltenen, jedoch hoffentlich nicht incorrecten Linien zu entwerfen.

*) Aus einem Briefe des Sulpicius Severus, vgl. Wattenbach S. 319.
**) Si in via occurrerit tibi inimicus tuus, si possis illi nocere, noceas.

Abgesehen von den großen politischen Stürmen, die Heinrich als Herrscher zu bestehen hatte, von den Bannstrahlen, welche ihn trafen und denen der damalige Aberglaube solche Kraft verlieh, daß ein Dichter mit Recht rühmen konnte, das christliche Rom lege sich jetzt jene Deutschen durch „ein leises Wort" zu Füßen, welche die gewaltigen Kriegshelden des alten mit ihren Legionen kaum hätten bezwingen können; — abgesehen von dem allen scheint die fast ununterbrochene Kette seines tiefen persönlichen Unglücks unsern Antheil für diesen Kaiser in Anspruch zu nehmen.

Am 11. November 1050 geboren, verlor er, kaum sechs Jahr alt, seinen Vater. Nachdem der mächtige Heinrich III. zu Bodfeld im Harz verschieden war, ging die Obhut über das Reich sowie über den jungen König im Wesentlichen an seine Mutter Agnes von Poitiers über. Die Urtheile über ihr kurzes Regiment haben sich verschieden gestaltet: auf keinen Fall kann es sich an männlicher Kraft mit demjenigen ihrer Vorgängerin, der Griechin Theophania, messen, welche einst für Otto III. die Zügel der Herrschaft ergriffen hatte. Zur Bigotterie geneigt und ohne volles Verständniß für des Reiches Aufgaben, scheint die Kaiserin auch der Erziehung ihres Sohnes nicht die nöthige Sorge zugewandt zu haben. Der Raub des Kindes durch die Fürsten wird damit zu rechtfertigen gesucht, daß „Niemand dagewesen, der es unterwiesen hätte, was gut und recht sei."*) Diese Gewaltthat auf der St. Suibertsinsel,**) mittelst deren der Erzbischof von Köln und dessen Mitverschworene sich der Person des jungen Heinrich sowie der Reichsinsignien, der Pfänder der Herrschaft, bemächtigten, ist aber bekannt genug. Jeder erinnert sich, wie der König an einem Mainachmittage des Jahres 1062 nach heiterem Mahle von Anno auf einen schön geschmückten Kahn gelockt ward, welchen die Ruderer dann sogleich Rheinauf nach Köln in Bewegung setzten. Man erkennt ganz den späteren Mann in dem elfjährigen Knaben, der sich, den Verrath gewahrend, von dem Fahrzeug entschlossen in den Strom stürzt: indessen vergebens, denn einer der Rebellen springt ihm nach und rettet ihn. Es wird nun jener seltsame Turnus angeordnet, demzufolge immer derjenige Bischof, in dessen Sprengel der König sich gerade befindet, die Reichsgeschäfte führen soll. Jedoch dann beschreiten alsbald zwei große Gestalten unter den deutschen Kirchenhäuptern den Vordergrund der Bühne: Anno von Köln und Adalbert von Hamburg-Bremen. Jener wird der „Magister," dieser der „Patron" des Königs. Aehnlich zwei römischen Consuln, aber voll Haß gegen einander und abwechselnd hervortretend,

*) Ann. Altahenses. **) Kaiserswerth.

leiten sie das Reich: Anno aus niederem Ritterstande, ein harter Emporkömmling, Adalbert vom höchsten Adel und auch persönlich eine unendlich vornehmere Natur; jener ungefähr ein Marius, dieser ein Sulla. Wir haben hier nicht einzugehen auf die entgegengesetzten politischen Tendenzen, welche sie verfolgten. Es mag in dieser Hinsicht die Andeutung genügen, daß in Adalbert die Ideen Heinrich's III. von einem Bunde der Kirche mit einem mächtigen Kaiserthum fortlebten, während Anno dieses unter die bischöfliche und Fürstengewalt beugen wollte. Was jedoch das Verhältniß beider Erzbischöfe zu dem jungen Könige betrifft, so lastete die Hand des Kölner Zuchtmeisters ehern auf dem Knaben und zwang seine erwachenden energischen Triebe in sein Inneres zurück: Adalbert dagegen, großartig und phantastisch, war im Gegentheil geeignet sie in ausschweifende Bahnen zu reißen.

Als man dem Jüngling dann den letzteren, an dem sein erregtes Herz ebenso hängt wie es den Kölner aus tiefstem Grunde haßt, von der Seite gerissen hat, stellt sich sein Wesen unsern Blicken schon in seinen Grundzügen entwickelt dar. Indessen die unglücklichen Verhältnisse setzen sich fort, welche in ihm von Anfang an den Keim der Verbitterung legten, ihn früh seine große Kunst der „Tergiversation" *) lehrten, mit der er sich den Gegnern scheinbar fügte, um dann, den rechten Moment abpassend, seine Rache an ihnen zu kühlen. — Ueber seine Hand hatte schon sein Vater verfügt. Indem die Fürsten ihn demgemäß wirklich zwingen dieselbe der Tochter der mächtigen Markgräfin Adelheid von Susa zu reichen, fügt er sich nur mit dem äußersten Widerwillen und versöhnt sich mit seiner Gemahlin erst nach einem widerlichen Scheidungsprozeß, der seinen Feinden ein erwünschtes moralisches Uebergewicht über ihn giebt. Da später die sächsischen Bauern, die Vertragsbedingungen brechend, aus rohem Haß seine Lieblingsschöpfung, die Harzburg, bis auf den letzten Stein zerstören, freveln sie mit rohen Händen an den Resten seiner früh verstorbenen Lieben, seines Bruders und seines erstgeborenen Söhnleins, und reizen ihn dadurch zur Wuth. Die zweite Frau, die er wählt, eine russische Fürstin, ist ein schamloses Weib, das ihn verräth. Es verrathen ihn gleichfalls seine beiden überlebenden Söhne, welche seine letzten Gegenkönige werden. Der ältere, Konrad, ein mattherziger Jüngling, fällt in die Hände des Papstes Urban und der Gräfin Mathilde und entzieht als deren Werkzeug Italien seiner Botmäßigkeit. Der zweite, Heinrich, den er mit voller väterlicher Zärtlichkeit geliebt zu haben scheint, reißt ihm

*) Ekkehardi Chron. a. 1106. — ob comprobandam scilicet eiusdem viri multimodam tergiversationem, qua se toto vitae suae tempore cunctis sibi resistentibus ficta subjectione eatenus fecisset superiorem.

ungeduldig das Erbtheil unter einer Maske der Heuchelei, mit einer Berechnung der Mittel und Folgerichtigkeit in deren Anwendung vorweg, welche dem Verstande des letzten Saliers ebenso zur Ehre wie seiner Sinnesart zur Schmach gereichen.*) —

Heinrich IV. war von der Natur mit großen Gaben ausgestattet worden. „Durch manche Zeugen können wir erhärten" — sagt der Abt Eckehard von Aura, ein Anhänger seines Sohnes, der ihn selbst als einen Erzketzer und Verbrecher verabscheut —, „daß zu unsern Zeiten Niemand durch Geburt, Geist, Tapferkeit und Kühnheit, selbst durch den Glanz der körperlichen Erscheinung für die kaiserliche Würde geeigneter erschien." Auch sonst wird uns der Kaiser als ein schöner Mann geschildert, sein Wuchs hoch und stattlich und besonders der Blick durchdringend und blitzend. Dieser eigenthümliche Ausdruck der Augen frappirt uns selbst noch in einer alten, sonst sehr rohen Federzeichnung, die von ihm erhalten ist.

Obwohl ihm die Erziehung gefehlt hatte, welche seinem Wesen eine feste sittliche Grundlage, seinem Geist eine ideale Richtung hätte geben können, so mangelt es ihm doch weder an Liebe noch an Gerechtigkeitssinn oder an Religiosität und Interesse für Wissenschaft. Er wird um seiner Mildthätigkeit willen als Vater der Armen gepriesen. Es kommt vor, daß, während die Habgierigen von allen Seiten herbeiströmen, um durch Bestechung eine reiche Abtei zu erhaschen, die gerade vakant geworden, der (um seiner Simonie willen so viel geschmähte) König mitten aus der Menge einen unbekannten, bescheidenen Mönch hervorruft und diesem zu allgemeiner Ueberraschung den Stab überreicht. Den Dom in Speier, zu welchem sein Ahnherr Konrad II. den Grund gelegt hatte, ließ er mit größter Pracht vollenden. Es ist eine bekannte Ueberlieferung, daß Gregor VII. in der Burgkirche von Canossa zum Zeugniß seines reinen Gewissens die Hälfte der Hostie genommen und darauf Heinrich aufgefordert habe, falls ihn sein Bewußtsein ebenso freispräche, ein Gleiches zu thun: der aber habe stutzig die andere Hälfte zurückgewiesen. Es ist freilich zu fürchten, daß diese Geschichte, welche von Lambert von Hersfeld herrührt, auch nur ein von diesem erfundenes tendenziöses Effectstück ist; denn mehrere andere Autoren, und die zwar beide entgegengesetzte Standpunkte vertreten, lassen den König bei jener Gelegenheit vielmehr das Abendmahl mit dem Papste theilen. Wilhelm Giesebrecht, der bekanntlich

*) Der neuliche Versuch v. Druffel das Verfahren des Sohnes wenigstens theilweise zu rechtfertigen scheint uns nicht gelungen zu sein. Druffel's Kritik der Vita Heinrici schließen wir uns meist an, dagegen mißt er den für Heinrich V. parteiischen Darstellungen Eckehard's und der Annalen von Hildesheim eine Objectivität bei, welche diesen ebenso wenig innewohnt.

der Tradition gegenüber nichts weniger als rücksichtslos ist, hat diesen oft nacherzählten Vorgang deshalb aus seiner (der neuesten) Darstellung dieser Dinge ausgeschieden. Sollte derselbe gleichwohl stattgefunden haben, so spräche er nach unserer Empfindung um so mehr zu Heinrich's Gunsten, je leichter eine solche öffentliche Aufforderung ein frivoles Gemüth zur Profanation hätte verleiten können. „Großartige Gegner," ruft Ranke darüber aus, „die einander hier im Streit um die Zukunft der Welt begegnen, beide durchdrungen von ihrem Recht und entschlossen es geltend zu machen, beide voll Religion; den Papst erfüllt sie mit geistlicher Zuversicht, den König mit Scheu vor dem Heiligen und Zurückhaltung."

Und selbst der Wissenschaft, wie schon gesagt, entfremdete Heinrich sein kampferfülltes Leben nicht. Es wird ausdrücklich berichtet, daß er, gleich seinem Vater, sich gern mit gelehrten Klerikern umgab, um mit ihnen in gemeinsamer Uebung biblischer Exegese oder der freien Künste literarischen Umgangs zu pflegen. Seine oben besprochene Biographie durch einen dieser Vertrauten legt schon allein ein glänzendes Zeugniß für die formelle Bildung ab, zu welcher man in diesem Kreise gediehen war.

Den Muth eines Herrschers, der unausgesetzt den furchtbarsten geistigen und leiblichen Waffen getrotzt hat, eines alten Kriegsmanns, welcher sein Leben auf den Schlachtfeldern verbrachte,*) weitläufig darthun zu wollen, wäre überflüssig. Mit der überströmenden Energie, welche dem ganzen salischen Hause, Konrad wie den drei Heinrichen, eigen gewesen zu sein scheint und die den Gegner mit eisernem Griffe packt, verbindet sich in ihm tiefe Verschlagenheit, in der erniedrigenden Bedrängniß seiner Jugend ausgebildet. Die Feinde fürchteten seinen durchdringenden Blick und seine lauernde List, da er kaum dem Knabenalter entwachsen war, und zitterten noch davor, als er zuletzt ermattend und schon fast ein Greis sich gegen Heinrich V. wehrte.

Haß und Hingebung erweckte seine Person in gleich starkem Maaße, wie sie noch jetzt aus den Quellen zu uns sprechen. Das eigentliche Volk, vor Allem dasjenige der emporkommenden Städte, welches schon die Opposition gegen das bischöfliche Regiment meist auf seine Seite trieb, stand zu ihm.

Er selbst aber überdauert in einem „mehr als dreißigjährigen Heldenkampfe" um seine ererbten Rechte alle seine Gegner, die ihm immer von neuem auftauchen. Selbst jenem außerordentlichsten von ihnen, dem großen Demagogen auf dem apostolischen Stuhle, ist er nahezu gewachsen und bewältigt sogar die Person desselben, wenn auch nicht seine von der

*) Ekkehardi Chron. l. l. vir bellator ab adolescentia sua.

Zeit selbst getragenen Principien. Er demüthigt sich zwar vor ihm in einer Weise, welche unseren rückschauenden Blicken den Niedergang der alten Kaiserherrlichkeit bezeichnet. Aber er drängt sich (trotz dem Widerspruch der lombardischen Bischöfe) zu dieser Scene, um damit einen großen augenblicklichen Erfolg zu erringen, sich von dem Banne zu lösen, dessen überjährige Fortdauer ihm seine Krone zu kosten droht, und den hochgefährlichen Bund zwischen dem Papst und den Fürsten seines Reichs zu sprengen. Nicht sowohl weil sich Gregor an seiner Erniedrigung geweidet hätte, ließ er den königlichen Büßer so lange draußen vor dem Schloßthor warten, als vielmehr, weil er nur mit dem tiefsten Widerstreben dem moralischen Zwange wich, die mächtigste Waffe gegen denselben aus der Hand zu geben. Ist also auch hier der klare Wille und der gegenwärtige Vortheil auf des Königs Seite, so werden die Gegenkönige, welche man ihm dann in Deutschland aufstellt, in ihrer Ohnmacht zu glänzenden Folien seiner Ueberlegenheit. Auch dem Sohne gegenüber faßt er noch ein letztes Mal an der äußersten Westgrenze seines Reichs Fuß und scheint nicht ohne Aussicht es wiederzuerobern, als die Kunde von seinem Ableben wie ein heller Lichtstrahl die Wolken durchbricht, die sich immer finsterer über dem Haupt Heinrich's V. und der Seinigen zusammengezogen haben.

Am 7. August 1106, einem Dienstage (dem Tage des Kriegsgottes, an welchem er am liebsten in die Schlacht gezogen zu sein scheint) starb Heinrich IV. in Lüttich. Aus seinem stürmischen Erdendasein war er sanft hinübergeschlummert, in den letzten Augenblicken seines Bewußtseins voll fester Zuversicht, ein reuiges und gutes Bekenntniß auf den Lippen.

Auch noch die Gebeine des im Bann Verstorbenen, welche das Volk wie die eines Heiligen verehrte, verfolgte bekanntlich die Kirche von Ort zu Ort, bis sie nach Jahren im Dom zu Speier, wie der Lebende es gewünscht, ihre Ruhestätte fanden. —

Wir aber möchten auch seinem Namen endlich Ruhe und den rechten Platz sichern.

Wir lassen uns zwar nicht zu begeistertem Beifall hinreißen, wenn sein alter Biograph ihn mit wohlthuender Zuversicht selig preist und mit Bezug auf die Wittwen, Waisen und Bedrängten, die an seinem Sarge unter Thränen seine erkalteten wohlthätigen Hände küßten, ausruft: „In Wahrheit war sein Tod nicht zu beklagen, weil ihm ein gutes Leben vorangegangen war ....*) Glücklich bist du, Kaiser Heinrich, der du dir solche Leichenwachen, solche Fürbitter verschafft hast und jetzt tau-

*) quamquam mors eius plangenda non fuit, quam bona vita praecessit.

sendfältig aus der Hand des Herrn wiederempfängst, was du heimlich in die Hände der Armen legtest! Ein sturmerfülltes Reich hast du mit einem Reich heiterer Ruhe, ein vergängliches mit einem ewigen, das irdische mit dem himmlischen vertauscht. Jetzt erst bist du in Wahrheit König; jetzt trägst du eine Krone, die dir kein Erbe vorwegnehmen, kein Nebenbuhler bestreiten kann!" Aber verloren sei uns das Gedächtniß dieser großen vaterländischen Persönlichkeit darum nicht! Nicht verloren in folgendem Sinne.

Lord Bolingbroke hat in seinen „Briefen über den Nutzen und das Studium der Geschichte" dieselbe als eine „durch Beispiele lehrende Philosophie" zu definiren gesucht. *) D. h. er betrachtet sie als die große, nothwendige Ergänzerin der Erfahrung, deren Maaß dem Menschen in seiner Beschränkung und bei der Kürze seines Lebens so knapp zugemessen sei. Freilich, setzt er hinzu, vermöge nur der philosophische Geist diesen Schatz aus ihr zu heben, indem er von dem Einzelnen zum Allgemeinen emporsteige, und er erläutert diese seine Meinung an einem bestimmten Fall. Wenn Codrus und Decius Mus sich dem Untergange weihten, weil ein Orakel oder ein Aberglaube den Ihrigen um diesen Preis den Sieg verhieß, so handelten diese alten Helden damit ebenso hochherzig als richtig. Ein moderner General, der seine Operationen damit begönne, sich unmittelbar nach ihrem Beispiel in den Tod zu stürzen, müßte uns freilich für einen Wahnwitzigen gelten: aber gleichwohl werden jene als Vorbilder fort und fort in edlen Herzen die Gluth entzünden helfen, das Leben freudig im Dienste ihres Landes hinzugeben.

Wir sind nun zwar ohne Zweifel heutzutage darüber einig, daß jene Definition des britischen Staatsmanns von der Geschichte bei weitem nicht ausreicht, sondern, von einem ausschließlich praktischen Gesichtspunkte ausgehend, an dem Stofflichen in ihr haften bleibt. Wir betrachten diese Wissenschaft vielmehr als die Lehrerin von der Entwickelung der einzelnen Nationen und des ganzen Menschengeschlechts, und dringen damit zugleich immer mehr auf eine größere Berücksichtigung ihres culturhistorischen Theils neben dem rein politischen, wenn auch der letztere stets eine sehr hervorragende Wichtigkeit behaupten wird. Aber sollen wir ihr deshalb jenes andere Verdienst, welches Bolingbroke nur mit Unrecht als ihr wesentliches ansah, völlig absprechen? Die Wissenschaft von der Entwickelung der Menschheit sei vor Allem die Leuchte, welche derselben ihre Vergangenheit sowie die Ziele ihrer Zukunft, ihr Woher und Wohin, erhellt, aber sie bleibe darum immerhin auch ein Born, aus dem wir Nacheiferung

*) Letter II. J think, that history is philosophy teaching by examples.

und Muth und auch praktische Lehren schöpfen können, um auf unserem mühevollen Wege zu jenen Zielen nicht zu ermatten noch uns zu verirren. —

Mancher blickt vielleicht mit Unwillen und Betrübniß auf die nun kahlen Stellen im Saal der Vorzeit, von denen die Kritik mit unbarmherziger Hand ihm liebgewordene Bilder herabriß, an welchen sein Auge sonst begeistert gehangen, denn wie manche Helden haben vor ihr in das Gebiet der Mythe weichen müssen. Nun wohl, hier haben wir uns in der Kürze einen der merkwürdigsten Fälle vergegenwärtigt, wo diese Kritik umgekehrt eine durch die Leidenschaften verzerrte nationale Gestalt reinerer Würdigung zurückgiebt. Wir werden dem Andenken Heinrich's IV. weder gleich seinen Feinden fluchen, noch es mit seinen treuen Anhängern selig preisen können. Aber es ruft uns wohl zu, was der homerische Hektor*) dem allzu vorsichtigen Polydamas bei den Schiffen der Achäer: „Es kümmert mich nicht, ob die Vögel rechts zu der Sonne oder links zum nächtlichen Dunkel hinfliegen; ein Wahrzeichen ist das beste, sich zur Wehr zu setzen für das Vaterland!"

B. Simson.

Die Zugfreiheit im norddeutschen Bunde.

In einer seiner zahlreichen Broschüren, worin er sein eigenes Arcanum anpreist und die wirthschaftliche Fortschrittsbewegung in Deutschland nach Kräften herabsetzt, schreibt der nunmehr durch Herrn Försterling reichstagsfähig gewordene Ferdinand Lasalle: „Was Freizügigkeit? Die discutirt man gar nicht mehr, die decretirt man."

Seitdem sind sechs Jahre verflossen, aber sie ist immer noch nicht decretirt. Gleichwohl hat Lassalle's Satz etwas Wahres. Es bedarf kaum noch der Vertheidigung und Anpreisung der Grundsätze der Zugfreiheit und der Beweisführung der Nothwendigkeit, die derselben entgegenstehenden Schranken, welche das sinkende Mittelalter als verpestenden Niederschlag zurückgelassen hat, zu beseitigen. Kein Mensch bestreitet das mehr, als hin und wieder etwa ein zurückgebliebener Büreaukrat, ein verbissener Pfahlbürger, oder ein verzopfter Zunftmeister. Auch würde wohl Lassalle, wenn er die von ihm angestrebte Dictatur erlangt hätte, Willenskraft und

*) Il. XII, 238 ff.

Geist genug gehabt haben, die Zugfreiheit — „zu decretiren." Aber wir beklagen uns nicht, daß er nicht dazu gelangte. Denn bei diesem modus procedendi würden wir einen großen Theil der wirthschaftlichen und geistigen Kulturerrungenschaften unserer Nation verloren und die Zugfreiheit, obgleich sie viel werth ist, am Ende doch zu theuer gekauft haben. Wir ziehen vielmehr vor, auch dieses Gut uns zu erringen und zu sichern auf dem Wege der Gesetzgebung des norddeutschen Bundes, dessen Verfassung ein gemeinschaftliches Indigenat für den ganzen Umfang des Bundesgebiets constituirt, „mit der Wirkung, daß der Angehörige eines jeden Bundesstaats in einem jeden andern Bundesstaat als Inländer zu behandeln und demgemäß zum festen Wohnsitze, zum Gewerbebetriebe, zu öffentlichen Aemtern, zur Erwerbung von Grundstücken, zur Erlangung des Staatsbürgerrechts und zum Genusse aller sonstigen bürgerlichen Rechte unter denselben Voraussetzungen wie der Einheimische zuzulassen, auch in Betreff der Rechtsverfolgung und des Rechtsschutzes demselben gleich zu behandeln ist," und sowohl der Heimathsbehörde des Zuziehenden als auch der Obrigkeit des Bundesstaats, in welchen er zieht, jede Störung oder Beschränkung der Ausübung dieser Befugnisse ausdrücklich untersagt (Abschn. II. Art. 3); während der Artikel 4 derselben Verfassung die Bestimmungen über Freizügigkeit, Heimaths- und Niederlassungsverhältnisse, Staatsbürgerrecht, Paßwesen und Fremdenpolizei, sowie über Gewerbebetrieb einschließlich des Versicherungswesens (soweit Alles das nicht schon durch die Constituirung des gemeinsamen Indigenats erledigt sei), für einen Gegenstand der Bundesgesetzgebung und der Beaufsichtigung durch den Bund erklärt. Die Worte „Paßwesen und Fremden-Polizei" sind auf Antrag der nationalliberalen Fraction, das Wort „Staatsbürgerrecht" ist auf Antrag des Abg. Hammerstein I. (Hannoverschen Ministers) eingeschaltet worden. Beide Zusätze sind wesentliche Verbesserungen. Der erste hat schon seine Früchte getragen. Der gegenwärtig versammelte Reichstag hat bereits mit der Regierung ein Paßgesetz vereinbart, welches die unseligen, kostspieligen und nutzlosen Plackereien und Quälereien des bisherigen deutschen Paßwesens, das sich namentlich in einigen Kleinstaaten zu wahrhaft seltsamen Caricaturen verkrüppelt hatte, *) mit einem Schlage beseitigt, während die hierdurch erzielte Reform bisher in Preußen selbst daran gescheitert war, daß

*) Es dürfte einen sehr großen Werth für die Kulturgeschichte haben, wenn sachkundige Männer aus den verschiedenen deutschen Kleinstaaten sich vereinigten, um Kuriositäten dieser Art zu sammeln und zu beschreiben. Es geht sonst all' dieses unschätzbare Material der Nachwelt verloren, welche kaum glauben wird, daß es jemals dergleichen gab, wenn es ihnen nicht durch den Mund von Zeitgenossen bekräftigt wird, die alles das selbst miterlebten.

die drei legislativen Factoren sich über das Plus oder Minus derselben nicht zu einigen vermochten. Ein wichtiges Stück der Zugfreiheit ist damit errungen; der Reichstag errang es im Sprung, in der Zeit einer halben Sitzung, während der Landtag sich so lange vergeblich bemühete — ein Beweis daß die Reichstagsmaschine gerade auf dem Gebiet der Reform correct und schnell arbeitet; und die Reform, welche der preußische Landtag nur den preußischen Landen hätte gewähren können, dehnt der Reichstag sofort auf alle Territorien des norddeutschen Bundes aus, die derselben noch dringlicher, als Preußen, bedürfen. Ja, noch mehr! Auch die vier süddeutschen Staaten werden nicht zögern, der Reform, die im norddeutschen Bunde auf dem Wege der Gesetzgebung geschaffen ist, sich wenigstens auf dem Wege des Vertrags theilhaftig zu machen. Dahin abzielende Unterhandlungen sollen bereits vorbereitet sein. Vielleicht dürfte sich, wenn das Zollparlament zusammen kommt, ehe noch die süddeutschen Staaten alle oder theilweise unserem neuen Bunde beigetreten sind, eine Einrichtung empfehlen, welche an die Stelle des nachträglichen conventionsmäßigen Beitritts zu unseren Reformen die directe legislative Mitwirkung an den reformatorischen Gesetzen selbst setzt, so daß an die Stelle des Vertragsrechts das gemeinsame Gesetz tritt. Ohnehin sitzen ja dann schon die Vertreter der süddeutschen Regierungen in dem zollvereinlichen Bundesrath, die Repräsentanten des in den Südstaaten wohnhaften Bruchtheils der deutschen Nation in dem Zollparlament. Warum sollten diese Vertreter der Regierungsgewalt und der Bevölkerung des auf dem linken Mainufer gelegenen Deutschland nicht in Gemeinschaft mit uns auch Gesetze über Gewerbe- und Zugfreiheit, Niederlassungs- und Heimathsrecht, Post- und Telegraphenwesen, Münze, Maaß und Gewicht, Papiergeld und Bankwesen, Obligationen und Strafrecht, Handels- und Wechselrecht, Straf- und Civilverfahren, berathen und zu Stande bringen? Warum sollen wir, wenn auch die administrative Einheit noch nicht erreichbar wäre, nicht wenigstens die legislative nach der durch die Zollvereins-Verträge, den erweiterten Bundesrath und das Zollparlament bereits errungenen und gesicherten wirthschaftlichen und handelspolitischen Einheit, welche identisch ist mit der Freiheit des wirthschaftlichen Verkehrs, hinzufügen? Während diese und andere Reformen bereits gewonnen, oder wenigstens in sichere Aussicht gestellt sind, gefällt es immer noch einem Dr. Johann Jacobi in taciteischem Kraftstyl, der an das berühmte „ruere in servitium" erinnert, die norddeutsche Reichsverfassung eine „freiwillige Knechtschaft" zu nennen; und ein Theil der Nation hängt ihm an, offenbar um den Beweis zu liefern, daß uns unser Hang zu individualistischer Zersplitterung vollkommen sichert gegen alle Centralisations-

Versuche, welche wir zudem nirgends zu erblicken vermögen, während sie anderen eine wahre Gespensterfurcht einzujagen scheinen.

Um indeß gerecht zu sein nach beiden Seiten, müssen wir gestehen, daß mit der Constituirung des Indigenats an und für sich noch sehr wenig erreicht ist; denn dasselbe beschränkt sich darauf, dem Bundesangehörigen in den sämmtlichen Territorien in Betreff des Gewerbebetriebs, des Wohnsitzes, des Erwerbs von Grundstücken die Rechte des Inländers zu geben. Allein damit ist ihm wenig gedient, so lange es entweder gar kein Inland giebt, oder der Inländer selber keine Rechte hat. Es ist eben nicht die Verleihung eines selbständigen Rechts, sondern nur die Gleichstellung mit dem Rechtszustande eines Anderen (Dritten); und wenn der Andere selbst in schlechten Schuhen steht, so hilft es auch mir nichts, daß ich zu ihm gestellt werde. Ueberall besteht noch die strengste Exclusivität für die sogenannten „gelehrten" Geschäftszweige (Advocatur, Heilkunst u. s. w.). In Preußen selbst ist die Freiheit des Gewerbebetriebs noch sehr wesentlich beschränkt. Was hilft den Nichtpreußen das Indigenat, was hilft ihn die Befugniß zum Zuzug nach Preußen, wenn ihn dort die gelehrte oder die nichtgelehrte Zunft vom Gewerbetrieb ausschließt, ebenso gut, wie den nichtzünftigen Preußen? In anderen Ländern ist den Juden der Erwerb von Grundeigenthum, der Gewerbebetrieb, das Heimathsrecht versagt. Was hilft es dem norddeutschen Bundesjuden, daß er gleiche Rechte hat mit dem Fürstlich Flachsenfingen'schen Kleinstaatsjuden, wenn der letztere überhaupt gar keine Rechte hat? Kann es ihm einen Vortheil oder einen Trost gewähren, daß er mit dem letzteren das „Recht" theilt, keine Scholle Flachsenfingen'sches Land erwerben zu dürfen. Endlich in Mecklenburg giebt es gar kein „Inland." Das Domanium, die Güter der Ritterschaft, die Municipien, sind ein jedes ein Territorium für sich, das sich gegen die anderen abschließt, oder wenigstens abschließen darf. Es giebt also dort keinen Staat, kein Staatsbürgerthum, kein Indigenat, kein einheitliches politisches Gebiet, — kurz, kein Inland. Was helfen also dem norddeutschen Ausländer die Rechte des Inländers, wenn der Inländer selber nicht einmal ein „Inland" — geschweige denn Rechte — hat.

Trotz des Indigenats also giebt es auch heute noch, wenn nicht ein diesen Begriff substanziirendes, ihm einen positiven Inhalt gebendes Zug- und Gewerbefreiheitsgesetz für den norddeutschen Bund zu Stande kommt, innerhalb des Bundes noch immer nicht ein vollständig freies sociales und wirthschaftliches Einheitsgebiet, auf welchem die Menschen ebenso frei mit ihren Kräften zirkuliren und dieselben verwerthen können, wie die Waaren frei rouliren innerhalb des Zollvereinsgebiets, das nur noch

für Branntwein, Bier und Taback Binnenzölle kennt, die wahrscheinlich auch bald durch Unification des Besteuerungs-Modus beseitigt werden.

Unter Hervorhebung dieser Inhaltslosigkeit des verfassungsmäßigen Indigenats beantragten in der Sitzung vom 19. März 1867 die Abgeordneten Dr. Braun (Wiesbaden), Freiherr K. von Rothschild, Dr. Otto Michaelis und Braun (Hersfeld) nach dem Artikel 3 folgenden Zusatz einzuschalten:

Artikel 4.

„1. Keinem Angehörigen des norddeutschen Bundes darf innerhalb des Bundesgebiets irgendwo die Niederlassung, oder der Geschäftsbetrieb oder die Erwerbung von Grundeigenthum verweigert werden.

2. Die bloße Niederlassung verleiht jedoch weder Heimaths-, noch Gemeindebürger-, noch sonstige korporative Rechte an dem Niederlassungs-Ort.

3. Die durch den gegenwärtigen Artikel angeordnete wirthschaftliche Zugfreiheit tritt mit dem 1. Januar 1868 in Kraft, mit welchem Tage alle entgegenstehenden Vorschriften der Gesetzgebung der einzelnen Bundesstaaten erlöschen."

Dieser Vorschlag beschränkte sich auf die rein menschliche und wirthschaftliche Seite der Frage. Er berührte nicht das Staats- und Communalbürgerthum. Letzteres sollte intact gelassen, im Uebrigen aber dem Individuum seine menschliche und öconomische Freiheit, die ihm die zwergstaatliche Verkrüppelung geraubt hat, zurückgegeben werden. Die Starrheit der Corporation und die Beweglichkeit der Person sollten versöhnt werden, dadurch daß man jeder das ihre zugestand.

Es ist derselbe Weg, den die Schweiz mit ihrer von 1848 her datirenden, seitdem durch die Centralregierung (den Bundesrath) und die Volksvertretung (den Ständerath und Nationalrath), sowie durch den Bundesgerichtshof, unter deren Schutz dieses Grundrecht des Schweizer Volks gestellt ist und die es wider den dagegen reagirenden local-democratischen, spießbürgerlichen Cantönli-Geist auf das Kräftigste zu vertheidigen wissen, weiter fortentwickelten Bundesgesetzgebung über die intercantonale Zugfreiheit mit dem besten Erfolge eingeschlagen hat, wie ich dies schon vor längerer Zeit an einem anderen Orte (Volkswirthschaftl. Vierteljahrsschrift von Faucher und Michaelis, Jahrgang 1864, Band 1. Seite 1 u. ff.) nachzuweisen versucht habe.

Man geht hierdurch einer Menge von Schwierigkeiten aus dem Weg; denn man vermeidet den Konflikt mit der engherzigen Abgeschlossenheit der Kleinstaaten (Cantone) und Communen, indem man ihnen den politischen und finanziellen Theil ihres betreffenden Mitglieds läßt und sie

mit dem so sehr verhaßten Zustrom in den corporativen und finanziellen Verband verschont, dagegen das Mitglied, was seine wirthschaftlichen und menschlichen Functionen anlangt, von der Vormundschaft seiner Heimathsgemeinde emancipirt und von dem Veto der Niederlassungsgemeinde unabhängig macht, welche letztere dagegen ihm gegenüber auch keine Pflichten übernimmt, sondern ihn wegen Armenunterstützung u. dergl. stets den Heimathsgemeinden zuweist.

Zugleich wollte der Antrag auch in Betreff des Vollzugs, den er bis auf das Jahr 1868 retardirte, möglichst schonend zu Werke gehen, indem er den einzelnen Territorien drei Vierteljahre Zeit ließ, sich auf die neue Einrichtung vorzubereiten und diejenigen Auswüchse ihrer Gesetzgebung und ihres Rechtszustandes, welche derselben hindernd in den Weg treten, bei Zeiten mit nicht übereilter, rücksichtsvoller Hand zurückzuschneiden. Allein es gelang nicht, den Antrag zu einem Bestandtheile der Verfassung zu machen. Schon in der Sitzung vom 11. März, als bei der Generaldiscussion über die Verfassung der Abg. Braun die Unzulänglichkeit dieser Indigenats-Abstraction schilderte und ein Amendement in der oben bezeichneten Richtung ankündigte, sah sich der jetzige Kanzler des norddeutschen Bundes veranlaßt, zu bemerken, es ständen dem sehr erhebliche particulare Verfassungsrechte entgegen, die man nicht ohne Weiteres gewaltthätig durchbrechen könne, es sei daher besser, den Antrag nicht weiter auf dem verfassunggebenden Reichstag zu verfolgen, sondern ihn der demnächstigen Bundesgesetzgebung vorzubehalten. Abgeschreckt durch diese und andere Schwierigkeiten, zogen die Antragsteller, welchen vor Allem die möglichst rasche Aufrichtung der Bundesverfassung am Herzen lag, den Antrag zurück und behielten sich vor, im nächsten Reichstag darauf zurückzukommen. Allein auch die Bundesregierung war ihrer Verpflichtung eingedenk. Zunächst hat die Ausdehnung der allgemeinen Wehrpflicht über den ganzen norddeutschen Bund und die gleichmäßige gesetzliche Regelung derselben eines der bedeutendsten Hindernisse der Freizügigkeit beseitigt, da, so lange jeder einzelne Territorialstaat seine Wehrkraft nicht einem gemeinsamen Ganzen zur Verfügung stellte, sondern sie für sich behielt und daher auch sein eigenes, von allen übrigen abweichendes Conscriptionsgesetz und sonstige berechtigte und unberechtigte Eigenthümlichkeiten in militaribus kultivirte, die geordnete Heranziehung der Territorial-Bevölkerung zu diesem particularistischen Militärdienste mit dem unaufhaltsam steigenden und bei herrschender Erwerbsfreiheit und Freizügigkeit unbeschränkten Durcheinanderwogen und Ineinanderfließen der Leute aus verschiedenen Territorien kaum in Einklang zu bringen war. Jedenfalls hätte man bei dem früheren Zustande die Zugfreiheit nicht statuiren können, ohne — und wer in

aller Welt hätte das damals machen sollen? — eine vorherige stricte Uniformirung der Heimathsordnung in allen deutschen Bundesstaaten. Denn sonst hätte es unter den einzelnen Bundesregierungen zahl- und endlose Streitigkeiten darüber gegeben, welcher von ihnen der betreffende Mann gehört. Jetzt gehört er wenigstens in dieser Beziehung glücklicherweise, wenn auch nicht der Form, denn doch der Sache nach keiner einzelnen Regierung mehr. Jetzt leistet er seinen Militärdienst dem Ganzen, dem Vaterland, dem königlichen Bundesfeldherrn. Die Verpflichtung zum Eintritt in die Armee, die Dienstzeit, die übrigen Modalitäten der Erfüllung der Wehrpflicht sind überall dieselben: und wir dürfen von dem großen Organisationstalente unserer Militärverwaltung erwarten, daß die betreffenden Einrichtungen durch den ganzen norddeutschen Bund und dessen Gebiet so geregelt werden, daß sie der vollständigen Durchführung der Zugfreiheit in Zukunft keinerlei Hindernisse mehr bereiten.

Daß der letzteren sonst leider in Deutschland noch allzu viele bestehen, zeigt uns der erste Blick auf den „Entwurf eines Gesetzes über Freizügigkeit" (nebst Motiven), wie solcher in der Sitzung des Bundesrathes vom 2. October 1867 beschlossen und am 3. desselben Monats durch den Bundeskanzler dem Reichstage des norddeutschen Bundes zur verfassungsmäßigen Beschlußnahme vorgelegt worden ist.

Die Motive erkennen es zwar an, erst mit Herstellung der vollen Freizügigkeit innerhalb des gesammten Bundesgebiets, d. h. mit Beseitigung sämmtlicher, in den einzelnen Theilen des Bundesgebiets in mehr oder minder erheblichem Maße noch bestehender Beschränkungen der freien Wahl des Aufenthalts- und Thätigkeits-Ortes, werde eine feste und gesicherte Grundlage für die fortschreitende Entwickelung und Pflege der wirthschaftlichen Interessen der Nation nach allen Richtungen hin gewonnen werden; jeder Bewohner des Bundesgebiets müßte „die örtliche Sphäre seines Lebens und Wirkens" sich selbst frei wählen können.

Fügen wir hinzu, daß eine solche Einrichtung das nothwendige Correlat der allgemeinen Wehrpflicht ist. Wenn jeder wehrfähige Bürger des norddeutschen Bundes täglich bereit sein muß, zur Vertheidigung dieses Ganzen zu den Waffen zu greifen, darf ihm dann irgend ein Theil dieses Gebiets, welches er vertheidigt, verschlossen sein? Darf man ihm die Werke des Friedens irgendwo verbieten, wo man ihn zu den Werken des Krieges zwingt. Darf man ihm hindern, den Boden, den er mit seinem Blute vertheidigt, mit dem Schweiße seiner Arbeit zu düngen und durch productive Thätigkeit die Mittel zu gewinnen, um die Militär- und Steuerlast tragen zu können, deren Schwere zu beklagen, aber nicht zu vermeiden ist? — — — —

Wie verhält sich nun dazu der Entwurf vom 3. October?

Ohne mich auf den meines Erachtens völlig unpraktischen Streit, ob der norddeutsche Bund ein Staatenbund mit der Neigung zum Bundesstaat, oder ein Bundesstaat mit der Hinneigung zum Einheitsstaat, oder endlich ein noch nicht zur Genüge entwickelter Einheitsstaat sei, weiter einlassen zu wollen, begnüge ich mich zu constatiren, daß der Bund zwar aus allerlei quantitativ und qualitativ verschiedenen einzelnen Theilen zusammengesetzt, aber doch unzweifelhaft ein politisches Ganzes ist, worin nach Vorschrift der Verfassung ein gemeinsames „Indigenat" besteht, welches den Begriff des „deutschen Ausländers" aus dem Bundesterritorium verbannt, und in welchem ein gemeinsames einheitliches „Staatsbürgerrecht" gegründet werden soll, das jedem Staatsbürger kraft seiner Unionsangehörigkeit die Freiheit garantirt, sich, abgesehen von sonstigen Rechten, jedenfalls die örtliche Sphäre seines Daseins, Lebens und Wirkens, den Platz, wo er mit seiner Familie wohnen und arbeiten, Grundeigenthum erwerben und Geschäfte treiben will, nach eigenem Ermessen selbständig zu wählen.

In dem Alten Bunde war diese Möglichkeit, welche der Neue Bund gewährt, von vorn herein ausgeschlossen. Er bestand aus einer Reihe souveräner Staaten, die sich, ohne irgendwie ihre Selbständigkeit auch nur formell zum Opfer zu bringen, lediglich zu speziellen Zwecken, zur Vertheidigung nach Außen und zur Aufrechterhaltung der polizeilichen Ruhe und Ordnung im Innern, vereinigt hatten und keine gemeinsame Regierung besaßen. Denn der Bundestag hatte nur den Charakter eines völkerrechtlichen, aber nicht eines nationalen Instituts, nur den einer Gesandten-Conferenz, aber nicht den einer Centralgewalt. Das Gebiet des Alten Bundes bildete keinen Staat, folglich konnte auch kein gemeinsames Staatsbürgerrecht dafür bestehen. Allerdings hätte man, wie vor 1848 in der Schweiz, auf dem Wege der sogenannten „Concordate," d. h. auf dem Wege von Conventionen und Spezialverträgen zwischen den einzelnen Staaten (Cantone) die Grundsätze der internationalen, richtiger: intercantonalen oder interterritorialen Freizügigkeit, Gewerbefreiheit u. s. w. einführen können. Allein die Anwendung dieser Grundsätze würde sich in den Händen der einzelnen Territorial-Gewalten bei den sonstigen mannigfachen Verschiedenheiten in Gesetzgebung und Verwaltungseinrichtungen zu einer unentwirrbar bunten Musterkarte gestaltet haben und vielfach illusorisch geworden sein, um so mehr als es an einer vermittelnden und vereinigenden, richtenden und schlichtenden centralen Regierungsgewalt fehlte und an einer gemeinsamen nationalen Volksvertretung, welche die Aufsicht über die Realisirung dieses wichtigen Grundrechtes des Volkes

führt und stets bereit ist, Bitten und Beschwerden Einzelner, welche sich durch die Territorial-Gewalt verletzt glauben, entgegen zu nehmen. Ich habe bereits bemerkt, daß in der Schweiz nur durch die letztgenannten Factoren der Widerstand der einzelstaatlichen Cantönli-Winkelpolitik gegen die intercantonale Zugfreiheit überwunden worden ist. Eine sehr interessante Darstellung dieses Verlaufes mit Anführung zahlreicher einzelner Fälle findet sich in dem Staatsrecht der Schweizer Eidgenossenschaft von J. J. Blumer (Präsidenten des Bundesgerichtshofs).

Auf dem durch die Verfassung des norddeutschen Bundes gewonnenen fruchtbaren Boden also ist die Zugfreiheit aufzubauen, sind die Gewalten zu überwinden, welche sich ihr entgegenstellen, die Hindernisse zu entfernen, welche uns diese reagirenden Gewalten in den Weg geworfen haben.

Wer sind diese Gewalten?

Es ist erstens der Territorial-Staat, welcher ebenso ungern die Seinigen entläßt, wie er Fremde aufnimmt. Es ist zweitens die Gutsherrschaft, die Gemeinde oder eine sonstige Corporation, welche den Zuzug abwehrt, weil sie in jedem Zuziehenden einen Armenhauscandidaten erblickt, während er doch nur eine Arbeitsmaschine ist, welche, indem sie für sich selbst sorgt, zugleich zum Wohle aller Uebrigen productiv thätig ist. Es ist drittens die Zunft, welche Nichtzünftigen verbietet, dieselbe Arbeit, wie der Zünftige, zu verrichten, indem sie in demselben Athem die widersprechendsten Gründe für eine solche Grausamkeit anführt, nämlich einerseits dem Staat und der Gemeinde vorschwatzt: „die Zuziehenden sind alle miteinander Schund, sie können nicht existiren, sie werden der Staats- oder der Gemeindekasse zur Last fallen, oder sonstwie die Behäbigkeit unseres pfahlbürgerlichen Daseins stören," andererseits aber ihren Zunftgenossen versichert: „die Zuziehenden sind uns an Capital, Arbeitskraft, Fleiß und Geschicklichkeit überlegen; sie sind gefährliche Menschen; sie werden uns unterkriegen, uns den Bissen vor dem Mund wegnehmen, sich auf unsere Kosten bereichern." Es ist endlich eine irre geleitete kirchliche Weltanschauung, welche für eine gewisse an das Glaubensbekenntniß geknüpfte Exclusivität streitet, und während sie in Tyrol für die Glaubenseinheit ficht und dort einen blühenden, das arme Land reichlich nährenden Bergbau zerstört hat, weil die Bergleute zum Theil Ketzer (Engländer) waren, von welchen der geheiligte Boden des Landes Tyrol gereinigt werden mußte, bei uns, wenigstens in einigen Territorien, z. B. in Mecklenburg, noch die Gewalt hat, Nichtchristen, namentlich Juden, nicht nur von den Staatsämtern, sondern auch vom Grunderwerb, vom Geschäftsbetrieb, von der Eheschließung, von der Niederlassung auszuschließen.

Ebenso mannigfaltig, wie die beschränkenden Gewalten, sind die einzelnen Beschränkungen, die z. B. in Bayern eine solche Höhe erreicht hatten, daß vor einigen Jahren Herr Leuchs in Nürnberg in einer von ihm veröffentlichten Brochüre nicht ohne Erfolg den Nachweis zu liefern versuchte, daß, wenn dort alle jene Gesetze, welche die Eheschließung, die Niederlassung, die Erlangung des Bürgerrechts, den Geschäftsbetrieb erschweren oder unmöglich machen, mit derselben Ernsthaftigkeit und Gewissenhaftigkeit gehandhabt würden, mit welcher man sie auf das Papier geschrieben hat, wenn namentlich Keiner contra legem heirathen wenn ferner Niemand zur Welt komme, als wer obrigkeitlicher Vorschrift gemäß das unzweifelhafte Recht besitze, geboren zu werden, und wenn endlich Niemand sonst hereinkomme, als wer alle Erfordernisse der verschiedenen Codices Maximilianei und Ante-Maximilianei vorher gewissenhaft erfüllt habe, — daß alsdann in funfzig Jahren die ganze Bevölkerung des Königreichs Bayern ausgestorben sein würde.

Die Erschwerung der Niederlassung und des Ortswechsels nagelt den Menschen an die Scholle fest, und zwar in der Regel grad an die Scholle auf welcher er sich am schlechtesten ernähren kann. Reißt er aber den Nagel los, indem er das Gesetz bricht, dann nimmt ihn kein anderer Ort auf. Er wird ein rollender Stein, der bekanntlich kein Gras ansetzt; und kraft unserer strengen Polizeigesetze endet er im Gefängniß. Es bleibt ihm also nur die bange Wahl, entweder ein hungernder glebae adscriptus, oder ein von der Polizei verfolgter Vagabund zu werden. Und da wundert sich denn noch der naive Polizeistaat über das Ueberhandnehmen der Landstreicher, die er durch seine engherzige Niederlassungspolitik selbst geflissentlich großzieht, indem er verhindert, daß die Menschen so lange und so viel ziehen, bis wo möglich zuletzt überall der rechte Mann auf der rechten Stelle sitzt und seine Kräfte im eigenen und im öffentlichen Interesse gerade an dieser Stelle auf das Productivste verwerthet. Hindert man ihn, an diese Stelle zu gelangen, dann gebraucht er seine Fähigkeiten entweder in minder productiver, oder gar in productionsfeindlicher Richtung, indem er der bürgerlichen und wirthschaftlichen Gesellschaft den Krieg erklärt, oder ihn ohne Erklärung führt.

Die Erschwerung oder die Verhinderung des Gewerbebetriebs durch Corporationen, welche, wie historisch nachweisbar ist, erst in den Zeiten des tiefsten wirthschaftlichen und politischen Verfalls Deutschlands — im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert — das grausame Recht usurpirt haben, Anderen zu verbieten, daß sie arbeiten und sich ernähren, das aus der Periode unserer tiefsten Versunkenheit datirende jus prohibendi der Zünfte und Innungen, führt in Deutschland dahin, daß zu Gunsten

weniger Privilegirter die ganze Masse geschädigt, und der vom Verbote Betroffene entweder zur Auswanderung oder zum Müßiggang verurtheilt wird. Zum Mindesten aber wird er gezwungen, von einer höheren oder lohnenderen Arbeit, z. B. von einem Handwerk, zu einer geringeren oder unergiebigeren, z. B. zum Tagelohn, überzugehen, und dadurch auf der Leiter der socialen Ordnung mehrere Stufen tief herunterzusteigen, unter Verzicht auf Wiederaufrücken. Und da der Mensch glücklicher Weise nichts schwerer verträgt, als eine solche das Selbstbewußtsein kränkende Resignation, einen solchen Verzicht auf seine eigene Zukunft, so greift er lieber zum Wanderstabe und trägt dann leider seine Arbeitskraft und Arbeitslust, seine Wehr- und seine Steuerkraft nach fernen Landen, während wir selbst doch Alles das so gut brauchen könnten in dieser Zeit, die uns so erhabene Ziele steckt und von uns einen so großen Kraftaufwand fordert.

In allen Ländern Europas, in jedem Welttheil, finden wir deutsche Arbeiter, deutsche Handwerker.

In Schwaben singt man zur Verherrlichung dieser Thatsache ein schnurriges Lied, welches lautet:

„In Asien in dem Hindostan
Klopft' ich an einer Kneipe an,
Ging hinein und schrie:
„„Ist Keiner aus Göppingen hie?““

Nein, aber aus Reutlingen, rief hinten in der Ecke ein altersgrauer Brahmine.“

Man lacht in der Regel über den witzigen Contrast. Man hätte mehr Ursache zu weinen. Denn nicht der „germanische Wandertrieb,“ wie es unsere schriftgelehrten Schulmeister nennen, sondern das durch unsere schlechte Gesetzgebung, durch Zunft, durch Bürgeraufnahme-, Heiraths-, Niederlassungs- und Geschäftsbetriebs-Erschwerung, Beschränkung, oder gar Verweigerung, ohne Noth geschaffene heimische Elend ist es, das unsere besten Kräfte vom deutschen Boden vertreibt, und das einen französischen Schriftsteller, der die Deutschen im Auslande studirt hatte, zu der Sottise veranlaßte: „die Deutschen seien meistens Sprachmeister, Kellner, Musicanten und Lohndiener.“

Die römischen Imperatoren begünstigten die Eheschließung. Sie belegten Hagestolze und Kinderlose mit Strafen und Rechtsnachtheilen. Sie vermochten durch solche künstliche Mittel nicht, das allmähliche Sinken und den schließlichen Fall des römischen Reichs zu hemmen. Aber sie zeigten damit wenigstens, daß sie kluge Menschen waren, während man ein Gleiches nicht behaupten kann von denjenigen Staats- und Gemeindebeamten und Gutsherrschaften in Deutschland, welche zu dem Zwangs-

Cölibat der Priester auch noch das der Laien (der Arbeiter) hinzufügen und ihren Leuten polizeilich die Heirathserlaubniß verweigern, um dadurch an die Stelle der Ehe das völlig regellose und verwilderte Geschlechtsleben oder den Concubinat zu setzen und statt der gefürchteten ehelichen Descendenz, von welcher vielleicht einmal in ferner Zukunft höchstens etwa irgend ein Kopf der Armenunterstützung hätte verfallen können, eine uneheliche Nachkommenschaft zu provoziren, welche der Vater im Stich läßt und damit sofort auf den Staat oder die Gemeinde oder die Gutsherrschaft deren Ernährung abwälzt.

Prüfen wir nun, wie der Entwurf vom 3. October sich verhält gegenüber diesen Mißständen, von welchen man bei den übrigen civilisirten Nationen in Europa — in England, in Frankreich, in Italien, in Belgien, Holland, Spanien u. s. w. — kaum noch Etwas weiß. Der Entwurf dehnt den Grundsatz, daß keinem selbständigen Inländer an irgend einem Orte, wo er eine eigene Wohnung oder ein Unterkommen sich selbst zu verschaffen im Stande ist, von irgend einer Behörde oder sonst Jemandem der Aufenthalt verweigert oder durch lästige Bedingungen erschwert werden darf, welcher Grundsatz für das innere Gebiet von Preußen seit 1842 und für das des Königreichs Sachsen schon seit 1834 in praktischer Geltung steht, und durch den Aufschwung, welchen seitdem hier die Verkehrs- und Erwerbsverhältnisse genommen, sich auf das Trefflichste bewährt hat, auf das ganze Gebiet des norddeutschen Bundes aus. Er macht ihn zum Gemeingut von dreißig Millionen Deutscher, welche nunmehr, was die rein *persönliche* Freizügigkeit anlangt, keine Schlagbäume mehr zwischen sich sehen werden.

Auch in vielen kleinen deutschen Territorien war während des letzten Jahrzehnts die Zug- und Gewerbefreiheit eingeführt worden, und zwar oft correcter und erschöpfender, als in Preußen und Sachsen, aber natürlich nur für das kleine innere Gebiet des betreffenden Staats, also etwa auf 50 Quadratmeilen und für 150,000 Menschen unter einander. Das war nichts, als die Erlaubniß zu einer „Reise in der Westentasche," zu einer Seefahrt im Glase Wasser. Wahrhaft productiv konnten diese Reformen auf so engem Gebiete nicht werden. Hätten wir nicht die so viel geschmähte Verfassung des norddeutschen Bundes, so wären wir auch jetzt noch verurtheilt, auf diesem Standpunkte stehen zu bleiben. Wir hätten eine weimarsche, eine reussische (nur jüngere Linie hat Zugfreiheit, ältere glaub' ich nicht), eine oldenburgische, eine sächsische, eine preußische Freizügigkeit, eine deutsche hätten wir nicht. Wir hätten, wenn die Zugfreiheit auch in allen Territorien des norddeutschen Bundes kraft der Particulargesetzgebung eingeführt wäre, zweiundzwanzig Gebiete, in deren Innerem

die Niederlassung frei ist, die sich aber unter einander, eines stets gegen alle übrigen, abpferchen und ausschließen. Und wenn sie unter einander Zugfreiheits-Conventionen abschlössen, so würde auch dadurch nicht der Effect eines einheitlichen Gebiets erreicht werden, dessen wirthschaftliche Freiheit unter der Aufsicht der Centralgewalt und unter dem Schutze steht, welchen der Weg der Bitte und Beschwerde an den Reichstag gewährleistet.

Für dieses Einheitsgebiet statuirt der Entwurf die Zugfreiheit, wie sie in Preußen seit 1842 besteht. Der Zuziehende hat nur darzuthun, daß er einem Bundesstaat angehört, und welchem. Man muß dies wissen, für den Fall wenigstens, daß ihm die Fortsetzung des Aufenthalts versagt wird; letzteres kann jedoch nur dann geschehen, wenn an dem Niederlassungsort das Heimathsrecht noch nicht erworben und, bevor dies geschehen ist, sich die Nothwendigkeit von Armenunterstützung aus anderen Gründen einstellt als aus dem einer blos vorübergehenden Arbeitsunfähigkeit. Die Gemeinde darf von dem Zuziehenden (blos wegen des Zuzugs) keine Abgabe erheben. Dagegen darf sie den Zugezogenen gleich jedem anderen Einwohner der Gemeinde zu den Communalsteuern und -Lasten heranziehen; es sei denn, daß er nicht länger bleibt, als drei Monate. Diese Vorschriften finden nicht blos Anwendung auf Gemeinden im engeren Sinne des Worts, d. h. auf Orts-Communen, sondern auch auf die sich aus mehreren Orten zusammensetzenden gesetzlich anerkannten Verbände, die sogenannten „Armen-Communen," sowie auch auf diejenigen Gutsherrschaften, deren Gutsbezirk sich nicht in einem Gemeinde-Verbande befindet.

Durch diese, die rein persönliche Zugfreiheit soll an dem politischen und communalen Personal-Status gar nichts geändert werden. Jeder bleibt, trotz seiner Uebersiedelung, in seinem bisherigen Staats-, Territorial- und Communalverband. An dem Orte der Niederlassung erwirbt er weder Gemeindeangehörigkeit, noch Vollbürgerrecht, noch viel weniger Anspruch auf Armenpflege oder Antheil am Gemeinde-Almend, es sei denn, daß er ausdrücklich von der Staats- oder Communalbehörde in den Verband rezipirt wird, wobei es bei den bisherigen außerordentlich schwerfälligen Formen sein Bewenden behält.

Der Gesetzentwurf weiß nichts von einer sogenannten „Naturalisationsfrist," durch deren Ablauf der Zugezogene in seiner neuen Gemeinde das Orts- und in seinem neuen Staat das Territorialstaatsbürgerrecht ohne Weiteres, gleichsam mittelst der erwerbenden Verjährung, antritt. Er beschränkt sich darauf, zu bemerken, daß da, wo in norddeutschen Landen nach Landesgesetz, durch den eine bestimmte Zeit hindurch ununterbrochen fortgesetzten Aufenthalt das Heimathsrecht, namentlich die Gemeinde-

angehörigkeit und der sogenannte „Unterstützungswohnsitz," erworben wird, es bei dieser Territorialgesetzgebung auch von Reichs wegen sein Bewenden behalten soll.

Die Aufenthalts- und Niederlassungsbeschränkungen, welche sich aus erlittenen Strafen und Stellung unter Polizeiaufsicht ergeben, sollen fortbestehen bleiben. Die Motive des Entwurfes heben namentlich hervor:

„Es erscheint unvermeidlich, gewisse besonders lästige und der öffentlichen Sicherheit gefährliche Personen, nämlich Diejenigen, welche wegen wiederholten Bettelns oder wegen wiederholter Landstreicherei im letzten Jahre bestraft worden sind, von dem Rechte der Freizügigkeit auszuschließen."

Allerdings der Bettel, welcher dem Angebettelten einen geringeren oder größeren Grad moralischer oder gar physischer Tortur zufügt, ist gemeingefährlich, weil er einen gelinden Anfang zur Erpressung oder zum Raub bildet. Deswegen trifft ihn das Strafgesetz mit Recht.

Was die Vagabunden anlangt, so wäre man fast versucht, zum Staate zu sagen: „Zuerst machst Du sie schuldig, und dann strafst Du sie." Gewiß hat Jedermann mehr Neigung, behaglich zu sitzen, statt rastlos umher zu streichen. Aber wenn er gehindert wird, sich nieder zu setzen, was soll er anders thun, als umher streichen? Die Unmöglichkeit, nach freier Wahl die Aufenthalts- und Wirkungssphäre zu suchen und, wenn man sie gefunden hat, dort zu bleiben, zwingt die Menschen, zu wandern. Findet der Wandernde auswärts eine Stätte, dann hat er sein Vaterland, sein Vaterland ihn verloren. Findet er sie nicht, dann kehrt er zurück als Heimathloser.

Welche unsägliche Qualen ein unschuldiger Deutscher, wenn er einmal heruntergefallen ist von dem schmalen und steilen Steg, welchen ihm die engherzige Gewerbe- und Niederlassungsgesetzgebung freiläßt, auszustehen hat, lehrt uns das vortreffliche Schriftchen von dem armen Mecklenburger „Schneidergesellen Leidemit." Ich empfehle es allen Gesetzgebern Deutschlands. Wer es gelesen hat, ist der Sache der wirthschaftlichen Freiheit gewonnen.

Wir würden uns alle die vielen Gesetze, die Gerichte und die Strafanstalten, die Polizeiaufsicht und die Hexenprozesse gegen die Landstreicher zum Theil sparen können, wenn wir vollständige, nicht nur persönliche, sondern auch wirthschaftliche Freizügigkeit hätten für Alle und auf unserem ganzen Bundesgebiete. Denn in diesem Falle würden sehr Viele, welche jetzt dem Verhängnisse der Landstreicherei verfallen, demselben entgehen.

Leider giebt der vorliegende Entwurf nur persönliche, aber nicht wirthschaftliche Freizügigkeit. Die zahllosen Hindernisse, welche unsere

krausen und bunten Particularrechte der Freiheit der Arbeit und namentlich dem Gewerbebetrieb entgegenstellen, läßt der Entwurf in ihrer ganzen Gemeinschädlichkeit und Unbarmherzigkeit bestehen.

Die Königlich Sächsische Regierung hat, wie sie sich überhaupt durch wirthschaftliche Fürsorge auszeichnet, z. B. auch 1863 und 1864 in der Zollvereins-Krisis, vielleicht unter Ueberwindung schwerer politischer Bedenken und Antipathien, im Interesse ihres Landes wirthschaftlich den correctesten Strich segelte, auch hier das Verdienst, auf diese verhängnißvolle Lücke des Entwurfs sehr nachdrücklich hingewiesen zu haben.

Auf ihren Antrag ist beschlossen worden, die einzelnen Bundesregierungen darauf aufmerksam zu machen, daß eine gleichmäßige und freiheitliche Regelung der Berechtigung zum Gewerbebetrieb für den Bund eine Nothwendigkeit sei, welche vielfache Modificationen der Particulargesetzgebung erheische; und weiter: die Regierungen aufzufordern über den Stand ihrer Gewerbegesetzgebung und die gedachten Modificationen dem Bundesrathe vor seiner nächsten ordentlichen Session Vorlage zu machen, damit man beurtheilen könne, „ob die Erlassung eines allgemeinen Bundesgesetzes in dieser Beziehung, auf Grund von Artikel 4 Satz 1, nöthig oder wünschenswerth ist."

Der Reichstag, so hoffen wir, wird die Grundanschauung der Königl. Sächsischen Regierung theilen, aber den umgekehrten Weg einschlagen; er wird sagen:

Die Erlassung eines allgemeinen Bundesgesetzes, welches nicht nur die Freiheit der Niederlassung, sondern auch die Freiheit der Arbeit garantirt, ist nicht nur wünschenswerth, sondern eine unabweisbare Nothwendigkeit, wenn die Nation die Lasten ohne bleibende Schädigung tragen soll, welche ihr das Werk der einheitlichen Constituirung auferlegt. Ist uns doch Italien eine Warnung, über der nationalpolitischen Aufgabe nicht die wirthschaftliche und finanzielle zu vernachlässigen.

Was soll uns also der Entwurf vom 3. October, der uns nur persönlich, aber nicht wirthschaftlich frei macht?

Die Zugfreiheit ohne ihre Zwillingsschwester, die Gewerbefreiheit, ist die Befugniß, zu ziehen, verbunden mit dem Verbot, zu arbeiten.

Der Arbeiter kann also keinen Gebrauch davon machen. Es ist die Zugfreiheit für Rentiers; nicht nur für die „Rentiers mit Geld," sondern auch für jene liebenswürdigen „Rentiers ohne Geld," welche man sonst Industrieritter, Abenteurer, Bummler und Strolche nennt.

Der Entwurf entfesselt also nicht die Kraft, nicht das bewegliche, sondern das ruhende passive Element, nicht die productive, sondern die unproductive Klasse.

„Geduld," wird man mir sagen, „hübsch Schritt vor Schritt; heute die persönliche, das nächste Mal erst die wirthschaftliche Freiheit; warten wir die Vorlagen der Regierungen über die Zustände ihrer Gewerbegesetzgebung ab."

Aber wozu das? frage ich, wir kennen ja diese Zustände. Der volkswirthschaftliche Congreß hat sie jedes Jahr Revüe passiren lassen und umfangreiche Zusammenstellungen darüber publizirt. Wir wissen, wie reformbedürftig das Alles ist.

Warum nicht denselben Weg einschlagen, wie in der Bundesverfassung und im Bundesbudget. Setzen wir fest, was im Interesse des Ganzen geschehen muß; überlassen wir dann dem Einzelnen, sich darauf einzurichten. Gewiß, mit der Gewerbefreiheit wird ihm das weit leichter werden, als mit der Militärlast und mit den Bundesmatricularumlagen. Warum mit Lasten freigebig, mit Rechten ängstlich zurückhaltend?

Aeußersten Falls gönnen wir der Particulargesetzgebung eine Frist, indem wir, ähnlich wie es in dem oben erwähnten Antrag vom 19. März 1867 vorgesehen war, den die Freiheit der Arbeit sichernden Bestimmungen als transitorische Anordnung beifügen: „Diese Vorschriften treten mit dem 1. Januar 1869 in Kraft, mit welchem Tage alle dann noch bestehenden entgegenstehenden Vorschriften der Landesgesetzgebungen erlöschen."

Ich verweise auf den §. 57 des Postgesetzes.

Der wirthschaftliche Fortschritt braucht zum Gehen zwei Beine, das der Zug- und das der Gewerbefreiheit. Beide Beine waren durch die Zwergstaaterei festgebunden. Was hilft es uns nun, wenn wir das eine Bein angebunden lassen und nur das andere befreien. Kann man damit marschiren? Wollen wir auch fernerhin unsere besten Kräfte in's Ausland verjagen?

Daß der Entwurf im Uebrigen schonend zu Werke geht, billige ich.

Hat Deutschland erst einmal nur die interterritoriale Zugfreiheit der Schweiz, dann kommt es auch zu dem einheitlichen Bundesstaatsbürgerrecht der americanischen Union. Es handelt sich um den ersten Schritt. Aber bei diesem ist es nicht nur wichtig, daß man ihn thut, sondern auch wie man ihn thut, d. h. daß man ihn in der wahren Richtung thut und den Fuß mit Kraft an den richtigen Fleck setzt.

Berlin, den 6. October 1867. Karl Braun.

Zur neueren Geschichte Italiens.

Das Jahr 1859 hat dem Interesse, welches Italien von jeher für uns Deutsche hatte, eine völlig neue Richtung gegeben. Bis dahin war es Gegenstand unserer romantischen Sehnsucht gewesen, das Land des blauen Himmels, der Pomeranzen, der Marmorbilder. Die Reize der Natur, die Schätze der Kunst, die Erinnerungen der Geschichte, das war der dreifache Zauber, der die nordischen Fremdlinge fort und fort über die Alpen trieb, und dazu kam dann noch die Natürlichkeit des Volkslebens, gleichsam als die Staffage, die durch den Contrast mit der bedeutenden Vergangenheit doppeltes Leben dem Bilde gab. Als jene Revolution ausbrach, zeigte sich, daß wir vollkommen unterrichtet über Land und Leute, über antike und mittelalterliche Geschichte, doch in Einem völlige Neulinge waren: es war uns entgangen, daß das Land auch eine neue Geschichte hatte, die Bürgschaft einer lebendigen Zukunft. Italien war nach dem Ausdruck des französischen Reisenden und Staatsmanns „das Land der Todten." Als es plötzlich zum Leben erwachte, fehlte fast Alles zum Verständniß des großen Prozesses, der dem bis dahin in knechtischer Zersplitterung gehaltenen Volk die nationale Einheit bringen sollte. Man darf nur einen Blick in unsere Zeitungen vom Jahr 1859 werfen, um sich zu überzeugen, wie naiv das große Publicum den italienischen Dingen gegenüberstand.

Damals nun erschien H. Reuchlin's Geschichte des neueren Italiens, der erste Band im Frühjahr 1859, der zweite im Herbst 1860. Sie konnte nicht zu gelegenerer Zeit erscheinen, und mit Theilnahme und Dank wandte man sich einem Werk zu, das zum erstenmal diejenige Epoche behandelte, welche recht eigentlich die Grundlage jenes Prozesses, die Einleitung zur Geschichte der Gegenwart bildet. Was jetzt mit einemmal als ein Neues auf die Bühne sich drängte, gewann an der Hand dieses kundigen Führers Zusammenhang mit der vorausgegangenen Geschichte. Man erfuhr die Vorgeschichte von Persönlichkeiten, die jetzt in Aller Mund kamen, man lernte die früheren Revolutionen kennen und gewann an ihnen einen Maßstab für die jüngste, man lernte die Geschichte der Dynastien und Regierungen während der Restaurationszeit und begriff so den jähen Fall derselben, man wurde eingeführt in die Versuche der Diplomatie, den vorausgefühlten Ereignissen vorzubeugen, in die geistigen Strömungen, welche allmählich das Werk des Wiener Congresses untergruben, und deren Kampf und Reibung über die Zukunft entschied.

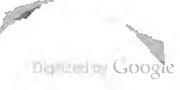
Auch einen Nachtheil freilich brachte das Erscheinen des Buchs gerade im damaligen Moment mit sich. Noch ließ sich das Ziel, dem die Bewegung zusteuern würde, nicht mit Sicherheit überblicken. Die französische Hülfe, mit der sie in's Werk gesetzt wurde, und welche eine Zeitlang Deutschland mit in den österreichisch-französischen Krieg zu reißen drohte, erschwerte die Beurtheilung, und auch in der Auffassung des Vergangenen konnte noch nicht die Sicherheit des historischen Urtheils walten, wie sie erst abgeschlossenen Erscheinungen gegenüber möglich ist. Der Verlauf der Geschichte seit 1859 war ja erst die Kritik

der vorangegangenen Bestrebungen und Versuche. Jetzt erst zeigte sich, was mit dem Instinkt der Zukunft gedacht und gearbeitet war. Erst nachdem das Werk vollendet ist, wie es jetzt wenigstens nahezu vollendet ist, ließen sich die Fäden klar legen, die vielverschlungen zu diesem Ende führten.

Wir traten damit den Verdiensten der Reuchlin'schen Darstellung nicht zu nahe, aber es war nur ein Gewinn für die Sache, daß Emil Ruth mit der Herausgabe seiner „Geschichte Italiens vom Jahr 1815 bis 1850." (Zwei Bände, Heidelberg, Bassermann) einen Zeitpunkt abwartete, da die Geschichte selbst ihr Gericht über die fragliche Epoche vollendet hatte. Wir erfahren aus der Einleitung, daß die im Jahr 1859 erschienene kleine Schrift desselben Verfassers: „Geschichte des italienischen Volks unter der napoleonischen Herrschaft" nur die Einleitung sein sollte zu dem gegenwärtigen Werk, dessen Ausarbeitung unmittelbar folgen sollte, aber durch das gleichzeitige Erscheinen des Buchs von Reuchlin zurückgestellt wurde. Mit Recht sagt der Verfasser, daß sich uns jetzt die Geschichte Italiens anders darstellt als früher, daß die letzten sieben Jahre aus der fortlaufenden Reihe von Revolutionen und Protesten gegen die willkürliche Ordnung Italiens ein zusammenhängendes Ganzes gemacht haben. „Da uns das politische Ziel begreiflich ist, das sich im Großen entwickelt hat, so sehen wir auch jetzt den Fortschritt und den Zusammenhang mit einer bestimmten Idee, den jede einzelne Bewegung enthalten hat, wir sehen gleichsam die politische Naturnothwendigkeit, die das italienische Volk in verschiedenen Zeitabschnitten und verschiedenen Ländern zu den Bewegungen getrieben, und wie diesen Bewegungen, wenn auch früher undeutlich bewußt, das jetzt erreichte Ziel vorgeschwebt hat."

Und noch einen anderen Vortheil hatte der Geschichtschreiber, der jetzt an diese Aufgabe ging. Die Revolution selbst hat eine Menge von Materialien für die Geschichte der vorausgegangenen Epoche an's Licht gezogen. Ueberall sind die Archive geöffnet worden und haben über die gestürzten Regierungssysteme und über die diplomatischen Schachzüge neues Licht verbreitet. Männer, die in der Bewegung gestanden sind, haben von ihrem Antheil an den Ereignissen Rechenschaft abgelegt, eine reiche Memoirenliteratur hat sich gebildet, und wenn auch für die eigentliche Geschichtschreibung in dieser Zeit der Action wenig Muße blieb, fehlt es doch für keinen Abschnitt an neuen Quellen, durch welche unsere Kenntniß im Einzelnen vervollständigt oder wenigstens die Motive klarer herausgestellt werden.

Sagen wir es gleich, daß der Verfasser von diesem umfangreichen Material den ergiebigsten Gebrauch gemacht hat. Auch entlegenere Quellen sind seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit nicht entgangen. Die Geschichtserzählung ist reich, mit allem Fleiße zusammengetragen, und endlich, sie ist sehr übersichtlich geordnet, und dies will bei italienischer Geschichte etwas sagen. Die Fülle des Einzelnen steht im Verhältniß zu der Anordnung des Ganzen; nur selten (im zweiten Band) droht die bunte Verschlingung der Ereignisse die sonst klare Disposition zu stören.



Die Hauptabschnitte sind von der Geschichte selbst gegeben. Der erste Band reicht bis zum Jahre 1846, der zweite begreift die Zeit Pius des Neunten. In der ersten Abtheilung bildet dann wieder das Jahr 1830 einen scharfen Einschnitt durch den Einfluß, welchen die Julirevolution auf die italienische Bewegung gehabt hat. Der Aufstand in der Romagna machte in zweifacher Beziehung Epoche: er war auf die Parteibildung vom größten Einfluß, und er schürzte den Knoten für den österreichisch-französischen Conflikt. Innerhalb der Parteien wie für die Diplomatie nahmen die Ziele jetzt bestimmtere Umrisse an, bis dann die Papstwahl von 1846 den Stein allmählich in's Rollen brachte. Noch einmal greift Frankreich verhängnißvoll ein durch die Februarrevolution, und so bildet das Frühjahr 1848 einen abermaligen Abschnitt, der durch die Kriegserklärung Piemonts wie durch den Rücktritt Pius IX. von der liberalen Bewegung bezeichnet ist.

Nun ist aber die Geschichtserzählung nicht blos ungemein reich, sondern auch lebendig. Der Verfasser ist mit ganzem Herzen bei seinem Gegenstand, er hält mit seinem Urtheil nicht zurück, zu Liebe und mehr noch zu Haß bekennt er sich ungescheut. Die Theilnahme, mit welcher der gebildete Deutsche diese ganze Entwickelung verfolgt, kommt zu lebhaftem Ausdruck. Indem Ruth den tieferen Gründen nachspürt, welche dieselbe bewegen, kommt er zu dem Resultat, daß die Macht der entarteten Kirche die Ursache aller Uebel ist, an welchen Italien krankt und die seine Erhebung erschweren. Dies ist das beherrschende Pathos seiner Geschichtserzählung, die Moral, zu welcher die Reihe der Thatsachen die ununterbrochene Bestätigung liefert. Der Bund des Fürstenthums mit der Hierarchie erzeugt alle jene verabscheuungswürdigen Regierungssysteme, deren Zweck die Entmannung und Verdummung des Volks ist, und die dann jene periodischen Aufstandsversuche zur Folge haben, die selbst wieder nur Symptome der sittlichen Verwahrlosung des Volkes sind. Unser Verfasser beurtheilt, wie die Ausschreitungen der klerikalen Reaction, mit derselben Schärfe auch die Sinnlosigkeiten des Mazzinismus, der namentlich im Jahr 1848 nicht zum geringsten Theil Schuld am Scheitern der Erhebung trägt. Allein er weist treffend den inneren Zusammenhang dieser beiden Extreme nach und zeigt, wie auch das unterirdische Treiben der Secten seinen letzten Grund in der jesuitischen Erziehung des Volks hat. Einer der trefflichsten Abschnitte ist der über das Erziehungswesen in Piemont, und der Verfasser knüpft hier an die Erzählung fast unglaublicher Thatsachen die Bemerkung: „Man muß solche Dinge vor Augen haben, um in der Beurtheilung eines Volks nicht in Ungerechtigkeit zu verfallen, das seit vierzig Jahren in dem Kampf gegen reactionäre Blödsinnigkeit und Unverschämtheit in mannichfaltige Fehler und Uebertreibungen gerathen ist, weil ihm jeder, auch der anarchischeste Zustand eine Wohlthat dünkte gegenüber dem, was seine Peiniger ihm als Ordnung anpriesen."

Es ist eine Reihe düsterer Gemälde, die der Verfasser vor uns entrollt. Seine Meisterschaft zeigt er eben in der Zeichnung der geistigen Zustände, wie sie unter dem herrschenden Einfluß des Jesuitismus sich gestalteten, oder in der

Schilderung von Regierungssystemen, wie das römische und das neapolitanische. Da will es nun doch bisweilen scheinen, als mische der Verfasser mit einseitiger Vorliebe Schwarz unter seine Farben. Dem Leser wird ordentlich schwindlig vor dem Abgrund, der ihm hier aufgethan und mit aller Kunst der Detailmalerei nahe gerückt wird; er verliert die Mittelglieder aus dem Auge, die denn doch vorhanden sind, die Momente, die eine Rettung möglich machten und, wie Ruth's Meinung selbst ist, jetzt die Gewähr einer besseren Zukunft geschaffen haben. Um an Einzelnes zu erinnern, ist der Zustand der piemontesischen Gesellschaft nach der Restauration trotz jenes Ueberwucherns des jesuitischen Geists doch nicht ein so verzweifelter gewesen, daß nicht auch etwelche Lichter auf dem Gemälde hätten aufgetragen werden können. So gehörte der Vater Azeglio's zu den staarsten Legitimisten, zu den devotesten Anhängern der Kirche. Aber man sieht nun doch aus den Schilderungen Massimo d'Azeglio's in seinen Denkwürdigkeiten, die freilich Ruth nicht mehr benutzen konnte, wie mit solchen Eigenschaften zugleich ein Kern sittlicher Gesundheit, eine männliche Pflichtübung und eine soldatische Tüchtigkeit vereinbar waren, die Piemont, trotzdem es der reactionärste Staat war, dennoch zum Zukunftsstaat Italien gemacht haben. Auch auf die Zeichnung der Persönlichkeit Karl Albert's scheint, obwohl sonst die Kunst des Portraits bei Ruth vortrefflich ist, die Antipathie gegen Alles, was nach Weihrauch und Kniebeugung schmeckt, etwas ungünstig eingewirkt zu haben. Es sind nunmehr kaum noch weitere Aufschlüsse über dieses psychologische Phänomen zu erwarten, die Akten sind geschlossen, und es wird immer eine schwierige Aufgabe für den Geschichtschreiber sein, aus den widerspruchsvollen Thatsachen, wie aus den mannichfaltigen Angaben näher und ferner Stehender ein lebendiges Portrait dieses Fürsten zu componiren. Allein man braucht nicht in die Tendenzmalerei eines Gualterio zu verfallen, um den Eindruck zu gewinnen, daß in diesem Fürsten, für den die Ereignisse von 1821 im Grund blos verhängnißvoll waren, ohne daß seine unerfahrene Jugend eine wirkliche Schuld träfe, die bösen und die guten Mächte einen tief arbeitenden Gewissenskampf kämpften, in welchem doch schließlich, lange niedergehalten durch die Hemmnisse der Erziehung und der Gewohnheit, wie durch die Mängel des Naturells, die höheren Entschlüsse durchgebrochen sind. Daß die nationale Wendung der Politik Karl Albert's gleichzeitig dem Ehrgeiz der Dynastie und des piemontesischen Staats diente, beweist blos, daß die beiden Interessen in Wirklichkeit zusammenfielen, und wir wüßten nicht, was sich von diesem Gesichtspunkt aus mit Grund gegen den Egoismus der albertinischen Politik im Jahr 1848 einwenden ließe. Bei dem Mißtrauen der anderen Höfe und bei dem hirnverbrannten Treiben der Radikalen war das klare Staatsinteresse Piemonts der einzige feste Haltepunkt in der allgemeinen Verwirrung. So lange der Krieg dauerte, war Piemont im Recht, dem Interesse des Kriegs und seiner einheitlichen Führung alle anderen Interessen unterzuordnen, und als er gescheitert war, war es wiederum ein Glück, daß der piemontesische Staat sich auf sich selbst zurückziehen konnte. In seinem Egoismus lag in der That die Zukunft

Italiens. Daß dies in jener Epoche von den Italienern noch nicht begriffen worden ist, darin lag ein Hauptgrund für das Scheitern der damaligen Bewegung.

Es ist ein besonderes Verdienst der Ruth'schen Geschichte, daß mit fleißiger Zusammentragung authentischer italienischer Stimmen der Gang der öffentlichen Meinung, die Bildung der Parteien, ihre Reibung unter einander genau verfolgt ist. Gerade von diesem Gesichtspunkt aber springt in die Augen, von welcher Bedeutung es für ein so tief in klerikalen Einflüssen steckendes Land war, daß der Katholicismus selbst Elemente enthielt, welche, wenn auch von ihren Interessen aus, der nationalen Bewegung entgegenkamen und ihrerseits sie beförderten. Aus den unklarsten widersprechendsten Elementen bildete sich allmählich diejenige Meinung, welche im Jahr 1848 noch von den Extremen erdrückt wurde, im Jahr 1859 aber die herrschende war, und auf welche Cavour sich stützen konnte. Ziemlich schlecht kommen bei Ruth die klerikalen Romantiker weg, und man giebt gerne zu, daß die literarische Bedeutung eines Silvio Pellico und selbst eines Manzoni gewöhnlich überschätzt wird. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß auch der Klerikalismus jener mailänder Kreise, indem er gegen die josefinischen Tendenzen der österreichischen Regierung sich kehrte und im Papstthum zugleich eine italienische Institution vertheidigte, eine nationale Bedeutung hatte und der politischen Bewegung — wenn auch in ihren mildesten Formen — Anhänger gewann, die ihr sonst fern geblieben wären. Dadurch erst wurde die Isolirung Oesterreichs in Italien vollendet. Ja es läßt sich behaupten, daß auch die von einem Theil jener Dichter gepredigte Resignation gewissermaßen ihre Mission für die nationale Sache hatte. Die Prigioni haben ihr nicht blos die Sympathie der ganzen civilisirten Welt gewonnen, sondern auch in unzähligen Italienern wurde die Ueberzeugung genährt, daß man ein guter Katholik sein und doch sein Vaterland lieben und für dessen Unabhängigkeit wirken könne, und dies war um so wichtiger, je fester das Volk durch Geschichte und Erziehung an die Sache der Kirche gefesselt war. Man kann es dem Italiener nicht verdenken, wenn er im Papstthum selbst eine nationale Institution erblickt, und man weiß, wie noch Cavour gerade von diesem Gesichtspunkt aus eine Lösung des römischen Problems suchte. Für die Auffassung der mittelalterlichen Geschichte, insbesondere der Longobardenzeit, wie auch der Hohenstaufenzeit, war dies ein Punkt von entscheidender Bedeutung. Es ist offenbar ganz schief, wenn Ruth von Manzoni's Adelchi behauptet, der Patriotismus sei in diesem Drama dem römisch-kirchlichen Interesse ganz untergeordnet, es werde hier dem Patriotismus gänzlich in's Gesicht geschlagen. Im Gegentheil, für Manzoni fiel das nationale und das römische Interesse auf diesem Punkt völlig zusammen. Die Longobarden gelten ihm als fremde Eindringlinge, ihr Sturz als der Sturz der Fremdherrschaft, der von dem Papstthum freilich selbst nur durch Herbeirufen fremder Hülfe bewerkstelligt werden kann. Ob nun diese Ansicht historisch sich rechtfertigen läßt, ist ganz gleichgültig: Thatsache ist, daß diese Verhältnisse Gegenstand des Streits zweier Par-

teien waren, die beide in gleicher Weise national sein wollten. Die Einen sahen die Longobarden als Barbaren an und nahmen Partei für das italienische Papstthum, durch welches die italienische Nationalität gerettet worden sei, den Anderen galten die Longobarden im Moment ihres Falls als bereits völlig italianisirt, und sie beklagten in diesem Fall das Scheitern des ersten Versuchs die Nationaleinheit herzustellen. Dies war, wie gesagt, Gegenstand des Streits zweier historischer Schulen, der neuguelfischen und der neughibellinischen, und der Geschichtschreiber des neueren Italiens hätte vielleicht eine Discussion näher verfolgen dürfen, die mehr noch als die rein literarischen Streitigkeiten unmittelbar in die Bildung der politischen Parteien einführt.

Man kann sagen, die große italienische Nationalpartei, deren Werk die Revolution von 1859 war, ist entstanden durch die Verschmelzung der guelfischen und der ghibellinischen Richtung. Verfolgt man sie aber in ihre Anfänge zurück, so bemerkt man, wie zuerst innerhalb des Neuguelfenthums die Tendenz zu einer praktischen gemäßigten Reformpolitik hervortrat, die von dem Sektenwesen entschieden sich abwendend, vor Allem auf die Gewinnung der öffentlichen Meinung ausging. Ruth selbst legt den größten Werth auf diese Richtung und zeichnet ihre Führer besonders aus, die auch durch ihre Persönlichkeiten wohlthuend von der aufgeblasenen Phrasenhaftigkeit der Extremen abstechen. Diese Richtung hat nun freilich, eben weil sie praktisch war, im Lauf der Zeit Programm und Losungswort mehrfach geändert; was sie dem Ziel näher zu bringen schien, dafür war sie zu wirken bereit. Allein ihr Ausgangspunkt war eben der, daß sie die öffentliche Meinung für den Gedanken zu gewinnen suchte, daß eine Versöhnung der verschiedenen widerstreitenden Interessen, eine Versöhnung zwischen Volk und Fürstenthum, zwischen Nation und Kirche möglich, wenn nur guter Wille dafür vorhanden sei, und das Bindemittel dieser Interessen schien ihnen die Idee der Unabhängigkeit, die Vertreibung der Fremden. Dies was freilich noch sehr verschwommen und phantastisch gedacht, aber an dem fortdauernden Widerstand des Fürstenthums und der Kirche klärt sich das Programm, es befreit sich mehr und mehr von allem phantastischen Beiwerk wie von dem klerikalen Einfluß, die Illusionen schwinden, das nationale Interesse schält sich heraus aus der kirchlichen Gebundenheit. Was Gioberti und Balbo begonnen, setzen Azeglio und Cavour fort, und es genügt an die Reihenfolge dieser Namen zu erinnern, um zu erkennen, wie der Fortschritt der nationalen Idee recht eigentlich in ihrer Säcularisirung bestand. Daß praktisch die Partei somit schließlich beim Kampfe gegen Rom anlangt, ändert aber nichts an ihrer Herkunft, und daß das Neuguelfenthum mit seinem ursprünglichen Programm kläglich gescheitert ist, ändert nichts an seinem Einfluß auf die öffentliche Meinung. Im Grunde sehen wir noch heute die guelfische und die ghibellinische Richtung nachwirken in dem auch durch die letzten Debatten noch nicht zum Abschluß gelangten Streit über die Kirchenfrage.

Wir haben Manzoni und Silvio Pellico genannt, und dies führt uns noch auf ein ganz besonderes Verdienst unseres Buchs, auf die literaturgeschichtlichen

Abschnitte. Man hat sich längst gewöhnt, auch das in der Literatur sich wiederspiegelnde Culturleben eines Volks als zu seiner Geschichte gehörig zu betrachten. Im vorliegenden Fall aber ist dies weniger als irgendwo nur schmückendes Beiwerk. Die Geschichte des neueren Italiens ist ganz in der That nur verständlich mittelst Kenntniß der literarischen Bewegung, die, wie man über ihren ästhetischen Werth urtheilen mag, in jedem Fall ein wichtiges Mittel für die Erziehung des öffentlichen Geistes gewesen ist. Durch die schöne Literatur haben zuerst die Männer zu wirken gesucht, die nach der Restauration von 1815 auf die Wiederherstellung ihres Vaterlands bedacht waren, Lyrik und Epos, Drama und Satyre wurden die Waffen der Opposition, und die Erweiterung des Horizonts, wie er durch die romantische Schule auf literarischem Boden stattfand, kam unmittelbar der nationalen Sache zu gut. Ruth hat durch seine (leider unvollendete) Geschichte der italienischen Poesie (2 Bde, Leipzig, 1844 und 1847) und durch die erwähnte Schrift vom Jahre 1859 gezeigt, daß er auf diesem Feld wie nicht leicht ein Anderer zu Hause ist, und wenn er es auch nicht auf eine Literaturgeschichte als solche abgesehen hat, wird man doch aus seinen Ausführungen über die beiden großen literarischen Mittelpunkte von Mailand und Florenz eine Fülle von Belehrungen schöpfen. Er weiß ebenso den Gang der Bewegung in seinem Zusammenhang zu schildern als die einzelnen Persönlichkeiten lebendig zu charakterisiren. Mit der Mitte der vierziger Jahre beginnt dann die schönwissenschaftliche Literatur zu stocken, oder vielmehr sie siedelt sich auf den Zwischengebieten an, die zur Politik hinüberführen, und sie geht endlich völlig in die politische Literatur über. Ruth schildert diese interessante Entwicklung mit den Worten: „Aus dem Chaos der literarischen Bestrebungen, aus den fruchtbaren Keimen zum modernen geistigen Leben, das die Mailänder Epoche so merkwürdig machte, gingen in Florenz durch den literarischen Verein drei fruchtbare Sprößlinge hervor, die später Früchte trugen: die Rechtsschule, die philosophische Schule und die nationale Geschichtschreibung. Alle drei vereinigt bildeten die Grundlage zu der erfolgreichen Literatur Italiens in den vierziger Jahren, die als das Product eines klaren nationalen Bewußtseins hervorging. Alle drei waren nun in der Literatur nicht mehr getrennt, und ihre gegenseitigen Einflüsse zeigten sich in allen hervorragenden Erscheinungen der Presse, sie zusammen bildeten die immer mehr reifenden Anschauungen der Partei der gemäßigten Fortschrittsmänner, die in allen Stürmen der extremen Parteien das nationale Bewußtsein und die Entwicklung des Volks festhielten, die öffentliche Meinung und die Ueberzeugungen über die wahren nationalen Bedürfnisse leiteten und aufklärten, und den Kern bildeten, an dem sich die italienische Nation nach allen Stürmen, Verkehrtheiten, unbesonnenen Schritten wieder fand, sich Belehrung, Ausdauer, Muth und Erhebung holte." Auch auf diesem Gebiet läßt es sich verfolgen, wie der politische Gedanke sich mehr und mehr emancipirt: dort von den kirchlichen, hier von literarischen Interessen. Diese innere Arbeit, welche dem Werk der Revolution erst seine Vertiefung giebt, welche den Prozeß der Wiedergeburt erst zu einem abgeschlossenen Ganzen macht,

muß der Geschichtschreiber im Auge behalten: auf dieser Seite liegt der Hauptwerth der Ruth'schen Darstellung.

Diese endigt, wie auch das Reuchlin'sche Werk, mit dem Sieg der Reaction im Jahr 1850, aber sie darf uns mit einem tröstlichen Ausblick entlassen auf die Erhebung Piemonts durch seine constitutionellen Staatseinrichtungen und auf das endliche Ziel, zu welchem das vorliegende Werk nur die Vorstufen schildert: die Regeneration eines geistvollen kulturbefähigten Volkes. Die ausführliche Schilderung des Decenniums, das an fruchtbaren Keimen voll zwischen beiden Revolutionen liegt, wird allerdings dereinst besser zu einem Prolog für die Geschichte der jüngsten und siegreichen Revolution sich eignen als zu einem Epilog jener Kette gescheiterter Versuche, jener Lehr- und Leidensjahre, deren Studium, nächst den Italienern selbst, uns Deutschen vor Allen zu empfehlen ist.

Unter den Quellenwerken, welche man der Aufschließung der Archive in Folge der Revolution verdankt, nimmt eine hervorragende Stellung ein die Sammlung von Nicomede Bianchi, Storia documentata della diplomazia europea in Italia dall' anno 1814 all' anno 1861, von welcher bis jetzt 3 Bände veröffentlicht sind (Turin 1865—1867), der dritte bis zum Jahr 1846 reichend. Zwar der verbindende Text ist herzlich schlecht, eine oberflächliche Compilation, aber um so werthvoller sind die Aktenstücke selbst, die theils auszüglich, theils vollständig mitgetheilt die Geschichte Italiens in dem betreffenden Zeitraum in dem Prisma der diplomatischen Verhandlungen und Intriguen zeigen. Höchst interessant sind gleich diejenigen Dokumente, welche die Anstrengungen der piemontesischen Diplomatie während und nach dem Wiener Congreß in's Licht setzen, es ist auch auf diesen Theil schon früher gelegentlich in den Preuß. Jahrb. hingewiesen worden. Die piemontesischen Staatsmänner stellten damals die festen Ziele ihres Staats auf, die später theils durch die Kurzsichtigkeit der Regierenden verleugnet, theils durch die allgemeinen europäischen Verhältnisse in den Hintergrund gedrängt, dennoch so sehr der innersten Lebensbedingung Piemonts und Italiens entsprachen, daß eine tüchtige Staatskunst immer wieder darauf zurückkommen mußte. In der That ist das Programm, für welches Karl Albert 1848 zu den Waffen griff, und für welches 11 Jahre später sein Sohn in den Krieg ging, und das dann freilich sofort durch die Revolution überholt und weiter gesteckt wurde, mit merkwürdiger Klarheit schon in den Staatsschriften eines Grafen d'Aglié und Cotti di Brusasco ausgesprochen worden. Es gewährt gerade jetzt, nachdem die Ereignisse das damals Erstrebte erfüllt und mehr als erfüllt haben, eine Art von Genugthuung, die piemontesische Staatskunst als ein zusammenhängendes Ganzes überblicken zu können, das wenigstens ihren besseren Vertretern stets gegenwärtig blieb, und es nimmt Wunder, daß Ruth diese Verhältnisse so gar kurz behandelt und die Zielpunkte des piemontesischen Staats, die freilich erst weit später mit den populären Bestrebungen sich begegnen sollten, nicht schärfer hervorhebt.

Wenn die Diplomaten des Hauses Savoyen zur Zeit des Wiener Con-

gresses auf alle Weise für das Zustandekommen eines starken norditalienischen Königreichs thätig sind, so motiviren sie dies vor Allem damit, daß dies der einzige Weg sei, Italien der beständigen Rivalität der beiden großen Nachbarreiche zu entziehen und seinem Anspruch auf Unabhängigkeit der Nationalität Befriedigung zu verschaffen. Indem sie jene Forderung des piemontesischen Staats begründen, zeigen sie zugleich ein sehr lebhaftes Gefühl für die italienische Nationalität; daß der österreichischen Fremdherrschaft gegenüber die Interessen Piemonts und Italiens zusammenfallen, ist ihnen schon sehr deutlich, und sie vergessen auch nicht, auf die Nothwendigkeit für die Turiner Regierung aufmerksam zu machen, einen Rückhalt an der öffentlichen Meinung Italiens zu suchen. Vortrefflich ist namentlich noch in einer Denkschrift des Grafen Brusasco, Gesandten am St. Petersburger Hof, vom Jahr 1821 ausgeführt, wie Piemont sich Staatseinrichtungen geben müsse, die im Stande wären, dem Lande eine moralische Stärke zu verleihen und zugleich eine moralische Anziehungskraft auf die lombardisch-venetianischen Provinzen auszuüben. Diese Einrichtungen müßten wesentlich italienischen Gepräges und darauf gerichtet sein, den militärischen Geist der Bevölkerung zu pflegen, das Gefühl der Nationalunabhängigkeit wach zu halten, Wissenschaft und Künste, Handel und Gewerbe zu begünstigen. Auf diese Weise würde die Stärke und Wohlfahrt Piemonts einen schneidenden Gegensatz zu dem Zustand tödtlicher Erschlaffung bilden, der die österreichischen Unterthanen niederdrückt, und wenn eines Tags Ereignisse einträfen, die nicht vorauszuberechnen seien, die aber mit Sicherheit eintreffen werden, Ereignisse, durch welche Oesterreich genöthigt würde auf die Lombardei zu verzichten, so hätte der König durch Gewährung solcher Einrichtungen diesen Erfolg um Vieles beschleunigt und so gleichsam mit rechtmäßigen Mitteln die Grundlage der künftigen Größe des savoyischen Hauses gelegt.

Solche Rathschläge an die innere Politik verhallten freilich ungehört. Von Anfang zieht sich ein unseliger Zwiespalt zwischen der auswärtigen und der inneren Politik des piemontesischen Staats hin, und schon zu einer Zeit, da die großen nationalen Ziele noch ihre beredte Fürsprache im Rath der Krone fanden, war das Staatswesen definitiv in die Bahnen einer Reaction eingelenkt, welche schließlich auch die auswärtige Politik an Oesterreich preisgeben mußte. Die unbeschränkte Souveränetät lag den Fürsten des Hauses Savoyen mehr als alles Andere am Herzen, sie galt ihnen als ein mit religiöser Pietät aufrecht zu haltendes Palladium, gegen das die Staatsraison nichts vermochte. Schon auf dem Wiener Congreß wie später auf dem zu Laibach erhielten die sardinischen Vertreter die reactionärsten Instructionen, sie wurden vor den liberalen Mächten gewarnt, das Zusammengehen mit Oesterreich ihnen zur ersten Pflicht gemacht, und nach den Revolutionen von Neapel und Piemont verlieren sich allmählich auch die letzten Anläufe zu einer selbständigen nationalen Politik. Nur in einzelnen untergeordneten Fragen zeigt sich das fortdauernde Mißtrauen gegen Oesterreich; im Ganzen konnte dieses von da an vollständig zufrieden mit der piemontesischen Politik sein, und Metternich stellte ihr auch wiederholt das Zeugniß seiner Zufriedenheit aus.

Der dritte jüngst erschienene Band, der die Periode von 1830 bis 1846 begreift, zeigt die Politik Piemonts in ihrer tiefsten Erniedrigung. Bei dem Thronwechsel in Frankreich gerieth es in eine solche Hitze, daß es sogar durch Metternich von dem Plane, eine Offensivallianz gegen das Bürgerkönigthum zu betreiben, zurückgehalten wurde, und sein Eifer wurde nur durch den Herzog von Modena überboten, der um keinen Preis zu bewegen war, einen König anzuerkennen, „der von rebellischen Unterthanen an Stelle ihres legitimen Souveräns auf den Thron erhoben wurde.“ Auf der diplomatischen Conferenz, welche nach dem Aufstand der Romagna im April 1831 zu Rom zusammentrat, wurde Sardinien auf den besonderen Wunsch des Fürsten Metternich zugelassen, der zu dem Grafen Pralormo sagte: „Sardinien hat wie Oesterreich das größte Interesse an der Ruhe Italiens. Die Absichten beider Höfe sind identisch, folglich kann die Mitwirkung Sardiniens der guten Sache nur nützen und als Gegengewicht gegen die von Frankreich vertretene Action des liberalen Princips dienen.“ Der diplomatische Ringkampf zwischen Frankreich und Oesterreich wegen der Intervention im Kirchenstaat bildet das ganz besondere Interesse dieses Bands.

Ueber die Veranlassung zum Sturze Bernetti's finden sich folgende zum Theil neue Angaben. Der Staatssekretär hatte, um die revolutionären Secten mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, eine geheime reactionäre Gegensecte gebildet. Unbefangen hatte er in der Begründung dieser heimtückischen Maßregel gegenüber den fremden Mächten namentlich dies hervorgehoben, es sei nur ein betrügliches perfides Vorgeben der Liberalen, daß der Bürgerkrieg das Traurigste aller Uebel sei und um jeden Preis vermieden werden müsse. Die Gesandten Frankreichs, Preußens und Rußlands erhoben sofort die dringendsten Vorstellungen gegen dieses Project, und Metternich selbst machte dem Nuntius energischen Vorhalt, aber vergebens. Die „Centurioni,“ aus der niedersten Volkshefe zusammengebracht, mit dem Recht Waffen zu tragen ausgestattet, wurden privilegirte Mörder, die im Namen des Statthalters Christi den Liberalen auf jede Weise auflauerten. Metternich, der die übelsten Folgen fürchtete, legte auf's Neue Einsprache ein, und setzte endlich so viel durch, daß die Centurioni, anstatt eine geheime Miliz zu sein, uniformirt werden und den Namen päpstliche Freiwillige tragen sollten. Bernetti hatte höchst ungern zu diesem Zugeständniß sich herbeigelassen, da ihm gerade an der heimlichen Action Alles gelegen war. Aber es wurde damit nicht besser, daß die Papalini Namen und Kleidung wechselten. Die Wuth der Bevölkerung ließ Alles befürchten, Oesterreich sandte Klage über Klage, und als Bernetti hartnäckig blieb, griff Metternich zu einem anderen Mittel. Er ließ durch seinen heimlichen Agenten Segrobandi, der Gregor XVI. ganz für sich gewann, die Stellung des Staatssekretärs untergraben, und eines Tages begab sich, von Oesterreich gedrängt, der Papst selbst zu Bernetti und nöthigte ihn um seine Entlassung nachzusuchen. So wenigstens war der Verlauf nach den Depeschen, die der sardinische Gesandte in Rom, Marchese Crosa, nach Turin schickte. Das eigentliche Motiv lag für Oesterreich

freilich nicht in der Freiwilligenfrage: es entfernte Bernetti, weil er den österreichischen und französischen Einfluß in Rom balancirt hatte.

Besonders lesenswerth sind dann noch die Berichte, welche die sardinischen Diplomaten über die inneren Zustände des Kirchenstaats an ihre Regierung sandten. Obwohl man nichts Neues aus ihnen erfährt, ist es doch von Interesse aus dem Munde so unverdächtiger Zeugen, deren klerikale und legitimistische Gesinnung über jeden Zweifel erhaben ist, die vollständige Bestätigung alles dessen zu erfahren, was liberale Schriftsteller über diese Verhältnisse veröffentlicht haben. Ueber die Anarchie der Regierung, die Corruption der Gerichte, die finanzielle Verwirrung, die Sittenlosigkeit in Rom, finden sich die schneidendsten Urtheile, ebenso über die Persönlichkeiten der Cardinäle, der Günstlinge des Papsts und über diesen selbst. Der Marchese Crosa kann sich sogar des Gedankens an irgend eine entscheidende Krisis nicht erwehren, durch welche Rom auf die bloße kirchliche Suprematie zurückgeführt, von der weltlichen Gewalt nur noch den Schatten behalten werde. Dies sei zwar bis jetzt eine bloße Vision, von der aber auch unparteiische und vernünftig denkende, der Religion und Monarchie treu ergebene Personen ganz ungescheut anfangen sich zu unterhalten. (Depesche vom 4. März 1837.)

Nicht minder rückhaltlos lauten die Berichte der sardinischen Gesandten über den König Ferdinand II., über seinen Hof und seine Regierung. „Die Abneigung des Königs," schreibt Crosa im April 1837, „gegen die Arbeit und gegen jede Art von Geschäften, hat seit seiner (zweiten) Heirath nur noch zugenommen. Es ist seinen Ministern unmöglich, seine Aufmerksamkeit auch nur eine Viertelstunde auf die wichtigsten Dinge zu lenken. Wenn der König dem Staatsrath präsidirt, ist es augenscheinlich, daß er an nichts denkt, oder daß er höchstens an seine Pferde, an Cavalleriemanöver, an seine schreckliche Ulanenuniform denkt. Er scheint von einer Trägheit und Gleichgiltigkeit beherrscht, die nichts erschüttern kann: es ist der Fatalismus des Lazzarone." Solche Schilderungen, und noch stärkere wiederholen sich mehrfach. Es steht dem sardinischen Diplomaten fest, daß dieser Zustand nicht dauern könne und daß eine mehr oder weniger gewaltsame Veränderung nur eine Frage der Zeit sei. Die beredteste Anklage gegen den bourbonischen Hof ist aber der ausführliche Bericht des Paters Terzi, des Beichtvaters der ersten Gemahlin Ferdinand's II., Christine von Savoyen, über die letzten Stunden dieser unglücklichen Fürstin, welche bekanntlich nach kurzer Ehe im Wochenbett (Januar 1836) starb, von ihrer Umgebung auf die abscheulichste Weise gemartert und schließlich von der ganzen königlichen Familie schnöde verlassen wurde. —

Wenn schon die vorliegenden Bände eine beträchtliche Ausbeute von interessanten Berichten gewähren, so darf man mit um so größerer Spannung den folgenden Bänden entgegensehen, welche die Dinge von 1846 an behandeln werden: die Wiederaufnahme der nationalen Politik von Seiten Piemonts bis zu ihrer siegreichen Durchführung. W. Lang.

Zu Lessing's Seelenwanderungslehre.

Erwiderung von Wilhelm Dilthey.

Herr Professor Rößler bestreitet im Septemberheft dieser Jahrbücher meine Auffassung der Seelenwanderungslehre Lessing's, wie er sie in dem Versuch über Lessing und seine Stellung in unserer Literatur (Febr.= und Märzheft der Jahrbücher) dargelegt findet. Ich bin weit entfernt davon, durch eine methodische Einzeluntersuchung der Frage auf die von ihm gegebene Lösung antworten zu wollen. Gerade über diesen Punkt haben wir so ausgezeichnete ältere Arbeiten, daß es wichtigere Dinge für uns giebt als sie zu revidiren. Denn ich kann die Bedeutung der Seelenwanderungslehre Lessing's, zumal der Lehre von der Wiederkehr der Seele auf unsere Erde, in den weiteren Ablauf unserer geschichtlichen Entwickelung, durchaus nicht so hoch anschlagen als Herr Professor Rößler thut. Wenn ich auf den geistvollen Aufsatz hier etwas erwidere: so geschieht es zur Ehrenrettung jener vortrefflichen älteren Arbeiten, der Lessingliteratur überhaupt. Denn es stände freilich schlecht um die Guhrauer, Danzel, Ritter, Strauß, Kuno Fischer, wenn Lessing's bekannteste Schriften bisher nur „mangelhaft gelesen" worden wären (S. 272), wenn es nur der Einsicht in die „grammatische Verbindung der Sätze und den logischen Zusammenhang der Gedanken" an einer der berühmtesten Stellen Lessing's bedurfte, hier noch ganz neue Räthsel zu entdecken und zu lösen (S. 276).

Man kennt den Schluß von Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts, die zehn letzten Paragraphen. Mit scheinbarer Paradoxie tritt hier plötzlich die Seelenwanderungslehre hervor. An dieser Stelle soll nun ein auffallender Beleg vorliegen, wie schlecht Lessing bisher gelesen worden sei. „Wie kommt dieser Glaube, der am Ende einer wunderbar tiefsinnigen Gedankenreihe mit der Parrhesie einer unwiderstehlich hervorbrechenden Ueberzeugung vorgetragen wird, in die Lessing'sche Gedankenwelt? Wie schließt er sich an die Sätze der Erziehung des Menschengeschlechts?" Niemand soll bisher auch nur mit einiger Gründlichkeit diese Frage zu beantworten versucht haben; mir wird die Ehre zu Theil als der bezeichnet zu werden, welcher zuerst diesen Versuch gemacht und dem er — als dem Ersten, mißglückt sei. So wird denn von Herrn Professor Rößler erst die Lösung gegeben.

Wenn der Herr Verfasser von dieser Thatsache der Lessingliteratur so in Staunen gesetzt wird, daß er in ihr ein neues Räthsel findet, und eine neue Theorie zu seiner Lösung aufstellt: so ist dies Staunen sehr natürlich und gegründet; gegründeter als — die Thatsache selber. Denn kurz und gut: die Theorie ist überflüssig; ich muß auf die Ehre verzichten, dies Problem zuerst „mit einiger Gründlichkeit" behandelt zu haben, er auf die Ehre es gelöst zu haben. Dabei haben wir beide den Triumph über den Scharfsinn unserer Vorgänger besser denken zu können.

Denn gleich die allererste von den Arbeiten über Lessing, welche ich als für das Verständniß des großen Mannes grundlegend hervorgehoben habe, Guhrauer's Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechts (1841), stellt genau diese Frage nach dem strengen logischen Zusammenhang der Schrift; und zwar fällt für sie der Schwerpunkt dieser Frage in das Problem eben dieses Zusammenhangs der letzten Paragraphen mit dem Ganzen; ja sie findet in demselben den erklärenden Mittelpunkt der Schrift und wenn sie ein Vorwurf treffen kann, so ist es nur dieser, die Strenge dieses Zusammenhangs überspannt zu haben. Mit der an ihm bekannten wahrhaft gelehrten Umsicht sucht Guhrauer zugleich die Stellung dieses ganzen logischen Zusammenhangs in Lessing's Gedankenwelt zu bestimmen. Und zwar leitet er aus diesem Zusammenhang die Form der Seelenwanderungslehre ab, welche in der Erziehung vorliegt, vermöge deren der Mensch die Stufen der Erziehung des Menschengeschlechts in wiederholter Erdenentwickelung durchläuft. Danzel's erste Erörterung über Lessing knüpft an Guhrauer's Arbeit. Gerade hier nahmen die Lessingstudien ihren Ausgangspunkt. So trifft also Herr Professor Rößler auf dieser wüsten Insel, die er in Beschlag nimmt als ob sie nur von Wilden bewohnt wäre, unverhofft auf recht ausgedehnte Ansiedlungen.

Vielleicht aber hat Guhrauer das Schicksal gehabt, welchem ich unterlegen sein soll, vielleicht war sein erstes Verständniß eben — ein Mißverständniß. Guhrauer hat vielmehr das ganze wesentliche Resultat der Rößler'schen „Lösung des Räthsels." Dies Resultat lautet bei Rößler: „Offenbarung ist nur möglich als Erziehung d. h. als stufenweise Anpassung des Inhalts an die Fähigkeiten der Individuen, denen die Offenbarung zu Theil wird. Die Erziehung des Menschengeschlechts ist ein leeres Wort ohne die Identität des erzogenen Subjekts. Darum müssen Träger und Empfänger der Offenbarung perennirende Individuen sein" (278). Dieser Grundgedanke anders ausgedrückt: „der Mensch kann nichts werden durch bloße Ueberlieferung, die höhere Kultur setzt voraus eine höher entwickelte Natur." Es lautet bei Guhrauer: „Jede Religion ist dadurch eine seligmachende, daß sie dieselbe Seele auf eine höhere Religion in einem künftigen Erdenleben innerhalb der Gattung vorbereitet, daß keine Seele verloren gehe. Das ist der tiefere Sinn, daß die Offenbarung Erziehung ist" (107). Denn „es giebt drei allgemein menschliche Stufen der sittlichen Entwickelung, die sich so aufeinander beziehen, daß die höchste die beiden früheren als Bedingungen voraussetzt, so wie die mittlere an sich die unterste" (100. 101). „Die menschliche Natur ist von solcher Beschaffenheit, daß kein Mensch diese drei Stufen der Vollkommenheit im Laufe Eines irdischen Lebens hintereinander überschreiten kann" (102). Und zwar läßt der Grund hiervon in der Beschaffenheit unserer Natur sich näher so bestimmen: „Dies ist der Schlüssel zu allen diesen Fragen: jeder Mensch kommt so oft wieder, bis er die höchste Stufe der Speculation durch eigene Anstrengung oder Leiden erlangte."

So viel ich sehe giebt Herr Professor Rößler zu Guhrauer's Auffassung

zwei Zusätze oder Abänderungen. Ich muß gestehen, daß ich beide vorläufig nicht für Verbesserungen halten kann, so sehr sie das Interesse der Freunde Lessing's erregen müssen. Doch mag der Leser selber urtheilen.

Er geht davon aus, daß es sich nicht einfach darum handle, wie Lessing die Lehre von der Seelenwanderung d. h. der Wanderung derselben durch verschiedene Körperentfaltungen (man entschuldige den Ausdruck, welcher die Metamorphose von Leibn. syst. nouv. d. l. nat. §. 6 miteinschließen soll) im Wechsel von Geburt und Tod begründet habe; es gelte den Grund, aus welchem er die mehrmalige Wiederkehr auf unsere Erde, in unsere geschichtliche Entwickelung angenommen habe. Oder sollte Rößler den specifischen Begriff der Seelenwanderung bei Lessing auf diese Wiederkehr zur Erde beschränken wollen? Das würde durch den Zusatz zu dem Aufsatz über die fünf Sinne widerlegt, in welchem die dort entwickelte Theorie als Metempsychose d. h. Seelenwanderung bezeichnet wird. Dies Zugeständniß also vorausgesetzt ist die Frage von ihm gewiß richtig gestellt, wie denn auch Vorgänger wie Guhrauer das Problem in diesem ganzen Umfang sahen. Wir fragen also mit Rößler: wie begründete Lessing diese Lehre von einer öfteren Wiederkehr der Seele auf unsere Erde, in unsere geschichtliche Entwickelung? Hier giebt Rößler zu den bisherigen Lösungen des Problems z. B. der Lösung bei Guhrauer zunächst folgenden Zusatz.

Ihm scheint, daß die volle Schlußkraft der Lessing'schen Begründung erst durch Hinzufügung folgender Zwischenglieder eingesehen werde: darum bedürfe es nach Lessing für die Erziehung des Menschengeschlechts identischer Individuen, weil Lessing „nur von einer fortschreitenden Fähigkeit des Menschengeschlechts gesprochen habe, die Motive des sittlichen Handelns immer reiner zu fassen," „die sittliche Kraft aber nur in identischen Individuen continuirlich wachsen könne" (S. 280). Ich weiß nicht, ob er dies Glied des Schlusses, daß der moralische Fortschritt, etwa im Unterschied vom intellektuellen, erlebt sein wolle in eigener Entwickelung, Lessing's bewußter Begründung wirklich zuschreibt, oder es nur als eine diesem unbewußte Voraussetzung ergänzt. Ich lege also keinen Werth darauf, daß kein Wort davon bei Lessing steht, obwohl man mit unausgesprochenen oder gar unbewußten Gliedern Lessing'scher Schlüsse doch wohl vorsichtig sein muß. Aber diese Sonderung der sittlichen Entwickelung ist überhaupt nicht Lessingisch, an dieser Stelle am allerwenigsten angebracht. Denn Lessing's „Erziehung" betrifft gar nicht „nur eine fortschreitende Fähigkeit des Menschengeschlechts die Motive des sittlichen Handelns immer reiner zu fassen," wie Rößler S. 260 meint. Oder gehört es nicht zu dieser Erziehung, wenn es von Gott heißt: § 13 „indem er fortfuhr, sich ihm als den mächtigsten von allen zu bezeugen, gewöhnte er es allmählich zu dem Begriffe des Einigen?" Und § 16 sagt geradezu: weil das Volk noch so ungeschickt zu abgezogenen Gedanken war, ist es damals nur der Erziehung durch unmittelbare sinnliche Strafen und Belohnungen fähig gewesen. Umfassender spricht dann § 17 beides, die intellektuelle und die moralische Verfassung des Volkes, welche nicht sofort (in Einem Leben für das Individuum) die höchsten Wahrheiten zu

ergreifen gestattete, so aus: „Es wußte von keiner Unsterblichkeit der Seele; es sehnte sich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun schon diese Dinge zu offenbaren, welchen seine Vernunft noch so wenig gewachsen war: was würde es bei Gott anders gewesen sein, als der Fehler des eitlen Pädagogen, der sein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen, als gründlich unterrichten will." Und zwar hat Lessing Recht: dieser Schluß wird nicht einmal zwingend durch den ihm fremdartigen Zusatz.

Alsdann aber führt er die Begründung dieser Lehre von der Wiederkehr auf unsere Erde auf Ein Motiv zurück und findet dies Motiv in Wortlaut und Zusammenhang von § 92. 93 ausgedrückt. Lessing hat die drei Epochen der Erziehung entwickelt. Das ganze menschliche Geschlecht muß auf die dritte Stufe erhoben werden. Gott kann nicht anders wollen. Nur übereilen wollten die Schwärmer diesen das ganze Menschengeschlecht umfassenden Plan. Ich aber (der ich ihn durchblicke) kann nicht verzweifeln über den unmerklich langsamen Schritt (da ich den Grund dieser Langsamkeit, des zeitweiligen Rückgangs begreife). „Du hast auf deinem Wege so viel mitzunehmen, so viel Seitenschritte zu thun! Und wie? Wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, daß das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere, schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein Einzelnes eben dahin liefert? Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben." Ich denke, das heißt ganz einfach: diese Unmerklichkeit im Fortgang der Erziehung ist begreiflich; denn diese Erziehung hat so viel mitzunehmen, demgemäß so viel Seitensprünge zu thun, ja sie hat alle einzelnen Individuen mitzunehmen, alle an das Endziel zu bringen; jeder einzelne Mensch muß innerhalb dieser Entwickelung des Ganzen die Epochen seiner eignen durchlaufen haben, bevor mit der Vollkommenheit des Geschlechts diese Entwickelung abgeschlossen sein darf. Mit dieser natürlichen Gedankenfolge vergleiche man den Schluß welchen hier Rößler entdeckt: der langsame Schritt der Erziehung ist begreiflich; denn die Entwickelung der Individuen ist die Bedingung für den Fortschritt des Menschengeschlechts; d. h. dieser Fortschritt kann nur bewerkstelligt werden durch eine genügende Anzahl hinlänglich vorbereiteter Individuen; diese Vorbereitung aber — und damit ergänzt er den Schluß aus dem Zusammenhang der Schrift — kann nicht durch eine Ueberlieferung, sondern nur durch ein Durchleben der früheren Stufen erzielt werden: denn — und damit greift endlich jener obige erste Punkt ein — diese Entwickelung ist eine sittliche. Ich finde also, die Stelle sagt: der langsame Gang der Erziehung ist begreiflich aus der Endabsicht derselben, Alle mitzuumfassen in ihrem Plan; Herr Professor Rößler: dieser Gang ist begreiflich aus dem ursächlichen Verhältniß, welchem gemäß für jeden neuen Fortschritt eine genügende Anzahl Individuen erst durch Durchleben früherer Stufen vorbereitet sein muß.

Gesetzt nun auch, ein Leser fände diese Auslegung Rößler's allein möglich und zwingend: so würde doch auch dieser schwerlich ihm darin beistimmen, daß

er nun auf diesen Schluß die Stellung der Lehre von der Rückkehr der Seelen auf die Erde in Lessing's Gedankenwelt ausschließlich gründet; in § 90. 98 der Erziehung, sowie dem Fragment über Campe's philosophische Gespräche hat man, ich glaube mit Recht, weitere Beweggründe gefunden.

Doch ich gestehe, ich denke überhaupt ein wenig ketzerisch über diese ganze Theorie. Welche Beweggründe Lessing auch für die Lehre von der öfteren Wiederkehr der Seele auf diese Erde hatte: so sind sie doch auch auf seine begeistertsten Freunde ohne Wirkung geblieben. Ja ich glaube kaum, daß das Interesse (und dieses wäre ja bedeutend genug), Lessing's eigene Beweggründe tiefer zu durchblicken als den älteren Auslegern geglückt ist, nach der Lage der Quellen Aussicht auf einen bemerkenswerthen Erfolg hat. Ganz anders steht es mit der Lehre von den Wanderungen der Seelen auf verschiedenen Weltkörpern. Diese erwuchs im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert auf dem Grunde der astronomischen Entdeckungen, der sittlichen Bedürfnisse, physiologischer Annahmen welche besonders Leibnitz zur Geltung brachte, ganz naturgemäß zu einer bemerkenswerthen Macht. Es wäre höchst interessant, die Kämpfe um die Verwerthung des neuen astronomischen Weltbildes für die Entwickelungsgeschichte des Menschen, die ernsthaften, stark wirkenden Anschauungen von Fontenelle und Leibnitz, den übermüthigen Spott Voltaire's, besonders in einer seiner geistvollsten Erfindungen, dem Micromegas, den ganzen Verlauf dieser aufregenden Debatten darzustellen. Hier steht Lessing mitten in den Bewegungen des Jahrhunderts. In diesem Sinne habe ich in meinem Versuch, der ja Lessing als den Führer der großen und fruchtbaren intellektuellen Bewegung Deutschlands, welche mit dem dichterischen Aufschwung verknüpft war, zum Gegenstande hatte, zur Aufklärung des Zusammenhangs dieser kosmischen Seelenwanderungslehre in Lessing einen Beitrag zu geben versucht; daneben das große, so erfolgreich von ihm entwickelte Motiv hervorgehoben, welchem gemäß die Arbeit des Einzelnen am geschichtlichen Fortschritt uns erst verständlich wird, wenn derselbe einst mittheilnehmen wird an der errungenen höheren Stufe. Rößler's Einwendungen gegen meine Darstellung kann ich nicht berechtigt finden. Das was die Früheren bewiesen hatten, ist vorausgesetzt. Daß ich den Unterschied der Seelenwanderung durch die Bedingungen verschiedener Weltkörper (oder auch Erdepochen) hindurch, wie sie der Aufsatz ü. d. fünf Sinne lehrt, und der öfteren Rückkehr auf unsere Erde, wie sie die Erziehung lehrt, nicht übersehen habe, ist selbstverständlich; aber der Zusammenhang der verschiedenen Aeußerungen (mit Beachtung von 11, 455) zeigt ja die Einheit der Vorstellung, in welcher Lessing offenbar Beides zusammenfaßte (geg. Rößl. 265). Diese umfassende Anschauung der Seelenwanderung, in welcher die drei Stufen der Erziehung so zu sagen eine einzelne Epoche bezeichnen, war es, deren „allgemeine Denkbarkeit" durch den Aufsatz über die fünf Sinne erleichtert ward (geg. Rößl. 276). Diese Anschauung wird auch durch die von Rößler S. 273 ausgezogene Schlußreihe begründet; soll die besondere Anschauung über die Epochen der Erziehung gegenwärtiger Menschheit begründet werden, so muß man in diese Schlußreihe

die S. 289 angedeuteten, bei Aelteren entwickelten Glieder hineinnehmen: so weit eben hier überhaupt eine Schlußreihe herstellbar ist. Für die Anregung dieser letzteren Frage, für die höchst scharfsinnige Entwickelung einer Schlußreihe, welche vor Lessing's Geist in irgend einer Form wohl stand, welche aber auch an sich selber viel zu denken giebt, sind wir Herrn Professor Rößler zu wahrem Dank verpflichtet.

Politische Correspondenz.

Anfangs October 1867.

Zu den „schwarzen Punkten" seiner Politik mag Louis Napoleon heute auch jenen Ausflug rechnen, den er im August nach Deutschland machte. Wir müssen an die verschollene Salzburger Conferenz noch einmal anknüpfen, weil sie den Anlaß gab zu den wichtigsten politischen Acten, die seitdem bei uns geschehen sind. Napoleon III. hatte im August die öffentliche Meinung Frankreichs mit dem Gedanken an eine Coalition erregt. Wer konnte zweifeln, daß etwas Großes im Werke sei, da die officiöse Presse laut verkündete, daß es gelte, Preußen am Main festzuhalten und im Bunde mit Oesterreich, vielleicht auch mit Italien und England, seinen Ehrgeiz zu zügeln! Mit gespannter Erwartung blickte man also auf das, was sich von Salzburg her entwickeln werde. Da erschien das Moustier'sche Circular vom 25. August und erklärte die großen Entwürfe, die man vorher in die Oeffentlichkeit geworfen, für thörichte Erfindungen von Neuigkeitskrämern. Nur zum Beweis seiner Sympathie war der Kaiser nach Salzburg gegangen, der Gedankenaustausch der beiden Herrscher hatte lediglich dazu geführt, sie in ihren bisher bezeugten friedlichen Gesinnungen zu bestärken. Wie dunkel nun auch die Vorgänge waren, welche eine erst so hochfliegende und nun so resignirte Sprache veranlaßt hatten, das Publicum fühlte heraus, daß hier wieder einer jener Anläufe gemacht sei die mit einem Rücklaufe endeten. Wie Napoleon III. im August v. J. nach der Pfalz, später nach Luxemburg und nach der Mitentscheidung der schleswigschen Frage verlangt und bei dem Widerstand Preußens sich zurückgezogen hatte, so hatte er auch hier die Fäden zu Verbindungen gesponnen, die denn doch nicht haltbar erschienen Man faßte trotz der kaiserlichen Reden kein Vertrauen zu dem Frieden, die Milliarde baaren Geldes, die im Keller der Bank lag, verminderte sich nicht, wohl aber wuchs die Meinung, daß der Kaiser ohne feste Politik sei und in tastenden Versuchen rathlos hin- und herschwanke.

Auf die französisch-österreichische Annäherung mit ihrem offenbar das Schicksal der Süddeutschen betreffenden Zweck mußte in Deutschland eine nationale Reaction kommen. Sie kam zunächst in der mannhaften badischen Thronrede, dann in dem Circular des Grafen Bismarck vom 7. Sep-

tember, endlich in der Adresse des Reichstags. Es war eine bittere Strafe für den französischen Hochmuth, daß ein paar Wochen nach des mächtigen Kaisers Reise durch den Süden der Fürst des Landes, dessen unbewehrte Grenzen von der Festung Straßburg beherrscht werden, seinen zustimmenden Ständen erklärte: „Mein Entschluß steht fest, der nationalen Einigung mit dem norddeutschen Bunde unausgesetzt nachzustreben." Dem Muthe dieses national-gesinnten Fürsten entsprach der selbstbewußte Ton des preußischen Circulars. Achten wir wohl auf den Fortschritt in diesem Actenstück. Graf Bismarck spricht nicht als Minister des norddeutschen Bundes, sondern er spricht für Deutschland. Er zieht einen Kreis um die gesammten außerösterreichischen deutschen Länder, und entrückt die Beziehungen zwischen dem Nordbund und den Südstaaten als rein innere deutsche Angelegenheiten den Eingriffen des Auslandes. Er schiebt den friedlichen Versicherungen der Franzosen die Auffassung unter, als ob sie in diesem Sinn auf jede Einmischung verzichtet hätten. Und er sagt ihnen, wie wohl sie daran in ihrem eigenen Interesse gethan. Denn die Aufnahme der „Anfangs mit einer gewissen Beflissenheit und mit dem Schein der Authenticität verbreiteten Nachrichten" über Salzburg habe gezeigt, „wie wenig das deutsche Nationalgefühl den Gedanken erträgt, die Entwickelung der Angelegenheiten der deutschen Nation unter die Vormundschaft fremder Einmischung gestellt oder nach anderen Rücksichten geleitet zu sehen, als nach der durch die nationalen Interessen gebotenen." Nicht erschreckt ist das deutsche Nationalgefühl, sondern gereizt; nicht hemmen kann das Ausland die nationale Entwickelung, sondern nur je nach seinem Verhalten bewirken, daß sie sich in gemessenem Fortschritt oder mit überstürzender Gewalt vollzieht. Wenn es sich einmischt, so wird der gewaltige Strom aus dem Bett hervorbrechen; die deutsche Einheit wird mit Einem Schlage vollendet sein. Sie wird sich ruhig vollziehen, „wenn auch von den auswärtigen Mächten Alles vermieden wird, was bei dem deutschen Volke eine Beunruhigung hinsichtlich fremder Pläne, deren Gegenstand es sein könnte, und in Folge dessen eine gerechte Erregung des Gefühls nationaler Würde und Unabhängigkeit hervorrufen könnte." Stolzer konnte der französischen Regierung ihre Ohnmacht gegenüber den Kräften der sich verjüngenden Nation nicht entgegen gehalten, ernstlicher konnte sie nicht gewarnt werden, durch ungerechten Streit nicht selbst dazu zu helfen, daß das Ziel des deutschen Strebens in tumultuarischer Eile erreicht werde. Graf Bismarck begrüßt die Enthaltsamkeit Frankreichs lediglich im Interesse der ruhigeren Entwickelung der Einheit, und er fügt die offene Erklärung hinzu, daß Preußen, ohne einen Druck auf die Südstaaten zu üben, doch „jedem Bedürfniß der süddeutschen Regierungen nach Erweiterung und Befestigung der nationalen Beziehungen zwischen dem Süden und dem Norden Deutschlands auch in Zukunft bereitwillig entgegenkommen" werde.

Das Circular ergänzte die Rede, mit welcher der Reichstag am 10. September eröffnet wurde. Die Thronrede konnte von den allgemeinen politischen

Verhältnissen absehen, weil die preußische Regierung sich über die brennende politische Frage schon ausgesprochen hatte. Aber der Reichstag durfte auf die Thronrede in Verbindung mit dem Circular nicht schweigen. Wir verstehen es nicht recht, warum die Empfindung der außerordentlichen europäischen Lage nicht sogleich in einer größeren Anzahl von Mitgliedern lebendig war, warum erst der Einfluß der Führer aus den annectirten Provinzen die Adresse durchdrücken mußte. Wir wurden einen Augenblick an jenes rathlose preußische Abgeordnetenhaus erinnert, das zwei Jahre hindurch keine Worte fand, um seine Stellung zu der fortschreitenden schleswig-holsteinischen Politik der Regierung auszusprechen. Ganz Europa war in Unruhe über die Pläne Frankreichs, in Süddeutschland erhoben die Ultramontanen und Radicalen ihr Haupt, die Lüge ward verbreitet, daß Preußen aus Furcht vor Frankreich oder aus conservativen Bedenken den Anschluß des Südens nicht wolle, — wie konnte der Reichstag hierzu und zu den badischen Vorgängen schweigen, wie konnte er, während Graf Bismarck sich auf die Erregung des Nationalgefühls berief, sich ohne jedes Zeichen irgend einer nationalen Empfindung in die Berathung des Bundesetats oder des Paßgesetzes stürzen? Indeß er fand die richtige Fühlung und aus den Verhandlungen seiner drei großen Fractionen ging eine Adresse hervor, energisch genug, um der kühnen Sprache des Bundeskanzlers als Stütze zu dienen. Der norddeutsche Bund sperrt sich nicht in falscher Selbstgenügsamkeit ab. Der Starke vergißt nicht die Pflicht, den schwächeren Stammesgenossen an sich heranziehen. Erst mit dem Eintritt der süddeutschen Staaten, gegen den, mag er von allen gemeinsam oder von einzelnen geschehen, der Prager Friede kein rechtliches Hinderniß bildet, wird das große Werk vollendet. Es ist unser zweifelloses Recht, durch diese Einigung unsere nationale Existenz zu begründen. „Das deutsche Volk, von dem Wunsche beseelt, mit allen Völkern in Frieden zu leben, hat nur das Verlangen, seine eigenen Angelegenheiten in voller Unabhängigkeit zu ordnen. Entschlossen jeden Versuch fremder Einmischung in ruhigem Selbstvertrauen zurückzuweisen, wird Deutschland dies unbestreitbare Recht unter allen Umständen zur thatsächlichen Geltung bringen."

So haben zur Abwehr fremder Interventionsgedanken Regierung und Volksvertretung des Bundes ihre Schuldigkeit gethan. Sie haben ihnen das Recht der Selbstconstituirung der Nation, das Prinzip der Nichtintervention entgegengestellt, das in dem modernen Europa Niemand offen zu bestreiten wagt und der süddeutsche Staat, der dem fremden Angriff zunächst ausgesetzt sein würde, hat diese Position gerechtfertigt, indem er die frivole Lüge widerlegte, als sei zwischen dem Norden und dem Süden keine nationale Gemeinschaft, als stände der Süddeutsche dem Preußen nicht näher als dem Franzosen oder Italiener. Das officielle Frankreich hat diese Erklärungen schweigend hingenommen, nur setzt es seine Rüstungen fort, und einzelne Blätter, wie die France und Epoque, knirschen mit den Zähnen; die unabhängige Presse versteht allmählich, daß die Bismarck'sche Politik aus dem Geist der Nation hervorgehe, und daß man den Deutschen das Recht nicht versagen könne, welches

Frankreich schon vor Jahrhunderten übte. So ist augenblicklich die Lage. Ist es noch der Stand von diesem Frühjahr, haben unsere Verhältnisse und Gedanken noch das Maaß und die Richtung, wie bei der Constituirung des Reichstags? Nein, wir sind unmerklich weiter gekommen. Der norddeutsche Bund ist gegründet. Er ist kein Problem mehr, er ist eine Wirklichkeit. Mit wunderbarer Schnelligkeit ist seine militärische Kraft zusammengefaßt. Die Beschwerden der annectirten Provinzen, die drohend anzuwachsen schienen, sind im Schwinden. Das Gefühl überwiegt, daß die Dinge sich zusammenrücken. Die neuen Länder haben Organe bekommen, durch die sie sich in ihrer Eigenthümlichkeit erhalten, als selbständige Glieder im Ganzen fortleben können. Präsidium und Bundesrath, Regierungen und Reichstag wirken in fruchtbarer Arbeit lebendig zusammen. Die Zeit ist vorüber, wo die Begründung dieser Organisation uns ausschließlich beschäftigte, wo auch der Gedanke an die Dinge jenseits des Mains vor der Sorge, das Chaos diesseits zu ordnen, in den Hintergrund trat. Diese Ordnung ist freilich erst in den Grundzügen vollzogen, aber inzwischen haben wir an der Bewegung der europäischen Mächte gelernt, was es bedeutet, daß die Gestaltung Deutschlands nicht abgeschlossen ist. Neben uns steht eine Anzahl schwacher uns zugehöriger und doch nicht zugehöriger Staaten. Für uns selbst gesichert, sind wir durch die Mitleidenschaft mit dem Süden in Unsicherheit gerissen. Die deutsche Frage hat sich zur süddeutschen zusammengezogen und die Gedanken der Staatsmänner und Patrioten concentriren sich auf das Problem: wie der abgebrochene Prozeß der deutschen Einheit vollendet werden kann.

Oder ist es nicht so? Stellen wir nur aus ungeduldiger Hast eine Aufgabe in den Vordergrund, die im Interesse der Befestigung des eben Gewordenen, im Interesse des gesicherten Fortschritts noch bei Seite gelassen werden sollte? Von den süddeutschen Regierungen ist bis jetzt nur eine, von den Bevölkerungen nur die zweier Staaten uns gewonnen, in Würtemberg und Bayern ist die deutsche Partei eine schwache Minderheit. Wenn die heutigen Stände Würtembergs über den Allianzvertrag mit Preußen und über den Zollverein nach ihrer Neigung votirten, wenn die Regierungspartei nicht von Herrn v. Varnbühler abhängig wäre, sie würden sicher dem Rathe von Moritz Mohl folgen und beide Verträge verwerfen. Es steht in Bayern kaum besser; bei den Altbayern herrscht das particularistische Selbstgefühl, und Schwaben, Franken und die Pfalz rühren sich wenig. Fordern diese Zustände uns nicht auf, den Süden sich selbst zu überlassen, bis er reifer geworden ist, bis das Gefühl seiner haltlosen Lage und der Wunsch, an der Macht und an den Rechten des deutschen Gemeinwesens theilzuhaben, ihn uns in die Arme treibt?

Die Frage ist nur, ob man sich mit der Voraussetzung einer solchen allmählichen freiwilligen Annäherung nicht täuscht. Bewährte schwäbische Freunde wenigstens urtheilen darüber anders. Wir werden, sagen sie, im gewöhnlichen Lauf der Dinge noch in zehn Jahren auf dem alten Fleck stehen. Die Stimmungen in unserem Lande waren, als eure Truppen in Nürnberg standen,

preußischer als heute. Unsere nächsten Wahlen werden ein Resultat ergeben, das von dem bisherigen nicht verschieden ist. Bei der Selbstgenügsamkeit unseres süddeutschen Lebens, bei unseren Verfassungszuständen, unserem Wahlgesetz, bei der Alles überwuchernden Macht unserer Bureaukratie ist an ein Anwachsen der deutschen Partei bis zum Uebergewicht ohne einen äußeren Anstoß nicht zu denken. Wir werden, wenn der Friede dauert, in unser Phäakenleben zurücksinken, und unsere Presse wird fortfahren, von dem Cäsarismus im Norden und der Freiheit im Süden zu fabeln. Und wird das bisher noch unerprobte Organ, das gemeinsame Zollparlament, hierin eine Wandlung hervorrufen? Wo ist die Brücke, welche diese Versammlung aus ihrer begrenzten commerciellen Competenz zu politischen Fragen führt? Gesetzt, daß es ihr gelänge, auf dem volkswirthschaftlichen Gebiet ihre Basis zu erweitern, gesetzt, daß sie so höchst dankenswerthe Reformen wie die Einheit von Münze und Maaß u. s. w. zu Stande brächte, — solche Fortschritte fördern das politische Problem, die verfassungsmäßige Einheit, die Einfügung der süddeutschen Wehrkraft in die deutsche Armee, in keiner Weise. Wir bedürfen eines kräftigeren Druckes, und er kann, ohne irgend eine Gewaltthätigkeit, ausgeübt werden. In Baden sind Regierung und Volk zum Eintritt in den Nordbund bereit, in Hessen-Darmstadt genügt die leiseste Bewegung des preußischen Arms, um Herrn v. Dalwigk und seine jesuitische Clique über den Haufen zu werfen und die von der anständigen conservativen Partei durchaus getheilte Absicht des Anschlusses an Preußen zum Durchbruch zu bringen. Erst wenn der Nordbund bis Basel und Constanz reicht, wenn er Würtemberg auf der ganzen Westgrenze umschließt und Bayern von der Pfalz abtrennt, wenn die heutige geographische Einheit des Südens zerrissen, jede hegemonische Velleität dadurch bei den Bayern, jeder Gedanke einer selbständigen Föderation bei uns zerstört ist, erst wenn wir ersichtlich zusammengedrückt sind als zwei von den österreichischen und den Bundesgrenzen umschlossene, von jedem Zugang zur Welt abgesperrte Binnenländer, — erst dann wird das Bedürfniß des Anschlusses bei uns lebendig sich regen, und wird auch in dem bayerschen Schwaben, in Franken und der Pfalz der deutsche Geist zum Kampf gegen das Altbayerthum erwachen.

Was hindert Preußen, diesen Weg zu gehen? Warum soll der Schlußprozeß der deutschen Einigung auf dem völlig loyalen, in dem Art. 79 der Bundesverfassung vorgesehenen Wege der Einzelaufnahme der süddeutschen Staaten nicht in Fluß gebracht werden? Warum dürfen wir den Süden, statt ihn der Wirklichkeit zuwider als ein gleichmäßiges und nur gemeinsam aufzunehmendes Ganzes zu behandeln, nicht so auffassen und anfassen wie er ist, als zerfallend in vier einzelne, in sehr verschiedener Abstufung für den Zutritt zu uns gereifte Staaten? Warum sollen die innerlich vorbereiteten warten, bis die anderen ihnen nachgekommen sind, zumal dieses Warten sie selbst vielleicht schlaffer und die übrigen nicht lebendiger macht? Wir können heute nicht mehr sagen, daß die Aufnahme der Hessen-Darmstädter und Badenser für unsere Constitution eine Gefahr sei. Die Demokratie wie der Particularismus sind im Reichstag

nur schwach vertreten; die Wahlen jener Länder werden überwiegend die Mittelparteien verstärken, ja selbst die Schwaben und Bayern würden wir ertragen können. Ein gemäßigteres Haus, eine stärkere Stütze conservativer Elemente hat die Regierung auch in Zukunft nicht zu erwarten. So können wir es ohne Scheu mit den Süddeutschen wagen, zumal sie bei der Verpflanzung aus der Staatlosigkeit in die Sphäre eines mächtigen Staats gleich uns eine innere Wandlung durchmachen werden.

Hierzu kommt aber noch eine andere und, wie uns deucht, entscheidende Erwägung. Wenn wir Deutsche, statt in der Mitte Europas, isolirt und abgeschlossen wohnten, etwa wie die Engländer oder Spanier, so würde der Anschluß einzelner versprengter Theile an den großen Körper der Nation keine brennende Frage sein. Wir könnten warten, bis die 8 Millionen das entschiedenste Verlangen nach der Einigung hätten. Für uns selbst stark genug und vor der auswärtigen Agitation durch unsere Lage geschützt, hätten wir keinen Grund die widerstrebenden Elemente zur Eile zu treiben. Aber so liegt es mit uns nicht. So lange der Anschluß des Südens nicht eine Thatsache ist, wird das Ausland die Hoffnung nicht aufgeben, ihn zu verhindern. Je mehr Frankreich in seinen Rüstungen vorschreitet, je mehr es eine Aussicht auf Unterstützung Oesterreichs gewinnt, desto entschiedener wird es die Trennung des Südens von dem Nordbunde aufrecht zu erhalten suchen. So lange die Regierungen und die Menschen sind, wie sie sind, werden alle edlen Prinzipien der Achtung vor fremder Nationalität stets dem egoistischen Gedanken unterliegen, daß man das Nachbarvolk wo möglich abhalten müsse, eine der eigenen Macht gleiche oder sie übertreffende Stärke zu gewinnen. Wir legen deshalb wenig Gewicht auf die verständigere Beurtheilung, welche die liberalen französischen Publicisten unseren Verhältnissen neuerdings widmen. Sobald die Hoffnung winkt, uns zu überwältigen, unsere Einheit zu zersprengen, werden diese einzelnen Stimmen von den gewaltsamen Trieben des Nationalegoismus erstickt werden. Weil Europa dies weiß, darum ist trotz des Prager Friedens kein Friede. Das süddeutsche Provisorium liegt wie ein Alp auf den Gemüthern und läßt die gesammte Verkehrswelt zu keinem Vertrauen kommen. Es ist genau so, wie die erste badische Kammer in ihrem Adreßentwurf aussprach: „Ihre Ruhe und ihren inneren Frieden wird die deutsche Nation erst dann wieder finden," — „Europa wird erst dann wieder zum Vollgefühl seines gesicherten Friedens gelangen, wenn die Neugestaltung Deutschlands diesseits und jenseits des Mains vollzogen sein wird." Können wir diesen Zwischenzustand, der nicht Krieg und nicht Friede ist, auf Jahre und Jahrzehnte ertragen? Wirkt er nicht zerstörend auf den Wohlstand unseres Volks, und lähmend selbst auf die definitive Gestaltung des Nordens? Wohlan, so schaffen wir das Provisorium weg, das die Wurzel der politischen Unsicherheit und damit der Trostlosigkeit der materiellen Verhältnisse ist. Wenn es möglich ist, um den Krieg mit Frankreich herum zu kommen, so ist diese Möglichkeit heute, wo dasselbe mit der Anschaffung des Hinterladungsgewehrs, mit den neuen Truppenformationen, mit der besseren tak-

tischen Ausbildung seines Heers noch nicht fertig ist, wahrscheinlich größer, als nach einigen Jahren. Heute winkt dem französischen Kaiserkeine verläßliche Allianz; noch ist das Habsburgische Haus weit entfernt die Früchte zu pflücken, um deretwillen es dem Dualismus sich gefügt hat; trotz des finanziellen Ausgleichs der Deputationen der beiden Reichshälften ist die pessimistische Stimmung im Wachsen, und wie es mit der Reorganisation der österreichischen Armee steht, mag das Beispiel zeigen, daß bis vor Kurzem erst ein Bataillon mit dem neuen Gewehr bewaffnet war. Noch findet in Rußland die fanatisch-nationale Partei einen Widerstand an den Neigungen des Kaisers Alexander und wenn sie seiner Schwäche auch bereits so verhängnißvolle Maßregeln abtrotzt, wie sie kürzlich gegen die uralten Rechte der deutschen Sprache in den Ostseeprovinzen erlassen sind, er hält doch die freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland noch aufrecht, die unter seinem, den altrussischen Einflüssen ergebenen Nachfolger wohl bald zerrissen werden würden. Endlich hat sich die Spannung zwischen Italien und Frankreich seit der Verhaftung Garibaldi's gesteigert; es ist den Italienern wieder fühlbar geworden, wie ihre Existenz unter dem Druck der französischen Willkür steht, und wie sie, um zum Abschluß ihrer Einheit zu gelangen, dieses Joch von sich abschütteln müssen. Auf alle diese Momente können wir heute zählen, und sie machen es wahrscheinlich, daß Frankreich die Aufnahme Darmstadts und Badens in den Nordbund ertragen würde. Unter welchem, vor dem Richterstuhl Europas gültigen Vorwand könnte es sich der freien Verständigung der betreffenden Staaten widersetzen? Ja diese Zersplitterung der süddeutschen Frage würde, während sie thatsächlich die ganze Lösung in sich schließt, dem französischen Stolz das Ertragen leichter machen. Wird Darmstadt nicht schon jetzt von den Kanonen der Festung Mainz beherrscht? Ist Baden mit seiner den Hohenzollern verwandten Dynastie und seiner sympathischen Bevölkerung nicht bereits ein Filial des norddeutschen Bundes? Der noch bleibende Rest süddeutscher Selbständigkeit aber hätte für die Franzosen die Bedeutung verloren, sobald in Rastatt und auf der Brücke von Kehl erst die norddeutsche Bundesflagge wehte. Von Würtemberg und dem Hauptkörper Bayerns geographisch getrennt, würden sie diese beiden letzten Staaten leichter ihrem Schicksal überlassen. Mögen denn Regierungen und Parteien in diesen Ländern noch Jahre gebrauchen, ehe sie capituliren, dieses letzte Stück kleinstaatlicher Ungebundenheit wird Europa nicht mehr mit der permanenten Furcht vor einem großen Kriege belasten. Und wenn unsere Erwartungen fehlschlügen, wenn unser erster Schritt über den Main das Signal zum Kampfe mit Frankreich gäbe, würde dann der Conflict nicht auch künftig uns gewiß sein? Sind wir sicher, daß die Chancen der Zukunft so günstig sind als die der Gegenwart, und wird der Krieg für unsere Kräfte leichter, wenn sie zuvor durch einen jahrelangen, jeden Erwerb und jede Erholung vereitelnden Waffenstillstand ausgesogen sind?

Wie der Leiter unserer nationalen Politik sich zu der großen Frage verhält, wird auch die scharfsinnigste Interpretation aus seinen Aeußerungen schwerlich herauslesen. Er stimmte im April dem Amendement zum Art. 79 der Bun-

desverfassung zu, welches, über das bloße Vertragsverhältniß mit den Südstaaten hinausgehend, ihnen allen und auch jedem einzelnen von ihnen den Eintritt in den Bund „auf Vorschlag des Bundespräsidiums" offen hielt, aber er betonte, daß mit dem Recht dieses Vorschlags das Bundespräsidium die Initiative bei der praktischen Anwendung des Amendements behalte und damals sowohl wie bei der Besprechung des eventuellen Eintritts Hessen-Darmstadts erklärte er, daß ein solcher Antrag ihn veranlassen werde, sich über die Auslegung des Prager Friedens mit Oesterreich zu verständigen, sowie sich mit den süddeutschen Staaten, namentlich Bayern, in's Einvernehmen zu setzen. Er gab zu, daß der Prager Friede der Erweiterung des Bundes über den Main rechtlich nicht entgegenstehe, aber er ließ die Möglichkeit durchblicken, daß der Eintritt eines einzelnen Staats ihm politisch nicht opportun sei. Damals freilich war der luxemburger Streit noch nicht geschlichtet, es lagen viele Gründe vor, die es unräthlich machten, Oesterreich um eines halben Herzogthums willen einen Anlaß zum Bruch zu geben und die Stellung des patriotischen Fürsten Hohenlohe zu erschüttern. Vielleicht werden nun Manche in den jüngsten Reden des Bundeskanzlers während der Adreßdebatte einen Fortschritt erkennen, besonders in der Erklärung, die er auf Anlaß des Freiherrn v. Rabenau abgab. Herr v. Rabenau erwähnte, mit welchen Aeußerungen der darmstädtische Minister den bekannten Antrag der zweiten hessischen Kammer bekämpft habe. Er hatte sich erlaubt unter Anderm zu bemerken, daß schon mit Rücksicht auf Preußen er den Antrag zurückweisen müsse, weil Preußen dadurch nur in Verlegenheit gesetzt werde. Herr v. Dalwigk wollte damit sagen, daß Frankreich und Oesterreich das Hinausschieben des norddeutschen Bundes über den Main nicht zulassen würden, und daß die beiderseitigen Gesandten an dem Hofe des Großherzogs sich in diesem Sinne ausgesprochen hätten. Graf Bismarck aber, unbekümmert um diesen Hintergrund der Dalwigk'schen Worte, rügte die Aeußerung des hessischen Ministers als eine unzutreffende, zu der ihm die preußische Regierung mit keinem Worte Anlaß gegeben habe. Nicht für Preußen, weit eher für die übrigen süddeutschen Regierungen werde durch den Vorgang einer einzelnen unter ihnen eine Verlegenheit zu befürchten sein. Von einer Verständigung mit Oesterreich oder den übrigen Südstaaten sagte er diesmal nichts. Aber auch aus dieser Erklärung läßt sich nicht entscheiden, ob Graf Bismarck das Vorgehen einzelner Regierungen des Südens ermuthigen würde, oder ob er den Main erst überschreiten will, wenn ihm der Süden in seiner Gesammtheit entgegen kommt. Man kann die Versicherung, daß er jeden Druck, jedes Drängen vermeiden werde, in dem letzteren Sinne auslegen, und man kann das bereitwillige Entgegenkommen, das er jedem Wunsch und Bedürfnisse des Südens zusagt, auch auf eine einzelne Regierung beziehen. Ohne Zweifel wird Graf Bismarck seine Absichten nicht eher deutlich enthüllen, als bis ihm der Zeitpunkt zum praktischen Handeln gekommen scheint. Zu seinem Muth und seiner Einsicht werden unsere Leser wohl ein starkes Vertrauen haben; nur kann dieses Vertrauen nicht hindern, daß ein jeder von uns sich nach seiner Kenntniß

der Verhältnisse ein Urtheil bilde. Dieses Urtheil haben wir zu begründen gesucht; wir sagen mit dem Abgeordneten v. Rabenau: vorwärts über den Main, auf jeden Ruf, der von dort erschallt! —

Der Geist der Verständigung, der in den Debatten dieses Frühjahrs den Sieg davon trug, beseelt auch den gegenwärtigen Reichstag. Freilich sind die Verhandlungen weniger spannend als damals, wo um die Grundlage des deutschen Staatsbaus gekämpft wurde; das Fundament ist gelegt, man schreitet ruhig und sicher vorwärts, und in den kurzen und oft nüchternen Debatten werden äußerst nützliche Dinge gefördert. Die Berathung des Bundesetats ist fast beendet, das Haus hat hier den Grundsatz befolgt, unfertige Zustände, welche werden und wachsen müssen, nicht unter eine pedantische Controlle zu zwängen, und Graf Bismarck hat in seinen offenen Erklärungen bezeugt, daß dies Wachsen und Werden eine Richtung nimmt, mit welcher die nationale Partei nur einverstanden sein kann. Er hat die im Art. 17 der Reichsverfassung festgestellte Verantwortlichkeit des Bundeskanzlers in voller Strenge angewandt, und daraus geschlossen, daß er alle Zweige der Bundesverwaltung, auch das Militär- und Marinewesen zu vertreten habe. Da diese Aufgabe für Eine Person zu umfassend ist, so wird aus dem Prinzip des verantwortlichen Bundeskanzlers sich das volle Reichsministerium entwickeln, und die preußischen Ressortminister wie den Bundesrath, sofern er einen Antheil an der Verwaltung hat, zurückdrängen. Von sonstigen Vorlagen ist das Salzsteuer- und das Paßgesetz genehmigt, das Kriegsgesetz wird, da es die Einheitsinteressen mächtig fördert und im Uebrigen nur ausspricht, was entweder verfassungsmäßiges Recht oder bewährte Praxis der Armee ist, schwerlich Widerspruch finden; zu Verbesserungen des Entwurfs über die Freizügigkeit wird die Regierung sicher die Hand bieten. So findet sich kaum ein Punkt, wo eine stärkere Reibung eintreten könnte. Auch der Nachlaß von ungefähr 1 Million, der den Kleinstaaten für ihre laut Art. 62 der Bundesverfassung zu leistenden Militärbeiträge gewährt ist, wird ohne Zweifel genehmigt werden, zumal der Nachtheil für die Bundeskasse durch die von den kleinen Kriegsherrn gebrachten politischen Opfer reichlich aufgewogen wird. Die formelle Frage, ob die Militärconventionen dem Reichstag zur Gutheißung vorgelegt werden müssen, ist von der Zustimmung zu dem im Etat vorgelegten Minus an Einnahme jedenfalls trennbar.

Die Thätigkeit des Reichstags beruht auch diesmal auf dem Zusammenwirken der Centren und der Rechten. Zuweilen, wie bei den Twesten'schen Resolutionen, vereitelt das Bündniß der Extreme die Wünsche der Mittelparteien, aber in ernsten Fragen steht selbst die äußerste Rechte zur nationalen Sache. Wer hätte vor ein Paar Jahren geglaubt, daß er die Namen von Blankenburg und Wagner unter einer Adresse lesen würde, welche von der Pflicht des staatlich geeinigten Norddeutschland redet, zur Vollendung des großen nationalen Werkes den Süden heranzuziehen? Und wer hätte gedacht, daß die Redner der „deutschen" Fortschrittspartei eine solche Adresse zurückweisen würden, um die Börse nicht zu stören! — Während die Rechte dem deutschen

Gedanken sich angenähert, hat die Linke sich ihm entfremdet. Politische Freunde, die aus der Ferne zu uns kommen, können ihr Staunen über diese Umwandlung nicht verhehlen. Sie fragen, wo die Gerlach's und Kleist's geblieben seien, wo das „Junkerthum," dem die deutsche Bewegung noch vor Kurzem ein revolutionärer Gräuel war, diese Weite der Anschauung gewonnen habe. Und doch ist die Umwandlung nicht so schwer zu verstehen; denn mehr vielleicht als irgend ein anderer Stand war unser Landadel mit den preußischen Traditionen verwachsen, er hatte ein Herz für den Ruhm seines Staats, die Väter und die Söhne dienten in der Armee. Sobald die Krone, der Staat, die Armee ihre Existenz einsetzten für die Neugestaltung Deutschlands, ging ihm die Erkenntniß auf, daß dieses Ziel doch etwas mehr sei, als das tolle Verlangen unpraktischer Demagogen, daß es die Vollendung der Politik bedeute, die der große Friedrich begonnen. Seitdem hat der Conservative seinen Doctrinarismus fahren lassen, während der Radicale ihn immer hartnäckiger festhält. Was hilft es, daß diese Herren sich für die Reichsverfassung von 1849 oder irgend eine andere Utopie begeistern, — die wirkliche deutsche Einheit, die sich vor ihren Augen aufbaut, suchen sie nach Kräften zu verleumden und zu hindern. Die gute Stadt Berlin mag sich für den Toast bedanken, den der wüthendste Preußenfeind, der Redacteur des schwäbischen Beobachters, ihr kürzlich für ihre Wahlen gebracht hat. Dieser Toast ist die beschämendste Kritik für die Wähler und die Gewählten.

Noch einen Fortschritt in der Vereinfachung des Fractionswesens haben wir zu erwähnen. Zwischen den Freiconservativen und den Altliberalen ist eine engere Verbindung insofern geschlossen, als sich beide Theile hinfort über die Vorlagen in vereinigten Commissionen und Fractionssitzungen verständigen wollen. Sie werden also im Plenum meist als eine Einheit mit dem Gewicht von vierzig Stimmen auftreten. Wir wünschen lebhaft, daß aus dieser Coalition mit der Zeit eine Fusion werde. Zwischen dem linken Centrum und der Rechten ist für mehrere Schattirungen kein Platz. Die Zersplitterung, durch kein Prinzip gerechtfertigt, beeinträchtigt nur die Kraft und die einheitliche Entschließung der Mittelparteien. Es ist in dem heutigen Stadium unserer politischen Aufgaben schon schwer genug, den Unterschied zwischen dem rechten und dem linken Centrum zu fixiren. Worin besteht er? Auch in der national-liberalen Fraction ist kaum noch eine Spur von dem Geist der alten negirenden preußischen Opposition; es herrscht in ihr, getragen von den neugewonnenen Führern, ein positiver und praktischer Sinn; man faßt die Dinge im Ganzen, man ordnet dem Wichtigen das Kleinliche unter, man übersieht über den Unvollkommenheiten unserer Zustände nicht die große Entwickelung, in der wir stehen. Die national-liberale Fraction repräsentirt den bürgerlichen Liberalismus, der aber seine Wünsche der nationalen Aufgabe und der Einsicht in die bestimmten Staatsverhältnisse unterordnet, die Freiconservativen vertreten den Aristokratismus, der aber frei von den Kreuzzeitungstheorien an der politischen Arbeit der Nation theilnehmen will und auch den von dem Bürgerthum geforderten Reformen sich nicht verschließt. Indem der rechte Flügel der Liberalen sich ihnen anschließt, wer-

den sie in festere Beziehung zu den liberalen Ideen kommen, ohne deren Durchführung auch ein conservativer Staatsmann keinen Boden mehr finden kann; und doch wird jener Anschluß sie ihrem toristischen Standpunkt nicht entfremden, weil ihre neuen Verbündeten stets zu den Liberalen gehörten, welche der geschichtlichen Natur und Realität des Staats im weitesten Maße Rechnung trugen. Für unser politisches Leben scheint uns kein Ereigniß glücklicher, als die Entwickelung einer social hochgestellten und mit dem Bürgerthum befreundeten, politischen Aristokratie. — Auch nach links hin würde eine Vereinfachung unseres Fractionswesens sehr zu wünschen sein. Zwar die Polen und Katholiken werden wir noch lange zu tragen haben, aber wozu dient das Mittelglied der „freien Vereinigung" zwischen dem linken Centrum und der Linken? Möchten diese Herren, wenn sich ihr Herz von den Traditionen des Conflicts nicht los machen kann, sich doch lieber auch äußerlich mit der Linken vereinigen. Vielleicht daß die Fraction in den nächsten Sessionen verschwindet, wie aller Wahrscheinlichkeit nach auch „der bundesstaatlich constitutionelle Verein" dann bis zur Unsichtbarkeit zusammenschmelzen wird. Denn er vertritt kein Programm, sondern nur eine Stimmung, die im Verfliegen ist. Welchen verständigen Sinn hat es, daß z. B. die Schleswig-Holsteinischen Abgeordneten ihrem Groll über die gescheiterten particularistischen Wünsche noch heute nachhängen? Sie wissen, daß keine Zukunft das Verlorne wiederbringt; sie können als reife Männer nicht mehr nach staatlicher, sondern nur nach provinzieller Selbständigkeit streben. Für dieses beschränkte und geläuterte Ziel aber finden sie die bereitwilligsten Bundesgenossen, wenn sie der national-liberalen Partei sich anschließen.

Notizen.

Ein Werk, dessen allmähliches Fortschreiten die „Jahrbücher" mit Aufmerksamkeit verfolgt haben, liegt jetzt abgeschlossen vor uns. Wir sprechen von Julian Schmidt's Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod in ihrer neuesten fünften Auflage, deren dritter Band jetzt erschienen ist. Es ist dem Verfasser vergönnt gewesen, nach den weltumwälzenden Ereignissen des vergangenen Jahres die letzte Hand an sein Werk zu legen. Der geschichtliche Stoff, den zu behandeln er unternommen, hat seinen Abschluß gefunden; das kam der Behandlung zu Gute, die vor dem Tage von Königgrätz nimmermehr eine so objective, sichere hätte werden können. Die von dem Verfasser schon früher an den Tag gelegte Absicht, das Kritische mehr und mehr in das Historische zu verwandeln, konnte in voller Reinheit nur erreicht werden, wenn ein gewaltiger Grenzstein die zu schildernde Zeit fortan als eine Epoche der Vergangenheit bezeichnete.

Ueber seine Auffassung der Zeit von 1813 bis 1848 war der Verfasser längst mit sich im Klaren. Die Erscheinungen der Reactionszeit, die Wiederbelebung des Orients, das junge Deutschland, die politische Lyrik im Zeitalter Friedrich Wilhelm's IV. beurtheilt er genau so wie früher. Der Klärungsproceß ist wesentlich der neuesten Zeit zu Gute gekommen, die mit 1848 beginnt. Naturgemäß sondert sich hier der Stoff in zwei Abtheilungen, die durch das Jahr 1855 geschieden werden. Schmidt betitelt die eine nach den „Rittern vom Geiste," die andere nach „Soll und Haben," Bezeichnungen, die nicht allein auf die beiden unter diesem Titel erschienenen Romane Bezug nehmen, sondern darüber hinaus einen symbolischen Sinn haben. Die „Ritter vom Geiste" sind das berufenste Literaturerzeugniß aus dem Anfang der fünfziger Jahre, aber „Ritter vom Geist" ist auch der typische Ausdruck geworden für Leute, die durch Mangel an Klarheit des Verstandes und an sittlicher Energie des Willens für jede schöpferische Thätigkeit unbrauchbar geworden sind. Und solcher Art war der Zustand der deutschen Nation — heute dürfen wir es uns gestehen — nach dem Tage von Olmütz in weit höherem Grade, als wir, die wir die Waffen nie haben rosten lassen, es zu jener Zeit Wort haben wollten. Schmidt sagt: „Ueber ganz Deutschland breitete sich eine unglückselige Verstimmung aus, die alle unmittelbare Thätigkeit aufgab, um in den Träumen eines unbestimmten Etwas zu schwelgen, das der Menschheit einen neuen Tag der Erlösung bereiten sollte. Die Enkel von Karl Moor und Werther hatten den Dilettantismus von der Kunst auf die Politik übertragen: voll von geistreichen Einfällen und unklaren Velleitäten kam es ihnen nur darauf an, ihre Phantasie zu kitzeln. In diesem Spiele bitter gestört, sprachen sie ihren Verdruß in einer Reihe ziemlich widerwärtiger Enthüllungen aus, und glaubten, in der Bildung einen großen Schritt vorwärts gethan zu haben, wenn sie ihre gläubige Vergangenheit höhnten." Als die Symptome der schweren Krankheit der Zeit finden die Schriften von Gutzkow, Meißner, Gisecke eine um Nichts günstigere, aber um Vieles ruhigere Beurtheilung als früher. Und auch das dürfen wir heute als eine völlig erklärte Erscheinung betrachten, daß in demselben Augenblicke, wo sich das Laster des Radikalismus erbricht, die Tugend sich zu Tische setzt, und mit gutem Appetit „Amaranth" und „Eritis sicut Deus" verspeist.

Freytag's „Soll und Haben" war das erste Dichterwerk, das nach dieser trüben Zeit von anständigen Lesern mit reinem Behagen aufgenommen werden konnte; zum ersten Male vertiefte sich wieder ein Dichter mit wahrer Liebe in die Schilderung wirklichen, gesunden Lebens. Auf dieser Thatsache, nicht auf seinem begrenzten poetischen Werth beruht das Aufsehen, welches das Werk gemacht hat, das Verdienst, welches ihm zugeschrieben werden muß. Aber auch der Titel dieses Werkes ist symbolisch für seine Zeit: die deutsche Nation begann, „das Soll und Haben ihres geistigen Besitzes" festzustellen. Der Zeitraum von 1855 bis 1866 ist eine Epoche der Reconvalescenz, in welcher die Verzweiflung, das Sichselbstverlorensein der vorangegangenen Periode allmählich überwunden wurde. Und hier kam man zuerst zu der Einsicht, daß die Poesie fortan nicht

mehr das Gebiet sein könne, auf welchem das geistige Leben Deutschlands seine schönsten Blüthen treiben kann. Den erfundenen Schilderungen eines idealen Lebens müssen sich gleichberechtigt die treuen Schilderungen des wirklichen historischen Lebens zur Seite stellen. Man vergleiche, was in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts an Theaterkritiken gelesen worden ist, mit dem, was an historischen Werken wirklich Eingang in das Volk gefunden hat: welch' unmäßige Menge Sekt und was für eine geringe Portion Brod. Hier mußte Abhülfe geschafft werden und sie ist geschafft worden. 1848 stand Deutschland hinter England und Frankreich weit zurück an guten, „jedem Gebildeten" zugänglichen historischen Arbeiten; zehn Jahre später übertraf es sie. Schlag auf Schlag folgten sich die trefflichen Arbeiten von Mommsen, Burkhardt, Droysen, Duncker, Häusser, Sybel, Giesebrecht. Das Publikum brachte ihnen ein Interesse entgegen, welches sich mit dem für G. Keller's, Ludwig's, Reuter's Romane wenigstens messen konnte. Wie billig wendet der Verfasser diesem Zweige der Literatur vorzugsweise seine Aufmerksamkeit zu und liefert namentlich von Mommsen's Römischer Geschichte und Gneist's Englischem Staatsrecht meisterhafte Analysen.

Die ausführlichen Abschnitte, die in den früheren Auflagen den Gutzkow und Hebbel gewidmet waren, sind sehr verkürzt; man empfindet, daß der Verfasser diesen Erscheinungen früher als Kämpfer gegenüberstand, heute als Sieger.

In fünf starken Bänden liegt jetzt die Arbeit abgeschlossen vor, denn die Geschichte des geistigen Lebens von 1681 bis 1781 und die Literaturgeschichte bilden ein zusammenhängendes Werk. Es ist eine nach streng historischer Methode gearbeitete Darstellung der Entwickelung des literarischen Lebens. Für den Zeitraum bis 1750 hat sich der Verfasser seinen Weg zum Theil durch noch ungebahnte Gegenden suchen müssen; hier wird noch Manches zu ergänzen, zu berichtigen sein. In den späteren Zeiträumen wächst er nicht allein in der stofflichen, sondern auch in der künstlerischen Beherrschung seines Gegenstandes. Der an den früheren Bänden von uns gerügte Mangel an Ruhepunkten, an zusammenfassenden Betrachtungen ist gehoben und wir können den neuesten zugleich als den gelungensten Theil seines Werkes bezeichnen.

Suchen wir uns nun klar zu machen, worin die „historische Methode" besteht, die Schmidt als das Postulat bezeichnet, welches an den Literarhistoriker zu stellen ist, so werden wir auf zwei Punkte geführt. Zunächst muß der Reichthum der geschichtlichen Erscheinungen soweit als möglich nach dem Causalzusammenhang geordnet werden. Wie bei jedem historischen Ereigniß kommen auch bei einem Literaturprodukt zwei verschiedene Subjekte in Betracht, der Urheber, und die Menge, auf welche es wirken soll. Man kann Luther mit Huß und Savonarola nicht vergleichen, ohne sich das Volk zu vergegenwärtigen, in dem diese drei Männer lebten. Wenn ein Aesthetiker uns sagt, daß Müllner's „Schuld" oder Clauren's „Mimili" erbärmlicher Schund seien, so ist das gewiß ein völlig richtiges Urtheil, aber Angesichts der Thatsache, daß beide Schriften vorübergehend als Meisterwerke betrachtet wurden, ist es nicht erschöpfend.

Schmidt hat es nun durchgängig verstanden, den historischen Hintergrund, auf welchem jedes einzelne Werk sich erhebt, mit wenigen Strichen sicher und scharf zu zeichnen. Die eindringende Kenntniß, die er von dem Inhalt der ausgedehnten Literatur an Briefwechseln, Tagebüchern, Memoiren besitzt, befähigt ihn, in jedem Augenblicke, wo es nöthig wird, jedes Ereigniß mit den relevanten gleichzeitigen Ereignissen in Verbindung zu bringen, den Aufriß, den er giebt, durch Zeichnungen des Durchschnitts zu ergänzen. Seine Belesenheit in der kritischen Literatur setzt ihn in den Stand, nicht allein zu zeichnen, aus welcher Atmosphäre ein Werk hervorging, sondern auch, wie es zurückgewirkt hat.

Allein die Geschichte kann nicht, wie es jede dogmatische Wissenschaft soll, den ganzen Reichthum der Erscheinungen auf das Gesetz vom zureichenden Grunde zurückführen. In der Geschichte bleibt stets ein Moment zurück, welches sich nicht auf Syllogismen und Lehrsätze zurückführen läßt, die individuelle Eigenthümlichkeit, die Bedeutung der Persönlichkeit. Hier hilft nicht der zergliedernde und wieder zusammenstellende Scharfsinn, hier ist eine andere geistige Fähigkeit nöthig, die wir Congenialität nennen. In wie hohem Grade Schmidt dieselbe besitzt, geht am besten daraus hervor, daß er zwei in ihrem ganzen Wesen so grundverschiedenen Naturen, wie Heinrich von Kleist und Fritz Reuter, in gleicher Weise gerecht geworden ist.

Wir wissen sehr wohl, daß die Skizze, die wir gegeben haben, den hergebrachten Ansichten, welche das Publikum von Julian Schmidt's Literaturgeschichte hegt, durchaus widerstrebt. Um den Widerspruch zu heben, verweisen wir zunächst darauf, daß der Verfasser in dieser Auflage, die er selbst ein neues Werk nennt, seine Methode geändert hat. Allein dies erklärt nur einen kleinen Theil. Unbewußt und absichtlich hat man daran gearbeitet, von den früheren Auflagen falsche Begriffe zu verbreiten. Mit einer der Physik entlehnten Wendung dürfen wir sagen, daß die Zahl derer, die über ein Buch sprechen, im Quadrat derer wächst, die es wirklich lesen. So erklärt es sich, daß nicht selten über die gelesensten Bücher die irrigsten Ansichten im Schwange sind. Schmidt's Buch ist aber mit wissentlich unrichtigen Vorwürfen überhäuft worden. Unwahr ist es, daß Schmidt sich einer ganzen Literaturepoche feindlich entgegengestellt habe; er hat vielmehr stets mit großer Energie wirklich vielversprechende Erscheinungen, wie Ludwig und Reuter, gefördert. Unwahr ist es, daß er eine dürr verstandesmäßige Kritik geübt; Heinrich von Kleist würde vor einem Gottsched oder Nicolai keine Gnade gefunden haben. Die historische Art der Betrachtung ist das directe Gegentheil der rein verstandesmäßigen Aufklärung, und wenn von einer gewissen Seite die Kunst des „Anempfindens" als das erste Requisit des Kritikers gepriesen wird, so erwidern wir, daß das historische Verstehen, um uns einmal Hegelisch auszudrücken, die Wahrheit des Anempfindens ist.

Ein Bild des Ringens und Strebens der deutschen Nation, zu Freiheit und Ehre zu gelangen, eine Ergänzung der Geschichte ihrer politischen Kämpfe,

mit denen die geistige Bewegung auf das engste durchwachsen ist, — das bietet uns das Buch, und es wird in weiten Kreisen Verständniß finden.

Das Verfassungsrecht des norddeutschen Bundes hat seine erste streng-wissenschaftliche und gediegene Bearbeitung erhalten in der Einleitung in das deutsche Staatsrecht mit besonderer Berücksichtigung der Krisis des Jahres 1866 und der Gründung des norddeutschen Bundes von H. Schulze, Professor des Staatsrechts an der Universität zu Breslau, neue Ausgabe, 1867. Es ist diese systematische Darstellung um so erwünschter, als das neue deutsche Staatsrecht bis jetzt nur in einer ziemlich dürftigen Literatur vertreten ist. Die erste Ausgabe dieses Werkes war im Jahre 1865 erschienen und in derselben schloß die Uebersicht über die Entwickelung der deutschen Bundesverhältnisse mit dem gescheiterten österreichischen Reformproject von 1863. Da war es denn ein glücklicher Gedanke, in einer neuen Ausgabe den Faden der Darstellung da wieder aufzunehmen, wo er im Jahre 1863 liegen geblieben war. In der gegenwärtigen Ausgabe sind zwei umfangreiche Abschnitte, die deutsche Krisis des Jahres 1866 und die Gründung des norddeutschen Bundes, neu hinzugekommen, und in einem Anhang ist die Verfassung des norddeutschen Bundes in der Weise abgedruckt, daß die schließlich erfolgten Abänderungen des ursprünglichen Entwurfs im Druck kenntlich gemacht sind. Die Darstellung der Krisis des Jahres 1866 beginnt mit dem schleswig-holsteinischen Conflict von 1863. Die ganze Darstellung hat den Vorzug diplomatischer Genauigkeit, eine Masse urkundlichen Materials, welches in der politischen Tagespresse zerstreut ist, findet sich hier an der rechten Stelle benutzt und verarbeitet. Dabei bekennt sich der Verf. als einen treuen Anhänger der Mission Preußens für Deutschlands Zukunft und insofern hat er seinen persönlichen Standpunkt nicht ganz in den Hintergrund zu drängen vermocht. Von einer solchen Darstellung wird man vor Allem auch eine exacte Definition des neuen Bundesstaates erwarten, obgleich juristische Definitionen bekanntlich gefährlich sein sollen. Daß die hergebrachten Begriffe auf den norddeutschen Bund nicht immer passen, wird allseitig zugegeben und auch der Verf. erklärt die theoretischen Schulbegriffe von Bundesstaat und Staatenbund nicht ohne Weiteres für anwendbar. Wer aber Sinn für die Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben und für die vorurtheilsfreie Erfassung der realen Gestaltungen der politischen Bewegung hat, wird willig die Definition des norddeutschen Bundes unterschreiben (S. 432): „Der norddeutsche Bund ist ein Bundesstaat, wo der wesentlichste Theil der Bundesgewalt mit der Staatsgewalt des mächtigsten Einzelstaats organisch verbunden ist." Diese organische Verbindung ist das unterscheidende Kennzeichen des neuen Staates, und dieser vorherrschenden Eigenthümlichkeit gegenüber erscheinen die wenigen Reminiscenzen aus dem alten Staatenbunde als völlig bedeutungslos.

Wir empfehlen unsern Lesern noch ein kleines kartographisches Werk — Atlas zur Geschichte des preußischen Staates in 10 Blatt von E. Leeder, — das sich vor allen anderen gleichen Inhalts durch Klarheit, Uebersichtlichkeit und Sauberkeit auszeichnet. Während alles Nöthige darauf enthalten ist, ist sorgfältig der Ueberfluß von Namen ꝛc. gemieden, wodurch Karten so häufig das Studium erschweren. Zum Schulgebrauch bestimmt, wird es doch auch erwachsenen und durchgebildeten Lesern ein dankenswerthes Hülfsmittel sein, um sich rasch in den verflossenen Perioden der preußischen Geschichte zu orientiren. Mit Recht ist die ganze brandenburgische Geschichte vor dem großen Kurfürsten kurz gefaßt und auf einem Blatte, welches drei Karten umfaßt, absolvirt. Die anderen neun sind der großen Entwickelung Brandenburg-Preußens gewidmet. Zuerst der Staat des großen Kurfürsten, mit den besonders bezeichneten Ländern, auf welche Erb- oder andere Ansprüche vorlagen, und einem Karton, die afrikanischen Ansiedlungen darstellend. Dann Blatt 3 der Staat Friedrich's des Großen, auf dem Karton die Schlachtfelder preußischer Truppen (unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I.) in Ungarn und den Niederlanden. Blatt 4 der preußische Staat unter Friedrich Wilhelm II.; 5 unter Friedrich Wilhelm III. nach dem Reichsdeputationshauptschlusse vom 25. Februar 1803; 6 der preußische Staat im Jahre 1806 vor der Katastrophe von Jena; 7 nach dem Tilsiter Frieden; 8 die Wiederherstellung nach dem Wiener Congreß, mit verschiedener Farbenbezeichnung des Wiedergewonnenen oder Neuerworbenen; 9 die Provinzialeintheilung von 1815 bis unter Wilhelm I. mit besonderer Hervorhebung des im vorigen Jahre neuerworbenen Gebietes; endlich 10 eine Karte, welche die Orte zur preußischen Geschichte in den Niederlanden, Belgien und Frankreich enthält. Wir hätten hier, wo es sich um die Kriegsgeschichte handelt, die so wichtigen Heerstraßen mit aufgenommen gewünscht, vorausgesetzt, daß dies das Blatt nicht zu sehr vertheuert hätte. — Im Ganzen aber wünschen wir der trefflichen Arbeit die wohlverdiente weiteste Verbreitung.

Weniger aus wissenschaftlichem, als aus praktischem Interesse notiren wir hier zwei Versuche, die Geschichte der letzten 50 Jahre in einem kurzen, den Umfang eines mäßigen Bandes nicht überschreitenden Abriß darzustellen. Der eine ist die: Neueste Geschichte von den Wiener Verträgen bis zum Frieden von Paris, 1815—1856, von Friedrich Lorentz, bis kurz vor seinem Tode Professor der Geschichte und Pädagog in Petersburg; der andere die: Geschichte der neuesten Zeit, 1816—1866, mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands, von Wilhelm Müller, Professor in Tübingen. Es geht selbstverständlich nicht an, Compendien dieser Art nach dem Maßstabe der Wissenschaft zu messen. Zwar die Quellen zu der neueren Geschichte fließen, wenigstens bis in die dreißiger und vierziger Jahre, reichlich genug, und selbst jüngere Ereignisse, wie z. B. der Krimmkrieg und der italienische Krieg, liegen uns in

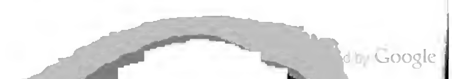
ihren Ursachen und in ihrem Verlauf so offen vor, daß spätere Forschungen schwerlich noch wesentliche Züge hinzufügen werden. Aber es übersteigt natürlich die Kraft eines Einzelnen, die ungeheure Masse der modernen Bewegungen aus den Quellen zu bewältigen, und es ist völlig unmöglich, den so bewältigten Stoff in den Raum eines Handbuches zu pressen. So sind denn solche Bücher darauf angewiesen, ihre universal-historischen Skizzen nach Anleitung bewährter Darstellungen der Specialgeschichten zu schreiben und überhaupt nur das äußere Gerüst des Geschehenen, die Spitzen der Ereignisse hinzustellen. Aber auch in der Begrenzung auf diese bescheidene Aufgabe dienen sie einem wichtigen praktischen Zweck, seitdem die Politik nicht mehr der ausschließliche Beruf der Cabinete ist, sondern die Nationen an ihr durch ihre Vertretungen, durch die Presse und öffentliche Meinung handelnd oder mindestens kritisirend theilnehmen. Die Politik ist die werdende Geschichte, und die Urtheile der vielen tausend Zeitungsleser, an denen dieses Werden in der Form täglicher, abgerissener und hundert Dinge zugleich flüchtig berührender Berichte und Gerüchte vorübergeht, können nur dadurch etwas mehr Zusammenhang und Solidität gewinnen, daß ihnen die Fäden rückwärts klar gelegt werden, aus denen die Ereignisse der Gegenwart zusammengeschlungen sind. Freilich die schematische, skizzenhafte Schilderung, auf welche solche Uebersichten sich beschränken müssen, ist nicht im Stande ein Bild der eigentlichen Wirklichkeit, eine volle und lebendige Anschauung des Geschehens zu geben. Die Erzählung z. B. von den wechselnden Regierungen in Frankreich, von den äußeren Ursachen ihres Falls und den revolutionären Eruptionen hilft zur Bildung des Lesers noch nicht viel, wenn der Raum nicht gestattet tiefer zu greifen, und die Formen der Verwaltung, ihre geschichtliche Entstehung, das Verhältniß der Glieder des Staatsorganismus zu seinem Centrum, die wirthschaftlichen, sittlichen und religiösen Bildungszustände des Volks zur Anschauung zu bringen. Aber wenn das Größere nicht erreichbar ist, so muß man sich auch mit dem Geringeren begnügen. Der Kopf, welcher wenigstens den äußerlichen Gang unserer modernen, insbesondere der vaterländischen Geschichte in fester Erinnerung hat, wird immer schon selbständiger, umsichtiger denken und nicht widerstandslos der Parteiströmung unterliegen. Die dürftigste Uebersicht z. B. unserer Einheitsbestrebungen seit 1815 wird darüber belehren können, wie langsam die nationalen Wünsche sich zu einer klaren Idee gestalteten, und wie viele gescheiterte Entwürfe der Realisirung der Idee voraufgehen mußten. Diese Belehrung muß zur Folge haben, daß der Leser gegenüber den nationalen Errungenschaften der Gegenwart richtiger seine Stellung nimmt, daß er einen praktischeren Sinn gewinnt und nicht in blindem Idealismus die Parteien verstärkt, welche dem praktisch Möglichen entgegen arbeiten.

Aus diesen Gesichtspunkten gehen wir mit möglichster Billigkeit an die Beurtheilung solcher Versuche der Geschichtsschreibung, zufrieden, wenn sie nur geeignet sind, einem weiteren Leserkreis zu dienen und einige reelle Kenntnisse zu verbreiten. Das Buch von Fr. Lorentz ist im Ganzen in unbefangener,

sachlicher Weise geschrieben; die im Durchschnitt etwas farblose Darstellung ist in einzelnen Parteien durch individuelle, charakteristische Züge belebt; man hat das Gefühl, daß der Verfasser gründliche Studien gemacht hat und daß er noch mehr weiß, als er in den Grenzen seines Werks zu sagen Raum findet. Die kühle Objectivität, mit welcher er sich den Freiheitsbestrebungen gegenüberstellt, schadet nichts, denn sie schärft unser Auge, auch die Kehrseite der liberalen Bewegung zu sehen, und unser Historiker ist keineswegs ein Freund des Stillstandes und der Unterdrückung. In einigen Beziehungen freilich schlägt jene kühle Betrachtung zu Urtheilen um, die man sich nur aus dem Umstand erklären kann, daß der Verfasser die deutschen Verhältnisse seit den vierziger Jahren von der Fremde aus nicht mehr mit durchlebt hat. Er konnte sich sonst bei der Schilderung des vereinigten Landtags unmöglich gegen den Standpunkt der liberalen Opposition aussprechen; er konnte unmöglich übersehen, daß gerade das Nichteingehen auf die Forderungen der Opposition, die Unfertigkeit der vom Könige zaghaft und verspätet begründeten Institutionen die Ursache war, daß dieser hoffnungsreiche Anfang einer constitutionellen Entwickelung von der Revolution hinweggefegt wurde, und daß wir auf breitester demokratischer Basis von vorn wieder anfangen mußten. Besonders subjectiv gefärbt sind Lorentz' Urtheile über religiöse Dinge. Die Nothwendigkeit, zwischen Bildung und Volksglauben zu vermitteln, scheint er gar nicht zu begreifen; er verurtheilt ebenso sehr den Rationalismus in der protestantischen, wie die national-gesinnte Richtung eines Wessenberg in der katholischen Kirche. Dieser etwas starke Beisatz kirchlicher Orthodoxie bestimmt auch sein Urtheil über Friedrich Wilhelm IV. und verleitet ihn, die Nachgiebigkeit des Königs zu Warschau und Olmütz als eine That christlicher Selbstüberwindung zu preisen. Er meint, wenn Preußen und Oesterreich 1850 zum Conflict gekommen wären, so würde ein eben so schrecklicher Krieg, wie früher der dreißigjährige, daraus hervorgegangen sein. Er weiß also nicht, daß Oesterreich damals nur über eine Feldarmee von 120,000 Mann verfügte, und es fehlen ihm die Erfahrungen aus dem Jahre 1866, um die Leistungsfähigkeit Oesterreichs wie die seiner süddeutschen Verbündeten zu messen. Die Kämpfe um die deutsche Hegemonie lassen sich eben erst von dem Höhepunkt des vorigen Jahres rückwärts übersehen; vor diesem Jahr fehlt es an einer ernstlichen Probe der gegenseitigen Kräfte. — Am wenigsten zuverlässig ist das Lorentz'sche Buch da, wo die russische Politik in's Spiel kommt. Es ist kaum begreiflich, wie ein sonst unbefangener Mann Angesichts der bekannten Unterredungen, welche Kaiser Nicolaus zu Anfang 1853 mit dem englischen Gesandten Lord Seymour hatte, zu dem Ausspruch kommen kann, daß eigentlich nur der alte Groll Lord Palmerston's gegen Rußland an dem Ausbruch des Kriegs schuld gewesen sei, daß die Eroberungsgelüste dem Czaren nur untergeschoben seien und er der Plan einer Theilung der Türkei überhaupt nicht gehabt habe. —

Die Arbeit von Wilhelm Müller trägt einen viel bestimmteren Parteicharakter. Sie ist mit Frische und Lebendigkeit geschrieben, nur wünschten wir,

daß der Verfasser seinen Zweck, das Buch zu einer unterhaltenden Lectüre zu machen, mit etwas weniger Burschikosität der Sprache und etwas größerer Fernhaltung von der Zeitungsphrase erstrebt hätte. Wenn man die Anfänge unserer deutschen Bewegung sofort so formulirt: „was man nach dem Urtheil der bescheidensten (!) Patrioten erwartete, war kurz — ein einheitliches Vaterland, stark nach Außen und frei im Innern. Kleine Parlamente in den einzelnen Staaten, ein gemeinsames deutsches Parlament in Frankfurt, die Hegemonie derjenigen der beiden Großmächte, die für die Freiheit am meisten Opfer zu bringen im Stande sei u. s. w.," so erregt man den Irrthum, als ob die nationalen Meinungen von 1816 ungefähr den süddeutschen Stimmungen von 1860 gleich gewesen seien; und wenn man nun außerdem gar nichts dazu thut, die allmähliche Reife, den Fortschritt der Meinungen wie der reellen Verhältnisse zur Einheit hin darzustellen, so bestärkt man die unhistorische Auffassung, welche nicht sieht daß die Hemmungen in unserer deutschen Natur und Geschichte lagen, sondern Stillstand und Mißlingen sich durch die Schlagwörter: Reaction u. s. w. erklärt. Die äußere Gruppirung des Stoffs besonders für die Zeit von 1848 ab ist wenig glücklich. Der Verfasser zerreißt hier die Dinge, die zusammen gehören, indem er z. B. die Bewegungen in Wien, Prag, Ungarn, oder die Ereignisse in Berlin und Frankfurt durch einen längeren Zeitraum hindurch jedesmal für sich verfolgt, während sie unter einander in inniger Wechselwirkung stehen. Es ist geradezu verwirrend, erst die schleswig-holsteinischen Verhältnisse bis zur Auslieferung der Herzogthümer an Dänemark und zum Londoner Protokoll zu lesen und dann später von dem Dreikönigsbündniß, der Union, dem kurhessischen Conflict und Olmütz zu hören, wo Preußen zu jener Auslieferung eben gezwungen wurde. Wenig befriedigend war für uns auch der Ton, in welchem die Ereignisse der letzten Jahre erzählt sind. Wenn man die großen nationalen Ergebnisse des böhmischen Feldzugs mit so viel Unbefangenheit würdigt, wie dies der Verfasser thut, so muß man auch einen Schritt weitergehen, und die Vorbereitung dieser Ergebnisse, insbesondere die preußische Politik in Schleswig-Holstein, als begründet in den Bedürfnissen und Nothwendigkeiten des preußischen Staats und nicht als junkerliche Willkür darstellen.



Deutsche Münzreform.

Der kurze Satz im Art. 4 der norddeutschen Bundesverfassung, welcher neben Maß und Gewicht auch das Münzwesen der Aufsicht und Gesetzgebung des Bundes unterordnet, hat eine außerordentliche Tragweite. Er befreit unser Münzwesen von den Fesseln, in denen der Wiener Vertrag vom 24. Januar 1857 es bis zum Schlusse des Jahres 1878, also noch volle elf Jahre, gefangen zu halten drohte. Er enthebt es überhaupt der Nothwendigkeit, auf dem schwerfälligen Wege der Verträge zwischen gleichberechtigten Staaten fortzuschreiten, und macht es der Vortheile steter unbehinderter Beweglichkeit vermöge einer nach Mehrheiten entscheidenden gesetzgebenden Gewalt theilhaftig. Allerdings erstreckt sich die Zuständigkeit von Bundesrath und Reichstag weder auf Oesterreich noch bis jetzt auf die süddeutschen Staaten. Aber die letzteren sind durch ihre Isolirung fast noch mehr, als wenn sie schon mit uns in Verfassungsgemeinschaft eingetreten wären, von den reformatorischen Impulsen des Nordens abhängig; und was Oesterreich betrifft, so hat es so wenig das Recht wie den Wunsch oder das Interesse, uns an die Vorschriften eines Münzvertrages zu binden, dessen Währung seinen Intentionen zuwider festgestellt worden war und dessen Bestimmungen wegen Herstellung der Valuta binnen einer gegebenen Frist es nicht hatte nachkommen können.

Der Wiener Vertrag von 1857 führte Deutschland auf dem Wege zur Münzeinheit, den es mit dem Dresdener Vertrage von 1838 zuerst unsicheren Schrittes betreten hatte, nur eine kurze Strecke weiter. Es war Oesterreich nicht gelungen, den allgemeinen Uebergang zur Goldwährung durchzusetzen. Preußen und die Mehrzahl der kleineren Staaten hielten an der Silberwährung fest, und Oesterreich, dessen Münzpolitik sich natürlich den auf Beherrschung Deutschlands gerichteten hegemonischen Ideen anzubequemen hatte, gab nach, indem es seinen Gulden durch Herabsetzung des Feingehalts in ein einfacheres Verhältniß zu dem norddeutschen Thaler und dem süddeutschen Gulden brachte. Diese Gleichung 4 Thaler = 6 österreichische Gulden = 7 deutsche Gulden war der wesentliche Gewinn des Vertrages von 1857. Die Abschaffung der Kölnischen Mark, der Jahrhunderte alten deutschen Münzgewichtseinheit, und

ihre Ersetzung durch das Zollpfund = ½ Kilogramm schloß nur eine theoretische Annäherung an das zur Weltherrschaft bestimmte französische Maß- und Gewichts-System in sich; und eine geradezu verunglückte Schöpfung war das Goldstück, mit welchem man dem Hunger des größeren Verkehrs nach Goldmünzen genugzuthun glaubte. Die Krone besitzt ohne Zweifel große Annehmlichkeiten für die Münztechniker, welche auf der Conferenz in Wien das große Wort führten, da funfzig Kronen auf ein Zollpfund gehen. Aber der Verkehr hat sie nicht acceptirt, da sie zu dem umlaufenden Silbergelde im unbequemsten Verhältniß steht: sie ist für den größten Theil von Deutschland ein Schaustück geblieben, eine Medaille, die man kaum anders als vom Hörensagen kennt. Nur für das Bremer Geldwesen hat sie auch eine praktische Bedeutung erlangt, — selbstverständlich wider die Absicht ihrer Väter, denn die Hansestädte waren in Wien ja nicht einmal vertreten. Kaum hatten einige Staaten begonnen Kronen zu prägen, als man sie in Bremen zu dem Satze von 8⁴⁄₁₀ Thalern Gold für ein gesetzliches Zahlungsmittel erklärte, und nun die Bremer Bank sie an sich zog als die willkommenste Baardeckung für ihre auf so und so viel Thaler Gold lautenden Noten. Ohne diesen unerwarteten Succurs hätte Bremen vielleicht längst zum norddeutschen Silberthalerfuß übergehen müssen, denn wenn der Staat sich auch entschlossen hätte Pistolen auszumünzen, so wären dieselben bei dem Fortbestande der Pistolen-Rechnung für gewisse Geschäfte (z. B. den Pferdehandel) in der ganzen Umgegend wahrscheinlich rasch abgeflossen und nicht zu halten gewesen. Die Kronen haben es Bremen also möglich gemacht, auf den dereinstigen Uebergang ganz Deutschlands zur Goldwährung so viel länger in Ruhe zu warten. Eine weitere thatsächliche Bedeutung haben sie nicht erlangt.

Indessen fehlte nicht viel, so hätten wir im vorigen Sommer, wo so vieles Unerwartete geschah, auch die Kronen plötzlich in allgemeinen Umlauf und Gebrauch kommen sehen. Als über der langdauernden, sich stetig steigernden Vertrauensstörung und Geschäftsstockung vor dem Kriege der Preußischen Bank das Silber immer knapper wurde, soll man drauf und dran gewesen sein zur Tarifirung der Kronen überzugehen. Damit würde dem allgemeinen Mißtrauen gegen papierne Zahlungsversprechen ein Werthzeichen von Metall geboten worden sein, das es vielleicht seines geringeren Volumens halber den Silbermünzen noch vorgezogen hätte. Das nöthige Gold aber, um Kronen schlagen zu lassen, ließ sich aus den Banken von England und von Frankreich beziehen, während ähnlich reichhaltige Silberschatzkammern fehlen. Der Preußischen Bank hat sich demnach im Jahre 1866 eine Erfahrung wiederholt, welche der Bremer Handelsstand zu seinem großen Segen schon während der Handelskrisis von

1857 gemacht hatte: daß es gut ist, sich vermöge der geltenden Währung an den enormen Gold-Reserven der Bank von England und der Bank von Frankreich, oder gemeingiltiger gesagt, an dem Umlaufsmittel-Fonds der reichen westlichen Nachbarländer einen Rückhalt zu verschaffen. Es scheint diese zunächst noch ideell gebliebene Erfahrung gewesen zu sein, was den Glauben an die Fortdauer der Silberwährung und ihre Vorzüge vor der Goldwährung in den preußischen Regierungskreisen zuerst nachhaltig erschüttert hat. Seitdem beginnen die dorther ertönenden Stimmen sich grundsätzlich für die Goldwährung auszusprechen und die officiösen Organe sogar ein wenig für den Uebergang zu dieser zu agitiren.

Diese Umstimmung trifft recht glücklich mit einer anderen zusammen, welche sich in dem Beschlusse des Volkswirthschaftlichen Congresses vom 28. August zu Gunsten der Goldwährung kundgegeben hat. Die Träger dieser einflußreichen Wanderversammlung waren freilich über die Vorzüge der Goldwährung unter sich schon länger einig. Aber es war ihnen bisher noch nicht an der Zeit erschienen, von dieser ihrer theoretischen Ueberzeugung praktischen, in die thatsächliche Entwickelung eingreifenden Gebrauch zu machen. Sie hatten sich auf ihrer Versammlung zu Stuttgart im Jahre 1861 für die Aufnahme des Zwanzigfrankenstücks in Deutschland erklärt, jedoch ohne damit Gold als Währung zu empfehlen, und sich im Uebrigen einer Idee angeschlossen, welche auf dem kurz vorher in Heidelberg abgehaltenen ersten deutschen Handelstage proclamirt worden war, nämlich den Drittelthaler unter dem Namen Mark zur allgemeinen deutschen Münzeinheit zu erheben. Diese Einigungsformel kam durch den namhaftesten ihrer Vertreter, Dr. Soetbeer aus Hamburg, auf dem diesjährigen dort tagenden Volkswirthschaftlichen Congreß ebenfalls wieder in Anregung, wiewohl jetzt nur noch als eine Vorbereitungs- und Uebergangsstufe zu der später anzunehmenden Goldwährung. Indessen ergab die Verhandlung bald, daß die versammelten deutschen Volkswirthe die Nothwendigkeit von Uebergangsstufen nicht länger anerkannten. Der kundige Antragsteller selbst gab zu, daß man unter den gegenwärtigen Umständen den Süddeutschen kaum mehr zumuthen könne, in der einen oder anderen Form zum Thalerfuße überzugehen, und mit seiner eigenen rückhaltlosen Zustimmung wurde ohne allen Widerspruch beschlossen, den Uebergang Deutschlands zur Goldwährung ohne Umschweif zu fordern.

In der That ist seit 1857 viel geschehen, die damals noch triumphirende Sache der Silberwährung zu verschlimmern und ihren Vertheidigern die zuversichtliche Sprache abzugewöhnen. Vor Allem ist die prophezeite zunehmende Entwerthung des Goldes gegen Silber nicht entfernt in dem angekündigten Maße und überhaupt nicht in einem die Währungsfrage

afficirenden Maße eingetreten. Der anfängliche Stoß, den der Werth des Goldes durch die so bald nach einander eintretenden Entdeckungen in Californien und Australien und die ihnen folgende außerordentliche Zufuhr von Gold erlitt, erwies sich bald als ganz vorübergehend. Seine Stärke war bedeutend unterstützt worden durch eine Münzmaßregel, die geraume Zeit vor jenen Entdeckungen beschlossen war und angefangen hatte zur Ausführung zu kommen: den Uebergang der Niederlande von der Doppelwährung zur reinen Silberwährung, vermöge dessen im Sommer 1850 nahe an 50 Millionen Gulden Gold auf den Markt geworfen und der Silberpreis um mehr als 2 % hinaufgetrieben wurde, was die californisch-australischen Zufuhren nie vermocht haben. Von dem Golde, das Californien seit 1849 ausströmte, fing das Meiste schon die Münze der Vereinigten Staaten auf und verwandelte es wenigstens zeitweilig in dort umlaufende Goldstücke. Für die große Masse dessen aber, was Europa wirklich erreichte, fand sich ein Unterkommen, an welches im Voraus Niemand gedacht hatte. Durch ein unscheinbares kleines Loch in dem französischen Münzgesetz von 1803 drückte sie auf Frankreich und trieb dieses Hals über Kopf thatsächlich in die Goldwährung hinein. In jenem Gesetz war nämlich die Doppelwährung gegeben mit dem festen Verhältniß des Goldes zum Silber wie 1 zu $15^1/_2$. So lange nun der Marktwerth des Goldes höher war — und er betrug im Durchschnitt der Jahre 1831—50 mehr als $15^3/_4$ —, wurden selbstverständlich nur Silbermünzen geprägt, weil deren Rohstoff so viel billiger anzuschaffen war. Als aber der Einfluß der neuen Goldfelder in Verbindung mit jener niederländischen Staatsmaßregel den Goldpreis unter jenes gesetzliche Niveau drückte — was schon 1851 geschah, wo er durchschnittlich 15,46 betrug, und dann wieder von 1853 an bis 1861, wo er zwischen den Durchschnitten von 15,21 und 15,50 schwankte — da wurde es sofort vortheilhaft, seine Schulden in Gold statt in Silber zu bezahlen, Privatleute drängten sich mit Goldbarren zur Münze, die Bank von Frankreich löste ihre Noten durch Napoleonsdor ein, und diese letzteren verdrängten die silbernen Fünffrankenstücke aus dem Verkehr. Ein Land von dieser Größe aber, dessen Bewohner obendrein eine gewisse besondere Schwäche für Baargeld zu besitzen scheinen, bedarf schon einer recht ansehnlichen Münzmenge, und so ist es nicht wunderbar zu sehen, daß Frankreich von den Goldsendungen Californiens und Australiens nach Europa das Meiste verschluckt hat.

Wo blieb aber das Silber, dessen sich der französische Münzverkehr auf diese Weise entledigte? Es schlug die alte Straße ein, welche Silber und Gold verfolgt haben, soweit das Gedächtniß der Menschheit in die Vergangenheit zurückreicht. Die Edelmetalle sind von jeher vorzugsweise

im Westen gefunden worden und ostwärts gewandert. Die Völker des südöstlichen Asien gaben den Hauptanstoß zur Cultur des westlichen Europa durch ihr Verlangen nach den harten und glänzenden Stoffen, welche dort zu finden waren, während sie ihnen inmitten der üppigsten Fülle anderer Naturgaben fehlten; dieser Vorgang wiederholte sich mit Amerika, als dort die Silberminen von Peru und Mexico entdeckt waren; und zum dritten Male sind wir selber Zeitgenossen einer solchen Bewegung gewesen, welche kaukasische Cultur nach Westen, Ströme von Edelmetallen nach Osten führt, nach der Entdeckung Californiens im Jahre 1848. Das Verlangen der Hindus nach Edelmetallen, das im grauesten Alterthum schon die Phönicier nach Spanien, dann nach England, dann vielleicht gar nach Scandinavien trieb, ist noch immer nicht gestillt, und wirkt noch immer selbst unter so viel größeren Menschenmassen und Werthumsätzen als eine der stärksten Kräfte, welche den Welthandel im Gange erhalten. Charakteristisch aber wie es scheint für die den Hindus und den Ostasiaten überhaupt eigene Geschmacks- und Geistesrichtung, bestimmt vielleicht durch die sie umringenden reicheren und gesättigteren Farben der Natur, wirft dieses Verlangen sich weit weniger auf das Gold als auf das blasse Silber. Und es entspricht nicht allein der gelegentlich immer wiederkehrenden Unsicherheit der Existenz, sondern auch dem stagnirenden Wesen ihrer Cultur, daß sie das gemünzte Silber in Verborgenheit massenhaft aufspeichern. Denkt man sich diese Sinnesart mehreren hundert Millionen Menschen gleicherweise eigen — denn auch China und Japan haben ihren Theil daran —, so läßt sich die Stärke des dadurch herbeigeführten Abflusses von Silber aus anderswo vorhandenen und zugänglichen Vorräthen ungefähr schätzen. Solche Vorräthe zeigten sich aber nicht allein vorhanden, sondern auch für die Bedürfnisse der Ostasiaten zugänglich, als vermöge des ersten leichten Drucks der californisch-australischen Sendungen auf den europäischen Goldpreis das französische Münzsilber in großem Umfang verfügbar wurde, und gleichzeitig immer größere Massen Thee, Seide, Reis, Kaffee, Gewürze ihren Weg von dem östlichen Asien nach den Waarenmärkten des westlichen Europa fanden, ohne daß eine entsprechende Menge europäischer Producte oder Fabrikate nach Ostindien und China hätte abgesetzt werden können. Seitdem nahm der östliche Silberabfluß, der nie völlig ausgesetzt hatte, außerordentliche Dimensionen an. Seine größte bekannte Stärke war in den Jahren 1791 bis 1809 gewesen, wo er durchschnittlich im Jahre 38—39 Millionen Thaler betragen haben soll; im Durchschnitt der Jahre 1851 bis 1862 aber stieg diese Zahl auf mehr als 60 Millionen Thaler. Dazu kam, daß wenn früher diese Auswanderung des Silbers aus Europa wegen ihrer Zerstreuung in zahlreiche

kleine kaum bekannte Canäle größtentheils unbemerkt vorübergegangen, und erst nachgehends von einzelnen Beobachtern constatirt werden war, nun vermöge der englischen Ueberlandspost und des geweckten statistischen Selbstbeobachtungstriebes der civilisirten Nationen der so hoch angeschwollene Silberstrom gleichsam unter Aller Augen uns entrann. Die Bestürzung, welche sich verbreitete, als die Summe gar im Jahre 1857 auf 138 Millionen und 1859 wieder wenigstens auf 117 Millionen Thaler wuchs, war nicht gering. Eine unerhörte Steigerung im Preise des Silbers gegen Gold schien nothwendig und ohne Verzug die Folge sein zu müssen. Gold strömte jahraus jahrein reichlich zu, Silber ebenso reißend ab — wie konnte etwas Anderes denkbarer Weise daraus hervorgehen? Zu allem Uebrigen kam noch in den ersten sechziger Jahren der nordamerikanische Bürgerkrieg, der Ostindien mit der Baumwolle ein neues mächtiges Mittel in die Hand gab, Europa das Silber zu entziehen, und gleichzeitig die Vereinigten Staaten außer Stand setzte, so viel Gold zurückzuhalten oder aus Europa wiederzuholen wie bisher, unsere Ueberschwemmung mit Gold also abermals vermehren mußte. Indessen alle Befürchtungen wegen Entwerthung des Goldes, welche man an diese Thatsachen knüpfte, haben sich als grundlos oder mindestens im höchsten Grade übertrieben herausgestellt. Der Silberabfluß nach Asien beschränkt sich neuerdings auf mäßige Summen oder stockt zeitweise ganz. Gold ist in Europa niemals unter den funfzehnfachen Werth des Silbers gesunken, und heute steht es wieder seit Jahr und Tag constant auf mehr als 15½, höher folglich als die Verhältnißziffer des französischen Münzgesetzes. Die Bank von Frankreich soll denn auch schon wieder eifrig darüber aus sein, silberne Fünffrankenstücke prägen zu lassen.

Stehen die Franzosen also etwa vor einem neuen Wechsel ihrer thatsächlich geltenden Währung, einem abermaligen gewaltigen Umschwung im Münzwesen? Werden die Fünffrankenthaler ihrerseits jetzt die Napoleonsdor verdrängen, weil Gold wieder nachhaltig mehr werth geworden zu sein scheint, als 15½mal sein Gewicht in Silber? Und bedarf es dann in der Folge nur eines eine Zeitlang dauernden Wiederhinuntergehens unter die Verhältnißziffer 15½, um das Schauspiel der ersten funfziger Jahre zu wiederholen? Sucht etwa die althistorische Neuerungssucht der Gallier, novarum rerum cupidorum, unter Anderem auch darin ihr Genüge, daß sie alle zehn Jahre eine neue Währung annehmen, nicht auf dem Wege des Gesetzes unter Schonung aller wohlerworbenen Rechte und legitimen Interessen, sondern auf dem tumultuarisch-revolutionären Wege der thatsächlichen Verdrängung des Bestehenden durch ein Neues? Von diesem Gesichtspunkt angesehen, sollte man fast denken, die sogenannte Doppelwährung

des Gesetzes von 1803 sei eine echt französische Einrichtung und werde sobald nicht abgestellt werden. Allein das praktische Interesse der großen Mehrzahl lehnt sich doch zu sehr dagegen auf. Die Bank von Frankreich mag es ganz angenehm finden, von Zeit zu Zeit ein außerordentliches Geschäft zu machen, indem sie das augenblicklich verdrängte Metall, sobald dessen Preis unter jene gesetzliche Norm gesunken, zur Erfüllung ihrer großen laufenden Verbindlichkeiten benutzt; kleinere Creditanstalten und Bankhäuser mögen ebenfalls nicht wünschen, die von Agiogewinnsten und Provisionen überfließende Zwickmühle der Doppelwährung einzubüßen. Aber was auf diese Weise die Einen gewinnen, das müssen Andere verlieren, und diese Anderen, das große französische Publicum, sind deshalb bei der Aufhebung der Doppelwährung lebhaft interessirt. Sie dürfen vom Staate verlangen, daß er sie gegen eine Ausbeutung schütze, die das Gesetz erst herbeiführt und möglich macht.

Aus der rechtlichen Unzulässigkeit der Doppelwährung folgt unter den heutigen Verkehrsverhältnissen allein schon die Annahme der Goldwährung. Es ist thatsächlich unausführbar, ohne sie einen hinlänglich allgemeinen Umlauf von Gold- und Silbermünzen zugleich im Lande zu erhalten. Wohl ist dies möglich bei bestehender Goldwährung; da werden die Silbermünzen als Scheidemünze ausgeprägt, d. h. mit einem so starken Zusatz unedlen Metalls zum reinen Silber, daß der Nennwerth den wirklichen Werth nicht unerheblich übersteigt, daß es folglich Niemandem einfallen kann sie aufzukaufen und einschmelzen zu lassen, während sie doch auch nicht in solcher Menge geschlagen werden, daß der Verkehr in seinem Bedürfniß nach Ausgleichungsmitteln kleinen Betrages übersättigt würde und anfinge sie zurückzuweisen, sie nur unter dem Nennwerth zu nehmen. Wollte man bei bestehender Silberwährung etwa die Goldmünze ebenso behandeln, so würde man sich gerade des wesentlichen Vortheils berauben, der den Gebrauch von Goldmünzen erwünscht und nothwendig macht: einer Umlaufsfähigkeit, welche nicht an der Staatsgrenze oder an jenen anderen unsichtbaren Grenzen, welche den Münzumlauf vom Edelmetallhandel scheiden, aufhört. Silbergeld ist zur Ausgleichung internationaler Handelsbilanzen um ebenso viel weniger geeignet als Goldgeld, wie es im Verhältniß zu seinem fixen Werthe schwerer ist, also 15—16mal. Dazu kommt dann noch die Frage der bestehenden Währungen. Ostwärts von uns begegnet das in Deutschland so reichlich vorhandene gemünzte Silber noch einer leidlichen Nachfrage, aber westwärts bei den großen civilisirten Nationen Europas und Amerikas, wohin drei Viertel unseres Handels- und Reise-Verkehrs gehen, ist Gold allein gefragt. Daher hauptsächlich der stetig zunehmende Schrei der deutschen Handelswelt nach Goldmünzen.

Wollen wir ihr aber solche Goldmünzen liefern, wie sie sie braucht, d. h. vollhaltige und vollgewichtige, so können wir diese bei uns nur im Umlauf erhalten, wenn wir zur Goldwährung übergehen. Sonst treibt sie schon der den Silbermünzen beigelegte gesetzliche Vorzug der Giltigkeit in allen Zahlungen hinaus, gleich einem Agio wirkend, auch ohne daß eine Schwankung der Edelmetallpreise hinzutritt. Das Bedürfniß nach einem nicht zu knappen und sich einigermaßen gleichbleibenden Umlauf von Goldmünzen kann nur dadurch befriedigt werden, daß man die Goldwährung annimmt.

Dieses Bedürfniß aber fühlt nicht allein der auswärtige Handel. Es fühlen ebenso gut der innere Handel und die Masse der Reisenden. Die sommerliche Erfrischungsreise ist heutzutage dermaßen in die Gewohnheit der gebildeten und leidlich wohlhabenden Klassen übergegangen, daß die an sie sich knüpfenden Interessen mit jedem neuen Jahre würdiger werden, neben denjenigen des Großhandels zu figuriren, dessen letzter Zweck die Zufuhr von Mitteln des täglichen Verbrauchs der Massen ist. Eisenbahnen und Dampfschiffe erlauben uns, diese Ausflüge bis über die Landesgrenze hinaus zu erstrecken, d. h. in Gegenden wo sich der nachhaltige geistige Nutzen des Reisens auf der Stelle verdoppelt; das Münzwesen aber erlaubt es nicht. Es verbietet dem Deutschen nach Paris oder in die Schweiz zu reisen, es sei denn daß er die in Umwechslungsgebühren, Rechnungsschwierigkeiten, Uebervortheilungen und todten Resten fremder Münzsorten bestehende vielgestaltige Strafe für diese Nichtachtung des vaterländischen Münzbanns erlege. Ja unser Münzwesen ist im Grunde ein Hinderniß des Reisens überhaupt, weil es der Goldmünzen entbehrt. Sich mit dem erforderlichen Silber zu schleppen, um eine mehrwöchige Reise zu bestreiten, ist außer aller Frage. Als Surrogat tritt daher das Papiergeld ein; und wenn das Papiergeld statt der Goldmünzen dienen muß, nicht, wie es natürlich und vernünftig wäre, oberhalb der Sphäre der Goldmünzen als ein Ausgleichungsmittel für noch höhere Einzelbeträge, so werden damit neue ungesunde Erscheinungen im nationalen Wirthschaftsleben hervorgerufen. Oeffentliche Gewalten fühlen sich in jeder neuen finanziellen Verlegenheit so viel stärker versucht, zu der billigen Hilfe des Papiergeldes zu greifen, mit dessen Ausgabe in möglichst kleinen Apoints sie ja fast glauben können ihrer Münzpflicht nachzukommen, und so die Gesundheit der Landesvaluta derart zu verweichlichen, daß jeder unerwartete Luftzug sie über den Haufen zu stoßen droht. Banken empfinden einen gesteigerten Reiz zur Notenausgabe, der ihre Verwaltung nicht blos einseitiger, sondern auch unsolider, in den Augen der Regierungen folglich überwachungsbedürftiger macht, und damit sowohl die vielgestaltige Ausbildung des Creditwesens wie den Fortschritt zur Bankfreiheit aufhält.

Wir brauchen also Goldmünzen; und da diese bei fortdauernder Silberwährung nicht mit Sicherheit in hinlänglicher Fülle zu haben sind, so müssen wir zur Goldwährung übergehen. Alles aber, was auf diese letztere Nothwendigkeit hinführt, weist darüber hinaus auch schon auf das Wünschenswürdige einer Goldmünze hin, welche jenseits unserer Grenzen ohne Weiteres Curs hat, nicht blos vermöge des allgemeinen Glaubens, daß sie einem gewissen feststehenden Feingehalt und Vollgewicht entspricht. Deutschland hat sich länger mit bloßer Silberwährung beholfen als England und Frankreich; es ist deshalb nur natürlich, daß es die englischen und französischen Goldmünzen im Besitz eines Weltcurses findet, und sich selbst nur noch vor die Wahl gestellt, ob es den Sovereign oder die Franken Goldstücke adoptiren will. Da sprechen nun gute Gründe für jedes von beiden Systemen. Der Sovereign ist in allen fünf Welttheilen bekannt, der Napoleonsdor nur in Europa. Das englische Münzwesen zeichnet sich schon seit Elisabeth, noch mehr seit Wilhelm III. durch zuverlässige Loyalität vor dem festländischen aus, das ja noch im vorigen Jahrhundert nur zu häufig eher den Namen amtlicher Falschmünzerei verdiente. Allein dagegen hat die Franken-Goldmünze für sich den allgemein adoptirten, mustergiltigen Feingehalt von $^{9}/_{10}$ (während der des Sovereign $^{11}/_{12}$ ist), die nähere, wenn auch noch nicht sehr nahe Beziehung zum metrischen Gewicht, und was die Hauptsache, gesetzliche Giltigkeit in allen unseren westlichen und südlichen unmittelbaren Nachbarstaaten, in einem Complex von mehr als siebenzig Millionen. Der französisch-italienisch-belgisch-schweizerische Münzvertrag vom 23. December 1865, der den sogenannten lateinischen Münzverein auf Grund vollkommner oder so gut wie vollkommner Münzeinheit ins Leben rief, während sein Vorbild, der deutsch-österreichische Münzverein von 1857, nur eine Art Dreieinigkeit schuf, hat thatsächlich für Deutschland die Goldmünzfrage entschieden. Es brauchte kaum noch der Beschluß der diesen Sommer in Paris versammelten Sachverständigen und Bevollmächtigten hinzuzukommen, der mit gänzlicher Uebergehung des Sovereign das goldene Fünffrankenstück oder dessen Vielfache (10, 15, 20, 25-Frankenstücke u. s. f.) zu allgemeiner Einführung empfahl. Auf dem Volkswirthschaftlichen Congreß in Hamburg erhob sich nur noch die bescheidene Stimme eines einzelnen älteren Gelehrten und Münzreformers für den Sovereign.

Eine andere Frage ist es, ob wir einfach die heutigen französischen Goldmünzsorten, d. h. hauptsächlich das Zwanzigfrankenstück, und weiterhin die Zehn- und Fünffrankenstücke in Gold annehmen sollen, oder entweder ein dem Sovereign ziemlich nahekommendes Fünfundzwanzigfrankenstück, das gleich zehn österreichischen Gulden wäre, oder ein Funfzehnfrankenstück,

das ungefähr vier preußischen Thalern entspräche. Man dürfte am Ende wohl erwarten, daß auch solche Stücke, obwohl neu, sich in Frankreich und den übrigen Vereinsländern bald einbürgern, folglich die Dienste einer guten Goldmünze auch nach dieser Seite hin thun würden. Die Frage hängt augenscheinlich davon ab, welchen Entschluß wir hinsichtlich der weitern Stückelung, der Silbermünzen namentlich fassen, und von der Art des Uebergangs zur Goldwährung. Diese letztere Frage ist die dunkelste und schwierigste von allen, der eigentlich entscheidende Punkt.

Wohin mit unsern Thalern? Selbstverständlich müssen sie umgeschmolzen oder dem Silberhandel zurückgegeben werden, wenn wir zur Goldwährung übergehen. Die Silbermünzen, welche bei dieser umlaufen sollen, erfordern zur Sicherung ihres fortdauernden Umlaufs einen stärkern Zusatz von Kupfer, einen geringeren Feingehalt als ihrem Nennwerth entsprechen würde. Man wird voraussichtlich auch in dieser Beziehung dem Beispiel des lateinischen Münzvereins folgen, der, während die Goldmünzen neun Zehntel Gold enthalten, die Silbermünzen zu 835 Tausendsteln Silber ausprägt, da die neuen Schweizer Franken- und Zweifrankenstücke, die nur acht Zehntel Silber enthalten, doch allzu stark legirt erschienen sind. Die Umprägung unserer Thaler in so legirte silberne Scheidemünzen ist handgreiflicher Weise kein schlechtes Geschäft, und soweit sie also reicht, findet das jetzt umlaufende grobe Silbergeld im Fall des Uebergangs zur Goldwährung seine Verwendung. Allein sie kann eben nicht sehr weit reichen. Man wird die Ausprägung von Münzen mit blos 835 Tausendsteln Feingehalt gesetzlich beschränken müssen, wie es in dem lateinischen Münzvertrage vom 23. December 1865 geschehen ist, so und so viel Franken auf den Kopf der Bevölkerung. Sonst setzt man sich der Gefahr aus, daß der übersättigte Verkehr die Münzen zurückweist, d. h. daß er sie nicht mehr zu ihrem Nennwerth annimmt, sondern zu irgend einem, obendrein wahrscheinlich auf und abschwankenden Satze zwischen ihrem Silberwerth und dem daraufgeprägten Münzwerth. Der Scylla der Einschmelzung entgeht man, indem man sie unter dem Nennwerth und dem Feingehalt der Goldmünzen ausprägt; man darf aber auch nicht in die Charybdis der Discreditirung fallen, und deswegen nicht mehr ausgeben, als der Verkehr bequem aufnehmen und in Umlauf erhalten kann. Zwischen dem Silberhandel, welcher sie an sich ziehen, und dem öffentlichen Bedürfniß nach wirklich gangbarer Münze, welches sie ausstoßen möchte, gilt es die sichere Mitte zu halten. Wenn danach die künftige Ausgabe silberner Scheidemünzen bemessen wird, so genügt vielleicht schon ein Zehntel der jetzt umlaufenden Silberthaler, den erforderlichen Schlagschatz herzustellen. Die Menge der französischen Fünffrankenthaler hat

jede Berechnung überstiegen, und auch von deutschen Thalern möchte sich mehr vorfinden, als man heute zu glauben bereit ist, wenn einmal eine hinlänglich starke magnetische Kraft sie aus ihren Schlupfwinkeln in ländlichen Truhen, alten Strümpfen, oder unter Gartenbäumen hervorlockt. Für ein Zehntel also haben wir wohl jedenfalls im Lande selbst ohne Weiteres eine sich belohnende Verwendung; was aber mit den übrigen neun Zehnteln anfangen?

Der Silberabfluß nach dem östlichen Asien, der uns vor acht oder zehn Jahren die Sache leicht gemacht haben würde, wenn die Fünffrankenstücke nicht vor unseren Thalern an die Reihe gekommen wären, ist neuerdings sehr ins Stocken gerathen. Dazu kommt nun noch, daß Britisch-Ostindien allem Anschein nach ebenfalls zur Goldwährung übergehen will. Welche Wirkungen dieser Schritt, wenn er sich vollzieht, auf den dortigen Umlauf der beiden Edelmetalle im Verhältniß zu einander äußern wird, ist schwer vorauszusagen. Wären sie auch nur annäherungsweise denjenigen entsprechend, welche die gleiche Maßregel in einem Lande europäischer Cultur hervorbringen muß, so würden wir es ohne Zweifel durch eine dauernde Abnahme des ostwärts fließenden Silberstroms spüren. Es blieben dann wesentlich nur noch die anderen Culturländer Ostasiens übrig, um eine regelmäßige starke Nachfrage auf unserm Silbermarkte geltend zu machen. Deren Bedürfniß ist aber weit schwächer: Ostindien hat öfter aus China Silber bezogen, als umgekehrt.

Indessen ist es doch wohl noch sehr fraglich, ob der officielle Uebergang zur Goldwährung den Hindus die höhere Lust an dem bleichen Glanz des Silbers sofort austreiben wird; und dann ist er jedenfalls auch noch nicht vollzogen, vielleicht nicht einmal über jeden Zweifel erhaben, daß er so bald vollzogen werden wird. Inzwischen können Handels-Conjuncturen über kurz oder lang es wieder in erweitertem Umfang vortheilhaft machen, europäische Silbermünzen in Masse auf die Ueberlandspost zu setzen. Hier scheint sich also noch ein gewisser Spielraum für die Unterbringung unserer Thaler aufzuthun.

Eine andere Chance mag uns Frankreichs Schwanken zwischen Doppelwährung und einfacher Goldwährung bereiten. So lange dort die Doppelwährung gesetzlich besteht und Gold mehr als $15\frac{1}{2}$mal so theuer ist wie Silber, wirkt der Reiz zur Ausmünzung silberner Fünffrankenstücke fort. Die Bank von Frankreich weist, wie es heißt, belgische Zwanzigfrankenstücke des Münzvertrages ungeachtet an ihren Kassen zurück, und läßt im Stillen Silber über Silber ausmünzen. Sie hauptsächlich wird es wohl auch sein, deren mächtiger, auf große Leistungen und noch größere Leistungsfähigkeit gegründeter Einfluß die Regierung abhält, der Doppel-

währung zu entsagen, wohin die andern drei Staaten des lateinischen Münzvereins schon vor dessen Abschluß drängten, und die die Pariser Münzconferenz im Sommer des laufenden Jahres im Grundsatz ausdrücklich verworfen, von ihrer Empfehlung des französischen Systems ausgeschlossen, nur für die Uebergangszeit noch anerkannt hat. Bemächtigen wir uns dieser Gelegenheit, so ist der Augenblick vielleicht günstig genug, einen starken und entscheidenden Schritt in die Goldwährung hineinzuthun. Es könnte z. B. sofort geschehen, indem der Napoleonsdor zu 5 Thlr. 12 Sgr. oder zu 5 Thlr. 10 Sgr. tarifirt an allen unsern öffentlichen Kassen genommen würde.

Damit ist aber allerdings noch nichts geschehen, als Gold hereingezogen, Silber hinausgelassen in größeren oder geringeren Mengen, nicht die Frage entschieden, welche dem großen Publicum am meisten auf der Seele brennt: welche bestimmten Münzstücke in Deutschland künftig circuliren werden? Die preußische Regierung hat vermöge ihrer am 1. October zu Ende gegangenen unumschränkten Gewalt in den neuen Landestheilen das preußische Münzwesen eingeführt, in Nassau und Frankfurt a. M. folglich den süddeutschen Gulden, in Schleswig-Holstein die lübische Mark, in Hannover die Zehntheilung des Groschens verdrängt. Aber obgleich damit scheinbar und zunächst ein Schritt von dem Ziele der allgemeinen Münzeinheit weg gethan zu sein scheint, von dem ihr integrirend zugehörenden Decimalsystem, so könnte es sich in Wirklichkeit doch herausstellen, daß damit die Chancen des Thalers zur Behauptung seiner Position in Deutschland erheblich verringert wären. Die Zehntheilung des Groschens nämlich, die in Hannover nun, und möglicher Weise bald auch in Sachsen, Braunschweig u. s. f. der preußischen Zwölftheilung Platz machen wird, gehörte zu den Bedingungen des hoffnungsvollsten Versuchs, der bisher gemacht worden ist, die Thalermünzen dauernd im Umlauf zu erhalten, der Annahme nämlich der Mark (= ⅓ Thaler) als allgemeiner deutscher Münzeinheit. Auf dem Hamburger Congreß ließ Dr. Soetbeer die Mark ebenso sehr wegen jener Maßregel gegen die Zehntheilung des Groschens fallen, die man damals schon kommen sah, als aus Rücksicht auf die besondere Lage Süddeutschlands. Wenn der Groschen nicht mehr in zehn Pfennige getheilt wird, so nützt es nichts, das Zehngroschenstück zur Münzeinheit zu machen, denn man hat dann doch nicht die bequeme Hunderttheilung. Mit der Mark aber fällt nach oben hin das goldene Zehnmarkstück = 12½ Franken oder fast einem halben Sovereign; mit ihr die stärkste Stütze, welche inmitten der vorwärtstreibenden Einigungstendenzen der Zeit der reformatorische Gedanke dem Thalersystem noch untergeschoben hatte.

Eine andere verhängnißvolle Feindseligkeit hat die preußische Regierung dem alten preußischen Münzfuß durch ihre nationale Politik erwiesen. Sie hat das Münzwesen für ganz Norddeutschland zur Bundessache gemacht, d. h. die Fesseln zerschlagen, in welchen es bisher noch für lange Jahre gebunden lag; was ist selbstverständlicher, als daß wir nun auch die Früchte der Freiheit zu genießen wünschen? Und indem der engen und straffen Einigung Norddeutschlands gegenüber das lose Verhältniß zum Süden desto unerträglicher erscheint, das auf der Stelle in Verfassungsgemeinschaft umzuwandeln doch seine Schwierigkeiten hat, fühlen wir uns vollends gestachelt, wenigstens die wirthschaftliche Einheit des Ganzen auf allen ihrer noch ermangelnden Gebieten herzustellen. Wir werden uns daher nicht zufrieden geben, wenn Bundesrath und Reichstag in den Grenzen des Norddeutschen Bundes alle noch bestehenden Münzverschiedenheiten austilgen: das Münzwesen soll jenseits des Mains alsbald dasselbe sein wie diesseits. Es fragt sich daher bei jeder vorzunehmenden Veränderung auch, wie Süddeutschland zu derselben steht.

Erfreute sich der Thaler in Norddeutschland noch unbestrittener Anerkennung als eine Münze der Gegenwart und Zukunft, und wäre sonst auf diesem Felde nichts geschehen, was seine Herrschaft über die Gemüther der Menschen beeinträchtigt, so würden die süddeutschen Staaten sich wohl nicht lange sträuben, ihm ihren Gulden zu opfern. Sie würden es hinnehmen wie eine der unabwendbaren Folgen des Gottesgerichts vom vorigen Jahre, und lange nicht wie die schlimmste. Thaler sind ja seit 1857 Vereinsmünze und laufen in den entlegensten Thälern Süddeutschlands grade so gut wie Gulden um. Mit den Kreuzern und Sechskreuzerstücken hat man immer einige Noth gehabt, so daß auch die Einbürgerung der Zehn- und Fünfgroschenstücke (= 35 und 17½ Kreuzern) ohne große Schwierigkeit vor sich gegangen sein möchte. Allein nun hat sich längs der halben Grenze Süddeutschlands ein neues einheitliches Münzsystem etablirt, dessen Vorzüge, innere wie äußere, auf den ersten Blick einleuchten; und was mehr ist, in Berlin selbst macht man Miene, sich diesem an sich vortrefflichen System in einem Hauptpunkte anzuschließen. Wie könnte man da in Bayern, Würtemberg und Baden noch Lust behalten, zum Thalersystem überzugehen? Geschähe es nicht in der sichern Erwartung, daß man, bevor ein Menschenalter verstriche, sein Münzwesen abermals zu wechseln hätte, vom Thaler- zum Franken-System überzugehen? Und wäre es nicht viel gescheuter, diesen letzten doch einmal nothwendigen Schritt gleich zu thun?

Ein durchgängiger Wechsel des Münzwesens ist keine Kleinigkeit. Dem Staate bereitet er Kosten, die leicht in die Millionen ansteigen können,

die Bevölkerung nöthigt er zu einer Umgewöhnung, die zu den schwierigsten gehört, und die keinen Kreis unberührt läßt. Man weiß ja, wie zähe in dem Kopfe und auf den Lippen des Volks noch heute Münzsorten haften, die aus der Wirklichkeit längst verschwunden sind: in Preußen der Dreier, in Hannover der Mariengroschen und der Mattier u. s. f. Selbst der Gebildete, dem dergleichen so viel leichter eingeht, lernt bei einem Ortswechsel fast so schwer, mit neuen Münzen rechnen oder Werthbestimmungen vornehmen, wie in einer fremden Sprache denken. Es kostet eben eine gewisse Anstrengung, und diese bequemt man sich nicht leicht auf etwas so Alltägliches zu wenden, wie das umlaufende Geld ist. Dazu nehme man die nothwendig werdende Umschreibung aller Rechnungsbücher im Gebrauch, und man übersieht einigermaßen die Summe von Schwierigkeiten, Weitläufigkeiten und Mühen, welche eine durchgreifende Münzreform mit sich bringt.

Daraus folgt für Deutschlands gegenwärtige Lage vorzugsweise zweierlei. Erstens, daß wir den Süddeutschen nicht zumuthen können, ihren Gulden unserem Thaler zu opfern, es sei denn daß wir selbst die verlorene Zuversicht zu der Zukunft des Thalers wiedergewönnen, was im Augenblick nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. Zweitens, daß wir uns auch innerhalb des Norddeutschen Bundes vor Stückwerk und mehrmaligen Umgestaltungen binnen kurzer Frist zu hüten haben. Können wir uns entschließen, ohne Weiteres zum Franken-System überzugehen, und zeigen sich die Umstände so, daß keine finanzielle Unmöglichkeit der Ausführung dieses Entschlusses in den Weg tritt, so ist es gut. Sonst warten wir das Eine und das Andere besser erst ab.

Wenn der Uebergang zum Franken-System aber beschlossen wird, so ist damit noch nicht unumgänglich grade die Adoption des Franken sammt seinen Theilungen und Vervielfältigungen, wie er in Frankreich, Belgien, der Schweiz und Italien gegenwärtig gilt, gegeben. Man würde in der Hauptsache vielleicht das Nämliche erreichen, wenn man den jetzt in Oesterreich projectirten Gulden Gold annähme. Dieser neue Gulden der Zukunft, vom Freiherrn v. Hock erdacht, wird genau drittehalb Franken gleich sein, auch falls es geht, diese Bezeichnung neben derjenigen als Gulden aufgeprägt erhalten. Die ihm entsprechende Goldmünze ist das Zehnguldenstück, der neue dem Franken-System angepaßte Sovereign. Seine Theilstücke, hundert Kreuzer, haben vor den Centimen den Vorzug nicht zu kleinen Werthbetrags. Denn was kann man heutzutage noch für den hundertsten Theil eines Franken kaufen? Der hundertste Theil eines Gulden ist schon eher ein wirkliches Aequivalent für die allerbilligsten Sachen und Dienste. In Preußen würde ihm die altehrwürdige Benennung

Dreier zufallen und die Einbürgerung des Decimalsystems erleichtern helfen. Die Drittehalbgroschenstücke müßten verschwinden, aber die Zweigroschenstücke erhielten ihre Stelle als mittlere Stufe zwischen Gulden und Dreier (Kreuzer) = $1/_{10}$ Gulden oder 10 Dreiern.

Einige werden diese Art des Uebergangs zum Goldfranken-System schon deshalb vorziehen, weil sie uns deutsche Namen und Begriffe läßt. Deutsche Namen ließe indessen auch die einfache Adoption des Franken wohl zu, den man Mark nennen, in zehn Groschen (= 2 Sous) und hundert Pfennige (statt Centimen) theilen könnte. Die Italiener haben ja auch die Benennungen Lira (Livre, Pfund) und Centesimi beibehalten. Die Griechen sind ohne Namenswechsel zum Franken-System übergegangen und nennen den Werth eines Franken Drachme.

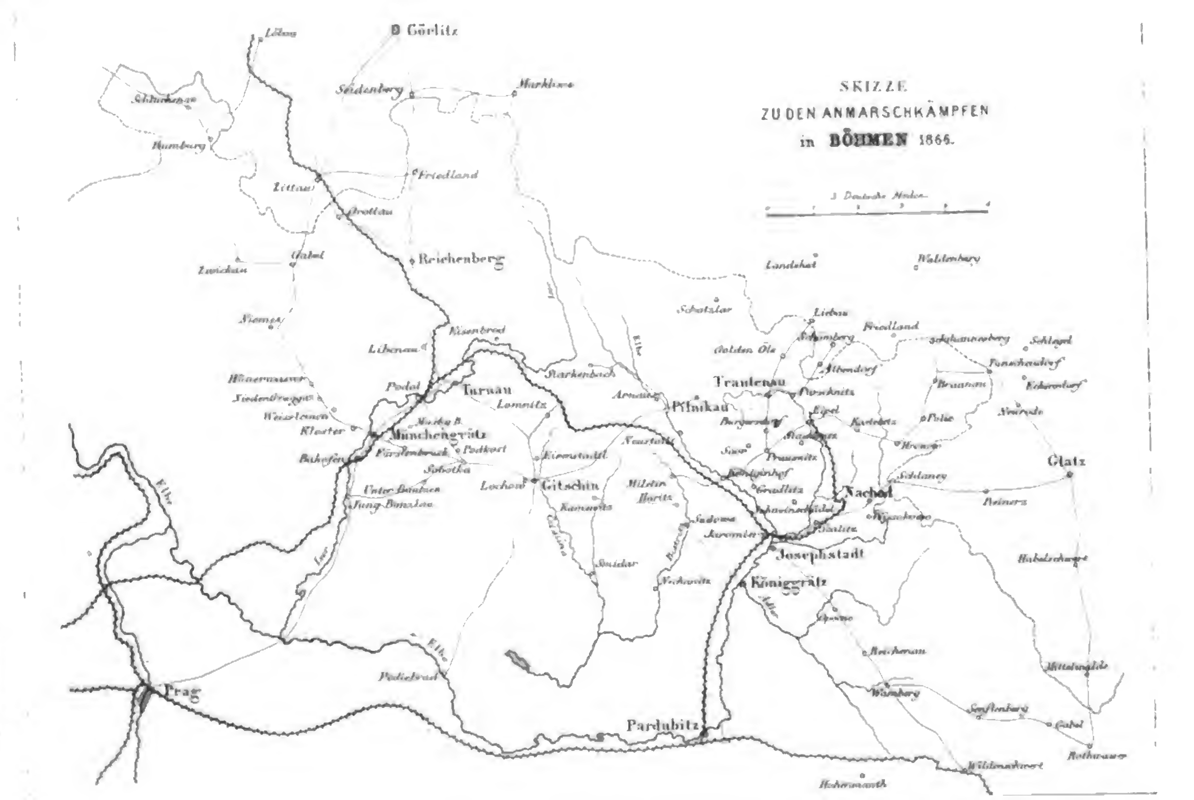
Wie diese Nebenfragen aber auch entschieden werden mögen, in der Hauptfrage bereitet sich augenscheinlich eine große und bis vor Kurzem noch unerwartete Uebereinstimmung der Meinungen vor. Die Umstände sind nicht ohne Gunst. Was kann also die zum Handeln berufenen Staatsmänner und Volksvertreter abhalten, mit entschlußbereitem Ernste an die Aufgabe heranzutreten, welche das neue Recht der Nation zugleich mit einem alten, täglich zunehmenden Bedürfniß ihnen stellt? Jakob Grimm hatte 1848 die Idee gefaßt, den Anstoß zu einer ganz neuen Rechtschreibung des Deutschen zu geben, in der Hoffnung, daß der allgemeine Aufschwung der Geister auch diese Neuerung, wie er sich ausdrückte, mit emporziehen werde, und erst nach der Katastrophe des nationalen Einheits-Unternehmens fand er, daß es nun auch unserer Sprache zieme in Sack und Asche sitzen zu bleiben, bis frischer Morgenwind sie aufschüttele. Aehnlich könnte man wohl sagen, die erfolgreiche Kühnheit der nationalen Politik Preußens fordere dazu auf, im Münzwesen ebenfalls die bisherige schlaffe Muthlosigkeit fahren zu lassen. Daß die politischen Erfolge solcher Reform die Wege geebnet haben, muß Jeder einsehen.

A. Lammers.

Die Anmarschkämpfe in Böhmen 1866.

Als durch den Frankfurter Majoritätsbeschluß vom 14. Juni v. J. der deutsche Bund gesprengt und das Reich in zwei Parteien zerrissen war, von denen die eine „Hie Habsburg!" die andere „Hie Hohenzollern!" rief, da konnten sich die Freunde Preußens ernster Sorge nicht erwehren, ob der Staat, an welchem die Zukunft Deutschlands hing, auch Kraft genug haben werde, den furchtbaren Stoß auszuhalten, der gegen ihn vorbereitet war. Denn höchst ungünstig schien und war die Lage Preußens. Langgestreckt und überall leicht verwundbar, in zwei Theile getrennt, die durch feindliches Gebiet geschieden wurden, mit einer völlig offenen, fast unhaltbaren Südgrenze — das war eine geographische Gestaltung, die an und für sich schon einlud zu einer schnellen feindlichen Invasion, wie sie um so mehr erwartet werden mußte, als nicht nur der österreichische Kriegszweck: die Vernichtung der preußischen Macht in Deutschland, sondern auch die Rücksicht auf die Anhängerschaft des Hauses Habsburg und namentlich auf Sachsen dem Feldherrn Oesterreichs einen rapiden Angriffskrieg mit raschen und gewaltigen Offensivschlägen zur unabweisbaren Pflicht machte. Und zu einem solchen energischen Vorgehen waren die Machtchancen Oesterreichs in Deutschland ungemein günstig. Denn die norddeutschen Kleinlande, welche sich, meist nur allzu lau und halbherzig, für Preußen erklärt hatten, repräsentirten alle zusammen nur eine Seelenzahl von weniger als 3 Millionen, während diejenigen deutschen Staaten, welche auf Habsburgs Seite standen, über eine Volksmasse von 15 Millionen geboten: ein Verhältniß, das für den Beginn des Krieges über jedes Bedenken der Sparsamkeit hinweghob und das bei längerer Dauer des Kampfs immer ausgiebiger, immer folgenreicher für Oesterreich werden mußte. — So schwierig lagen am 14. Juni die Dinge für Preußen, dessen eigenes Volk sich kriegsunlustig gebärdete und dessen Feinde in stolzen Träumen seine Provinzen unter sich vertheilten.

Aber schon eine einzige Woche später, am 21. Juni, war die Sachlage sehr wesentlich verändert. Auf österreichischer Seite war nämlich in dieser Frist nichts geschehen, nichts wenigstens, was auf den Gang der großen Begebenheiten, die sich vorbereiteten, irgend einen namhaften Einfluß hätte üben können; Preußen dagegen hatte gehandelt und zwar mit jener bewunderungswürdigen Energie, die die ganze Action des vorigen Jahres charakterisirt und ihr auch ein eigenthümliches psychologisches Interesse verleiht. Ganz Norddeutschland war geklärt, die getrennten Theile


SKIZZE
ZU DEN ANMARSCHKÄMPFEN
in BÖHMEN 1866.
Görlitz
Reichenberg
Friedland
Zittau
Turnau
Münchengrätz
Podkost
Sobotka
Jung-Bunzlau
Gitschin
Trautenau
Pilnikau
Arnau
Nachod
Josephstadt
Königgrätz
Glatz
Reinerz
Pardubitz
Prag
Elbe
Landshut
Waldenburg
Liebau
Braunau
Skalitz
Kostelec
Starkenbach
Lomnitz
Podol
Gabel
Zwickau
Hohenmauth

Preußens waren vereinigt, 6 Millionen Deutsche mit allen Volks= und Landeskräften dem habsburgischen Bündniß entzogen. Hannover und Hessen waren besetzt und bewältigt; und wenn diese Thatsachen für die Folgezeit die größte Bedeutung hatten, wichtiger für den Augenblick war es noch, daß man sich Sachsens bemächtigt hatte, daß man die Pässe des Erzgebirges beherrschte und daß somit die offene wehrlose Südgrenze Preußens eine strategisch unentbehrliche und für Angriff wie für Vertheidigung gleich nothwendige Schutzwehr erworben. Und so war denn in einer einzigen Woche eine durchaus neue Basis für den Krieg gewonnen, eine Basis, deren Erwerbung im Siebenjährigen Kriege einen ganzen Feldzug (1756) gekostet, und Preußen hatte ohne Schwertstreich einen großen strategischen Sieg errungen zu einer Zeit, für welche ein unbefangener Beurtheiler kaum etwas Anderes hätte voraus sagen können, als eine Schlacht bei Dresden, oder ein österreichisches Hauptquartier bei Jüterbog.

Wie die Dinge nun lagen, hatten die Oesterreicher einen weiten Weg dahin. — Vergegenwärtigen wir uns Stärke und Stellungen der Armeen, in dem Augenblicke ihres Auftretens auf dem böhmischen Kriegsschauplatz.

Nach seinem Armee=Organisations=Statut war Oesterreich im Stande (abgesehen von 80,000 Nichtcombattanten) eine Armee von 620,000 Mann aufzustellen. Nach Abgang der Besatzungs= und Depot=Truppen blieben hiervon 400,000 Mann für den eigentlichen Felddienst verwendbar. Von dieser Truppenzahl concentrirte man nur 150,000 Mann, auf das Festungsviereck gestützt, zur Defensive in Italien, so daß 250,000 Mann übrig blieben, um die Nord=Armee gegen Preußen zu bilden und, wie man hoffte bald mit 140,000 Mann Bundestruppen vereint, die Operationen in Deutschland aufzunehmen. Für das uns hier ausschließlich beschäftigende böhmische Kriegstheater waren von dieser großen Macht die österr. Nordarmee und das 25,000 Mann starke sächsische Armeecorps bestimmt und diese Truppen gliederten sich in folgender

Ordre de Bataille der Nord=Armee.

General en chef: Feldzeugmstr. Ritter v. Benedek.
Chefs des Generalstabs: F.=M.=Lt. v. Henikstein.

I. Armeecorps

Kommandirender General: Gen. der Kav. Graf Clam=Gallas.

Brigade Poschacher (Galizier, Ungarn u. Böhmen.)
= Leiningen (Ungarn, Venetier u. Böhmen.)
= Piret (Böhmen, Venetier u. Ungarn.)
= Ringelsheim (Böhmen u. Kärnthner.)
= Abele (früher Kalik). (Böhmen, Ungarn u. Galizier.)

Jede solcher Brigaden bestand aus 2 Infanterie-Regimentern nebst einem Feldjäger-Bataillon, und einer jeden war eine Escadr. Kavallerie und eine Fußbatterie zugetheilt. Außerdem standen beim Corps: 1 Reserve-Artill.-Brigade von 4 Fußbatterien, 2 Kavallerie-Batterien, 1 Raketen-Batterie, 1 Pionier-Compagnie, 1 Sanitäts-Compagnie und 1 Feld-Ambulance.

II. Armeecorps.

Kommandirender General: F.-M.-Lt. Graf Thun-Hohenstein.

Brigade Thom (Galizier, Ungarn u. Böhmen.)
" Henriquez (Ober-Oesterreicher u. Steiermärker.)
" Saffran (Siebenbürger, Venetier u. Steiermärker.)
" Herzog v. Würtemberg (Steiermärker u. Galizier.)

Außerdem wie beim I. Armeecorps.

III. Armeecorps.

Kommandirender General: F.-M.-Lt. Erzherzog Ernst.

Brigade Appiano (Ungarn u. Mähren.)
" Benedek (Ungarn, Kroaten u. Böhmen.)
" Kirchsberg (Ungarn u. Oesterreicher.)
" Prohaska. (Venetier, Grenzer u. Galizier.)

Außerdem wie beim I. Armeecorps.

IV. Armeecorps.

Kommandirender General: F.-M.-Lt. Graf Festetics.

Brigade Brandenstein (Ungarn, Venetier u. Steiermärker.)
" Fleischhacker (Ungarn u. Böhmen.)
" Poeckh (Ungarn, Siebenbürger u. Kärnthner.)
" Erzherzog Joseph. (Ungarn u. Galizier.)

Außerdem wie beim I. Armeecorps.

VI. Armeecorps.

Kommandirender General: F.-M.-Lt. Baron Ramming.

Brigade Waldstätten (Galizier, Venetier u. Böhmen.)
" Hertweg (Galizier u. Mähren.)
" Rosenzweig (Niederösterreicher, Galizier u. Mähren.)
" Jonak. (Galizier, Ungarn u. Böhmen.)

Außerdem wie beim I. Armeecorps.

VIII. Armeecorps.

Kommandirender General: Erzherzog Leopold.

Brigade Fragnern (v. 28. Juni Wöber) (Galizier u. Mähren.)
" Kreyssern (v. 28. Juni Schulz) (Mähren, Böhmen u. Ungarn.)
" Rothkirch (Ungarn.)
" Roth. (Böhmen, Ungarn u. Galizier.)

Außerdem wie beim I. Armeecorps.

X. Armeecorps.

Kommandirender General: F.=M.=Lt. Freiherr v. Gablenz.

Brigade Mondl (Galizier.)

" Grivicic (vom 28. Juni Lebzeltern) (Siebenbürger, Serben u. Mähren.)

" Knebel (Schlesier, Mähren u. Siebenbürger.)

" Wimpffen. (Venetier u. Galizier.)

Außerdem eine Reserve=Artillerie=Brigade von nur 3 Fuß= und 2 Kavallerie=Batterien. Die übrigen Zutheilungen wie beim I. Armeecorps.

I. leichte Kavallerie=Division.

Gen. Maj. Baron Edelsheim.

Brigade Appel (Böhm. Drag., Ungar. Husar.)

" Wallis (" " " ")

" Fratricsevics. (Ungar. Husaren.)

(Jede leichte Kav.=Brigade war stark: zwei Kavallerie=Regimenter und eine Kav.=Batterie.)

II. leichte Kavallerie=Division.

Gen. Maj. Fürst Thurn und Taxis.

Brigade Bellegarde } (Ungar. Husaren.)
" Westphalen. }

I. Reserve=Kavallerie=Division.

F.=M.=Lt. Prinz Schleswig=Holstein.

Brigade Prinz Solms=Braunfels (Oesterr. u. Mähr. Küraff., Galiz. Ulan.)

" Schindlöcker. (Galiz. Kürassiere u. Ulanen.)

(Jede schwere Kav.=Brigade war stark: drei Kavallerie=Regimenter und eine Kav.=Batterie.)

II. Reserve=Kavallerie=Division.

Gen. Maj. v. Zajtsek.

Brigade Boxberg (Oesterr. u. Böhm. Küraff., Galiz. Ulan.)

" Soltyk. (Böhm. u. Illyr. Küraff., Kroat. Ulan.)

III. Reserve=Kavallerie=Division.

Gen. Maj. Graf Coudenhove.

Brigade Windisch=Grätz. (Böhm. Küraff., Galiz. Ulan.)

" Mengen. (Steir. u. Mähr. Küraff., Galiz. Ulan.)

Armee=Geschütz=Reserve.

Oberst v. Tiller.

4 Artillerie=Divisionen zu je 4 Batterien (davon 1 Division Kavallerie=Batterien, 3 Divisionen Fußbatterien). Außerdem als Bedeckung ein Regiment Ulanen.

Ein Blick auf die Nationalitätsmischung innerhalb der Brigaden ist sehr lehrreich. Er zeigt, wie tief das willkürliche österreichische Conglomeratswesen auch in der Armee wurzelte, und veranschaulicht zugleich auf's deutlichste, was zu halten sei von dem oft berufenen „Bruderkriege." Denn auch von den Truppen, welche unter den deutschen Bezeichnungen: Böhmen, Mähren und Kärnthner auftreten, bestand der überwiegende Theil aus Czechen, Hanaken, Slovenen und anderen Slaven.

Die Totalsumme der Nordarmee betrug 178 Bataillons Infanterie, 28 Bataillons Jäger, 163 Escadrons Kavallerie, 752 Rohr-Geschütze und 6 Raketen-Batterien.

Die sehr bedeutende Kavallerie-Masse dieser Streitmacht war dadurch zusammengebracht worden, daß man die Armee in Venetien, welche auf einem der Reiterei ungünstigen Kriegsschauplatz zu fechten bestimmt war, nur spärlich mit dieser Waffe ausgestattet hatte. Denn von der Kavallerie, dem Stolze und dem Augapfel des österreichischen Heeres, erwartete man auf den böhmischen Schlachtfeldern mit Bestimmtheit die unmittelbarsten Triumphe über die preußische Reiterei.

Und in der That muß man die österreichische Kavallerie vorzüglich nennen; sie erscheint durchaus als eine Truppe ersten Ranges und war ja auch die einzige Waffe, an der sich während der letzten Friedensjahre die falsche Sparsamkeit der Verwaltung nicht hatte versuchen dürfen. Denn obgleich die österreichische Armee im letzten Decennium durchschnittlich jährlich 130 Millionen Gulden, also mehr als doppelt soviel wie die preußische Armee gekostet hatte, so entsprach sie doch weder quantitativ noch qualitativ den Ziffern der Listen und den Versprechungen der Regierung. Das Offiziercorps, so kriegslustig und tapfer es sein mochte, stand meist auf einer untergeordneten Staffel allgemeiner wie militärischer Bildung; die große Ungleichheit seiner gesellschaftlichen Herkunft wirkte, Hand in Hand mit dem schamlosesten Protectionswesen, ungemein störend auf den kameradschaftlichen Geist, der nur in dem ungeheuren Uebermuthe, mit dem man auf die preußische Armee herabschaute, zu verderblicher Uebereinstimmung getrieben wurde.

Was die Infanterie, die eigentliche Hauptwaffe der modernen Heere, betraf, so hatte man ihre besten und tüchtigsten Regimenter der Nordarmee zugetheilt, namentlich alle diejenigen, welche zwei Jahre früher Arm an Arm mit den Preußen in Schleswig und Jütland gefochten hatten. Immerhin aber stand diese Infanterie der unseren durchweg und ohne Ausnahme nach. Es ist nicht zu leugnen, daß schon die Ausrüstung derselben mit dem Percussionsgewehr sie gegenüber der preußischen Zündnadelwaffe vielfach in Nachtheil setzte; weit schlimmer aber als dieser äußerliche

Umstand wirkte ein innerlicher: der Mangel an Ausbildung und an soldatischem Ehrgefühl. Denn der größte Theil der österreichischen Infanterie war -- aus Sparsamkeit — nicht länger als etwa ein Jahr wirklich unter den Fahnen gewesen; und wenn eine so kurze Dienstzeit bei den vielseitigen Anforderungen des heutigen Kriegshandwerks schon unzureichend ist, um auch nur die taktische Tüchtigkeit der Truppe zu sichern, so ist sie, namentlich bei so rohen Massen, als die Aushebungen in den meisten habsburgischen Kronlanden ergeben, absolut unzulänglich zur Erweckung des militärischen Selbstgefühls und der hingebenden Fahnentreue. Die kaum unterzubringende Anzahl der österreichischen Gefangenen und die Art, wie sie ihre Freiheit hingaben, hat diesen Satz unwiderleglich bewiesen.

Besser in der personellen Haltung als die Infanterie und im Material sogar den Preußen zum Theil überlegen war die Artillerie der Oesterreicher. Sie führte 800 durchweg gezogene Geschütze (zur kleineren Hälfte 8-Pfünder, zur größeren Hälfte 4-Pfünder) in's Feld, während unter den 792 Geschützen der I. und II. preußischen Armee 39 Prozent glatte 12-Pfünder figurirten. — Aber wenn hierin eine gewisse Ueberlegenheit zur Geltung kommen mochte, so stand es dafür um so schlechter um den letzten Theil des Heeres, um das Train- und Verpflegungswesen; es ist während des Krieges niemals auch nur formal fertig gestellt worden, und dieser Umstand hat sich bitter gerächt.

Sittlich und intellectuell viel höher als die österreichische Armee stand das freilich kleine — auch im Verhältniß zur Größe seines Landes — sehr kleine Heer des Königreichs Sachsen. Namentlich das Offiziercorps war dem der Oesterreicher namhaft überlegen. Die 16 Bataillons Infanterie, 4 Jäger-Bataillons, 16 Escadrons, 58 Geschütze und 2 Pionier-Compagnien dieser Truppe, die beim Beginn des Krieges ein Armeecorps der Nordarmee bildeten, gliederten sich in nachstehender

Ordre de Bataille.

Oberbefehlshaber: Kronprinz v. Sachsen.
Chef des Generalstabs: Gen. Maj. v. Fabrice.

I. Division.

Gen. Lieut. v. Schimpf.
Brigade Hake
" Carlowitz.
(Jede Infanterie-Brigade bestand aus 4 Infanterie- und 1 Jäger-Bataillon.)
2 Escadrons. 2 Batterien.

II. Division.

Gen. Lieut. v. Stieglitz.

Leibbrigade (Hausen)

Brigade Borberg (nach dem 29. Juni Wagner).

2 Escadrons. 2 Batterien.

Reiter-Division.

Gen. Lieut. v. Fritsch.

Brigade Prinz Georg

" Biedermann.

1 reitende Batterie.

Reserve-Artillerie.

Oberst Köhler.

5 Batterien.

2 Komp. Pioniere und Pontonabtheilung.

Der so zusammengesetzten Nordarmee Oesterreichs gegenüber stand nun der größte Theil des preußischen Volkes in Waffen. Seiner Gliederung lag die auch im Frieden geltende Eintheilung des Heeres in ein Gardecorps und acht Provinzialcorps zu Grunde. Die Linien-Truppen dieser neun Armeecorps standen sämmtlich an den Grenzen Böhmens. In Abgang kamen nur das halbe siebente Corps und die in Schleswig gestandene „combinirte Division" Manteuffel, welche mit den aus den Bundesfestungen herausgezogenen Besatzungen jene kleine, aber ruhmreiche Mainarmee bildeten, deren glänzende Thaten auf dem westlichen Kriegstheater außerhalb des Rahmens dieser Besprechungen fallen. Ersetzt wurden diese abgehenden Truppen durch ein neugebildetes „Reservecorps," welches sich aus den trefflichsten Landwehr-Regimentern und einem neugebildeten Artillerie-Regiment formirte, zunächst aber ebenfalls hier nicht in Betracht zu ziehen ist, weil es bestimmt war, unter dem General v. Mülbe die Besatzung des Königreichs Sachsen zu bilden.

Die wirkliche, zum Einrücken in Böhmen bestimmte preußische Feldarmee war 250,000 Mann stark, also nur etwa 22,000 Mann schwächer als die Effectivstärke der österreichisch-sächsischen Nordarmee und gliederte sich nach folgender

Ordre de Bataille.

Seine Majestät der König.

Chef des Generalstabs: Gen. der Inf. Frhr. v. Moltke.

Generalquartiermeister: Gen. Maj. v. Podbielski.

Kriegsministerium: Gen. der Inf. v. Roon.

Auswärt. Ministerium: Minister-Präsident Graf. Bismarck.

I. Armee.

Oberbefehlshaber: Gen. der Kav. Prinz Friedrich Karl, K. H.
Chef des Generalstabs: Gen. Lieut. v. Voigts-Rhetz.

(III. Armeecorps.)

5. Infant.-Division. Gen. Lieut. v. Tümpling.
   9. Brigade Schimmelmann (Regtr. 8 u. 48) Brandenburger.
   10. " Kamiensky (Regtr. 12 u. 18) Brandenbgr. u. Posener.
      Pionier-Bat. Nr. 3. } Brandenburger.
      Ulanen-Regt. Nr. 3. }
      1. Fußabth. Brandbg. Feld-Artillerie-Regts.
      Leichtes Feld-Lazareth u. 1 Sect. der Krankenträger-Komp.
      Branchen*) des III. Armeecorps.

6. Infant.-Division: Gen. Lieut. v. Manstein.
   11. Brigade Gersdorff (Regtr. 60 u. 35) } Brandenburger.
   12. " Kotze (Regtr. 24 u. 64) }
      Jäger-Bat. Nr. 3 } Brandenburger.
      Dragoner Regt. Nr. 2 }
      3. Fußabth. Brandbg. Feld-Artillerie-Regts.
      Leichtes Feld-Lazareth u. 2. Sect. der Krankenträger-Komp.

(IV. Armeecorps.)

7. Infant.-Division: Gen. Lieut. v. Fransecky.
   13. Brigade Schwartzhoff (Regtr. 26 u. 66) } Magdeburger.
   14. " Gordon (Regtr. 27 u. 67) }
      Pionier-Bat. Nr. 4 mit leichtem Feld-Brückentrain } Magdeburger.
      Husaren-Regt. Nr. 10 }
      1. Fußabth. Magdebg. Feld-Artillerie-Regts.
      Leichtes Feld-Lazareth u. 1. Sect. der Krankenträger-Komp.
      Branchen des IV. Armeecorps.

8. Infant.-Division: Gen. Lieut. v. Horn.
   15. Brigade Bose (Regtr. 31 u. 71) } Thüringer.
   16. " Schmidt (Regt. 72) }
      Jäger-Bat. Nr. 4 } Thüringer.
      Ulanen-Regt. Nr. 6 }
      3. Fußabth. Magdebg. Feld-Artillerie-Regts.
      Leichtes Feld-Lazareth u. 2. Sect. der Krankenträger-Komp.

---

*) Die sogenannten Branchen eines Armeecorps bestehen aus den nachstehenden Instituten:
Feld-Intendantur. — Feldlazareth-Direct. — Feldbäckerei-Amt. — Feld-Haupt-Proviant-Amt. — Corps-Kriegskasse. — Feldbäckerei-Kolonne. — Feld-Postamt. — Train-Bataillon. — Pferde-Depot. — 5 Proviant-Kolonnen.

II. Armeecorps.

Kommandirender General: Gen. Lieut. v. Schmidt.
Chef des Generalstabs: Gen. Maj. v. Kamecke.

3. Infant.-Division: Gen. Lieut. v. Werder.
5. Brigade Januschowsky (Regtr. 2 u. 42) } Pommern.
6. " Winterfeld (Regtr. 14 u. 54)
Jäger-Bat. Nr. 2 } Pommern.
Pionier- " "
Husaren-Regt. Nr. 5
1. Fußabth. Pommersch. Feld-Artillerie-Regts.
Leichtes Feld-Lazareth u. Sect. der Krankenträger-Komp.

4. Infant.-Division: Gen. Lieut. Herwarth v. Bittenfeld.
7. Brigade Schlabrendorff (Regtr. 9 u. 49) } Pommern.
8. " Hanneken (Regtr. 21 u. 61)
Ulanen-Regt. Nr. 4 (Pommern).
3. Fußabth. Pommersch. Feld-Artillerie-Regts.
Leichtes Feld-Lazareth u. Sect. der Krankenträger-Komp.

Vom Kavalleriecorps zum II. Armeecorps kommandirt:
3. schwere Kavallerie-Brigade: Goltz.
(Regtr.: Kürassiere Nr. 2 u. Ulanen Nr. 9) } Pommern.
1 reitende Batterie d. Art.-Regts. Nr. 2

Reserve-Artillerie: Puttkamer.
2. Fußabth. Pommersch. Feld-Artillerie-Regts.

Kolonnen-Abtheilung (9 Munitionskolonnen, 1 Pontonkolonne).

Branchen des II. Armeecorps.
3 schwere Feld-Lazarethe.

Kavalleriecorps.

Kommandirender General: Gen. der Kav. Prinz Albrecht, K. H.
Chef des Generalstabs: Oberstlieut. v. Witzendorff.

1. Kavallerie-Division: Gen. Maj. v. Alvensleben.
2. schwere Kav.-Brig. Pfuel (Magdb. u. Brandbg. Kürassiere),
1. leichte " " Rheinbaben (1. Garde-Dragon.; 1. u. 2. Garde-Ulanen).
2 reitende Batterien Garde-Feld-Art.-Regts.
Leichtes Feld-Lazareth u. Sect. der Krankenträger-Komp.

2. Kavallerie-Division: Gen. Maj. Hann v. Weyhern.
2. leichte Kav.-Brig. Herzog Wilh. v. Mecklenburg (2. Garde-Drag., Brandbg. Husar., 2. Brandbg. Ulanen).
3. " " " Grf. Gröben (Neum. Drag., Thüring. Hus.).
2 reitende Batterien Pommersch. Feld-Art.-Regts.

Leichtes Feld-Lazareth u. Sect. der Krankenträger-Komp.
Reserve-Artillerie: 1 reitende Batt. Pommersch. Feld-Art.-Regts.
Armee-Reserve-Artillerie:
Gen. Maj. Schwartz.
Brandenburg. Reserve-Artillerie } à 4 reitende u. 4 Fuß-Batterien
Magdeburg. " " } und 9 Munitionskolonnen.
Ponton-Kolonne.
Sechs schwere Feld-Lazarethe der I. Armee.

II. Armee.

Oberbefehlshaber: Gen. der Inf. S. K. H. der Kronprinz.
Chef des Generalstabs: Gen. Maj. v. Blumenthal.

Gardecorps.

Kommandirend. General: Gen. der Kav. Prinz v. Würtemberg, K. H.
Chef des Generalstabs: Oberst v. Dannenberg.
1. Garde-Infant.-Division: Gen. Lieut. Frhr. Hiller v. Gärtringen.
1. Garde-Infant.-Brig. Obernitz (1. u. 3. Garde-Regt. z. F.),
2. " " " Alvensleben (2. Garde-Regt. z. F. und Garde-Füsil.-Regt.).
Garde-Jäger-Bat.
" Husaren-Regt.
1. Fußabth. Garde-Artillerie-Regts.
Leichtes Feld-Lazareth u. Sect. der Krankenträger-Komp.
2. Garde-Infant.-Division: Gen. Lieut. v. Plonski.
3. Garde-Inf.-Brig. Budritzki (Grenad. Regtr. Alex. u. Elisabeth)
4. " " " Loën (" " Franz u. Augusta).
Garde-Schützen-Bat.
" Pionier " mit leichtem Feld-Brückentrain.
3. " Ulanen-Regt.
3. Fußabth. Garde-Artillerie-Regts.
Leichtes Feld-Lazareth u. Sect. der Krankenträger-Komp.
Vom Kavalleriecorps zum Gardecorps kommandirt:
1. schwere Kavallerie-Brigade: Prinz Albrecht (Sohn), K. H. (Garde du Corps und Garde-Kürassiere.)
1 reitende Batterie Garde-Feld-Art.-Regt.
Reserve-Artillerie: Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen.
2. Fußabth. G.-F.-A.-R. u. 1 reitende Batterie.
Kolonnen-Abtheilung (9 Munitions- u. 1 Pontonkolonne.)
Brauchen des Gardecorps.

I. Armeecorps.

Kommandirender General: Gen. der Inf. v. Bonin.
Chef des Generalstabs: Oberst v. Borries.
1. Infant.-Division: Gen. Lieut. v. Großmann.
1. Infant.-Brigade Pape (Regtr. 1 u. 41) } Preußen.
2. = = Barnekow (Regtr. 3 u. 43) }
Ost-Preuß. Jäger-Bat.
Littauisch. Dragoner-Regt.
1. Fußabth. Ost-Preuß. Artillerie-Regts.
Leichtes Feld-Lazareth u. Sect. der Krankenträger-Komp.
2. Infant.-Division: Gen. Lieut. v. Clausewitz.
3. Infant.-Brigade Malotki (Regtr. 4 u. 44) } Preußen.
4. = = Buddenbrock (Regtr. 5 u. 45) }
Ost-Preuß. Pion.-Bat. mit leichtem Feld-Brückentrain.
Leibhusaren Nr. 1. (Preußen.)
3. Fußabth. Ost-Preuß. Feld-Artillerie-Regts.
Leichtes Feld-Lazareth u. Sect. der Krankenträger-Komp.
Reserve-Kavallerie-Brigade: Bredow.
(Ost-Preuß. Kürassiere, Littauische u. Ost-Preuß. Ulanen.)
1 reitende Batterie.
Reserve-Artillerie: Oertzen.
2. Fußabth. u. reitende Abtheilung Ost-Preuß. F.-A.-R.
Kolonnen-Abtheilung (9 Munitionskolonnen).
Branchen des I. Armeecorps.

V. Armeecorps.

Kommandirender General: Gen. der Inf. v. Steinmetz.
Chef des Generalstabs: Oberst v. Wittich.
9. Infant.-Division: Gen. Maj. v. Loewenfeld.
17. Infant.-Brigade Ollech (Regtr. 37 u. 58) Westfal. u. Posen.
18. = = Horn (Königs-Grenad. u. 1. Schles. Jäger).
Schlesisch. Dragoner-Regt. Nr. 4.
1. Fußabth. Niederschles. Feld-Art.-Regts.
Leichtes Feld-Lazareth u. Sect. der Krankenträger-Komp.
10. Infant.-Division: Gen. Lieut. v. Kirchbach.
19. Infant.-Brigade Tiedemann (Regtr. 6 u. 46) Westpreußen u. Niederschlesier.
20. = = Wittich (Regtr. 47 u. 52) Niederschlesier u. Brandenburger.
Niederschles. Pionier-Bat.
West-Preuß. Ulanen-Regt.

3. Fußabth. Niederschles. Feld-Art.-Regts.
Leichtes Feld-Lazareth u. Sect. der Krankenträger-Komp.
Reserve-Artillerie: Kameke.
2. Fußabth. u. reitende Abth. Niederschles. Feld-Art.-Regts.
Kolonnen-Abtheilung (9 Munit.- u. 1 Pontonkolonne).
Branchen des V. Armeecorps.

VI. Armeecorps.

Kommandirender General: Gen. der Kav. v. Mutius.
Chef des Generalstabs: Oberst v. Sperling.
11. Infant.-Division: Gen. Lieut. v. Zastrow.
21. Infant.-Brigade Hanenfeld (Regtr. 10 u. 50) } Schlesier.
22. " " Hoffmann (" 38 u. 51) } Schlesier.
Schles. Pionier-Bat.
2. " Dragoner-Regt.
2. Fußabth. Schles. Feld-Art.-Regts.
Leichtes Feld-Lazareth u. Sect. der Krankenträger-Komp.
12. Infant.-Division: Gen. Lieut. v. Prondzinsky.
Komb. Infant.-Brig. Cranach (Regtr. 22 u. 23) Oberschles.
Schles. Jäger-Bat.
2. " Hus.-Regt.
2 Batt. d. 1. Fußabth. Schles. Feld-Art.-Regts.
Leichtes Feld-Lazareth u. Sect. der Krankenträger-Komp.
Reserve-Kavallerie: Graf Kalkreuth. (1. Schles. Hus.-Regt.)
Reserve-Artillerie: Scherbening.
Reitende Abth. u. 2. Batt. der 1. Fußabth. Schles. F.-A.-R.
Kolonnen-Abtheilung (9 Munit.- u. 1 Pontonkolonne).
Branchen des VI. Armeecorps.

Kavallerie-Division:

Gen. Maj. v. Hartmann.
Kürassier-Brig. Schoen (Schles. u. West-Preuß. Kürassiere),
Leichte " Witzleben (2. Leibhusar. u. Posensche Ulanen),
Landwehr " Frankenberg (1. Landw. Ulan., 2. Landw. Husaren).
2 reitende Batterien.
Leichtes Feld-Lazareth u. Sect. der Krankenträger-Komp.
Proviantkolonne.

Elbarmee.

Kommandirender General: Gen. der Inf. Herwarth v. Bittenfeld.
Chef des Generalsstabs: Oberst v. Schlotheim.

14. Infant.-Division: Gen. Lt. Graf zu Münster-Meinhövel.
27. Infant.-Brigade Schwartzkoppen (Regtr. 16 u. 56) } Westfal.
28. " " Hiller (" 17 u. 57) }
Westfäl. Jäger-Bat.
2 Komp. d. Westf. Pion.-Bat. nebst leichtem Feld-Brückentrain.
Westfäl. Dragoner-Regt.
1. Fußabth. Westfäl.-Art.-Regts.
Leichtes Feld-Lazareth u. Sect. der Krankenträger-Komp.
14. Kavallerie-Brigade: Graf v. d. Goltz. (2. Westfäl. Husar. u. Westfäl. Ulanen.)
Reserve-Artillerie VII. Armeecorps: Bülow.
2. Fußabth. u. 2 reitende Batterien Westfäl. Feld-Art.-Regts.
Kolonnen-Abtheilung (6 Munitionskolonnen).
Krankenträger-Komp. — Schweres Feld-Lazareth. — Pferdedepot. — Proviantkolonne.
15. Infant.-Division: Gen. Lieut. Frhr. v. Canstein.
29. Infant.-Brigade Stückradt (Regtr. 40 u. 65) } Rheinländer.
30. " " Glasenapp (" 28 u. 68) }
Rheinisches Pionier-Bat.
Königs-Husaren-Regt. (Rheinländer.)
3. Fußabth. Rhein. Feld-Art.-Regts.
Leichtes Feld-Lazareth u. Sect. der Krankenträger-Komp.
16. Infant.-Division: Gen. Lieut. v. Etzel.
31. Infant.-Brigade Schöler (Regtr. 29 u. 69) Rheinländer,
Füsilier-Brigade (Regtr. 33 u. 34) Ost-Preußen u. Pommern.
Rheinisches Jäger-Bat.
2 Batt. d. 1. Fußabth. Rhein. Feld-Art. Regts.
Leichtes Feld Lazareth u. Sect. der Krankenträger-Komp.
Reserve Kavallerie-Brigade: Kotze.
(Rhein. Kürassiere u. Rhein. Ulanen.)
1 reitende Batterie.
Reserve-Artillerie VIII. A.-C.: Hausmann.
(Reitende Abth. u. 2. Fußabth. Rhein. Feld-Art.-Regts.)
Kolonnen-Abtheilung (9 Munitionskolonnen).
Branchen des VIII. Armeecorps.
3 schwere Feld-Lazarethe.

Nach diesem Blick auf Stärke und Eintheilung der Armeen müssen wir uns ihre strategische Lage und ihre Aufstellungen vergegenwärtigen.

Wenn Oesterreich angriffsweise verfahren wollte, so boten sich ihm zwei Hauptwege dar: einer durch Schlesien, der andere durch die Lausitz und Sachsen. Ersterer gewährte die Vortheile, daß er den Krieg sehr schnell auf preußisches Gebiet spielte, daß der Concentrationspunkt zum Angriff nicht zu fern vom Centrum des Reiches (nämlich bei Olmütz und Troppau) lag und daß das eroberte Schlesien, der noch immer nicht verschmerzte Verlust Maria Theresia's, auf alle Fälle als kostbares Pfand oder als directe Territorialabfindung Oesterreichs verwerthet werden konnte.

Dem gegenüber bot ein Einfall von Böhmen her — sei es über Dresden oder über Görlitz — große Vortheile anderer Art. Wenn er mit vehementer Schnelligkeit unternommen wurde, so konnte ein gewaltiger Vorstoß über Dresden das befreundete Sachsen durch die Offensive vor der Invasion der Preußen schützen; ja selbst dann noch, wenn man Sachsen aufgab und sich auf ein Vorgehen durch die Lausitz beschränkte, so konnte hier doch unmittelbar gegen die feindliche Hauptstadt operirt werden und man gewann einen großen strategischen und moralischen Vorsprung. Was aber von höchster Wichtigkeit war: das Zusammengehen mit den süddeutschen Armeen, auf das man doch von Anfang an sein Augenmerk gerichtet, war bei einer Operation von Böhmen aus gegen Berlin möglich und — falls es gelang und falls die süddeutschen Truppen das waren, was sie sein sollten — sicherlich auch von außerordentlicher Wirkung, da es zu einer Centralbewegung unmittelbar gegen den Kernpunkt der feindlichen Macht führen mußte. Das natürliche Concentrationsterrain für einen solchen Angriff war das nordöstliche Böhmen, das Land zwischen Iser und Ober-Elbe mit dem Centralpunkt Gitschin; denn alle aus dem östlichen Sachsen, aus der Lausitz und aus Schlesien bis Reinerz hin, nach Böhmen führenden Straßen münden in dies Quellgebiet von Iser und Elbe, oder werden von ihm beherrscht. Von hier aus führen ferner zwei Eisenbahnen nach Norden, während die Bahn-Linie Josefstadt-Turnau alle Bewegungen in der Stellung erleichtert, die Linie Prag-Pardubitz bequemste Gelegenheit zu Bewegungen auf der Basis bietet und weiterhin die Pilsener Bahn die Communication mit Bayern auch hinter der Front sicherte. — Noch größer aber erscheinen die Vortheile dieser Stellung im Flußviereck zwischen Elbe und Iser, sobald man sie im defensiven Sinne auffaßt. Eine hier concentrirte Armee konnte je nach Umständen und Wahl mit ungetheilter, also unter allen Verhältnissen weit überlegener Macht jedem Feinde entgegentreten, der aus dem Erzgebirge oder den schlesischen Päffen debouchiren wollte, konnte ihm je nach Befinden den Heraustritt aus den Bergen gänzlich verbieten, oder kleinere Theile einzeln herauslassen und einzeln vernichten, ja sie konnte möglicherweise

dies Spiel so lange treiben, bis eine Diversion der süddeutschen Armeen nach Nordost den Gegner zu einer Theilung oder Schwenkung zwang und sich hiemit die Gelegenheit zu einem vielleicht entscheidenden Gegenstoße gab.

Die Stellung zwischen Elbe und Iser bot also für Angriff und Vertheidigung die größten Vortheile. Einen Nachtheil aber hatte sie freilich auch: sie lag entfernt vom Centrum des Staates; und obgleich die österreichische Armee einen großen Zeitvorsprung vor der preußischen voraus hatte in Bezug auf die Rüstungen, so war sie doch Betreffs des Aufmarsches im Nachtheil, da sie nach Norden eigentlich nur eine einzige Eisenbahnstrecke benutzen konnte, während den Preußen für ihre Concentrationsbewegung fünf durchgehende Bahnlinien zur Verfügung standen — auch eine sprechende Illustration der höheren wirthschaftlichen Entwicklung des deutschen Nordens. — Aber dieser Nachtheil der Verlangsamung des Aufmarsches bei der Wahl der Stellung Gitschin verschwand, oder existirte vielmehr gar nicht, sobald man Zeit hatte. Und Zeit konnte man sich nehmen, soviel man wollte; denn es hing ja nur von Oesterreich ab, den Ausbruch des Krieges zu verschieben. Wenn es den Bundesbeschluß, welchen es am 14. Juni herbeiführte, bis zum 1., ja bis zur Mitte des Juli hinzögerte, wie das durchaus erreichbar war, so konnte der Aufmarsch bei Gitschin vollzogen und die österreichischen Rüstungen vollendet sein. Es kam nur darauf an, daß die Heißsporne der österreichischen Diplomatie Schritt hielten mit dem berühmten „Immer langsam voran!" der österreichischen Landwehr; oder, ernsthaft gesprochen, darauf kam's an, daß ein einheitlicher höchster Wille alle Branchen des Staatsorganismus zu einem und demselben Zwecke mit klarem Bewußtsein leitete. An einem solchen Willen aber hat es offenbar gefehlt; die Diplomaten begannen den Krieg, als der Aufmarsch der Armee, mit der sie fechten wollten, noch nicht geschehen war.

Dieser mangelhafte Accord zwischen Politik und Heeresleitung scheint aber auch in letzterer selbst große Unsicherheit erzeugt, ja sogar die Cardinalfrage: Offensive oder Defensive? fast bis zum letzten Augenblicke unentschieden gelassen zu haben. Denn nur so erklärt sich die Aufstellung des Feldmarschalls Benedek.

Das österreichische Heer stand in einem großen Bogen von Teplitz bis Krakau. Ursprünglich und bis zur Mitte des Juni hielten sich die Corps so weit von den Grenzen entfernt, daß zu einer Einmarschvereinigung in Preußisch-Schlesien mehr als eine Woche erforderlich gewesen wäre. Seit dem 17. Juni aber begann sich die Hauptmacht durch einen als Truppenleistung hochanerkennenswerthen Gewalt-Flankenmarsch nach Westen zwischen Josefstadt und Olmütz zu concentriren. Bei Olmütz

selbst stand das VI. Corps und die schweren Kavallerie-Divisionen, vor sich bei Troppau und Teschen 2 Brigaden des IV. Corps und bei Böhmisch-Trübau das II. Corps Front gegen die Grafschaft Glatz. Bei Brünn cantonnirten das III., VIII. und X. Corps als Reserven. Diese Truppen bildeten das Centrum der österreichischen Armee. — Den äußersten rechten Flügel der Aufstellung bezeichnete das kleine (6000 Mann starke) Corps des Generals Trentinaglia und die 2. leichte Kavallerie-Division. Auf dem linken Flügel aber stand das I. Corps Clam-Gallas nebst der leichten Kavallerie-Division Edelsheim bei Jung-Bunzlau und die Brigade Ringelsheim mit einem Husarenregiment auf dem linken Ufer der Elbe bei Teplitz. — Clam-Gallas hatte den Auftrag, den Marsch der Sachsen von der Elbe zur Hauptarmee bei Josefstadt zu schützen; doch wurden die sächsischen Truppen, nachdem sie sich bei Theresienstadt gesammelt hatten und eine Zeit lang nutzlos in Böhmen hin und her gefahren worden, zur Verstärkung des Armeecorps von Clam-Gallas selbst bestimmt, welcher am 21. Juni Ordre erhielt, sich unter die Befehle des Kronprinzen von Sachsen zu stellen. Die so combinirte Truppenmasse von 60,000 Mann empfing zugleich damit die Bestimmung, den noch immer nicht vollendeten Aufmarsch der Oesterreicher bei Josefstadt gegen Nordwesten zu sichern.

Faßt man diese österreichische Aufstellung in's Auge, so muß man staunen über die außerordentliche Ausdehnung derselben, welche alle die natürlichen Vortheile muthwillig vernichtete, die den Oesterreichern aus ihrer centralen Position in Böhmen eigentlich ganz von selbst und scheinbar unabweisbar zufallen mußten. Ueber Zweck und Bedeutung von Benedek's Stellung ist viel gemuthmaßt, geschrieben und gestritten worden. Oesterreichische Federn haben ihr beim Beginne des Krieges verschiedene namhafte Vortheile zuerkennen wollen, von denen sie zwei als ersten Ranges bezeichneten. Zunächst nämlich das Verdecken der wahren österreichischen Absichten, so daß die preußische Führung bis zum letzten Augenblicke unsicher darüber gewesen wäre, ob der Feldmarschall Benedeck durch die Lausitz, oder durch Oberschlesien vorbrechen werde; zweitens aber das Hinhalten der Entscheidung um Zeit zu gewinnen, sowohl zur Fertigstellung der eignen verschleppten und noch immer nicht vollendeten Rüstungen, als namentlich auch derer der süddeutschen Verbündeten. — Wir haben darauf hingewiesen, daß der Zeitgewinn in ganz anderer Weise, nämlich auf diplomatischem Wege, unendlich viel wirksamer zu erzielen war, wir wissen auch, daß das lange Verharren Benedek's in seiner weit auseinander gezogenen Stellung vielmehr Zeitverlust war, wir müssen also diesen Grund von vornherein zurückweisen und vermögen nicht anders zu urtheilen, als daß Benedek's Verhalten ein handgreifliches Zeugniß

dafür ablegt, wie durch Halbwillen und Unentschiedenheit auch die allergünstigsten Vorbedingungen und die glänzendsten Vortheile einer strategischen Position von vornherein aufgeopfert werden können. Um aber auch den anderen Vortheil zu berühren, welchen die Oesterreicher ihrer Aufstellung vindicirten, so ist nicht zu verkennen, daß dieser freilich erreicht wurde. Der preußische Generalstab konnte nicht wissen, was der österreichische wollte, wenn dieser selbst es nicht wußte; und wenn die Theilung der preußischen Armee in eine sächsisch-böhmische und in eine schlesische die Folge hievon war (was, wie wir sehen werden, nur sehr bedingt der Fall war), so durfte die Wiener Phrase mit vollem Rechte rühmen, daß es jener wunderbaren Stellung Benedek's, die weder offensiv noch defensiv war, die mit lüsternen Armen Schlesien zu umfangen strebte und sich doch bis Teplitz verzettelte, die sich in Böhmen zu behaupten suchte und doch den Südwestdeutschen keine Stütze bot — daß es dieser außerordentlichen Stellung gelungen sei, vor der Aktion die Feinde zu theilen. —

Ueber diese Theilung der preußischen Heere und die Aufstellung zweier großer Hauptarmeen spricht sich indeß die kriegsgeschichtliche Abtheilung des großen Generalstabs folgendermaßen aus: „Nichts wäre erwünschter gewesen, als für die gesammte Streitmacht eine Aufstellung zu finden, welche gleichzeitig Berlin und Breslau gedeckt hätte, wenn sie auch vorerst das Land links der Elbe und an der oberen Oder nicht schützen konnte. Der geeignetste Punkt dafür wäre Görlitz gewesen. Die Schwierigkeiten, welche bei Anhäufung einer Viertelmillion Menschen für die Verpflegung entstehen, hätten besiegt werden können, wenn ein baldiges Vorgehen in Aussicht stand: sie wurden aber unübersteiglich, wenn man auf ganz unbestimmbare Zeit in solcher Versammlung abwarten sollte, ob es überhaupt zum Handeln kam.

Die Concentrirung der ganzen Armee an einem Punkte, sei es bei Görlitz oder vollends in Ober-Schlesien, erforderte einen bedeutenderen Aufwand an Zeit. Denn, mußte auf wenigen und schließlich auf nur einer Eisenbahn transportirt werden, so verzögerte sich der Aufmarsch des Ganzen um mehrere Wochen. Die Marken und Schlesien bedurften aber eines sofortigen Schutzes; und so blieb nur die Aufstellung von zwei getrennten Armeen übrig.

Daß dabei ein concentrirtes österreichisches Heer sich mit ganzer Kraft auf die eine Hälfte des preußischen werfen konnte, lag klar zu Tage; aber welche Anordnung man auch traf, keine vermochte die geographische Natur des Kriegsschauplatzes zu ändern, oder den Umstand zu beseitigen, daß ein Feind in Böhmen zwischen der Lausitz und Schlesien steht."

Wir wissen, daß die österreichische Führung selbst alles irgend Mögliche that, um jenen für Preußen so beengenden Umstand dadurch zu beseitigen, daß sie mit ihrer Hauptmacht eben nicht in Böhmen, sondern in Mähren Stellung nahm.

Fassen wir nun die Aufstellung der getrennten preußischen Armeen näher in's Auge. — Den rechten Flügel bildete die Elbarmee des General v. Herwarth ($1\frac{1}{2}$ Armee-Corps, ungef. 44,000 Mann). Sie stand bei Dresden, ihre Avantgarde an der böhmischen Grenze. Das Centrum war die Armee des Prinzen Friedrich Karl (3 Armee-Corps und das Kav.-Corps, 97,000 Mann). Sie cantonnirte in der Lausitz zwischen Bautzen, Zittau und Görlitz. In Schlesien mit dem Hauptquartier zu Neiße stand die Armee des Kronprinzen (4 Armee-Corps, 125,000 Mann). So war die Anordnung; und fertig war hier Alles. Kampfgerüstet und schlagfertig harrten die Heere des Angriffs, und es kam nur darauf an, wie dieser einzuleiten, wie die Vereinigung der in weitem Bogen das Böhmerland umgebenden Heere herbeizuführen sei: ob durch einen großen Flankenmarsch der schlesischen Armee innerhalb der eigenen Grenzen, ob durch eine Concentrirung vorwärts im Lande des Feindes.

Vorsichtiger und den hergebrachten Regeln rechnender Strategie angemessener erscheint die erste Form der Vereinigung. Denn eine Concentrirung der preußischen Heere in der Lausitz, wie sie von dem Augenblicke an, wo Benedek seinen Flankenmarsch nach Böhmen antrat, sehr wohl in der Möglichkeit lag, vermied es, mit getheilten Kräften das Machtgebiet des Feindes zu betreten und schützte in jedem Falle mit Sicherheit davor, daß die preußischen Armeen, oder doch eine von ihnen, einzeln von der Gesammtmacht des Feindes angegriffen wurde. — Aber eine solche Concentrirung im Inlande kostete — abgesehen von manchen anderen Bedenken — ohne Frage viel mehr Zeit als eine Vereinigung vorwärts in Feindes Land. Der Vorsprung an Zeit aber war Angesichts des jetzt noch unvollendeten, aber täglich fortschreitenden Aufmarsches der österreichischen Armee und der im Aufschwung begriffenen Rüstungen Süddeutschlands viel, sehr viel werth. Die Concentrirung vorwärts war überdies großartiger, kühner, überraschender und, wenn sie gelang, namentlich wenn sie auf dem Schlachtfelde gelang, von gewaltiger Fruchtbarkeit. Und auch nicht ohne Beispiel war eine solche Disposition. Schon einmal und zwar zur Zeit des großen Friedrich 1757 war die strategische Lage zwischen Preußen und Oesterreich eine höchst ähnliche gewesen. Damals standen nach dem ersten Feldzuge des siebenjährigen Krieges, dessen Erfolg die Besetzung Sachsens gewesen, gradeso wie im Jahre 1866 drei

preußische Armeen: Fürst Moritz, der König und Graf Schwerin in Sachsen und Schlesien bereit zum Einbruch in Böhmen, und auch damals hatten sie ihre Vereinigung vorwärts bei Prag erstrebt und erreicht. Friedrich selbst urtheilte über diesen concentrischen Anmarsch wie folgt: „Le project de campagne était, que ces corps, pénétrant à la fois en Bohême, arrivassent par différentes directions à Prague, qui leur servirait de point de raillement. On pouvait se promettre, que ce grand mouvement jetterait une confusion étonnante dans les différens corps des ennemis, répandus dans leurs quartiers; on pouvait espérer, d'en surprendre les uns et d'avoir occasion, d'engager des affaires particulières avec les autres, pour en faire périr une parti en détail; ce qui donnerait un ascendant et une superiorité aux Prussiens pour le reste de la campagne et pourrait les mener à une action décisive, dont le succès fixerait le sort de cette guerre." — Die Erfolge dieser Dispositionen Friedrich's wären auch in der That groß gewesen, und seine Berechnung wäre eingetroffen, wenn die Schlacht von Prag so „décisive" war, wie er gehofft. Aber indem sich die preußische Armee von 1866 entschloß, denselben Weg zu gehen, den der große König 1757 gewandelt, so legte sie sich zugleich die klar erkannte Pflicht auf, ihre Anmarschkämpfe so vollkommen auszubeuten, als nur irgend in ihren Kräften stand, und so bald als möglich eine Schlacht zu schlagen, welche entscheidungsvoller sein mußte, als die von Prag, so daß kein Kolin ihr folgen konnte.

Als Point de Raillement durfte Prag diesmal nicht dienen; erstlich hatte es nicht mehr die Wichtigkeit wie im vorigen Jahrhundert, und dann war die preußische Aufstellung in Sachsen, der größtmöglichsten Concentrirung der Armeen wegen, diesmal um etwa 12 Meilen weiter nach Osten geschoben als 1757. Um die gleiche Meilenzahl lag denn auch das diesmalige Operationsziel weiter nach Osten: das Plateau von Gitschin nämlich, das, wie bereits auseinandergesetzt, eine den östlichen Theil von Böhmen strategisch beherrschende Lage hat.

Der Vormarsch wurde im Allgemeinen der Art angeordnet, daß der Kronprinz vier Tage später in Böhmen einrücken sollte, als die I. und die Elb-Armee, weil er den kürzeren, aber viel beschwerlicheren und bedrohteren Weg hatte und weil es von hohem Werthe war, wenn zu der Zeit, wo die II. Armee aus den schwierigen Defileen des schlesischen Gebirges debouchiren mußte, Prinz Friedrich Karl dem Vereinigungspunkte schon nahe war und seinen erlauchten Vetter nöthigenfalls degagiren konnte. — Dennoch fiel die erste Bewegung, welche eine bestimmte Andeutung von der beschlossenen Offensive gab, der Armee des Kronprinzen zu, da dieser

am 19. Juni den Befehl erhielt, nur ein Corps bei Neiße stehen zu lassen, mit den anderen Corps aber nahe an die Grenze bei Glatz und Landeshut zu rücken.

Auf drei Hauptpunkten, in einer Frontlänge von 20 Meilen, sollte die preußische Armee die böhmische Grenze überschreiten:

1) Die Elb-Armee von Dresden über Neustadt durch die Pässe von Schluckenau auf Gabel.
2) Die I. Armee und das Kavallerie-Corps von Zittau, Görlitz und Lauban durch die Pässe von Krottau, Friedland und Neustädtl auf Reichenberg.
3) Die II. Armee von Landeshut und Glatz durch die Pässe bei Liebau auf Trautenau und Eypel und durch den Paß von Nachod auf Skalitz.

Wir wollen das glorreiche Vordringen dieser Armeen Schritt für Schritt verfolgen und beginnen mit dem Vormarsche der Elb-Armee und der des Prinzen Friedrich Karl, deren Operationen man als gemeinsame betrachten darf.

I. Die Kämpfe der I. Armee und der Elb-Armee.
(Podol, Hünerwasser, Münchengrätz, Gitschin.)

Die Elb-Armee und die I. Armee, welche, wie eben bemerkt, über Gabel und Reichenberg in Böhmen eindrangen und mit der Richtung nach Südosten dem Plateau von Gitschin zustrebten, fanden sich gegenüber die vereinigte Armee des Kronprinzen von Sachsen und des Grafen Clam-Gallas. Sie waren diesem combinirten Corps, welches, wie erwähnt, nur 60,000 Mann stark war, um mehr als das Doppelte überlegen. Ein wirkliches Verhindern des Einmarsches und des Vordringens in Böhmen war dem Grafen Clam unter solchen Verhältnissen allerdings nicht möglich; wohl aber konnte er beides in hohem Grade erschweren, da ihm die Terraingestaltung mit seltener Gunst zur Seite stand. Die preußischen Corps waren bei ihrem Anmarsch auf wenige ganz bestimmte und sehr leicht zu sperrende Straßen beschränkt, welche dem Grafen Clam allenthalben Gelegenheit boten, die Vortheile der Defileevertheidigung zur vollen Geltung zu bringen und den Preußen namhaften Aufenthalt zu bereiten. Damit aber wäre kein geringer Erfolg erzielt gewesen, weil viel darauf ankam, daß zu der Zeit, wo der Kronprinz aus den schwierigen schlesischen Gebirgen zu debouchiren hatte, Prinz Friedrich Karl und Herwarth schon weit genug vorgerückt waren, um den Feldzeugmeister Benedek zu hindern, sich mit allzu großer Macht gegen die II. Armee zu wenden. — Graf

Clam hat sich diese Vortheile der Defileevertheidigung von vornherein gänzlich entgehen lassen und zwar vermuthlich deshalb, weil ihm Benedek ausdrücklich eine Aufstellung bei Jung-Bunzlau vorgeschrieben und ihm somit in verhängnißvoller Weise die Hände gebunden hatte. Aber freilich auch die Vorzüge der Stellung von Jung-Bunzlau, welche im Fluß und in der mit der Grenze parallel laufenden Iserbahn eine ganz besonders glücklich ausgestattete Basis besaß, hat Graf Clam, wie wir sehen werden, nicht genügend verwerthet.

Es war am frühen Morgen des 23. Juni, als die Heeressäulen des Prinzen Friedrich Karl und Herwarth's mit lautem Jubel und kriegerischem Sange die Grenze Böhmens überschritten. Auf der Hauptstraße Schluckenau-Rumburg avancirte General von Herwarth. Von der Armee des Prinzen Friedrich Karl ging das IV. Armeecorps, gefolgt von dem II. und dem Kavalleriecorps, längs der Eisenbahn Zittau-Reichenberg vor, indeß das III. Corps weiter nach Osten über die schlesisch-böhmischen Pässe von Schönwald und Neustädtl auf Friedland dirigirt ward. Nur unbedeutendes Kavalleriegeplänkel ließ die Teten der Avantgarden etwas von der Nähe des Feindes bemerken; aber diese kleinen Scharmützel weckten Lust und Zutrauen; denn sie zeigten den preußischen Reiter gegenüber den berühmten kaiserlichen Husaren durchaus sattelfest und tüchtig.

Schon am folgenden Tage (24. Juni) besetzte der Prinz die Stadt Reichenberg, General Herwarth Gabel. Nur noch die drei Meilen breite Kette des Lausitzer Gebirges trennte sie. Wollte Graf Clam einen von beiden einzeln attaquiren, wie das eigentlich in der Natur der Sache lag, so war jetzt der letzte Augenblick dazu; aber er benutzte ihn nicht, und die Bewegung der Preußen zur Vereinigung vorwärts nahm ihren ungestörten, wenn auch etwas langsamen Verlauf. Denn das Streben nach engem Zusammenhalten der Truppen, nach straffem Heranziehen aller Theile und nach planmäßiger, vollständigster Basirung ließ den Prinzen Friedrich Karl, dessen ganze Art zu handeln, seitdem er Feldherr ist, den Charakter der Vorsicht und der wohlbedachten Sicherheit trägt, am 25. Juni keinen wirklichen Schritt vorwärts thun. Nur ein Theil der Vortruppen (8. Div. und Kav.-Div.) avancirte. Vom höchsten Werthe aber war es, daß der Prinz an diesem Tage die Verbindung nach rückwärts durch Wiederinstandsetzung der Zittau-Reichenberger Bahn in der möglichst vollkommenen Weise herstellen ließ und damit den Nachschub jeder Art von Armeebedürfnissen förderte und sicherte. — Die Elbarmee überschritt am 25. Juni den Kamm des lausitz-böhmischen Gebirges.

Folgenden Tages setzte sich auch die I. Armee wieder in Marsch. Halbwegs Reichenberg und Turnau bei Liebenau und Schloß Sichrow

stieß ihre Avantgarde, die Division Horn (vom IV. Armeecorps), auf die österreichische 1. leichte Kavallerie-Division. Es entspann sich ein fast fünfstündiger Artilleriekampf, der, weil auf sehr große Entfernungen geschossen wurde, beiderseitig nur äußerst geringe Verluste zur Folge hatte und damit endete, daß die österreichische Kavallerie sich auf Münchengrätz zurückzog. Hiermit aber war zugleich Turnau preisgegeben, jener wichtige Eisenbahnknotenpunkt, wo die böhmischen Bahnen von Nord, Südwest und Südost zusammentreffen, ein Punkt, den so leichten Kaufes aufzugeben, wahrlich keine Veranlassung vorlag.

Prinz Friedrich Karl besetzte denn auch noch am selben Abend Turnau mit der Division Fransecki und ließ sogleich eine Pontonbrücke über die Iser schlagen. Die Division Horn aber rückte eine Meile weiter nach Westen, um sich Podols zu bemächtigen, eines Punktes, der als Brückendefilee deshalb eine große Wichtigkeit besaß, weil hier sowohl die Reichenberger Straße als die Eisenbahn Turnau-Prag die Iser überschreitet und dessen Besetzung also zur völligen Sicherung der Verbindung mit der Elb-Armee nothwendig war.

Podol war von den Oesterreichern nur schwach besetzt und gar nicht verschanzt, weil Graf Clam durchaus von der Ansicht ausgegangen war, daß das Vorgehen der Preußen ganz vorzugsweise von Gabel und nur in geringem Maße von Reichenberg her zu erwarten sei. Daher hatte man freilich die Iserbrücken zum Abbrennen eingerichtet und starke Verschanzungen bei Kosmanos angelegt, die wichtigen Uebergänge von Turnau und Podol aber leichtsinnig vernachlässigt. Die Avantgarde der Division Horn konnte somit nach einem ganz leichten Gefechte Podol besetzen. — Im Laufe des Nachmittags aber war bei Clam ein Befehl Benedek's eingetroffen, der ihn anwies „Turnau und Münchengrätz (also die Iserlinie) um jeden Preis zu halten." In Folge dessen beschloß Graf Clam einen Offensivstoß gegen die rechte Flanke der I. Armee auszuführen, um auf diese Weise womöglich die vertheidigungsfähige Stellung von Liebenau und den wichtigen Knotenpunkt von Turnau wiederzugewinnen, welche beide zu einer dauernden Vertheidigung der Iserlinie durchaus unentbehrlich waren. Die Einleitungen zu diesem Vorstoß sollten sofort, noch am Abend des 26. Juni, getroffen werden und zwar sollte die Brigade Poschacher (von Schleswig her als die „Eiserne Brigade" bekannt) bei Podol die Iser überschreiten, jenseits derselben Stellung nehmen und dadurch den für den folgenden Morgen befohlenen Uebergang der anderen Corps vorbereiten und schützen.

Es war eben dunkel geworden, als die Eiserne Brigade Podol erreichte, die Brücken überschritt und das nur schwach besetzte Dorf nach

mehrstündigem heißen Kampfe in der dunklen Dorfstraße mit wiederholten Sturmangriffen nahm. Aber nur sehr kurze Zeit blieb sie im Besitze desselben. Vier Bataillone der Brigade Bose traten um Mitternacht frisch auf den Kampfplatz; zugleich mit ihrem Kommen war auch der Mond aufgegangen, und bei seinem hellen Schein drangen die tapferen Thüringer unaufhaltsam vorwärts. Vergeblich erschien Clam-Gallas selbst an Ort und Stelle; vergeblich führte er der Brigade Poschacher frische Unterstützung zu; vergeblich suchte sich die Vertheidigung auf die massiven Häuser des Ortes und auf improvisirte Barrikaden zu stützen: Die Unwiderstehlichkeit des preußischen Angriffs und das niederschmetternde Feuer des Zündnadelgewehrs zwangen die Eiserne Brigade zum Rückzuge. Auch die Iserübergänge zu halten, gelang den Oesterreichern, trotz der an Ort und Stelle entwickelten bedeutenden Uebermacht, nicht mehr, und so beleuchtete denn der heraufdämmernde Morgen des 27. Juni den vollständigen Sieg der Preußen in einem heißen aber glänzenden Nachtgefechte und über eine Brigade, deren Ruhm in der preußischen Armee seit Schleswig feststand. Dies Ereigniß steigerte das Selbstgefühl der I. Armee von vornherein bedeutend und machte überall in Deutschland den entschiedensten Eindruck. — Allein 500 Gefangene fielen in die Hände der Division Horn.

Auch die Elbarmee hatte an diesem Tage ruhmreich die Feuertaufe empfangen. Ihre Avantgarde (unter General v. Schöler) traf gegen Mittag bei Hünerwasser ein und warf die Vorposten der Brigade Leiningen eine Meile zurück. Ein kleines Reitergefecht unserer rheinischen Königs-Husaren erhöhte auch bei dieser Gelegenheit die Zuversicht der preußischen Kavallerie, da sie sich den vielberühmten Magyaren völlig gewachsen zeigte. Gegen Abend machte General Gondrecourt einen Vorstoß gegen Hünerwasser, indem er das Regiment Gyulay und ein Jägerbataillon, wie es heißt zur Recognoscirung, vorführte. Es entspann sich ein heftiges Gefecht, vorzugsweise in hohem Stangenholz, wo die böhmischen Jäger zu großer Wirksamkeit kamen; dennoch aber reussirte Graf Gondrecourt nicht und wurde mit schweren Verlusten auf Nieder-Gruppai zurückgeworfen.

Glorreich und mit glücklicher Vorbedeutung war somit der Krieg begonnen; beide Ufer der Iser befanden sich im Besitz der Preußen; der Vormarsch nach Gitschin konnte mit voller Freiheit unternommen werden.

Indessen trat am 27. Juni wieder eine Art von Stillstand oder vielmehr Arrangement innerhalb der gewonnenen Positionen ein. Der Aufmarsch der nun strategisch vollständig vereinigten Elb- und I. Armee wurde vollendet, die Iserlinie ganz in Besitz genommen und vorbereitende Anordnungen zu den Offensivbewegungen für den folgenden Tag getroffen.

Leider griffen diese Anordnungen nicht weit genug hinaus, um die Austro-Sachsen zu verhindern, sich der sie immer enger umstellenden Uebermacht, welche sie zu erdrücken drohte, durch den Abmarsch zu entziehen. Und dennoch wäre dies bei dem zaudernden Verhalten Clam's wohl möglich gewesen.

Hätten nämlich die Preußen den Paß von Podkost (zwischen Podol und Sobotka) vor den Oesterreichern besetzt, so waren diese von hier aus mit einem Flankenangriff bedroht, der, verbunden mit der Offensive Herwarth's gegen die Front von Münchengrätz, verhängnißvoll werden mußte für die österreichisch-sächsische Armee. Jene Verzögerung der preußischen Bewegungen am 27. erlaubte jedoch dem Grafen Clam das Defilee mit der Brigade Ringelsheim zu besetzen. Damit aber sicherte er sich auch für den 28. die Möglichkeit des Abmarsches auf Gitschin, und der Angriff der Preußen, welcher am 27. zu einer vernichtenden Centralbewegung geführt hätte, lief nunmehr auf ein großes Arrièregardengefecht hinaus.

Dies Arrièregardengefecht aber war glänzend. Auf dem rechten Iserufer im Dorfe Kloster und auf dem linken Ufer in der Stadt Münchengrätz stand die österreichische Brigade Leiningen. Südlich hinter der Stadt bivakirten die Sachsen. Rechts von ihnen, auf dem isolirten steilen und vieldurchschluchteten Felsplateau des Musky-Berges nahm Clam am 27. Juni mit drei Brigaden seines Corps eine an sich fast unüberwindliche, namentlich für die Artillerie unübertreffliche Flankenstellung gegen Podol. Er wurde, wie bemerkt, zunächst nicht angegriffen und beschloß nun seinen Abmarsch für den folgenden Tag. Schon hatte er in der Frühe des 28. Juni die erste leichte Kavallerie-Division nach Gitschin in Marsch gesetzt und war eben im Begriff, gleichfalls abzumarschiren, als in West und Nord der Angriff der Preußen erfolgte. Es entwickelten sich zwei große Sondergefechte. General Herwarth von Hünerwasser her nahm Nieder-Gruppai und Weisleinen, bemächtigte sich Klosters und schlug, da die Oesterreicher im Weichen die Iser-Brücke angezündet, Angesichts des Feindes eine Pontonbrücke über den Fluß. Unterdeß gelang es der trefflichen Wirkung seiner Artillerie, die Brigade Leiningen und mit ihr die Sachsen zur Aufgabe von Münchengrätz und hiermit auch zum Abmarsch auf Fürstenbrück zu nöthigen, den sie um so mehr zu beschleunigen Ursache hatten, als die Division Münster nördlich von Münchengrätz, die Division Canstein aber bei Backofen die Iser überschritt und die Sachsen somit Gefahr liefen, vollständig eingeschlossen zu werden.

Während dieses Kampfes der Elb-Armee mit den Sachsen attaquirte die Division Horn von Podol her die Stellung des Grafen Clam. Prinz

Friedrich Karl war hier selbst zugegen und führte von einem Hügel am Iserufer aus die Oberleitung des Gefechts. Kampffreudig stürmten, trotz der brennenden Sonnenglut und des furchtbaren Staubes, die braven Bataillone vor; aber die plötzlich demaskirte Batterie des Musky-Berges gebot ihnen durch verderbliches Granatfeuer in dem sumpfigen Thale von Brzlna und Banda endlich Halt.

Indeß nun die Division Horn im Thale peinliche, schwere Momente des Abwartens im heftigsten Feuer durchlebte, vollzog die Division Fransecky mit der größten Anstrengung auf steilen schmalen Felspfaden und durch feuchte glatte Schluchten eine Umgehung der flankirenden österreichischen Stellung. In schnell verlaufendem Kampf, aber mit ungeheurer Anstrengung erstürmte sie das Plateau; die Division Horn gewann wieder Luft, und nun avancirten die vier Brigaden gemeinschaftlich. Bald mußten die Oesterreicher die ganze Berggruppe räumen; sie verloren auch das an dem Südfuß derselben gelegene Dorf Bossin, und bei diesem Orte reichten die Spitzen der Angriffstruppen der Elbarmee der hier im Kampfe stehenden 7. Division der I. Armee die Hand. Die Vereinigung der Armeen Friedrich Karl's und Herwarth's war hiermit also auch taktisch vollzogen. Clam-Gallas zog sich, mit einem Verlust von 1500 Gefangenen, in der Richtung auf Gitschin nach Sobotka zurück. Daß er hier Halt machen, sogar bivakiren und die Sachsen von Münchengrätz nach Unter-Bautzen heranziehen konnte, verdankte er seiner Besetzung des Passes von Podkost.

Diesen Paß, den ein festes Schloß sperrte, nahm in der Nacht zum 29. das 14. Infanterie-Regiment in blutigem Kampfe der Brigade Ringelsheim ab und öffnete ihn den nachrückenden Truppen des II. Armeecorps. Dies nämlich rückte noch in derselben Nacht auf der Straße Podol-Sobotka gegen Gitschin vor, während gleichzeitig das III. Armeecorps von Turnau her die directe Straße nach Gitschin einschlug. Das IV. Armeecorps, welches so ruhmvoll bei Podol und Münchengrätz gefochten und geblutet, war durch diesen Linksabmarsch in Reserve genommen. Dem so geordneten Vormarsch der I. Armee schloß sich in sehr breiter Front westlich die Elbarmee an; nicht sowohl zur Offensive gegen Gitschin, als vielmehr zur Sicherung des rechten Flügels der preußischen Armee, da man über die Rückzugslinie der Sachsen keine bestimmten Nachrichten gehabt zu haben scheint. Daß ein Theil der Elbarmee sogar auf die Iserstraße: Münchengrätz-Jungbunzlau verwiesen wurde, hatte vermuthlich seinen Grund in der bei der engen Concentrirung schon unendlich schwierig gewordenen Verpflegung der Truppen.

Denn schwere Tage der Entbehrung, ja des augenblicklichen Mangels

am Nothwendigen hatten gerade um diese Zeit die Soldaten beider Armeen zu überwinden. Ausgesogen und aufgezehrt war das Land schon von den Oesterreichern und Sachsen, und was etwa noch übrig geblieben, das war seitens der geflohenen, von ihrer Regierung absichtlich fanatisirten Czechen lieber vernichtet, ehe sie es den glühend gehaßten Deutschen in die Hände fallen ließen. Sogar ihr bewegliches Eigenthum hatten sie großentheils zerschlagen und an vielen Orten in wahrhaft scheußlicher Weise selbst die Brunnen unbrauchbar gemacht, so daß man das Wasser oft stundenweit herholen, die Pferde oft meilenweit zur Tränke reiten mußte. Die geordnete Verpflegung aber war nicht im Stande, bei dem unerwartet raschen Vordringen in Böhmen entsprechend nachzufolgen, und es bleibt zu hoffen, daß sie bei dieser Gelegenheit nutzbringende Studien für die Zukunft gemacht hat. So war der Soldat denn ganz vorzugsweise auf eigene Requisition angewiesen, und es ist ein ehrendes Zeugniß für unsere ganze Organisation, daß es dabei trotz bitterster Noth und gerechter Entrüstung immerhin noch glimpflich genug zugegangen ist.

Es war am 29. Juni Mittags, als Graf Clam, nach einem für einzelne Theile seines Corps höchst beschwerlichen und angreifenden Marsche, der beständig von Norden her bedroht war, seine Truppen in Gitschin versammelt hatte und sie, auf Grund eines von Benedek an den Kronprinzen von Sachsen ergangenen Befehls, abermals in Schlachtordnung stellte. Benedek hatte zugleich verheißen, er werde mit 4 Corps der Nordarmee zur Verstärkung Clam's herbeieilen, um sich dann, 6 Armeecorps stark, also mit großer Uebermacht auf den Prinzen Friedrich Karl und General Herwarth zu werfen. Das eine dieser Corps werde schon am 29. Juni in Miletin eintreffen. — Es ist nicht bekannt, welches Datum der Befehl und die Disposition Benedek's trägt; zu der Zeit, als Clam, diesen Anordnungen folgend, sich bei Gitschin zur Schlacht stellte, waren die Voraussetzungen des Oberfeldherrn bereits total hinfällig geworden, und die schlachtengleichen Gefechte von Trautenau-Soor, Nachod und Skalitz, welche ihm die Schlesische Armee geliefert, hatten ihm schon nachdrücklich bewiesen, daß sich der Kronprinz nicht mit drei Armeecorps fesseln lasse, und daß ihm also keine Truppen mehr zur Verwendung nach Westen übrig blieben.

Die Stellung, welche die Austro-Sachsen bei Gitschin in der falschen Hoffnung auf die Hülfe Benedek's bezogen und in dem Glauben, die Preußen würden erst am 30. Juni angreifen, nicht einmal mit allen vorhandenen Truppen besetzten (indem sie es unterließen, die bei Jicinoves stehende sächsische Division heranzuziehen), war an sich der Vertheidigung sehr günstig, aber für 2 Armeecorps zu ausgedehnt. Sie lag nahe-

zu eine Meile westlich vor Gitschin, was für den Fall, daß Benedek kam, völlig richtig disponirt war, weil ihm damit das Debouchee aus Gitschin offen gehalten wurde, was dagegen für den Fall des Nichteintreffens der Verstärkung den Rückzug Clam's erschweren mußte. Ihre eigentliche Front richtete die Stellung fast ganz gegen Norden, gegen das von Turnau kommende III. Armeecorps. Auch hierin lag ein Mangel der Stellung; denn das von Sobotka kommende II. Armeecorps traf eigentlich auf die Flanke von Clam's Stellung, welche an der Straße Sobotka-Gitschin anhaltslos bei Lochow endete, und hier durch die sächsische Kavallerie geschützt werden sollte. Eine gute Anlehnung im Terrain fand dagegen der rechte Flügel bei Eisenstadtl an dem Czidlinabache, der eine Umgehung auf dieser Seite hinderte. Innerhalb der so begrenzten Position breitete sich ein der Vertheidigung sehr günstiges, vielfach bewaldetes Hügelland aus, dessen Mittelpunkt, die steilen Prochower Felsen bei Brada und Diletz, als Kern und Centrum der Stellung erschienen.

Clam's Hoffnung, daß er am 29. nicht belästigt werden würde, erwies sich als trügerisch. Nachmittags gegen 4 Uhr stieß die Spitze der Avantgarde des III. Armeecorps (Division Tümpling) auf seine Vedetten. Die Avantgarde zögerte nicht, sich zu entwickeln, und es begann zunächst ein Geschützkampf, bei dem die preußische Artillerie, welche kaum 40 Geschütze in Batterie zu stellen hatte, gegen die 96 in trefflicher Position stehenden österreichischen Geschütze verhältnißmäßig Ausgezeichnetes geleistet hat.

Während dieses Artilleriegefechts war auch die Avantgarde des II. Armeecorps (Division Werder) von Sobotka her auf die österreichische Stellung gestoßen und hatte sofort den Kampf gegen die hier postirte Brigade Ringelsheim aufgenommen, indem sie auf der zum Theil schluchtartigen Straße gegen das stark besetzte Lochow und die langgestreckte mit Nadelholz bewachsene Hügelgruppe des linken österreichischen Flügels vordrang.

Die Gefechte beider Avantgarden-Divisionen, obgleich mit nur geringem Zeitunterschiede begonnen, blieben übrigens ebenso isolirt, wie tages vorher die Kämpfe der I. und der Elb-Armee bei Münchengrätz. Es begründete sich dies dadurch, daß die Flügel der weitausgedehnten österreichischen Stellung angegriffen wurden, während das durch seine natürliche Beschaffenheit außerordentlich starke Centrum zunächst intact blieb. Die Avantgarde des II. Armeecorps war durch ihre Anmarschstraße von vornherein auf einen Flügelangriff gewiesen; aber auch die Division Tümpling ging zu einem solchen über, so bald und so schnell es die Wirkung der stark überlegenen feindlichen Artillerie irgend gestattete. — Im

Norden wie im Süden wurde mit sehr großer Energie und Erbitterung gefochten; häufig griffen die Preußen zum Bajonnet; zäher als je bisher widerstanden die Austro-Sachsen; aber als der Abend sich senkte, war auf beiden Flügeln das Vordringen der Preußen entschieden. Lochow, wo sich besonders das pommersche Königs-Grenadier-Regiment hervorthat, war gestürmt und die Division Werder in ungehindertem Anmarsch auf Gitschin; in blutiger heißer Arbeit hatte auf dem rechten Flügel das 18. Regiment (Posener) der Brigade Poschacher die Höhe von Brada abgerungen; und nun packte die Division Tümpling auch das Centrum an, und die brandenburgischen Regimenter 8 und 48 eroberten unter persönlicher Führung ihres Divisionscommandeurs, der hier verwundet ward, in ruhmvollem Kampfe die von einer sächsischen Brigade zähe vertheidigte Höhe von Diletz.

So war denn der Sieg entschieden, und zur Stunde des Zapfenstreichs hallte auf der ganzen unaufhaltsam vorwärts dringenden preußischen Linie langanhaltender weithintönender Siegesruf.

Kurz vorher war ein Befehl zu Händen des Kronprinzen von Sachsen gelangt, der, wenn er wenige Stunden früher eingetroffen wäre, die ganze Schlacht unnöthig gemacht hätte. Benedek befahl nämlich, „jeden Kampf mit überlegenen feindlichen Kräften zu vermeiden und den Anschluß an die Hauptarmee bei Horitz zu bewirken, da die vier Armeecorps mittlerweile eine andere Bestimmung erhalten hätten."

Unter dem Schutz der sinkenden Nacht und dem der sächsischen Division Stieglitz, welche in diesem Augenblick glücklicherweise eintraf, brachen der Kronprinz von Sachsen und Graf Clam das Gefecht ab. Anfangs drängten die Preußen mächtig nach, und die sich wacker entgegenstemmende Division erlitt schwere Verluste; die Nacht und die Ermüdung ließen indeß allmählich den Kampf einschlafen und den Rückzug der Oesterreicher nach Gitschin ruhiger werden. Aber noch sollte die blutige Arbeit des Tages nicht ihr Ende finden. Der Trieb vorwärts zu gehn war zu stark bei den Preußen. Es ließ den wackeren Truppen keine Ruhe, und von den Vorposten aus wurde um Mitternacht eine bewaffnete Recognoscirung gegen die Stadt Gitschin unternommen. Unbemerkt hineinzudringen, gelang vortrefflich; bald aber stieß man auf die sächsische Leibbrigade, und nach einem kurzen, in den völlig finsteren engen Gassen höchst unheimlichen und verderblichen Kampfe mußte die eingedrungene Recognoscirung die Stadt wieder aufgeben. Der Lärm des Gefechts hatte indessen die Division Tümpling allarmirt; einige ihrer Bataillone gingen vor und wiederholten nun den von allzu schwachen Kräften unternommenen Angriff mit entsprechenden Mitteln. Sie reussirten sofort; denn die sächsische Leibbrigade, welche ihre Aufgabe, den

Rückzug der Oesterreicher zu decken, erfüllt zu haben meinte, zog sich zurück und es kam nur noch zu einem kurzen Nachhutsgefecht. Gitschin blieb den Preußen. —

Es war ein heißer, aber auch glorreicher Tag, dieser Tag von Gitschin! 2000 Gefangene fielen in die Hände der Preußen, deren moralisches und taktisches Uebergewicht über die Oesterreicher sich so bestimmt und unzweifelhaft ausgesprochen hatte, daß sie den kommenden Kämpfen mit großer Zuversicht und stolzem Vertrauen entgegengehen konnten.

So war denn am 30. Juni Gitschin, der im Voraus bestimmte Point de Raillement der preußischen Heere, von der I. Armee erstürmt und besetzt. Prinz Friedrich Karl schlug das Hauptquartier dort auf und gönnte seinen Truppen, die den Gegner in acht Tagen 14 Meilen weit zurückgedrängt, einen wohlverdienten Ruhetag. Nur Reiter-Streifpartien beunruhigten den Rückzug des geschlagenen Feindes auf Sadowa. Am 1. Juli avancirte das Gros des Prinzen bei einem gewaltigen Gewittersturm nach Kammenitz, seine Avantgarde nach Horitz.

Unterdessen zog sich auch die Elbarmee näher heran, am 1. Juli stand ihr Gros bei Smidar, 1½ Meilen südwestlich von Horitz.

In gleicher Höhe aber mit diesen Armeen, als Herrin der Elblinie von Arnau bis Josefstadt, und nur 2 Meilen von Horitz stand des Kronprinzen Armee, deren viertägigen Triumphmarsch wir nunmehr zu begleiten haben.

Goethes Briefe an Friedrich August Wolf.

Herausgegeben von Michael Bernays.

Einleitung.

Von den Briefen Goethes an Friedrich August Wolf, deren Originalhandschriften die Königliche Bibliothek zu Berlin bewahrt, sind bisher schon einige öffentliche Mittheilungen gemacht worden: zwei Briefe von bedeutendem Inhalte ließ Wilhelm Körte in seiner übel zusammengestellten Lebensbeschreibung des großen Philologen abdrucken (1833); eilf Briefe wurden im Auszuge veröffentlicht durch Heinrich Laube im zweiten Bande seiner Neuen Reisenovellen (1837). Diese lückenhaften Mittheilungen mußten den Wunsch nach einer vollständigen Kenntniß nur um so entschiedener hervorrufen; ohne Zweifel werden daher die Freunde der Literatur die hier erfolgende Bekanntmachung des Ganzen willkommen heißen.

Wer diese Briefe mit Aufmerksamkeit durchliest, wird sich zu den mannichfaltigsten Betrachtungen angeregt fühlen. Man beobachtet den Verkehr zwischen dem Dichter und dem Philologen; man sieht, wie ein freundschaftliches Verhältniß entsteht und sich fester knüpft, und man will vor Allem sich ein deutliches Bild dieses Verhältnisses schaffen. Bald aber schweift der Blick über den engeren Kreis dieser persönlichen Beziehungen hinaus: Goethe und Wolf, beide zeigen sich in den Gebieten ihres Wirkens und Schaffens als Herrscher; der eine waltet königlich in der Literatur seines Volkes, der andere hat der Alterthumswissenschaft den fruchtbaren Keim neuer Lebensentwickelungen mitgetheilt. Indem die beiden Großen zu einander in Beziehung treten, scheint sich die neu belebte Alterthumswissenschaft mit der in herrlicher Blüthe dastehenden Poesie zu berühren; und die Frage tritt uns nahe: welche Einwirkungen hat unsere Poesie, zur Zeit, da ihre Kräfte in der reichsten Entfaltung begriffen waren, von der Philologie empfangen, die durch Wolfs schöpferischen Geist frisch verjüngt und auf neue Bahnen gelenkt worden? oder hat gar eine heilsame Wechselwirkung zwischen deutscher Poesie und Philologie stattgefunden? und welche Stellung gebührt dem Philologen innerhalb der deutschen Literatur? —

Doch zu solchen weitergreifenden Betrachtungen dürfen wir uns hier nicht verlocken lassen. Indem wir uns die Erörterung dieser bedeutsamen

Fragen für einen anderen schicklichen Anlaß vorbehalten, müssen wir uns für diesmal bescheidenere Grenzen ziehen. Hier soll in anspruchsloser Form nur dasjenige zusammengestellt werden, was etwa zur Erläuterung der folgenden Briefe dienen möchte; und da aus diesen Briefen allein wohl kaum eine genügende Vorstellung von dem zwischen beiden Männern obwaltenden persönlichen Verhältnisse zu gewinnen ist, so mögen wir versuchen, das unvollkommene Bild wenigstens durch einige Striche zu ergänzen.

Goethe und Wolf sind zuerst im Sommer des Jahres 1795 einander nahe getreten. Zwar erinnerte sich Wolf noch gegen Ende des Jahres 1822 einer frühern Begegnung: auf der Büttnerschen Bibliothek zu Jena war er im Frühjahre 1786 mit dem Dichter zusammengetroffen,[1] „der in der schönsten männlichen Kraft strahlte," und es hatte sich dort „ein langes Gespräch über die Aufstellung der unlängst angekommenen Bücher und über Bücherwesen und Unwesen überhaupt angeknüpft." Von diesem Zusammentreffen wird Goethe jedoch keinen nachhaltigen Eindruck bewahrt haben. Was der damals siebenundzwanzigjährige Professor, der 1783 seine Wirksamkeit in Halle begonnen, als Schriftsteller und Lehrer geleistet, konnte seinem Namen über den Kreis der Fachgenossen hinaus keine bedeutende Geltung verschafft haben. Freilich war die Ausgabe des Platonischen Symposion (1782) eine für jene Zeit höchst bemerkenswerthe Erscheinung; wer den Gang der philologischen Studien aufmerksam verfolgte, hätte wohl aus der Anlage des Ganzen, vornehmlich aber aus den in kernhaftem Deutsch abgefaßten einleitenden Aufsätzen, die Ueberzeugung gewinnen können, daß hier eine selbständige, dem Lessingschen Geiste verwandte Individualität in frischer Kraft sich äußere. Ohne Zweifel jedoch hatte Goethe von dieser Leistung nichts erfahren. Wolf aber konnte die Eigenart seines Wesens, die später in so ausgeprägter Bestimmtheit gleich auf den ersten Blick einem Jeden entgegentrat, damals noch nicht bis zu dem Grade entwickelt und gefestigt haben, daß sie auf den Dichter mit besonderer Anziehungskraft hätte wirken müssen. Beide standen einander gegenüber, wohl ohne zu vermuthen, daß kommende Jahre sie einst so nahe zusammen führen sollten.

Wie dem auch sei, so viel ist sicher, daß erst im Sommer 1795 ein persönlicher Verkehr eingeleitet ward; von diesem Zeitpunkte an rechnet Goethe, wie aus dem ersten Briefe vom 5. October 1795 hervorgeht, den Anfang der näheren Bekanntschaft.

---

[1]) Goethe war in den ersten Monaten des Jahres 1786 zu verschiedenen Malen in Jena; die Begegnung mag in den letzten Tagen des März oder April stattgefunden haben; vielleicht war Wolf einer von den „vielerlei Menschen," die er am 25. April in Jena gesehen. (Briefe an Frau von Stein 3, 253.)

Diese ward durch Wilhelm von Humboldt vermittelt, der damals mit Wolf den regsten Austausch wissenschaftlicher Ideen und eine auf die Gemeinsamkeit philologischer Studien gegründete Freundschaft unterhielt.[2]) Goethe war am 31. Mai auf einige Tage nach Jena gegangen; dort traf er die beiden Freunde zur glücklichen Stunde beisammen. Er ward durch Wolfs Persönlichkeit entschieden angezogen; Humboldt that das Seinige, um den günstigen Eindruck zu verstärken und dauernd zu machen, indem er Goethen von dem wissenschaftlichen Charakter Wolfs einen deutlichen Begriff gab und ihn zu einer eingehenden Beschäftigung mit den Prolegomena anregte.

In der That war dieser Zeitpunkt, in welchem Goethe und Wolf einander sich näherten, einer der bedeutungsvollsten im Leben des großen Philologen. Dieser hatte eben das Werk vollendet, das er seit früher Jugendzeit schon im Geiste getragen, zu dem er in reiferen Jahren mit ausharrender Geduld und besonnener Kraft den Grund gelegt, und das er endlich, nachdem er sich dieses festen Grundes hinlänglich versichert, mit bewußter Kunst planvoll ausführte; — das großartige, das kühne Werk, das dem Studium der homerischen und aller epischen Dichtung eine neue Seele gab[3]) und weite überraschende Aussichten in die dunkle Urgeschichte der Poesie und Cultur eröffnete. So reiche Aufschlüsse auch dies Werk enthielt, noch reichere schien es zu verheißen; die gesammte Poesie des Alterthums erschien wie von einem neuen Lichte bestrahlt, die Grenzen der Forschung waren erweitert und für die historische Untersuchung in diesem Bereiche ein neues breites und sicheres Fundament gewonnen. Wo bis dahin eine schwächliche Aesthetik sich eingenistet und ungestört ihr Ansehen behauptet hatte, indem sie bald mit ängstlicher Klügelei aus den großen Schöpfungen des Alterthums kleinliche Gesetze ableitete, bald mit selbstzufriedenem Behagen ihren gehaltlosen Träumen den Werth geschichtlicher Wahrheiten beimaß, — in diesem bis dahin nur den wechselnden Gesetzen und Grillen des Geschmacks unterworfenen Gebiete zeigte plötzlich die historische Kritik ihr ernstes Antlitz, schritt festen Ganges einher und machte siegreich ihre Rechte geltend.[4])

---

[2]) Der Leser dieser Blätter bedarf kaum einer Hinweisung auf die scharfsinnige und gründliche Charakteristik, welche Haym in seiner Biographie Humboldts von diesem für beide Männer so überaus fruchtbaren Verhältnisse gegeben hat.

[3]) divinum opus, quo nos ad Homeri lectionem instituit. Lehrs, Aristarch. p. 202.

[4]) Postremo, ut verbo defungar, tota quaestio nostra historica et critica est, non de optabili re, sed de re facta. Potest fieri, ut novae ex illa difficultates nascantur, ut augeatur etiam admirabilitas rei: quid ad nos? Amandae sunt artes, at reverenda est historia. Vorrede zur Ausgabe des Homer von 1795.

Die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt ward wachgerufen. Es ist begreiflich, daß man in der That des kühnen Kritikers zuerst nur eine That der Zerstörung sah; die Persönlichkeit Homers, seit Jahrtausenden allverehrt an der Spitze der Dichter ragend, sollte auf einmal wie ein Nebelgebild vor den Augen der Menschen verschwinden; die unvergänglichen Werke, die ein Geschlecht dem anderen als die herrlichsten Musterbilder dichterischer Kunst preisend überliefert hatte, sie sollten nicht mehr als Erzeugnisse des höchsten, bewußtvoll schaffenden Dichtergeistes gelten: sie sollten vielmehr, wie man es sich ungeschickt genug vorstellte,[5]) aus vielen, zufällig hie und da entstandenen Gedichten kümmerlich zusammengesetzt worden sein. Es konnte nicht fehlen, daß der erste Eindruck der Prolegomena von einem ungläubigen Staunen, ja von einem dumpfen Schrecken begleitet war. An dem Allerheiligsten der Poesie war ein frecher Kirchenraub begangen; man fühlte sich auf das schmerzlichste berührt; und doch durfte man dem, der sich der That vermessen, die gerechteste Bewunderung nicht versagen: er hatte in sein Werk nicht blos die lebendige Fülle gediegener Gelehrsamkeit niedergelegt, er hatte nicht blos seine darstellende Kunst an dem schwierigen Stoffe glänzend bewährt, — er hatte sich zugleich als einen Geist von wahrhaft schöpferischer Kraft gezeigt, er hatte sich zum Haupte der deutschen Philologie erhoben.

Eben begann dieser erste Eindruck mit voller Macht sich über die literarische Welt zu verbreiten, als Goethe um die Mitte des Jahres 1795 mit dem Verfasser der Prolegomena in Jena zusammentraf.[6]) Ihm war das Werk nicht unbekannt geblieben; aber er hatte es keineswegs als eine tröstliche Erscheinung begrüßen können. Die wissenschaftliche Bedeutung dieser Arbeit schien ihm einzuleuchten; aber mit den Resultaten, zu denen

---

[5]) Am crudesten wird diese lächerliche Vorstellung ausgesprochen in einem seltsam verunglückten Schriftchen, das J. G. Schlosser unter dem Titel „Homer und die Homeriden. Eine Erzählung vom Parnas" (Hamburg 1798 bey Friedrich Perthes) anonym erscheinen ließ. Schlosser war damals in einem hitzigen Ankämpfen gegen die kritische Philosophie begriffen, und zeigte sich immer bereit, dieser verhaßten Feindin alles Unheil zuzuschreiben, das über die sittliche und literarische Welt hereinbrach. Sie muß denn auch hier die Schuld für den am Homer begangenen Frevel tragen, obgleich der Frevler, wie wir wissen, sich niemals durch philosophische Verführungskünste hatte kirren lassen. — Auf S. 8 läßt Schlosser den Aristarch in der Versammlung der alten Dichter und Philosophen laut klagen: „Siehe, Vater Homer, dieser Bösewicht hat hier unter allen Schatten auf dem Parnas ausgebreitet, daß du deine Gedichte nicht selbst gemacht hättest, sondern daß ein paar Dutzend anderer Pursche, Jupiter weis wer, einer hier, einer dort, einen Lappen dazu hergegeben hat" u. s. w. — Apoll aber thut schließlich den beschwichtigenden Ausspruch: (S. 29) „Wisse, die Leute haben sich an ihrem Herzen versündigt, darum schickte ich ihnen falsche Propheten, die ihnen, da sie selbst nichts Schönes machen können, auch das Schöne, das sie ererbt haben, verderben müssen! bey denen, die nicht sündigten, bleibt Homers Name immer unbefleckt."

[6]) Körte irrt in der Angabe (1, 277), daß Wolf damals von Jena aus auch Weimar besuchte.

die Untersuchung hinführte, mochte seine Künstlernatur sich nicht sogleich befreunden. Auch er schien geneigt, in dem Meisterwerke literarhistorischer Forschung ein Erzeugniß kritischer Zerstörungslust zu erblicken. Was er beim ersten Lesen der Prolegomena empfand, verrathen uns die Worte, die er am 17. Mai an Schiller richtet: „Wolfs Vorrede zur Ilias habe ich gelesen, sie ist interessant genug, hat mich aber schlecht erbaut. Die Idee mag gut sein, und die Bemühung ist respektabel, wenn nur nicht diese Herrn, um ihre schwachen Flanken zu decken, gelegentlich die fruchtbarsten Gärten des ästhetischen Reichs verwüsten und in leidige Verschanzungen verwandeln müßten. Und am Ende ist mehr subjektives als man denkt in diesem ganzen Krame. Ich freue mich bald mit Ihnen darüber zu sprechen. Eine tüchtige Epistel habe ich diesen Freunden dereinst zugedacht."

Man sieht, der Künstler erhebt Einspruch gegen das, was ihm als Anmaßung der historischen Kritik erscheint. Es wird ihm unbehaglich zu Muthe, da eine fremde Macht, die er doch in gewissem Sinne anerkennen muß, in die geweihten Bezirke eindringen will, wo allein der Kunst Herrscher- und Richteramt gebührt.

Und wie natürlich ist es, daß solcher Mißmuth sich in ihm regt, daß dieser geheime Widerwille ihn beschleicht! Auch er hatte sich in die homerische Welt eingewohnt und eingelebt; auch er hatte sich mit dem Geiste, der mit ewigem Leben diese Gedichte durchdringt, in seiner Weise vertraut gemacht; die homerischen Gesänge waren ihm zu unversiegbaren Quellen dichterischer Begeisterung, künstlerischen Entzückens geworden; er hatte diese Schöpfungen in lebendigem Anschauen, er hatte sie denkend, fühlend und forschend zu erfassen gesucht; — aber er hatte ihnen doch stets nur als hellblickender Künstler gegenüber gestanden, der sich des Daseins dieser Wunderwerke freute. Er konnte sich nicht aufgefordert fühlen, seine Anschauung auf die frühesten Kulturzustände zurückzulenken, um dort nachzuspüren, wie diese Werke zum Dasein gelangen mochten; es mußte ihn unmuthig stimmen, wenn er das zu herrlicher Einheit Zusammengefügte in dieser Weise vor seiner Phantasie gleichsam in die einzelnen Bestandtheile wieder aufgelöst sah. Die Luft, die ihm aus Wolfs kritischem Werke entgegenwehte, mußte ihn kalt und schneidend berühren.

Die Erfahrung, die er in später Zeit gegen Zelter aussprach, „daß ihm der Homer anders aussehe, als vor zehn Jahren, und daß der Altvater gar verschiedene Gesichter schneide," [7]) diese Erfahrung war ihm

[7]) „Lese ich nun den Homer, so sieht er anders aus als vor zehn Jahren; würde man dreihundert Jahre alt, so würde er immer anders aussehen. Um sich hievon

schon damals zu Theil geworden, als er den ersten Blick in die Prolegomena warf. In der That, wie vielfach hatte sich ihm das Aussehen Homers verändert, seit den Knabenzeiten, da er in der Sammlung der merkwürdigsten Reisegeschichten die Beschreibung von der Eroberung des trojanischen Reichs gefunden und mit Begierde gelesen (Werke Bd. 24, S. 61), bis zu dem Augenblicke, da ihm unter den Wundern der südlichen Natur in Sicilien die Odyssee als ein lebendiges Wort aufging (28, 243)! Wenn der Knabe sich die Einbildungskraft verdorben hatte durch die französisch aufgeputzten Heldenfiguren, mit denen die Beschreibung des trojanischen Krieges geziert war, so hatte der lebendig begeisterte Jüngling um so eifriger nach reiner Erkenntniß, nach ungetrübter Anschauung gestrebt. In Straßburg, wo er der beengenden Fesseln französischer Bildung ledig ward, öffnete sich ihm der frische Blick über die weiten Gebiete der Welt- und Völkerpoesie. Die Bibel, die Poesie der orientalischen Vorzeit ward ihm von neuem und in einem neuen Sinne lebendig; neben Shakespeare und dem Volksliede trat Homer, gleich einer großen Naturmacht, an ihn heran. Die Jugendkraft seines Geistes wuchs im Verkehre mit diesen zu erneuter Jugend auferstehenden Göttererscheinungen der Poesie. [8]) Von jener Zeit an blieb sein Geist heimisch in der homerischen Welt; seine Phantasie schmiegte sich in inniger Gemeinschaft den Vorstellungen und Gefühlen an, die aus jener Welt ihr vertraulich entgegenkamen.

Seine eigenen Dichtungen, die sich in ganz anderen Regionen ergingen, konnten ihn der genußreichen Beschäftigung mit den Alten nicht auf die Dauer entfremden; unter diesen aber stand ihm Homer meist in nächster Nähe. Um die Mitte des Jahres 1772 konnte er an Herder schreiben, daß während der letzten Zeit die Griechen sein einzig Studium gewesen; und auch bei diesem Anlasse nennt er Homer in erster Reihe. Trotz unzulänglicher Kenntniß der Sprache ließ er doch das Original nicht aus den Augen; er suchte sich ihm vielmehr so nahe wie möglich zu halten. Er wollte wenigstens den Hauch der homerischen Rede spüren; es war, als müßte ihm dieser ein liebevolles, ahnungsreiches Verständniß beleben. Wenn er seine Schwester in die Wunderwelt des antiken Epos einführte, so war er mit erfinderischer Sorgfalt darauf bedacht, ihr den

---

zu überzeugen, blicke man nur rückwärts; von den Pisistratiden bis zu unserem Wolf schneidet der Altvater gar verschiedene Gesichter." 8. August 1822.

[8]) Der Mann, der zu dieser Entwicklung des Goetheschen Geistes den bestimmenden Anstoß gegeben, Herder, schreibt in seiner Weise an Merck: „Goethe fieng Homer in Straßburg zu lesen an und alle Helden wurden bei ihm so schön groß und frei watende Störche; er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater über seine Leier sieht (wenn er sehen konnte) und in seinen ansehnlichen Bart lächelt." Briefe an Merck (1835) S. 44.

Gehalt der homerischen Worte so ausdrucksvoll und lebendig zu überliefern, als ob er ihn unmittelbar aus der griechischen Quelle geschöpft hätte. [9]) Bei allem Wechsel seiner Neigungen und Studien schien es doch zuweilen, als wolle er diese Studien fortan mit vorzüglicher Liebe pflegen. Er begiebt sich im Frühjahr 1772 nach Wetzlar an das Reichskammergericht; dort soll er sich nach dem Willen seines Vaters, wie Kestner sagt, „in Praxi umsehen;" er selbst aber hegt, wie Kestner anzugeben weiß, einen ganz anderen Vorsatz; obgleich er „seiner Handthierung nach Dr. Juris" ist, so will er doch lieber „den Homer, Pindar [10]) u. s. w. studiren, und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden."

Die bewegte Thätigkeit auf dem Gebiete der Alterthumsstudien kam den Neigungen des Dichters fördernd entgegen. Ihm widerfuhr auch hier, was ihm während seines Lebens- und Bildungsganges so oft zu seinem Heil widerfahren sollte: durch die Bestrebungen der Mitlebenden ward es ihm im günstigsten Momente erleichtert, dasjenige zu erreichen, was er verlangte und bedurfte. Auch hier offenbarte sich der geheimnißvolle, aber unleugbare Zusammenhang, der zwischen dem Genius, seinem Wünschen und Wollen, und den edelsten, fruchtbarsten Regungen seines Zeitalters waltet.

Denn in jenen Jahren, als der jugendliche Goethe die homerische Welt seinem Geiste anzueignen strebte, begann eine neue Epoche für die Anschauung, für das lebendig ergreifende Verständniß Homers. Bis dahin hatte dieser in der Reihe der epischen Kunstdichter seinen ungeziemenden Platz gehabt; mit diesen, als mit seinen gleichstehenden Genossen, ward er verglichen, und oft genug fiel eine solche schmähliche Vergleichung

---

[9]) Ein Brief an Frau von La Roche, in der zweiten Hälfte des Jahres 1774 geschrieben, giebt uns jetzt einen eben so ausführlichen, wie ergetzlichen Aufschluß über die Methode, die er sich zur Bezwingung des griechischen Homer erfunden hatte, und die er mit beredtem Eifer auch Andern empfahl, welche, gleich ihm, ohne hinlängliche grammatische Weihe in die Mysterien der Urschrift eindringen wollten. Diesen köstlichen Brief hat Classen bekannt gemacht in den Anmerkungen zu dem gehaltvollen Vortrage, mit welchem er die Versammlung der Philologen in Goethes Vaterstadt 1861 eröffnete.

[10]) Und Kestner war durchaus nicht falsch berichtet, wenn er hier Pindar dem Homer zugesellte. Wie mächtig der Thebanische Sänger damals dem jungen Goethe Sinn und Gemüth bewegte, könnten wir schon aus „Wandrers Sturmlied" erkennen, wenn wir auch nicht ein ausdrückliches Zeugniß dafür besäßen in dem Briefe an Herder aus dem Sommer 1772 (Aus Herders Nachlaß S. 37—43). — Ein Denkmal seiner damaligen liebevollen Beschäftigung mit Pindars Poesie ist uns erhalten in einer Uebersetzung der fünften Olympischen Ode. Hirzel besitzt dieselbe in Goethes eigener Handschrift und hat mir die Veröffentlichung freundlich gestattet. — Was Goethe in späteren Jahren gelegentlich über Pindar äußert (man sehe besonders Bd. 38, 301) läßt nicht gerade vermuthen, daß ihm der Dichter und seine Dichtungsweise in bestimmten Zügen vor der Einbildungskraft standen.

zu seinen Ungunsten aus. Aus jener Reihe ward er nun herausgehoben; es ward gefühlt, daß die von den Lehrmeistern der modernen Poetik erklügelten Regeln auf ihn nicht anzuwenden seien, daß er selbständig für sich allein stehe und nur aus sich selbst erkannt und beurtheilt werden dürfe. Während man in jener Zeit so eifrig beflissen war, über das Wesen des Genies in's Klare zu kommen, suchte man auch in das „Originalgenie" Homers einzudringen. Seine Werke fingen an als ein Erzeugniß der Natur zu gelten und zugleich erschienen sie selbst als eine zweite Natur. Gelehrte Forscher und gebildete, dem Alterthum befreundete Reisende wetteiferten in dem ernstlichen Bemühen, jenen — wenn man so sagen darf — Naturcharakter der homerischen Poesie in's Licht zu setzen, die Dichtung auf den Boden der Natur, dem sie entsprungen war, zurückzuführen.[11]) Was zu diesem Zwecke geleistet ward, fand bei Goethe die freudigste Anerkennung. Als Robert Woods Essay on the original genius of Homer (1769), dessen Lob Heyne schon verkündigt hatte, dem deutschen Publicum durch Uebersetzung zugänglich ward (1773), begrüßte er das anregende Werk mit warmer Theilnahme;[12]) gegen solche, die mit ungeweihter Hand sich an das Heiligthum der homerischen Poesie wagten, erhob er sich mit kräftigem Ingrimme, in begeisterter Scheltrede.[13]) Er konnte es nicht fassen, wie man, von Ilias und Odyssee sprechend, sich mit dem herkömmlichen gelehrten Floskelkram noch immerfort begnügen mochte. Homer war ihm zu einem Evangelium der Natur geworden. Beständig schweben vor seiner Phantasie die olympischen Göttergestalten; und wenn er an Kestner schreibt, dann stehen sie ihm zur Seite, die goldne Venus und der Bote Merkurius, den die göttlichen Sohlen, die schönen, goldnen, dahintragen über das unfruchtbare Meer und die unendliche Erde mit dem Hause des Windes.[14]) Selbst der innere Drang, der ihn zur bildenden Kunst hintrieb, mußte ihn auch immer wieder in die Nähe Homers führen; der Künstler betet am Morgen, ehe er sein Tagewerk beginnt,

---

[11]) Zurückblickend auf diese Zeit und ihre Bestrebungen, sagt Goethe in Dichtung und Wahrheit (26, 145): „Glücklich ist immer die Epoche einer Literatur, wenn große Werke der Vergangenheit wieder einmal aufthauen und an die Tagesordnung kommen, weil sie alsdann eine vollkommen frische Wirkung hervorbringen. Auch das homerische Licht ging uns neu wieder auf und zwar recht im Sinne der Zeit, die ein solches Erscheinen höchst begünstigte: denn das beständige Hinweisen auf Natur bewirkte zuletzt, daß man auch die Werke der Alten von dieser Seite betrachten lernte."

[12]) In den Frankfurter gelehrten Anzeigen 1773, 23. April. — Das Werk des französischen Kaufmanns Guys, dessen Goethe ebenfalls gedenkt, war 1772, 27. November, angezeigt werden.

[13]) Zu diesen Zornesäußerungen veranlaßten ihn Seybolds Schreiben über den Homer und die in Würzburg erschienenen Franken zur griechischen Literatur. Siehe die Frankfurter gelehrten Anzeigen 1772, 11. und 15. September.

[14]) Goethe und Werther. S. 136.

Andacht liturgscher Lection
Im heiligen Homer. [15])

Das Gemüth, vom Sturme der Leidenschaften bewegt und im unseligen Widerstreit mit sich selbst zerrissen, erholt und erquickt sich am ruhigen Gleichmaß der homerischen Darstellung: hier vernimmt Werther den „Wiegengesang, mit dem er sein empörtes Herz zur Ruhe lullt;" hierher, in die Zustände voll patriarchalischer Einfalt, mag er gern sich flüchten, wenn sein Herz vom Zwang conventioneller Verhältnisse bedrückt wird; und so darf denn auch Werther aus Goethes Herzen heraus, mit ungekünstelter Innigkeit, von seinem Homer sprechen. [16])

Auch nachdem Goethe in neue Lebensverhältnisse eingetreten war, blieb sein Sinn dem Homer zugewandt. Kaum ist er in Weimar angelangt, so benutzt er schon den eben gewonnenen Einfluß, um einem Unternehmen förderlich zu sein, das dem deutschen Volke einen deutschen Homer zu versprechen schien: er muntert Bürger in schönen und herzlichen Worten auf, die in jambischen Versen begonnene Uebersetzung der Ilias fortzuführen, und begleitet seine ermunternden Worte mit dem Anerbieten einer beträchtlichen Unterstützung. [17])

Und die Jugendliebe zum Homer erkaltet nicht, während er in andere Pfade des Denkens und Dichtens einlenkt. Wenn er, das Land durchstreifend, die Einfachheit der Natur, die Einfachheit menschlicher Zustände wahrnimmt, ergreift ihn die Erinnerung an die Welt Homers; es ist bezeichnend genug, daß er am Weihnachtstage 1775 dem Herzog schreibt: „den Pfarrer laß ich fragen, ob er die Odyssee nicht hat; und hat er

---

[15]) Künstlers Morgenlied; zuerst gedruckt 1776.

[16]) Worüber sich Lichtenberg (Vermischte Schriften 2, 27) einige spöttische Bemerkungen erlaubt, die allerdings Goethe nicht treffen können, aber an und für sich gar nicht ungerechtfertigt sind.

[17]) Im ersten Bande des deutschen Museums von 1776 hatte Bürger von neuem eine Probe seiner Uebersetzung veröffentlicht — (die erste war schon 1771 in Klotzens Bibliothek der schönen Wissenschaften erschienen) und in einem „Prolog an's deutsche Publikum" angefragt, ob er auf eine freundliche Theilnahme für sein Werk rechnen könne. Hierauf erließ Goethe von Weimar aus, am 29. Februar 1776, eine „disseitige Antwort auf Bürgers Anfrage wegen Uebersetzung des Homers" (Teutsch. Merkur 1776, Februar 193 f.), über welche Bürger sich freudig äußert in einem Briefe an Gleim vom 11. März: „das Weimarsche Publicum thut ein Ding, dergleichen in unserem lieben Vaterlande noch nie erhört worden ist. Denn die fürstliche Familie und der Hof machen sich zu einem freiwilligen Geschenk von 63 Louisd'or auf den Fall anheischig, daß ich die Ilias zu vollenden verspreche, und verlangen dafür nicht einmal ein Exemplar." — (Vergleiche dazu Goethe an Carl August 23. December 1823. Was Böttiger in den Literarischen Zuständen und Zeitgenossen 1, 223 über diese Angelegenheit zu erzählen weiß, ist, wie gewöhnlich, aus Wahrem und Falschem zusammengemischt.) In jener „Antwort" spricht Goethe von der „goldnen, einfachen, lebendigen Bestimmtheit des Originals." — Mit einiger Verwunderung vermißt man Goethes Namen in dem Verzeichniß der Subscribenten auf die Vossische „Odüssee" von 1781.

sie nicht, so schick' ich nach Jena, denn unmöglich ist die zu entbehren in dieser homerisch einfachen Welt." Je mehr aber seine eigene Dichtung sich den Formen des Alterthums annähert, dem Geiste des Alterthums verwandter wird, um so mehr befestigt sich auch das Verhältniß zu dem Urdichter, in dessen Schöpfungen sich Natur und Kunst zu einer wundersamen Einheit verbinden und zusammenschließen. Der Aufenthalt in Italien verlieh diesem Verhältnisse gleichsam die letzte Weihe und theilte ihm eine noch erhöhte Innigkeit mit. Dort, wo der Dichter, unter den „Resten heiliger Vergangenheit" wandelnd, seine ganze Natur wie vom Hauche eines frischen Jugendlebens kräftig erneuert fühlte, dort, wo er in die aufgeschlossene Herrlichkeit des Alterthums, schaffend und genießend, sich versenkte und in diesem Genuß das Vollgefühl seiner Kraft wieder fand, dort mußte auch sein Verständniß Homers an Tiefe und Lebendigkeit gewinnen. Es fiel ihm, er sagt es selbst, wie eine Decke von den Augen. Was er früher mit Entzücken geahnt und empfunden, das ward ihm hier bis zur sinnlichen Deutlichkeit klar. Die unmittelbare Anschauung überzeugte ihn, daß Alles, was in jenen Werken als poetisch erscheine, nur der Ausdruck der höchsten und reinsten Naturwahrheit sei, [18]) und diese Erkenntniß öffnete ihm zugleich den Blick, daß er mit vollkommener Klarheit sah, worin eigentlich der Unterschied zwischen der Kunst und Kunstübung der Alten und der Neueren begründet sei. Er wollte sich nicht damit begnügen, die Welt, die er in den homerischen Dichtungen erblickte, vor seiner Anschauung und Empfindung wieder aufleben zu lassen; er wollte sie vielmehr mit dichterischer Kraft in einem, von dem Geiste der homerischen Poesie erfüllten Werke frei und selbständig darstellen: Iphigenie sollte in der Tochter des Alkinoos eine liebliche Schwester erhalten. Gewiß hätte Goethe in dem dramatischen Gedichte von der Nausikaa seiner Liebe zum Homer das schönste Denkmal stiften können. Wir besitzen nur eine geringe Anzahl von Versen, in denen der Dichter den Anfang macht, seine mit so vieler Lebhaftigkeit schon ausgebildeten Gedanken zu verkörpern; aber auch diese wenigen Bruchstücke mögen uns zeigen, wie innig sich der Deutsche an Geist und Wort des Griechen anschließen wollte. [19])

---

[18]) Mit den vielfältigen Aeußerungen, die in den Reisebriefen niedergelegt sind, stimmen durchaus die Worte, die er am 14. Februar 1798 an Schiller richtete: „Uns Bewohner des Mittellandes entzückt zwar die Odyssee, es ist aber nur der sittliche Theil des Gedichts, der eigentlich auf uns wirkt; dem ganzen beschreibenden Theile hilft unsere Imagination nur unvollkommen und kümmerlich nach. In welchem Glanze aber dieses Gedicht vor mir erschien, als ich Gesänge desselben in Neapel und Sicilien las! Es war, als wenn man ein eingeschlagenes Bild mit Firniß überzieht, wodurch das Werk zugleich deutlich und in Harmonie erscheint. Ich gestehe, daß es mir aufhörte, ein Gedicht zu sein, es schien die Natur selbst — —"

[19]) So haben z. B. zu dem Gleichnisse Bd. 57, 317 „Und wie der arme letzte Brand

Heimkehrend aus Italien, brachte er die glanzreiche Anschauung der alten Poesie und Kunst als herrlichsten Gewinn mit sich zurück. Sie konnte ihn fortan nicht mehr verlassen; sie mußte ihn trösten, sie mußte ihm ersetzen, was er durch die Entfernung von Italien eingebüßt. Immer entschiedener, immer strenger ward das Bestreben des Dichters, sich mit seinem Sinnen und Schaffen auf den Boden des Alterthums zu versetzen; die Kluft sollte ausgefüllt werden, die ihn von jenem, durch alle Segnungen der Kunst beglückten Zeitalter trennte. So konnte denn auch Homer ihm nie in die Ferne treten. Goethe wußte in seinem Kreise die Theilnahme für das alte Epos rege zu erhalten; ja, noch kurz ehe er mit dem Wolfschen Werke bekannt ward, in dem Winter von 1794 auf 95, hatte er mit seinen Freunden sich zu einem gemeinschaftlichen Genusse der homerischen Dichtungen vereinigt. [20]) Man kam allwöchentlich zusammen; Goethe trug die Ilias in der Vossischen Uebersetzung vor. —

Wir sehen, Goethe durfte sich mit Recht als einen alten Vertrauten Homers betrachten; das Schicksal, das diesem von den Händen einer unbarmherzigen Kritik bereitet ward, durfte ihn nicht unbekümmert lassen. Wird er sich der so ganz veränderten Ansicht zuneigen, vor welcher die Person des Dichters zu verschwinden und selbst das wohlgefügte Ganze der Dichtungen sich ohne mächtigen inneren Halt aufzulösen scheint? —

Zuvörderst suchte Goethe sich das Verdienst der Wolfschen Untersuchung klar zu machen. Der erste unbehagliche Eindruck war überwunden. Sobald er sich zu einer vorurtheilsfreien Betrachtung des Werkes entschloß, sobald er sich mit geduldiger Aufmerksamkeit in den inneren Gehalt der Darstellung einließ und bis zum Kerne des Ganzen vordrang, sobald mußte er auch von dem Geiste der Kritik, der hier waltete, ergriffen und gefesselt werden. Ueberall, wo er, im Leben wie in der Wissenschaft, Licht und Klarheit, wo er helle Besonnenheit und eine daraus hervorgehende Zuversicht wahrnahm, da ward es ihm wohl, da ward er festgehalten. Und hier fand er diese Eigenschaften auf der höchsten Stufe ihrer Ausbildung. Hätte selbst der Gegenstand der Forschung ihn gleichgültig gelassen, die Methode der Forschung hätte ihn gewinnen müssen. Derselbe Kritiker, der, angenommener Meinungen nicht achtend, kühn und

---

Von großer Herdesgluth" u. s. w. die letzten Verse des fünften Buchs der Odyssee die unverkennbare Anregung gegeben.

[20]) Einiges aus den Verhandlungen, die bei diesen „ästhetisch-kritischen" Sessionen gepflogen wurden, hat Böttiger aufbewahrt: Lit. Zust. u. Zeitgen. 1, 81 87. Dieser homerischen Unterhaltungen gedenkt auch Schiller, an Goethe 29. November 1794: „Herr von Humboldt ist noch ganz voll von dem Eindrucke, den Ihre Art, den Homer vorzutragen, auf ihn gemacht hat." — Vgl. Goethe an Schiller, 27. November u. 2. December.

unerschrocken durch die verworrensten Pfade hindurch die Wahrheit verfolgte und im Voraus entschlossen war, sie als Wahrheit anzuerkennen, in welcher überraschenden Gestalt sie ihm auch endlich am Ziele entgegentreten möchte, — derselbe Kritiker war zugleich behutsam genug, auf diesem bedenklichen Wege nirgends einen unerlaubten Seitenschritt zu thun, nirgends einen gewaltsamen Sprung sich zu gestatten. Er ebnete die Bahn und ging umsichtig und besonnen vorwärts, so daß jeder Schritt, den er that, durch den vorhergegangenen bedingt worden und den folgenden mit Nothwendigkeit nach sich zog.

Indeß, so bereit Goethe war, den sicher vordringenden Kritiker aufmerksam zu begleiten, so wenig konnte er sich doch gedrungen fühlen, sich dessen kühner Führung sogleich unbedingt zu überlassen. Es war der Goetheschen Natur nicht angemessen, in einem solchen Falle mit Heftigkeit eine bestimmte Partei zu ergreifen. Er schlug sich nicht auf die Seite der ängstlichen oder zürnenden Gemüther, die über die Zerstückelung Homers scharfe Jammerklage erhuben und sich in dem althergebrachten Glauben nur um so hartnäckiger bestärkten; er schloß sich aber auch nicht an die kleine Schaar derjenigen, die in den scharfsinnig begründeten Sätzen der Prolegomena lautere geschichtliche Wahrheit erblickten, und freudig entschlossen schienen, alle Folgerungen gelten zu lassen, die etwa im ferneren Verlauf der Untersuchung aus diesen Sätzen sich ergeben möchten. Er trat für's erste mit keinem entschiedenen Bekenntnisse hervor. Er ließ sein ruhig überschauendes Auge auf allen einzelnen Seiten des Gegenstandes abwechselnd verweilen; er mußte jetzt vor Allem erfahren, ob die Ansichten, die ihm hier neu entgegengebracht wurden, sich in den schön abgeschlossenen Kreis seiner Anschauungen und Erfahrungen einfügen, ob sie sich seinem Geiste fruchtbar erweisen würden.

So konnte denn Humboldt zwar dem Freunde melden, daß Goethe sich mit den Prolegomena sehr ernstlich beschäftige, daß er in hohem Maße von ihnen befriedigt sei, daß gerade die Methode und der Gang der Untersuchung ihn vorzüglich erfreue und in dieser Rücksicht schon jede Seite ihm lehrreich werde; aber begreiflich ist es uns auch, daß der Berichterstatter hinzufügen mußte: [21]) „zwar ist er noch weit entfernt, sich überhaupt für eine Meinung entschieden zu haben; Sie kennen seine weise Bedachtsamkeit.“ —

[21]) W. v. Humboldt an Wolf 3. Juni 1795. Er fügt dem Briefe noch die Bemerkung hinzu: „Ich habe Goethe ermuntert, die Ilias in Rücksicht auf Ihre Prolegg. durchzulesen, und ich hoffe, er wird es thun.“ (Schon im Januar 1795 hatte Goethe einige Bogen des Buches bei Humboldt in Jena gesehen, wie dieser an Wolf 30. Januar 1795 schreibt. Dieser Brief trägt in Humboldts Werken 5, 95 die falsche Jahreszahl 1794.)

Unter günstigen Vorbedeutungen hatten sich Goethe und Wolf einander genähert; der Dichter war dem Philologen „äußerst gut geworden." Aber bald sollte über das kaum eingeleitete freundschaftliche Verhältniß eine widrige Störung hereinbrechen, die es für den Augenblick in seinem Fortschritt hemmen mußte, ja sogar für die Zukunft es völlig aufzuheben drohte. Diese Störung war ebenso unerwartet wie unwillkommen.

Sie ward herbeigeführt durch einen Herderschen Aufsatz, der ungeschickt in die homerische Frage eingriff, übrigens aber ein ganz friedliches Ansehen trug. — Herder hatte sich um jene Zeit von Goethe und Schiller noch nicht entfremdet abgewandt; obgleich der Zwiespalt, der später zwischen ihm und dem Freundespaare hervorbrach, sich damals schon in unverkennbaren Anzeichen verkündigte, so bestand doch nach außen hin ununterbrochen ein gutes Einvernehmen; sowohl den Horen wie dem Musenalmanach kamen Herders Beiträge zu gute, und Schiller hatte, als Herausgeber, alle Ursache, eine ungnädige Stimmung „Seiner Herderschen Eminenz" [22]) zu verhüten.

So mußten die Freunde denn auch mit ungeheuchelter Befriedigung den Aufsatz begrüßen, den Herder im Septemberstück der Horen (1795) unter dem Titel „Homer, ein Günstling der Zeit," erscheinen ließ. [23]) Goethes Lob war herzlich und uneingeschränkt. Ihm schien die Abhandlung vortrefflich gerathen, er fand, daß sie die Materie umfasse, ohne Strenge genau und mit Lieblichkeit befriedigend sei; er zweifelte nicht daran, daß sie den Horen zu großem Schmucke gereichen würde, [24]) und erwartete wohl nichts weniger, als daß ein so schätzbarer Beitrag ein polemisches Unwetter auf die Horen herabziehen sollte.

Dies so nachdrücklich ausgesprochene Lob darf uns nicht befremden, obschon es durch Form und Gehalt der Abhandlung keineswegs gerechtfertigt wird. Seit den Tagen, da Goethes Geist sich frei und kräftig zu entfalten begonnen, hatte er mit dem Geiste Herders gleichsam im Wechselverkehr gestanden; und wie viel hatte er in diesem Verkehr gewonnen! Was in Herders Natur groß und einzig war, hatte auf Goethe stets erhebend und belebend gewirkt; dieser hatte sich gewöhnt, in dem Freunde, dessen Wesen so wunderbar zusammengesetzt war, vorzüglich die Eigenschaften zu erblicken, die ihn aus dem Kreise der Zeitgenossen glänzend heraushoben; er ließ dessen Art, wie sie sich nun einmal entwickelt hatte, gelten, versöhnte sich mit Manchem, was Andere abstieß, und wie er im

[22]) Am 2. März 1795 schreibt Schiller an Körner: „Hier Herders Urtheil über deine Abhandlung: ein gnädiges Cabinetsschreiben von Seiner Herderschen Eminenz."

[23]) Jetzt im zehnten Theil der Werke zur schönen Literatur und Kunst S. 241—277.

[24]) Goethe an Herder 21. August 1795, an Schiller unter demselben Datum.

Leben des Freundes Schwächen hülfreich trug und freundlich duldete, so blickte er auch damals noch gern über so viel Unerfreuliches hinweg, was Herders Arbeiten anhaftet und sie einer großen Anzahl von Lesern fast ungenießbar macht. Er suchte und fand in ihnen nur die großen Züge, in denen sich Herders Geist zu erkennen gab. Und solche Züge fehlten auch in diesem Aufsatze nicht. An ihnen erfreute sich Goethe; die ihm wohlbekannte Art des Vortrags nahm ihn ein, ohne daß er den eigentlichen Gehalt des Vorgetragenen selbst mit allzu scharfem Blicke prüfte; und indem er sich über das Ganze mit unbedingter Anerkennung aussprach, konnte er wohl für einen Augenblick vergessen, was er etwa aus Wolfs Prolegomena schon gelernt hatte.

Auf den Inhalt der Herderschen Abhandlung deutet in gewissem Sinne der Titel hin: „Homer, ein Günstling der Zeit." Diesen Inhalt aber in bestimmten Worten anzugeben, müßte ich mir versagen, auch wenn hier der Ort wäre, auf Herders Ansichten in umständlicher Prüfung einzugehen. Ich müßte es mir versagen, weil es unmöglich scheint, in diesem beweglichen Chaos von Anschauungen und Meinungen irgend einen festen Punkt deutlich zu bezeichnen.

Ueber die Fragen nach der Entstehung und dem künstlerischen Charakter der homerischen Gesänge will Herder sich und seine Leser in's Klare setzen. Aber er faßt diese Fragen, besonders die erste, in einer so unbestimmten Allgemeinheit auf, daß die orakelmäßigen Antworten, die er ertheilt, nicht anders als dunkel und verworren ausfallen können. Er spricht von dem Ost-Homer und dem Homer im Westen, die „beide friedlich in ihm neben einander wohnen sollen;" er erzählt, daß schon in jungen Jahren, als er den Homer fast völlig noch als ein Märchen las, er unbefangen gefragt, ob das derselbe Homer sei, der die Ilias und die Odyssee gedichtet; er redet von der Erhaltung der Gesänge im Munde der Rhapsoden, von der Textur der Gesänge und von der nothwendigen Einheit einer Haupthandlung; er redet endlich auch von dem Verdienste des Solon und der Pisistratiden; aber Alles, was er äußert, schwankt zwischen Vermuthungen, Zweifeln und Ahnungen unsicher hin und her. Er geht von keinem bestimmten Punkte aus und es scheint ihm auch gar nicht darum zu thun, daß ein bestimmtes Ziel erreicht, ein deutliches Ergebniß gewonnen werde. Er strebt nicht nach Klarheit und kann daher auch dem Leser keine Klarheit mittheilen; er weilt zufrieden in dem Halbdunkel seiner Vorstellungen; diese reizen ihn vielleicht eben durch ihre vieldeutige Unbestimmtheit, und ihm scheint es genug, wenn er dem Leser diesen Reiz mitzuempfinden giebt. Daneben zeigt er freilich die ganze lebendige Gewalt seiner vielumfassenden Empfindung; er versteht es auch hier, seinen

Gegenstand in eine ahnungsvolle Beleuchtung zu rücken, die über alle Theile desselben einen anlockenden Schimmer verbreitet; er sucht, wenn ich so sagen darf, in den Elementarcharakter der homerischen Kunst einzudringen, und bei diesem Anlaß giebt er manchen treffenden Wink, wirft er manche Bemerkung hin, die den Kern der Sache zu berühren und eine sorgfältige Ausführung zu verdienen scheint.[24]) Aber nirgends giebt er einen nutzbaren Beitrag zur Lösung der großen Hauptfragen; ja man darf annehmen, daß er sich selbst diese Hauptfragen nie mit vollem wissenschaftlichen Ernste vorgelegt und ihre weitreichende Bedeutung stets nur ungenügend erkannt hatte.

Und diese Herdersche Rhapsodie trat an's Licht, nachdem Wolf das Werk der strengen Forschung eben ruhmvoll unternommen. War indeß Herder bereit, die Wichtigkeit eines solchen Unternehmens anzuerkennen? — Von dieser Bereitwilligkeit zeigte der Aufsatz nur sehr zweifelhafte Spuren. Während Villoisons Verdienst mit hohen Lobesworten gepriesen wird, findet Wolfs Arbeit nur eine kurze, flüchtige Erwähnung. Herder bekennt, daß er „beinah erschrak über die Freiheit, die man sich mit dem Text Homers nehmen zu können, ja nehmen zu müssen lange Jahrhunderte durch geglaubt hat" — und dieser Schreck treibt ihn, in einer Anmerkung auf die Prolegomena rühmend hinzuweisen. Die Worte der Anmerkung[25]) waren jedoch wenig geschickt, den uneingeweihten Leser zur Einsicht in den wirklichen Werth und Gehalt des Buches anzuleiten und ihm die Zwecke des Autors deutlich zu machen. Der eingeweihte aber hätte wohl vermuthen können, Herder habe geflissentlich Wolfs Verdienst in Schatten gestellt.

---

[24]) Wilhelm von Humboldt, der Herders eigenthümliche Bedeutung unbefangen würdigte und mit dessen Manier in manchen Stücken sich zu befreunden wußte, giebt in dem Briefe an Schiller vom 30. October — Wolfs Aeußerungen gegen Herder waren ihm damals noch nicht bekannt — ein sorgsam abgewogenes Urtheil über das Ganze wie über manche Einzelheiten des Aufsatzes. Mit Recht hebt er den Inhalt des siebenten Abschnittes hervor: „Von Verknüpfung der Gesänge im Homer." Er äußert: „Was mich am meisten zum Nachdenken gereizt und mir den Aufsatz ordentlich werth gemacht hat, ist das, was er über den Geschmack der Griechen in der Zusammenordnung sagt. Unstreitig liegt viel Wahrheit darin, und es läßt sich sehr schön aus der Eigenthümlichkeit des griechischen Geistes erklären, so wie es auch wieder diese selbst noch deutlicher macht."

[25]) Sie lauten: „Wer die Ursachen hievon, sammt einer ideenreichen und bündigen Geschichte der Behandlung Homers lesen will, lese Wolfs Einleitung zu seiner Ausgabe Homers — — — Er wird vortrefliche Winke, die der weitern Untersuchung vorzüglich werth sind, darinn finden." — Selbst ein so wohlwollender Beurtheiler, wie Wilhelm von Humboldt, war mit Herders Verhalten gegen Wolf unzufrieden: „Daß Herder Wolfs nur so gedenkt, daß niemand sehen kann, wie wichtig sein Verdienst um diese Sache ist, bleibt doch ungerecht. Ohne Wolf, den Herder sehr benutzt hat, würden diese Herderschen Ideen doch nur Vermuthungen und weiter nichts sein. Durch Wolfs Bemühungen kommt man doch auf wirkliche historische Wahrscheinlichkeit." an Schiller 30. October 1795. S. 270.

Allerdings konnte Herder für den Verfasser der Prolegomena nicht eben wohlwollend gestimmt sein. Er war mit Heyne befreundet, und was dieser gelegentlich über Wolfs Charakter und Handlungsweise vernehmen ließ, klang nichts weniger als günstig. Die Feindseligkeit zwischen Heyne und seinem ehemaligen Schüler war um jene Zeit, wenn auch noch nicht zum offenen Ausbruch gekommen, doch schon auf beiden Seiten zu voller Entwickelung gediehen. Beide hatten ihr Absehen auf den Homer gerichtet; als Wolf nun seine Ausgabe öffentlich ankündigte und ausführlicher darlegte, was er sich dabei zu leisten vorgesetzt,[26]) sprach Heyne mit unverholener Bitterkeit darüber, „daß der Mann, der so viel angekündiget, angefangen und nichts vollendet habe, ihm nun ein Spiel aus der Hand nehme, ehe er noch selbst eines gemacht.“ [27]) Kein Zweifel also, daß Herder dem so zuversichtlich auftretenden Herausgeber Homers mit Mißmuth und Mißtrauen, in jedem Falle aber mit ungeneigten Gesinnungen entgegenkam.

Hätte er indeß auch das Werk ohne jegliches Vorurtheil zur Hand genommen, so bliebe es immer noch äußerst zweifelhaft, ob ihm der Werth der Prolegomena, die erfolgreiche Bedeutung des ganzen Wolfischen Unternehmens zu klarem Bewußtsein gekommen wären. Wolf besaß geradezu Alles, was ihm selbst zum wahren Philologen fehlte; aber eben weil es ihm so gänzlich fehlte, mangelte ihm auch Sinn und Neigung, diese Vorzüge da, wo sie sich auf das wirksamste geltend machten, nach ihrem wahren Gehalt zu erkennen und zu schätzen. Die mit der sichersten Herrschaft über den Stoff verbundene Sicherheit der Methode, für welche Goethe so viel Sinn zeigte, vermochte ihm keine Bewunderung abzugewinnen; ja, er fand sogar, wenn er auch Arbeit, Studium, kritischen Geist in Wolfs Einleitungsdiscurs nicht verkannte, „doch die Art der Aufstellung nicht ganz nach seinem Wunsche.“ [28]) Was er sich aber von den Ergebnissen

[26]) Diese Ankündigung, von Schütz mit einigen empfehlenden deutschen Worten begleitet, erschien im Intelligenzblatt der Allgem. Literat. Zeitung 22. Februar 1794 unter dem Titel: Fr. Aug. Wolfii Significatio de Operum Homericorum critica editione a se curata. Wolf ließ sie hernach vor seinen Ausgaben als erste der Praefationes wieder abdrucken. Sie wird, auch ihrer Bescheidenheit wegen, belobt von W. v. Humboldt im Briefe an Wolf 8. März 1794. S. 103.

[27]) Er setzt hinzu: „Das Aergste ist, daß ich den Mann hier gepflegt und versorget nach Ilfeld, dann nach Osterode und wieder durch Zedlitz nach Halle befördert, und einmal aus der größten Gefahr seiner Ehre gerettet habe. Allein sein unbändiger Stolz und prahlhafter Eigendünkel mag wohl noch einer und anderen Lehre, die ihm mißfiel, eingedenk sein.“ an Herder 10. März 1794. (Von und an Herder 2, 225.)

[28]) An Heyne 13. Mai 1795. Was er hier weiter über die Prolegomena sagt, ist für seine Auffassung des Werkes bezeichnend genug. „Die Haupt- und Grundpunkte, dünkt mich, wird ihm jeder zugeben; ja seit Blackwell und Wood hat beinahe niemand daran gezweifelt. Die Stellen der Alten sind gar zu klar und die

der Untersuchung aneignen konnte, das glaubte er selbst schon lange besessen zu haben.

In der That war Herder seit früher Zeit an eine freiere Auffassung der homerischen Poesie gewöhnt und hatte in seinen ersten Schriften, die von der Weite seines geistigen Blickes ein so herrliches Zeugniß ablegen, diese Auffassung mit Nachdruck und Feuer verkündigt. Indem er die Natur der vielgestaltigen Volkspoesie zu ergründen strebte, ging ihm ein Licht auf über das Wesen der homerischen Gesänge. Was er damals ausgesprochen, war geeignet, das Studium Homers zu befruchten und den Blick der Zeitgenossen zu erhellen. Nicht nur für die Bezeichnung des Gesammtcharakters der homerischen Poesie fand er Worte voll mächtig anregender Kraft; auch die in's Auge fallenden Besonderheiten der homerischen Kunstweise hatte er wirksam zu beleuchten gewußt.[29]) Ueber die Entstehung des alten Epos aber that er damals die gewagtesten Aeußerungen; ja er scheute sich nicht vor dem Ausspruch, daß, wie Ossians Lieder, so auch Homers Rhapsodien gleichsam impromptus gewesen.[30]) Jedoch, was er auch immer mit genialischer Kühnheit äußern mochte, alles hielt sich bei ihm in dem Bereiche der Ahnungen, der dunkeln Gefühle.

Diese Ahnungen, die er in der kräftigsten Jugendzeit seines Geistes verkündet hatte, schienen sich ihm später zu bestätigen, als die von Villoison herausgegebenen Venetianischen Scholien ihm ihre Schätze alterthümlicher Gelehrsamkeit darboten. Aber nie fühlte er sich getrieben, seine Vorstellungen bis zu einem gewissen Grade historischer Zuverlässigkeit auszubilden. Nun zeigte sich Wolf auf dem streng eingehaltenen Wege historischer Kritik; er suchte zu haltbaren Resultaten zu gelangen, wo Herder sich im ungehemmten Spiele seiner beweglichen Einbildungskraft mit unbestimmten Möglichkeiten begnügt hatte. Diesem aber galten seine eigenen längst gehegten Anschauungen für fruchtbarer und gehaltreicher, als die mühselig erlangten Resultate der Kritik. Er sah in Wolf nur den Philologen, der

---

Geschichte der Aoiden zu bekannt, als daß hier alles so auffallend als ein nullo dictum ore prius aufgestellt werden mußte. Der Punkt von Erfindung der Schreibkunst oder ihrer Einführung in Griechenland gehört nur incidenter hieher, und daß der Begriff einer Epopöe im Sinne des Aristoteles ein späterer Begriff sei, daran hat wohl auch niemand gezweifelt." — Mit welchem Rechte konnte Heyne nach solchen Aeußerungen an Wolf schreiben: „er zweifele, daß Herder die Prolegomena gelesen?" (Siehe Heynes Brief vom 28. Februar 1796 bei Körte 1, 299.) Herder hatte sie nur eben auf seine Weise gelesen.

[29]) Ich verweise hier vornehmlich auf die „kritischen Wälder" und insbesondere auf das 15. Kapitel des ersten Wäldchens. Heyne hat, als er das Werk für die Gesammtausgabe Herders revidirte, dies Kapitel unbegreiflicher Weise aus dem Text geworfen.

[30]) So redete Herder in den Blättern „von deutscher Art und Kunst." — Siehe Werke z. schön. Liter. u. Kunst 7, 28.

am Buchstaben haften blieb. Und wenn sogar Heyne darüber klagte, daß es diesem „gar zu sehr an dem allgemeinen Blicke fehle," daß überall die „grammatische Milbe" sich merkbar mache,[31]) wer möchte es dann Herdern verargen, daß er den Begründer der homerischen Kritik zu der Zunft der Wort- und Buchgelehrten rechnete, die stets nur das Einzelne erfassen und über das Einzelne nicht hinauskommen!

Herders Unglück oder Unrecht bestand eigentlich darin, daß er mit seinem Aufsatze um einige Jahrzehnte zu spät kam. Gegen Ende der sechziger Jahre hätte dieser Aufsatz an's Licht treten müssen, zugleich mit den großen Jugendwerken Herders, den Fragmenten und den Kritischen Wäldern; da hätte er wirken, da hätte er heilsame Anregungen verbreiten und die starren Anschauungen beleben können.[32]) Jetzt kam er wie ein Wort, zur Unzeit gesprochen. Denn es war nicht mehr gestattet, sich in weit umherschweifenden Ahnungen zu gefallen, nachdem die Kritik ihr ernstes Geschäft angetreten; es war nicht gestattet, über geschichtliche Probleme, deren Lösung der streng-bedächtige Forschergeist unternommen hatte, jetzt noch eine freie Phantasie nach alter Weise vorzutragen.

Wolf war denn auch nicht Willens, dies zu gestatten. Mehr als irgend einem Anderen mußte ihm Herders ganze Verfahrungsart zuwider sein. Er sah hier einen Gegenstand der historischen Kritik auf eine Weise behandelt, die jede Kritik zu eludiren schien. Wo zeigte sich hier das Bestreben nach Erkenntniß geschichtlich beglaubigter Thatsachen? Wie ward hier der Inhalt der historischen Ueberlieferung nach Belieben aus- und umgedeutet! Anstatt feste Umrisse zu zeichnen, ließ der Verfasser, einem Geisterbeschwörer ähnlich, zerfließende Luftgestalten im magischen Zwielicht aufsteigen und verschwinden. Stets will er mit unsicherem Griffe die Wahrheit haschen, nirgends jedoch bewährt er die zähe Ausdauer, den beharrlichen Muth, durch den allein die Wahrheit errungen wird.

Aber nicht blos über dies tumultuarische Verfahren, das jeden Grundsatz der Kritik verletzte, ward Wolfs Unwille rege; er fühlte sich auch persönlich auf das Widrigste berührt; er glaubte sich in seinem Eigenthum bedroht. Was er mit eindringlich prüfendem Scharfsinn, mit allen Mitteln der gediegensten Erudition ergründet und den urtheilsfähigen Kennern zur Entscheidung vorgelegt hatte, das ward von Herder theils in hochfliegenden Worten als selbstgefundene Wahrheit dem weiten Kreise des gebil-

---

[31]) An Herder 18. Februar 1796. Noch am 3. December 1798 konnte Heyne schreiben: „Daß Villoisons Arbeit nicht in Deutschland von jemanden (?) gelesen war, kam Wolfs Eigendünkel zu Hülfe, daß man seine Prolegomena für wundergelehrt hielt."

[32]) Es ist übrigens zu beachten, daß Herder in dem Briefe an Heyne 13. Mai 1795 seine Abhandlung „einen alten Aufsatz" nennt.

deten Publicums angepriesen, theils mit überraschender Zuversicht als eine längst anerkannte Thatsache vorgetragen. Wolf sah sein eigenes Verdienst geschmälert oder vielmehr geleugnet; er glaubte einen solchen Eingriff in sein Gebiet nicht dulden zu dürfen.

Schlagfertig trat er hervor, um dem sich selbst überhebenden Widersacher die schärfsten Streiche zu versetzen. Und zwar wollte er diese Streiche führen, ohne Rücksicht auf den sonstigen Werth und die hohe Bedeutung des Mannes, den sie zu treffen bestimmt waren.

Wenige Wochen, nachdem das neunte Stück der Horen Herders Aufsatz in's Publicum gebracht hatte, las man im Intelligenzblatte der allgemeinen Literaturzeitung [33]) die „Ankündigung eines deutschen Auszugs aus Prof. Wolfs Prolegomenis ad Homerum und Erklärung über einen Aufsatz im IX. Stücke der Horen."

Man vernahm hier eine Sprache von schonungsloser Bitterkeit. Von der Höhe seines wissenschaftlichen Bewußtseins herab wies der Philolog mit spöttelnder Geringschätzung das Unterfangen des dünkelhaften Halbkenners zurück, „dem die Geistesstimmung, womit eine so äußerst verwickelte Aufgabe der historischen Kritik zu behandeln ist, und die hiezu nothwendigen Kenntnisse so gut als völlig fremd seien," — des Halbkenners, der da mit kecker Zuversicht aburtheilt, wo der wahre Kenner seine Vermuthungen mit bescheidener Umsicht zu begründen sucht. Er ergoß seinen Hohn über die apokalyptische Manier, in welcher die Sachen, „auf die Alles ankommt," vorgetragen worden; er verurtheilte den ganzen Aufsatz als ein Gemisch von gemeinen und halbverstandenen Gedanken; und zugleich ließ er den Verdacht merken, als habe der Verfasser die Ausbeute der in den Prolegomena niedergelegten Untersuchungen sich angeeignet und die hier gefundenen Ergebnisse der besonnensten Forschung als selbsterworbenen Besitz, allerdings in kläglicher Entstellung, vor das große Publicum gebracht. Jedes Wort des Tadels war auf das schärfste gewürzt, jedes Wort der Verdächtigung auf das verletzendste zugespitzt; das Ganze war ein Ausfall von der derbsten Art, des Angreifers wie des Angegriffenen gleich unwürdig. Noch jetzt erregt er uns das entschiedenste Mißbehagen, auch wenn man der Verurtheilung, die über den unglücklichen Aufsatz ergeht, bereitwillig zustimmt. [34]) Um wie viel stärker mußte die widerliche Wirkung bei den unmittelbar betheiligten Zeitgenossen sein!

[33]) Nummer 122. Sonnabends den 24. October 1795. S. 979 – 982.

[34]) Gleichsam zur Rechtfertigung Wolfs will ich eine Stelle aus seinem Briefe an Schütz vom 29. October 1795 hersetzen. Sie läßt uns die Gemüthsstimmung errathen, in welcher Wolf gegen Herder losging, und erklärt die Heftigkeit des Angriffs. Er schreibt: „Dazu hatten mich wahrlich meine Homerica zu viel Kräfte des Unter- und Oberleibes gekostet, als daß ich sie auf die verschmitzteste Art

Neben Herder, dem gezüchtigten Verfasser des Aufsatzes, mußte sich vor Allem Schiller, in seiner Eigenschaft als Herausgeber der Horen, unangenehm getroffen fühlen. Daß Wolf einen seiner groben Hiebe unwissentlich gegen ihn selbst gerichtet, brauchte ihn wenig zu kümmern;[34]) daß aber ein Mitarbeiter an seiner Zeitschrift, und zwar einer der vornehmsten, in so auffälliger Weise vor dem Publicum bloßgestellt ward, dies Mißgeschick konnte ihn nicht ganz gleichgültig lassen. Von allen Seiten zog man damals in hellen Haufen gegen die Horen zu Felde. Mit der ihm eigenen Energie des Ausdrucks erklärte Schiller zwar alle diese Gegner für „trivial und eselhaft;" doch nun hatte sich zu ihnen ein Mann gesellt, den er zwar als „Philister" abfertigen, den er aber in jene umfassende Kategorie nicht wohl unterbringen konnte.

Kaum hatte Schiller von dem fatalen Inhalte des Intelligenzblattes Kenntniß erlangt, so ließ er es Herdern zukommen. Er hielt es, wie er gegen Goethe äußert, für durchaus erforderlich, daß Herder auf den „höchst groben und beleidigenden Ausfall" replicire. Daß aber eine solche Replik für den Angegriffenen keine leichte Aufgabe sein würde, scheint er sogleich eingesehen zu haben; denn er setzt hinzu, „daß nicht wohl etwas anders geschehen könne, als den Philister zu persifliren."

Aber bald ward beschlossen, daß auch dies unterbleiben solle. Herder scheint sich, etwa den 25. November, nach Jena begeben zu haben,[35]) um mit Schiller über die peinliche Angelegenheit mündlich Rath zu pflegen. Er gedachte sich schweigend zu verhalten, wünschte aber, daß Schiller als

verwirren und verhunzen sehen könnte. Abschreiben hätte er sie können, oder ausziehen, oder was sonst, und unter welchem Namen er wollte — mein Buch lag ja so lange vor Jedes Augen, — ᾧ ταῦτα μέμηλε — kein Wort würde ich verloren haben: aber Kniffe sind mir schlechthin unerträglich." — Wolf hatte sich so fest in die Vorstellung verrannt, daß Herder sich vor den Augen des großen Publicums mit seinen Federn schmücken wolle, daß er sogar in dem Aufsatze über Ossian, den das zehnte Stück der Horen brachte, einen abermaligen Mißbrauch seiner eigenen Ideen vermuthete. Er fragte bei Schütz an: „Aber à propos, sein Ossian im Oktober dreht sich doch nicht etwa um den locus p. 255?" (5. Novbr. 1795). An dieser Stelle der Prolegomena sagt Wolf: „Nolo Homerum i. e. antiqua Carmina Ionum comparare cum Ossiani Carminibus Celticis, quae tamen nec unius aetatis nec genuina nobis tradita esse puto." Aber in jenem Aufsatze, der übrigens von Humboldt (an Schiller 20. Novbr. 1795) und Körner (6. Novbr.) nach Verdienst belobt wird, nimmt Herder auf die Prolegomena schlechterdings keine Rücksicht.

[34]) Auf S. 135 des neunten Horenstücks stand Schillers Epigramm: Ilias. „Immer zerreißet den Kranz des Homer" u. s. w. Wolf hielt diese Verse für ein Herdersches Product, und hatte sie mit dessen Ausspruch, daß Ilias und Odyssee zwei Werke der Zeit seien, höhnisch genug in Verbindung gebracht. In dem Briefe vom 9. Novbr. klärt Humboldt den ingrimmigen Freund über diesen Irrthum auf, der ihm selbst wahrscheinlich auch nicht lieb sein werde.

[35]) Ich schließe dies aus Schillers Worten im Brief an Goethe vom 26.: „Ich habe sie (die Musenalmanache) Herdern mitgegeben."

Herausgeber das Wort in der Sache ergreifen möchte. Dazu war dieser auch bereit und sprach eine derartige Absicht am 26. October in Briefen an Goethe und Humboldt aus; denn es dünkte ihn nicht rathsam, „ganz zu schweigen und dem Philister gleich anfangs das letzte Wort zu lassen."

Wie aber sollte Schiller in diesem Falle seine Worte einrichten, damit sie nicht ganz zwecklos verhallten? Ueber den wirklichen Stand der zwischen Herder und Wolf streitigen Fragen war er nur unvollkommen unterrichtet; was der Kritiker in den Prolegomenen eigentlich gewollt und geleistet, davon hatten ihm nur die Berichte Anderer einen undeutlichen Begriff gegeben; das Werk selbst hatte er bisher nicht gelesen, und am wenigsten konnte er sich jetzt angelockt fühlen, in das dornenvolle Labyrinth dieser Untersuchungen einzudringen, jetzt, da er den Boden der Poesie wieder betreten hatte, da die Arbeit, die er an seine großen ästhetischen Abhandlungen wandte, seine ganze Geisteskraft noch angespannt erhielt. Warum sollte er sich nun in ein fremdes Gebiet verschlagen lassen, wo er einen wohlgerüsteten Gegner finden mußte, der zu jedem Widerstand bereit und, so lange er sich in seinem Kreise hielt, unüberwindlich war? Die dunkeln Fragen der homerischen Kritik hatten für den philosophischen Dichter nur geringe Wichtigkeit. Homer war und blieb ihm theuer; aber wenig Theilnahme schenkte er dem kritischen Bestreben hadernder Philologen, die über Ursprung und Geschichte der homerischen Gesänge forschten und grübelten.[36])

Zur rechten Zeit griff daher Goethe am 28. October mit dem Vorschlage ein, Alles, was gegen die Horen vorgebracht worden, zu sammeln und zum Jahresschluß ein allgemeines Gericht über die frevelnden Widersacher zu halten; denn „wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet,

[36]) Mit gutem Grunde konnte Humboldt sagen, daß Schiller „gar kein lebhaftes Interesse für jetzt an dieser Materie nehme" (an Wolf 9. November 1795 S. 144). Am 2. Juni hatte Schiller Körner gefragt: „Hast du Wolfs Prolegomena zum Homer gelesen, worin die Einheit der homerischen Werke mit den stärksten Gründen bestritten sein soll?" — Aber die Neigung, diese Gründe selbst zu prüfen, stellte sich nicht ein. Ich glaube, daß Schiller niemals die Prolegomena ernstlicher angesehen hat, auch nicht in der Zeit, da Goethe ihnen ein so anhaltendes Studium widmete. Er wollte Homer nur als Poet genießen. Hingerissen von der Macht des homerischen Genius, schrieb er an Goethe (27. April 1798): „Man schwimmt ordentlich in einem poetischen Meere; aus dieser Stimmung fällt man auch in keinem einzigen Punkte und Alles ist ideal bei der sinnlichsten Wahrheit. Uebrigens muß einem, wenn man sich in einige Gesänge hineingelesen hat, der Gedanke an eine rhapsodische Aneinanderreihung und an einen verschiedenen Ursprung nothwendig barbarisch vorkommen: denn die herrliche Continuität und Reciprocität des Ganzen und seiner Theile ist eine seiner wirksamsten Schönheiten." — Man sieht, Schiller war in diesem Punkte so ziemlich des Glaubens, zu dem sich auch Walter Scott bekannte, der, wie uns Lockhart berichtet, never doubted, that the Iliad and Odyssey were substantially the works of one and the same individual: He said of the Wolfian hypothesis, that it was the most irreligious one he heard of, and could never be believed in by any poet.

brennen sie besser.“ Demnach sollte also auch die „Antwort auf die Wolfische Grobheit“ für's erste hinausgeschoben werden. Schiller ergriff dies Auskunftsmittel mit Freuden: gleich am 30. October setzt er Herder von dem rettenden Vorschlage in Kenntniß und bittet ihn, die ganze heillose Materie schleunigst zu vergessen.

Goethe war es also, der durch seinen Rath die vorläufige Einstellung der Feindseligkeiten bewirkte. Es konnte ihm nicht erwünscht sein, wenn durch eine, leidenschaftlich von beiden Seiten fortgesetzte Polemik auch sein eigenes, kaum begonnenes Verhältniß zu Wolf unheilbar zerstört wurde. Daher mag er wohl, als er in der ersten Hälfte des November mit Schiller in Jena persönlich verkehrte, noch ein beschwichtigendes Wort gesprochen haben; und gewiß war Schiller leicht zu beschwichtigen, der schon erkannt hatte, daß „sich mit Wolf über Homer nicht gut zanken ließ.“ [36]) Was Goethe über Wolfs Benehmen äußerte und dachte, ist uns unbekannt und eben so wenig wissen wir, ob er seine frühere günstige Meinung über Herders Aufsatz gegen das Verdammungsurtheil des Philologen aufrecht zu erhalten suchte. [37])

Die Horen gelangten zu ihrem ersten Jahresschlusse, aber das den Gegnern zugedachte Gericht ward damals noch nicht über sie verhängt. [38]) Die beiden Freunde hatten sich inzwischen zu einem härteren Straf- und Rachewerk vorbereitet. Dem tief verletzten Herder ward keine öffentliche Genugthuung zu Theil; er behielt das Gefühl der bittersten Kränkung; [39]) seine reizbare Natur mußte die erlittene Demüthigung auf das schmerzlichste empfinden. Wolfs Name blieb fortan aus Herders Schriften verbannt. Nicht lange vor seinem Hinscheiden behandelte dieser in der Adrastea

---

[36]) An Körner 2. November 1795.

[37]) Unverholen, mit dem Freimuthe der wahren Freundschaft sprach Humboldt seine Mißbilligung über Wolfs Verfahren aus, in dem Briefe vom 9. November. Vergleiche damit sein Urtheil in dem Briefe an Schiller vom 6. November S. 285. Verständige Bemerkungen über den ganzen Vorfall finden sich in Reinhardts Journal Deutschland 2, 249. Sie schließen mit den Worten: „Mit Allen, denen die Ehre der deutschen Literatur am Herzen liegt, hoffen wir, daß dieser Aufsatz und Wolfs Erklärung weiter keine literarische Fehde zur Folge haben wird und wünschten lieber beide ächte Verehrer Homers in dem Capitolinischen und Vaticanischen Museum Hand in Hand unter den Heroen der Vorzeiten herumwandeln als in Intelligenzblättern gegen einander angehen zu sehen.

[38]) Körner (6. November) und Humboldt (20. November) hatten sich beide sehr entschieden gegen ein solches in den Horen abzuhaltendes Gericht erklärt.

[39]) Im Tone des klagenden Mißmuths äußert er sich noch am 8. Januar 1796 gegen Gleim: „— daß Wolf in Halle auf meine Abhandlung in den Horen „Homer ein Günstling der Zeit“ einen eben so groben als verstandlosen Ausfall gethan habe, das weiß ich. Ich begreife nicht, wie ich dazu komme, da ich ihm gar nicht in den Weg treten wollte, indem ich seine Gelehrsamkeit hochachte und ehre. Ich habe nichts als meine Meinung über Homer gesagt; das kann mir niemand wehren. Habe Jeder und auch Wolf eine bessere, was kümmert's mich?“

noch einmal, und zwar in einem längeren Aufsatze über „Homer und das Epos," die schweren Fragen, an denen er sich schon früher ohne Erfolg abgemüht hatte; er sprach über Natur und Ursprung des Epos, über dessen Kunstbau, über die Verschiedenheit der Ilias und Odyssee; er gab ein Urtheil über die Leistungen der neueren Forscher; aber der wichtigsten und einflußreichsten Leistung, der Wolfischen Prolegomena, ward mit keinem Worte gedacht. [40])

Wolf genoß von nun an die zweideutige Ehre, unter den Gegnern der Horen „mit seiner schweren Cavallerie," wie Schiller sich ausdrückte, in erster Reihe zu stehen. Aber die verbundenen Dichter hüteten sich wohl, ihn mit Jacob, Manso und Nicolai in eine Klasse zu setzen. Als im October 1796 das Unwetter der Xenien über den Häuptern der deutschen Schriftsteller losbrach, blieb Wolf verschont, während so mancher Andere, der sich eines geringeren Vergehens schuldig gemacht, von dem Strafgerichte hart getroffen ward. Der Zerstückeler Homers kam mit einigen glimpflichen Scherzworten davon, denen er gar wohl eine für ihn selbst schmeichelhafte Auslegung geben konnte. [40a]) Die im vorigen Jahre verübte Ungebühr war verziehen und vergessen; und Wolf gehörte denn auch zu denen, die ihre Zufriedenheit mit den Xenien nicht verhehlten. [41])

Um jene Zeit hielt es Goethe für schicklich, die Verbindung auf freundliche Weise wieder anzuknüpfen. Die Arbeit am Wilhelm Meister war abgeschlossen, das „tolle Wagestück" mit den Xenien war bestanden; Goethe hatte seinem edelsten Genossen die erhebenden Worte zugerufen: „wir müssen uns blos großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere Proteische Natur, zu Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln." Es war die Zeit, da er mit gesteigertem künstlerischen Selbstbewußtsein bei seinen Arbeiten nur auf die strengsten Forderungen der Natur und der Kunst achten wollte; [42]) in der Ausführung von Hermann und Dorothea war er schon beträchtlich vorgeschritten.

Am 26. December 1796 — seit Goethes erstem Briefe war mehr als ein Jahr verflossen — wendet sich der Dichter von Neuem an den

---

[40]) Worüber Heyne, der in dem Aufsatze durch das reichlichste Lob ausgezeichnet worden, seine Billigung kundgiebt: „Daß Sie dem Wolf ausgewichen sind, war für Ihre Ruhe das Beste." — Uebrigens ist Heyne, wenn man seine verschiedenen Aeußerungen über den Horenaufsatz vergleichend zusammenstellt, von dem Vorwurf der Doppelzüngigkeit in dieser Sache nicht ganz freizusprechen.

[40a]) „Sieben Städte zankten sich drum, ihn geboren zu haben,
Nun da der Wolf ihn zerriß, nehme sich jede ihr Stück."
Eben so harmlos fielen die Distichen aus, die dann in Schillers Gedichtsammlung unter dem Titel die Homeriden übergingen.

[41]) Dies berichtet Schiller an Goethe 2. November 1796.

[42]) An Knebel, 1, 135.

Philologen, und begrüßt ihn als den vornehmsten und würdigsten Vertreter der Studien, welche der Ergründung des classischen Alterthums gewidmet sind. Jedes Wort seines Briefes zeugt für seine Einsicht in den ganzen Werth des Mannes. Er überreicht ihm seinen geendigten Roman, „ein Buch, das er nicht in ein Museum schicken würde, wo es unmittelbar neben die Alten zu liegen kommt, wenn er sich nicht von dem Bewohner einige Gunst und Nachsicht zu versprechen hätte." Er bekennt zugleich, in welcher Weise die Prolegomena auf ihn gewirkt, und wie viel er der Ueberzeugung verdanke, die ihm durch Wolf so fest eingeprägt worden.

Diese Ueberzeugung hatte sich dem Dichter als eine unerwartet fruchtbare bewährt; sie hatte ihn zur künstlerischen That ermuthigt. Die Kritik, die in ihren unmittelbaren Wirkungen so oft nur zerstörend auftritt, die hier sogar, wie es schien, ihre Zerstörungslust am weitesten getrieben, die Kritik hatte hier die Entstehung des reinsten Kunstwerks zur Folge gehabt. Der Urheber dieser Kritik konnte selbst wohl am wenigsten ahnen, daß er durch die Vernichtung der Persönlichkeit Homers einen neuen Homeriden erwecken würde.

Das deutsche Geistesleben, wie es sich in der Literatur kundgab, war damals in seiner schleunig vorwärts treibenden Entwickelung auf einen Punkt gelangt, wo die verschiedensten Elemente sich wechselsweise durchdrangen, sich gegenseitig belebten und steigerten. Nichts wirkte vereinzelt; eine Geisteskraft schloß sich an die andere, und indem alle in lebendigem Drange zusammenstrebten, kamen die großen Erscheinungen zu Tage, an welchen der Sinn des Volkes sich fort und fort erhebt und läutert. Solche Epochen der literarischen Cultur sind es, welche die gesammte Bildung der Nation auf eine lange Folgezeit hinaus bestimmen.

So hatte auch hier die sondernde und nachschaffende Kritik der schöpferisch gestaltenden Poesie zu schönem Bunde die Hand geboten. In Goethes Dichternatur lag tief begründet eine oft stark hervortretende, nie ganz zurückgedrängte Neigung, die ihn auf das epische Gebiet hinzog. In seinem großen Roman — er durfte ihn wohl ein Pseudoepos nennen — hatte er sich lange auf den Grenzen dieses Gebiets einherbewegt; über diese Grenzen jedoch weit hinüber in's Innere zu dringen und sich dort festzusetzen, — davor hatte eine geheime Scheu ihn zurückgehalten; die Vollkommenheit des höchsten Musters, das er vor sich erblickte, schlug seinen Muth nieder, „der hohe Begriff von Einheit und Untheilbarkeit der homerischen Werke schreckte ihn ab."

Dieser Bann war jetzt aufgehoben. Der Dichter des achtzehnten Jahrhunderts staunte nicht ferner zu dem einen Homer empor; er erblickte einen Kreis herrlich begabter Dichtergeister, dem er sich verehrend

anzuschließen wohl wagen durfte, ohne deshalb den Boden der Gegenwart zu verlassen oder aus dem Bereiche des vaterländischen Lebens herauszugehen. Der deutsche Poet trat in die Gesellschaft seiner hellenischen Brüder, um sich von derselben Muse begeistern und leiten zu lassen, die ihnen einst den Sinn erleuchtet, den Pfad gewiesen; aber, indem er nur die höchsten Kunstforderungen in's Auge faßte, vergaß er doch der Forderungen nicht, die seine in furchtbaren Kämpfen bewegte Zeit, die sein Volk an ihn richtete. Vor der Macht der Poesie verschwand der Gegensatz der Zeiten und Völker; in dem Gedichte von Hermann und Dorothea stimmen der vaterländische Gehalt, der Geist der antiken Poesie und die höchste Kunstform auf eine einzige und unvergleichbare Weise zusammen.

Und so dürfte man dies Gedicht, in welchem der deutsche Geist, das deutsche Gemüth wie in einem lauteren Spiegel sich freudig wiedererkennt, als eine unerwartet wundersame Frucht der philologischen Kritik preisen! Daß es wenigstens unter den belebenden Anregungen entstanden ist, die er von den Ergebnissen dieser Kritik empfing und gern in sich aufnahm, das hat der Dichter unverholen dem Kritiker selbst in jenem Briefe bekannt. Die Worte dieses Bekenntnisses geben eine schöne Erläuterung und Bestätigung der poetischen Worte, in welchen der Dichter, allem Volke vernehmlich, seinem Dankgefühle einen dauernden Ausdruck verliehen hat.

Es geschah dies in der Elegie „Hermann und Dorothea," welche das Epos anzukündigen bestimmt war. Mit edlem Selbstbewußtsein gedachte hier der Dichter seines innigen Verhältnisses zum Alterthum; mit würdigem Stolz machte er die Rechte seiner Persönlichkeit geltend; ohne Rücksicht sprach er es aus, daß er, unbekümmert um das Wollen und Wähnen der Menge, nur den Geboten der Muse folge; er lud die Freunde ein, das neueste Gedicht zu vernehmen, und durfte des Mannes nicht vergessen, der ihn „endlich vom Namen Homeros befreit und dadurch auch ihn in die vollere Bahn gerufen:

Denn wer wagte mit Göttern den Kampf und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön."

Die Wolfischen Untersuchungen theoretisch zu prüfen, mußte Goethe ablehnen; aber einen praktischen Beifall gab er ihnen, indem er dasjenige, was er sich aus ihnen angeeignet hatte, in dichterischer Thätigkeit verwerthete. Das Epos Hermann und Dorothea bleibt ein Denkmal von der wirkenden Kraft des kritischen Geistes, der sich in dem Verfasser der Prolegomena verkörpert hatte. [43])

---

[43]) Es hat mich stets befremdet, daß Humboldt in dem mehr als ausführlichen Buche, welches er der Zergliederung des Gedichts gewidmet, die Wolfischen Untersuchungen so ganz und gar unbeachtet läßt. Allerdings konnte ihm bei seinen Definitionen

Aber jene Kraft war noch unerschöpft; der Dichter fühlte sich festgehalten auf dem epischen Gebiete; er wollte schauen und genießen, lernen und ergründen, und zugleich schaffen und ausführen.

An Hermann und Dorothea hatte er „mit vieler Sorgfalt und völligem Bewußtsein“ [44]) gearbeitet; er steigerte diese Sorgfalt, er trachtete, noch deutlicher sich seines Zweckes und seiner künstlerischen Mittel bewußt zu werden, da er sich zu neuen epischen Arbeiten rüstete. Theoretisches Studium sollte mit der dichterischen Praxis Hand in Hand gehen; jenes sollte durch diese belebt, diese durch jenes geleitet und vor Irrwegen behütet werden.

In den Jahren 1797—99 hegte Goethe seine epischen Entwürfe am liebevollsten und war dem Studium der Prolegomena am anhaltendsten zugethan. [45]) Nach der Vollendung von Hermann und Dorothea beschäftigte ihn der Plan zu einem episch-romantischen Gedichte, von dem aber sein Interesse bald abgeleitet ward. Erregt durch das Anschauen der schweizerischen Localität, wollte er dann in der Fabel vom Tell einen derberen und volksthümlicheren Stoff ergreifen; [46]) endlich aber ward er in die Kreise der homerischen Welt hineingebannt, und man darf es als ein Mißgeschick bedauern, daß er nicht wieder herausgelassen ward.

In das dichterische Bilden und Entwerfen verschlangen sich die ge-

---

und Deductionen die historische Betrachtungsweise keine erkleckliche Hülfe gewähren. Dennoch, sollte man meinen, mußte gerade er sich aufgefordert fühlen, bei einem solchen Anlasse auf das große Werk seines Freundes hinzuweisen, das für die Geschichte und demzufolge auch für die Theorie der epischen Dichtungsart ein neues Licht angezündet hatte. Nichts destoweniger sehen wir nur ein einziges Mal in die dichte Masse des ästhetischen Raisonnements einen historischen Lichtstrahl hereinfallen, und dieser Strahl leuchtet allerdings aus der Region der Prolegomena her. Im 70sten Abschnitt (S. 246 der ersten Ausgabe) heißt es: „Da die Einheit der Epopee — — — von der Art ist, daß dieselbe eben so wohl aus einzelnen, vorher für sich bestehenden Theilen zusammengesetzt, als auf einmal als ein Ganzes gebildet werden kann; da es mehr als wahrscheinlich ist, daß selbst die vorzüglichsten epischen Gedichte, die wir besitzen, die Homerischen, auf diese Weise entstanden sind.“ — — Dies ist der einzige deutliche Hinweis auf die Prolegomena! — Dagegen hatte A. W. Schlegel in seiner ungleich kürzeren Beurtheilung — ich halte sie noch immer für das Beste, was über Hermann und Dorothea geschrieben worden — gleich mit starkem Nachdruck hervorgehoben, daß „die historischen Untersuchungen eines scharfsinnigen Kritikers über die Entstehung und Fortpflanzung der homerischen Gesänge, die vor kurzem die Aufmerksamkeit aller derer auf sich gezogen haben, welche Fortschritte in den Wissenschaften zu erkennen wissen, uns zum Glücke einen festen Punkt geben, wovon die künstlerische Betrachtung des Homer in einer (der bisherigen) ganz entgegengesetzten Richtung ausgehen kann.“ Charakter. und Kritiken 2, 263.

[44]) An Meyer 5. August 1797.

[45]) Nachdem er in den Tag- und Jahresheften 1795 erzählt hat: „Gleichzeitig und verbunden mit ihm (Humboldt) tritt Geh. Rath Wolf von einer andern Seite, doch im allgemeinen Sinne mit in unsern Kreis“ — bemerkt er unter dem Jahre 1797 — „den größten Einfluß übten Wolfs Prolegomena.“ Bd. 31, 46. 77.

[46]) Aus den Tag- und Jahresheften 1804 (31, 185—87) erfahren wir, welche Motive in seiner Behandlung die herrschenden sein sollten.

meinsam mit Schiller gepflogenen Untersuchungen über die Theorie, oder soll ich nicht lieber sagen, über die Technik der epischen und dramatischen Dichtungsarten. Denn wenn Goethe sich auf das Feld der Speculation wagt, so sehen wir nicht den Theoretiker, der, im Kreise der Theorie befriedigt, zu dem reinsten Begriff der Gattung aufsteigen, die Arten sondern und, nur zum Zwecke der Erkenntniß, in das Wesen der Formen dringen will; — nein, wir sehen den Dichter, der seinen Blick unverwandt auf den Zweck des dichterischen Thuns gerichtet hält, der nur darum vom Schaffen abläßt und der ergründenden Betrachtung sich hingiebt, damit er, im geregelten Walten des Verstandes, sich der Mittel zur schaffenden That um so entschiedener bemächtigen und versichern könne.

Man gebe Acht auf alle Aeußerungen, in denen Goethe sich, sei es in diesen Verhandlungen mit Schiller, sei es bei anderen Anlässen, theoretisch vernehmen läßt — überall vernimmt man den Künstler; der Poet kann sich nicht verbergen, nicht verleugnen; als ein Vertrauter der Kunst redet er von ihren Geheimnissen, als ein Bildner des Schönen redet er von der Schönheit.

Und als bildender Dichter, der nur seinen Zweck verfolgt, steht er auch, nicht nur dem Homer, steht er auch der homerischen Kritik gegenüber. Die Ergebnisse dieser Kritik waren ihm einleuchtend; denn das Licht, das sie gaben, fiel erhellend auf seinen eigenen Pfad. Wolfs Argumente bewirkten bei ihm eine feste Ueberzeugung; denn aus dieser Ueberzeugung entsprang ihm die künstlerische That. —

So oft bewundern wir, und wahrlich mit Recht, die Vielgewandtheit der Goetheschen Natur, die weitumfassende Fähigkeit, mit der sie alles Zusagende, das an sie herantritt, ergreift und festhält; wir bewundern die gesunde Frische dieser Natur, die für so viele Erscheinungen des Lebens, der Kunst und der Wissenschaft offen und empfänglich bleibt. Und in der That, bei welchem Dichter fänden wir einen größeren Reichthum der Interessen und Bestrebungen! Nicht weniger aber sollten wir die standhafte Kraft anerkennen, mit welcher Goethe allen andrängenden Geistes- und Lebensmächten gegenüber die Rechte seiner eigenen Individualität behauptet. Was er in sich aufnimmt, hat er vorher bewältigt, damit es ihm diene; was er ergreift, muß sich geschmeidig seinen Zwecken fügen; er verliert sich nicht an die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen; der Kern der Erscheinungen wird sein Gewinn.

Und wodurch erlangt er diesen Gewinn? Wodurch anders, als daß er Alles, was ihm zugeführt wird, früher oder später thätig zu seinen Zwecken benutzt, unmittelbar auf seine Bedürfnisse anwendet! So wird es ihm wahrhaft zum Eigenthum, von dem er reiche Zinsen genießt. Nur

insofern eine Erkenntniß zum Handeln anregte, im Handeln sich bethätigte, hatte sie Werth für ihn. Sie sollte nicht todt in ihm ruhen; es war ihm nicht genug, sie gewonnen zu haben: aus der Blüthe der Erkenntniß sollte ihm die Frucht der That hervorgehen. Denken und Forschen darf in der Dichternatur nicht geschieden sein vom lebendigen Anschauen, vom lebendigen Handeln.

„Nur handelnd kann ich denken," sagt er; [47]) „ich kann nur denken, insofern ich producire." [48]) In diesen Worten ist uns Aufschluß gegeben über sein Verhalten zu so manchen schweren kritischen Fragen, die zu seiner Zeit in verschiedenem Sinne die Menschheit aufregten und in Zwiespalt versetzten.

Gewiß war er, so sehr wie irgend einer, fähig und bereit, Werth, Würde und Macht der Kritik verehrend anzuerkennen; er hatte von der kritischen Thätigkeit einen hohen und reinen Begriff; [49]) in seinem freien, durch keinen Namen getäuschten, von keinem Dogma beschränkten Geiste verkannte er ihr heilsames Wirken nicht, auch dann wenn sie trennend, spaltend, ja zerstörend auftrat; er wußte mit ruhig betrachtendem Ernste eine wichtige Frage der Kritik unbefangen, ohne einen Nebenblick auf sein eigenes Sein und Thun, zu erfassen. Sollte er jedoch der Kritik einen entscheidenden Einfluß auf seine Ueberzeugungen verstatten, sollte sie auf sein Anschauen und Denken leitend und bestimmend wirken, so forderte er von ihr, daß sie seinen Muth zum Handeln belebe, seine Thatkraft erhöhe, und sich dadurch vor ihm legitimire.

Dieser Forderung hatte die Wolfische Kritik voll und ganz Genüge geleistet. Auf den letzten der Homeriden war der Geist der früheren belebend übergegangen. Wird dieser Geist nun dauernd auf ihm ruhen und in neuen Wirkungen sich offenbaren? Wird die Kritik der Production auch ferner in einem so hohen Grade günstig sein?

Nachdem Hermann und Dorothea abgeschlossen ist, gewinnt die Beschäftigung mit Homer und den Prolegomena einen noch ernsteren Charakter und wird mit gesteigerter Lebhaftigkeit fortgesetzt. Es gewährt ein eigenes Schauspiel, wie an dem alten Dichter und seinem Kritiker der neue Dichter sich abmüht und zwischen beiden sich zweifelnd hin und her bewegt.

[47]) an Schiller 12. Mai 1798.

[48]) an Knebel 15. Mai 1799.

[49]) In der Geschichte der Farbenlehre (52, 114) finden wir die Worte: „Je mehrere und vorzüglichere Menschen sich mit den köstlichen überlieferten Resten des Alterthums beschäftigen mochten, desto energischer zeigte sich jene Function des Verstandes, die wir wohl die höchste nennen dürfen, die Kritik nämlich, das Absondern des Aechten vom Unächten."

Denn allerdings tritt der Zweifel an die scheinbar so fest begründete Ueberzeugung heran; beide kämpfen gegen einander und gewinnen, je nach dem Wunsche und Bedürfnisse des Dichters, abwechselnd die Oberhand.

Er hatte eingesehen, daß man durch die Prolegomena, mochten sich ihre Ergebnisse auch nicht als durchaus haltbar bewähren, doch sicherlich in Rücksicht auf das Epos erlöst worden sei von dem, was er einmal mit derb charakterisirendem Ausdrucke die theoretische Salbaderei des vorigen Jahrhunderts [50]) nennt. Hinfällig zusammenstürzen mußte das ganze, so lange heilig gehaltene Gebäude von Regeln und Begriffen, das man, wie vorgegeben ward, nach dem Grundrisse des alten Epos aufgeführt hatte. Vor Allem mußte der Begriff der Einheit entweder aufgegeben, oder ihm mußte eine von der herkömmlichen ganz verschiedene Auslegung ertheilt werden. Aber Goethe mochte diesen Begriff nicht fahren lassen; sein Künstlerblick fand Einheit in den homerischen Gedichten; und sobald er zur Production schritt, war seinem Künstlersinne das Streben nach Einheit ein unabweisliches Bedürfniß.

Als er im April 1797 das alte Testament und Homer „in großer Eile" studirte, war er verwundert, beim Durchlesen der Odyssee die Forderungen, die der Verstand an das Epos macht, in so hohem Grade befriedigt zu sehen. Er beruhigte sich bei der Annahme, daß die alten Grammatiker und Kritiker bei ihrem Bemühen vornehmlich jene Verstandesforderungen im Auge gehabt. Denn den Alexandrinern seien wir, wie auch Wolf zu zeigen sich bemühe, unsern gegenwärtigen Homer schuldig, „das denn freilich diesen Gedichten ein ganz anderes Ansehen giebt." [51])

Aber wenig Tage darauf ist er schlecht erbaut von der Behauptung Friedrich Schlegels: [52]) das epische Gedicht habe keine Einheit und for-

[50]) Oder, wie Wolf es in seiner Weise bezeichnet: praecepta, quae nunc pueri ex Batteusio discunt. Prolegg. 128.

[51]) An Schiller 19. April 1797.

[52]) An Schiller 28. April 1797. „Haben Sie Schlegels Abhandlung über das epische Gedicht im 11. Stück Deutschlands vom vorigen Jahr gesehen? Lesen Sie es ja! Es ist sonderbar, wie er, als ein guter Kopf, auf dem rechten Wege ist und sich ihn doch gleich wieder selbst verrennt." — Dieser Aufsatz: „Ueber die homerische Poesie. Mit Rücksicht auf die Wolfischen Untersuchungen" erschien in Reichardts Deutschland Bd. 4, 124—156. Er ward dann hineingearbeitet in die 1798 erschienene Geschichte der Poesie der Griechen und Römer. Friedrich Schlegel war der erste, der es sich zur Aufgabe machte, den reichen Gehalt der Prolegomena für die Geschichte der alten Poesie auszunutzen. Die häufig citirte Anmerkung, die sich in dem genannten Buche auf S. 158 findet, steht gleich zu Anfang des Aufsatzes; sie hat aber hier eine von der späteren vielfach verschiedene Fassung und lautet folgendermaßen: „Es ist das gewöhnliche Schicksal großer wissenschaftlicher Erfindungen, anfangs mehr allgemein angestaunt, oder auch, wie es der Zufall will, angefeindet, als verstanden und gebraucht zu werden. Fast jeder Theil der gesammten Alterthumskunde darf unmittelbar und mittelbar ein neues Licht, ja eine neue Gestalt von den Wolfischen Entdeckungen

dere sie auch nicht. Wie konnte Goethe einen solchen Ausspruch mit seinen in eigener dichterischer Thätigkeit gewonnenen Ueberzeugungen vereinigen? Ein Gedicht, dem keine Einheit zukommen soll, hörte nach seinen Begriffen auf, ein Gedicht zu sein. Es war ihm unangenehm, die aus der historischen Kritik auch für die künstlerische Betrachtung sich ergebenden Folgerungen so scharf ausgesprochen zu sehen. Und die Folgerungen schienen ihm viel zu gewagt. Denn wenn auch jene nach und nach entstandenen Gedichte nicht zu vollkommener Einheit haben gelangen können, so darf man doch daraus, wie er glaubt, nicht schließen, jene Einheit könne schlechterdings nicht stattfinden. Aber, deutet er an, wer weiß, ob jene Gedichte nicht weit vollkommener organisirt sind, als man denkt? —

Gegen Ende des Jahres steigt ihm aus dem fortgesetzten Studium der Ilias die Idee auf, das Lebensende des Achill sei für eine epische Behandlung tauglich. Und nun erhält die Beschäftigung mit Homer einen noch entschiedeneren Bezug auf die dichterische Praxis. Der poetische Künstler macht rücksichtslos seine Forderungen und Neigungen geltend, die sich unter einander nicht selten zu widersprechen scheinen.

Er hofft, daß im Jahre 1798 ihm einige Gesänge der Achilleis gelingen sollen. Bei der Production will er nur auf die reinsten Kunstbegriffe, auf die strengsten Kunstforderungen sehen; und deshalb ist er am 29. April entschlossen, alle Chorizonten — er nimmt das Wort in einem weitern Sinne — mit schwerem Fluche zu belegen und auf Leben und Tod die Einheit und Untheilbarkeit in einem feinen Herzen festzuhalten.

Aber wenige Tage hernach, am 2. Mai, muß er sich selbst auf einer sehr bedenklichen chorizontischen Aeußerung ertappen. Er spricht von einer „glücklichen Zusammenstellung" der beiden Gedichte, und es scheint ihm täglich begreiflicher, wie man aus dem ungeheuren Vorrathe der rhapsodischen Genieproducte, mit subordinirtem Talent, ja beinahe blos mit Verstand, die beiden Kunstwerke zusammenstellen konnte. „Ja, wer hindert uns anzunehmen, daß diese Contiguität und Continuität schon durch die Forderung des Geistes an den Rhapsoden im allerhöchsten Grade vor-

über die homerische Poesie erwarten. Noch aber werden die Prolegomena, dieses Meisterwerk eines mehr als Lessingischen Scharfsinns, häufig eben so sehr (vielleicht auch aus ähnlichen Gründen) mißverstanden, wie nur immer Kants Kritik der reinen Vernunft, da sie zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit an sich zog. Sie haben den Geist eigner, kritischer Untersuchungen bei weitem noch nicht so sehr angeregt, als sie könnten und sollten. Dieses Bruchstück aus einer Abhandlung über die Zeitalter, Schulen und Dichtarten der griechischen Poesie mag vorläufig zeigen, wie ich die Wolfischen Entdeckungen für die Kunstgeschichte zu benutzen versucht, und kann den Kennern und Freunden des Alterthums zugleich als Probe eines Grundrisses der Geschichte der klassischen Poesie der Griechen und Römer dienen, welcher im künftigen Jahre erscheinen wird."

bereitet gewesen; sogar will ich einmal annehmen, daß man nicht Alles in die Ilias und Odyssee, was wohl hineingepaßt hätte, aufgenommen habe, daß man nicht dazu, sondern davon gethan habe."

Und was veranlaßt ihn jetzt zum Aussprechen solcher höchst fluchwürdigen Meinungen über einen Gegenstand, über den, wie er selbst sagt, „alle Gewißheit auf ewig verloren ist?" Er giebt uns mit naiver Deutlichkeit den Grund an: „die Vorstellungsart, die ich äußere, ist mir bei meiner jetzigen Production günstig; ich muß die Ilias und Odyssee in das ungeheure Dichtungsmeer mit auflösen, aus dem ich schöpfen will."

Im Mai 1798 wurden die epischen Studien am eifrigsten, ja, man kann sagen, mit einer Art von Innigkeit getrieben. Es entstand ein ausführliches Schema der Ilias, das erst viele Jahre nachher vor die Augen des Publicums kam. Mit leidenschaftlichem Drang, der eine freie Selbstthätigkeit des Dichters stören mußte, klammerte er sich an sein Vorbild; er wollte den alten Mustern auch darin folgen, worin sie nicht lobenswerth erscheinen; er wollte sich zu eigen machen, was ihm selbst nicht zusagte. Nur durch solche Zwangsmittel glaubte er den richtigen Sinn und Ton in seine Gewalt zu bekommen.[53]) Wenn Hermann und Dorothea eine gewisse Verwandtschaft mit der Odyssee aufweist, so soll das neue Epos sich so eng wie möglich an die Ilias schließen. Aber zugleich hören wir eine bedenkliche Aeußerung des unter dem Banne eines unerreichbaren Vorbildes ängstlich zaudernden Poeten; wir hören, es sei ein zu kühnes, ein schwer, ja unmöglich scheinendes Unternehmen. Aber sollte es auch unausführbar bleiben, er will sich schon mit dem Genusse zufrieden geben, den er beim bloßen Studium davon trägt; und fast möchte man argwöhnen, daß er den Gedanken jenes großen dichterischen Unternehmens nur deshalb hegt und ausbildet, um dadurch diesen theoretischen Studien einen lebhafteren Schwung zu geben; denn unvermerkt werden ihm diese fast zur Hauptsache, und er thut den nachdrücklichen Ausspruch: „es ist jetzt gewissermaßen einem jeden, der sich mit ästhetischen Gegenständen beschäftigt, die höchste Angelegenheit, sich über diese alten Meisterstücke, wenigstens mit sich selbst, in Einigkeit zu setzen, da man von allerlei Seiten so manches Sonderbare darüber hören muß."[54])

Aber auf diesem Wege sollte er nicht zur Uebereinstimmung mit sich selbst gelangen. Während ihn das Studium der Ilias in dem Kreise von Entzückung, Hoffnung, Einsicht und Verzweiflung durchgejagt,[55]) hatte sich ihm wiederum eine unbezwingliche Ueberzeugung von der Einheit und

---

[53]) Vgl. den Brief an Schiller vom 12. Mai 1798.
[54]) An Knebel 5. Mai 1798.
[55]) An Schiller 16. Mai 1798.

Untheilbarkeit des Gedichts aufgedrängt; überwältigt hatte ihn von neuem die Wundermacht des homerischen Geistes; der Glanz, der die Schöpfungen dieses Geistes umleuchtet, hatte ihn geblendet; mit allen Sinnen hatte er abermals die Herrlichkeit des alten Epos in sich aufgenommen, er rief aus: „es lebt überhaupt kein Mensch mehr und wird nicht wieder geboren werden, der es zu beurtheilen im Stande wäre.“ [56])

Wie war es möglich, daß aus so wechselnden Stimmungen der poetische Geist frei sich erheben konnte? Er fand sich eingedrängt zwischen diesen theoretischen Bedenken, diesen allzu umständlich angelegten, allzu ängstlich festgehaltenen Vorstudien; ganz eigentlich in die Enge getrieben ward er durch das Bestreben des Dichters, sich einem hohen Musterbilde nicht blos anzunähern, sondern durchaus anzuähnlichen. Er konnte daher zu keiner Kraftäußerung gelangen. Zwar glaubte Goethe über das Wie der Ausführung mit sich selbst meist im Klaren zu sein; zwar rief ihm Schiller das wirklich befreiende Wort zu, er möge an keine Ilias nach der Ilias denken, sein Gedicht blos mit sich selbst vergleichen und beim Homer blos Stimmung suchen — umsonst! Leicht war Hermann und Dorothea entstanden, rasch zur Reife gediehen — aber die Achilleis ließ auf sich warten. Der Dichter selbst hatte seinen Genius gelähmt, daß er die Flügel nicht regen konnte.

Unter Schillers ermuthigendem Zureden suchte er sich allerdings, im Frühjahre 1799, abermals in die Idee des Gedichtes einzuleben. Er stellte für einen beträchtlichen Theil des Ganzen die Motive fest und begann die Ausführung. Abermals bekennt er, daß sein vielfaches Nachdenken über das epische Gedicht sowie die Streitigkeit über das Alter der homerischen Gesänge und ihre rhapsodische Zusammenstellung ihn zu dieser Arbeit geführt und sein Interesse daran stärker belebt haben. [57]) Und dieselben hindernden Ursachen, die früher den Dichter nicht zu heiterem Schaffen gelangen ließen, mußten jetzt der Ausführung bald einen dauernden Stillstand gebieten. Einmal in's Stocken gerathen, konnte die Arbeit nicht wieder in Fluß gebracht werden; fruchtlos blieb ein so vielfältiges ernstes Bemühen, ein so reges Sinnen und Forschen: nur ein Bruchstück geringen Umfangs ist von der Achilleis zu Tage gekommen.

---

[56]) Er fährt fort: „Ich wenigstens finde mich alle Augenblick einmal wieder auf einem subjectiven Urtheil, so ist's andern vor uns gegangen und wird andern nach uns gehen. Indessen war mein erstes Aperçu einer Achilleis richtig, und wenn ich etwas von der Art machen will und soll, so muß ich dabei bleiben. Die Ilias erscheint mir so rund und fertig, man mag sagen was man will, daß nichts dazu noch davon gethan werden kann. Das neue Gedicht, das man unternähme, müßte man gleichfalls zu isoliren suchen und wenn es auch der Zeit nach sich unmittelbar an die Ilias anschlösse.“

[57]) Vgl. die Briefe an Knebel vom 15. u. 18. März 1799.

Den poetischen Werth, der diesem Bruchstücke als einem Goetheschen Producte zukommen mag, haben wir hier nicht näher zu bestimmen. Das aber dürfen wir aussprechen, daß die ängstliche Absicht des Dichters, sich in jedem Sinne dem Homer anzuschließen, die unerwartete aber unvermeidliche Wirkung gehabt, ihn zu einer völligen Entfremdung vom Homer zu führen.

Sicherlich zeigt die Achilleis unverkennbare Spuren von der Geisteskraft ihres Urhebers; oft genug werden wir auch an die Aeußerlichkeiten der homerischen Darstellung, an die alten epischen Wendungen und Bilder gemahnt; aber eine innere Verwandtschaft mit dem Wesen des alten Epos fehlt ganz und gar. Wo bleibt die sinnliche Fülle in Bewegung und Handlung? Der Glanz, der auf den Gebilden des Epos ruht, ist erblichen; die deutlichen Umrisse der Figuren sind halb verwischt; eine moderne Auffassungsweise, der sich der Dichter, wider seinen Willen, hingeben muß, läßt sogar die Gestalten der homerischen Götter in ihrer scharf gezeichneten Individualität nicht unverletzt bestehen. Vollends wird in der Darstellung der Mangel an Einfalt empfindlich. Das ist nicht der Epiker, der aus dem Reichthum der sinnlichen Anschauungen schöpft und die Dinge in Festigkeit und Klarheit ruhig hinstellt; wir glauben bald einen geistreich witzelnden Grammatiker, bald einen sinnigen Epigrammatisten des spätern Alterthums zu hören.[58])

Dieser mühselige Versuch einer Wiedergeburt des homerischen Epos mußte an der inneren Unmöglichkeit des Unternehmens scheitern. Wäre selbst die Achilleis, was wir nicht wünschen dürfen, vollendet worden, wir hätten nichts als eine künstliche, mehr oder minder geschmackvolle Nachahmung eines für alle Zeiten unnachahmlichen Urbildes erhalten. In Hermann und Dorothea hatte sich Goethe zwischen zwei Dichterwelten gestellt, von dort die ewige Form, von hier den Stoff und den geistigen Gehalt entlehnt: er stand da, ein gleichberechtigter Bürger beider Welten.[59]) In der Achilleis gab er diese beherrschende Stellung auf; ausschließend wollte er sich als einen Angehörigen des Alterthums darstellen; jedoch indem er auf alle Vortheile verzichtete, die ihm das natürliche Verhältniß

---

[58]) Ich verweise auf den Ares, der „mit Adel und Ehrfurcht" zur Here spricht; auf den Ganymed „mit dem Ernste des ersten Jünglingsblickes im kindlichen Aug'," und vor Allem auf Aphrodite, „die äugelnde Göttin,

Die von Liebenden sich in Morgenstunden so ungern
Trennet. Reizend ermattet, als hätte die Nacht ihr zur Ruhe
Nicht genüget, so senkte sie sich in die Arme des Thrones." —

Manches klingt so, als wenn ein poetisch gestimmter Kenner über die in der bildenden Kunst typisch gewordenen Figuren des alten Epos feinsinnige Bemerkungen äußerte.

[59]) Vgl. Schillers Brief vom 18. Mai 1798.

zu seiner Zeit und seinem Volke gewährte, mußte er, ohne Gewißheit eines neuen Vaterlandes, heimathlos werden; indem er etwas schaffen wollte, das in verklärter Form außer und über aller Zeit schwebte, kam etwas hervor, das in keine Zeit lebendig hineinpaßte.

Und zu einem solchen Unternehmen, über welches die Nothwendigkeit des Mißlingens verhängt war, konnte der Dichter sich verlocken lassen, der eben in Hermann und Dorothea den „Gipfel seiner und unserer ganzen neueren Kunst" [60]) dargestellt hatte! Wir würden hier wie vor einem unauflösbaren Räthsel stehen, wenn uns nicht die Umstände, welche das Unternehmen hervorriefen, bekannt wären. Aber diese bedingenden Umstände erklären auch Alles. Der Dichter wollte, daß hier, wie sonst, Theorie und Kritik ihm unmittelbar im Thun und Schaffen fruchtbar werden sollten; sie trieben ihn aber hier zu einem Wagnisse, dessen Möglichkeit sie ihm täuschend vorspiegelten, das jedoch in keinem Falle glücklich zu bestehen war. Die Furcht vor der Unausführbarkeit des Unternehmens war nicht abzuweisen; inzwischen machte sich das theoretische Studium immer anmaßlicher geltend, zog die Kräfte an sich, die der künstlerischen Praxis gewidmet sein sollten: der Trieb zur poetischen Ausübung mußte ermatten, die Dichternatur war aus ihrem Gleichgewichte gerückt.

Aus der tiefsten Kenntniß seines eigenen Wesens heraus macht Goethe einmal die Bemerkung, „ihm sei es, wenn er etwas vorhatte, unmöglich gewesen, über die Mittel erst zu denken, wodurch der Zweck zu erreichen war; jene mußten ihm schon bei der Hand sein, wenn er diesen nicht alsobald aufgeben sollte." [61]) Hier war nun der Fall eingetreten, daß er nur allzu sehr geneigt und nur allzu entschieden gezwungen war, über die Mittel zu denken; ja, dies Denken hatte das Interesse am Zweck verschlungen. Nach allem Gesagten darf es uns aber auch nicht Wunder nehmen, daß, als dem Dichter die Aussicht auf eine praktische Anwendung dieser Mittel gänzlich verschwunden war, er auch auf die Mittel selbst nur mit Gleichgültigkeit blickte: sobald er die Achilleis unausgeführt bei Seite liegen ließ, konnte auch der Inhalt der Prolegomena ihn nicht ferner reizen.

---

[60]) So redet mit untrüglichem Urtheilsspruche Schiller im Briefe an Meyer 21. Juli 1797. „Ich hab' es entstehen sehen," fügt er hinzu, „und mich fast eben so sehr über die Art der Entstehung als über das Werk verwundert. Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einerntet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eiteln Streben und Herumtappen bewahrt." — Zu dieser schönen Schilderung bildet Alles, was beim Entwerfen und Ausführen der Achilleis geschah, den schroffsten Gegensatz.

[61]) Werke 31, 187.

Wenn Wolf über den Gesang der Achilleis, nach Zelters Bericht, „etwas leicht hinwegfuhr,“ [62]) so wollen wir ihm dies also ja nicht verübeln. Eher möchten wir vielleicht darüber mit ihm zürnen, daß er, wenn auch unbewußter und unschuldiger Weise, durch sein Werk den Dichter zu einem Mißgriff, zu einem verfehlten Gebrauche seiner Kräfte verleitet hat. Denn sollten wir im Genusse von Hermann und Dorothea den schöpferischen Einfluß der historischen Kritik preisend anerkennen, so dürften wir beim Anblick jenes Bruchstücks über diese selbe Kritik wohl einigermaßen ungehalten werden, wenn wir uns ihr unbefugtes Eingreifen in das freie Schaffen des Poeten vergegenwärtigen. —

(Schluß folgt.)

Offenbach und das zweite Empire.

Wer aus der Kulturgeschichte des französischen Volkes eine vereinzelte Periode, wie das gegenwärtige Régime, aus ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen gerissen, für sich betrachten wollte, würde vielleicht zu dem sonderbaren Resultate gelangen, daß es Zeiten giebt, in welchen sich der Charakter einer Nation kaum in ihrem politischen, religiösen und Familienleben so entschieden ausspricht wie in der Physiognomie ihres Vergnügens. Was sich im Parlament, auf der Präfektur, in der Kirche nur verhüllt zu zeigen wagt, im Theater wirft es die Maske ab. In jenen sitzt nur ein Theil des Menschen, in diesem der ganze; dort kann er Komödie spielen, hier — könnte man sagen — spielt sie ihn; auf den Brettern, die die Welt bedeuten, setzt der Humor des Dichters die ganze menschliche Gestalt wieder in ihr volles, unverkümmertes Recht ein.

Eine Bühne ist in dem Grade mehr der unmittelbare Ausdruck einer Volksbildung, als ihre sociale Stellung sie dem Volke näher rückt. Kunstbühnen wie das théâtre français und die Hofburg haben wie alle höheren Lebensstellungen und Bildungsgrade das gleichmäßigere Gepräge mit einander gemein.

Was einem Publikum also gefällt, entspricht immer der ungefähren Summe seiner Neigungen und Anschauungen, ja es setzt ein ähnliches Verhältniß zu den Dingen voraus als dasjenige ist, in welchem die Welt des Scheins sich bewegt. Zu allen Zeiten hat es Künstler gegeben, welche eine besondere Vokation darin fanden, den augenblicklichen Rapport mit den realen Bedürfnissen des Publikums herzustellen, und ihn in ihrer Weise auszubeuten, eine Art von Ventilatoren der allgemeinen Atmosphäre, welche den Durst nach Erfrischung geschickt zu stillen wußten. Daß eine solche Thätigkeit dem Idealismus der

[62]) Zelter an Goethe 26. September 1831. (6, 302. Vgl. 4, 145.)

ganz bestimmte Potenz, als Wurzel derselben, stoßen. Man kann das Axiom hinstellen — so wenig Künstler auch einem Bekenntnisse beipflichten werden, das sich in seinen Folgerungen gegen die meisten unter ihnen richtet — jede Sache ist heut zu Tage in dem Grade bedeutungsvoll, als sie berühmt ist, und umgekehrt. Wo etwas publizirt ist, da wird es auch bemerkt und gewürdigt. Zu viel Augen sind überall geöffnet, als daß eine irgendwie auffallende Leistung übersehen werden könnte. Aber auch hier sind zwei Einschränkungen zuzulassen. Es giebt eine ideale Mittelhöhe, auf welcher sich Kunstwerke am leichtesten unberührt finden von jener allgemeinen Entscheidung, welche einer Leistung Ruhm sichert. Es giebt ferner eine sehr eigenthümliche Reihe von Arbeiten, welche ihres Ursprungs so aristokratischer Natur sind, daß ihr Ruhm das Niveau der allgemeinen Perception niemals erreicht. Dergleichen exceptionelle Erscheinungen heben aber nicht die allgemeine Wahrheit auf, daß der innere Werth jeder Arbeit sein Schicksal erzwingt. Untersuchen wir die Richtigkeit des Satzes an Offenbach. Was hat ihn berühmt gemacht? Etwa die Libretti der Herren Halevy und Meilhac? Jene komisch frechen, halb tollen Scenen allein würden doch kein Publikum eines Affentheaters ergötzen. Etwas Trivialeres, trauriger zusammen Geleimtes kann die menschliche Phantasie doch nicht erfinden. Offenbach ist nur dadurch ein berühmter Mann geworden, daß er ein komischer Musiker vom allergrößten Talent, daß er ein Mann ist, dem sich Alles, jedes kleinste Erlebniß, zu einer musikalischen Pointe zuspitzt. Er kann kein Licht im Winde flackern sehen, ohne daß ihm daraus eine komische Melodie Fratzen schnitte; jedes menschliche Verhältniß unterminiren seine komischen Bässe, und schleudern es als Zerrbild auf die Bühne. Er hat eine Art von kurzem, drallem Rhythmus, mit dem er den Situationen noch ein Paar Füße mehr zu geben weiß, als sie eigentlich brauchen. Das tänzelt und trippelt in seinen Partituren, es ist immer etwas Tarantel dabei. Diese witzige Rhythmik, neben welcher die Meyerbeer'sche eine blonde Schäferin ist, hat etwas rasend Aufregendes. Dann hat er ein kurioses Talent für lächerliche Intervalle — man könnte sie recht bezeichnend „falsche" nennen —, die er mit dem größten Geschick an die rechte Stelle zu setzen weiß, so daß sie eine blitzartige Komik hervorbringen. Natürlich ist in einer so liederlichen Wirthschaft, wie sie die meisten seiner Partituren führen, an doppelte Buchhaltung nicht zu denken. Ueberlegen, haushalten, das Zuviel berechnen und ähnliche Meisterkniffe der alten, schönen Zeit, das kennt er nicht. Das Ganze ist immer wie Kirmeß. Hier wird das, dort jenes ausgerufen, das Schlechteste liegt hart neben dem Besten, aber es ist immer Leben, immer Beweglichkeit da. Daß er sich selbst abschreibt, wie kann es anders sein? Offenbach läßt keinem Gedanken, sich zu entwickeln, Zeit. Herunter in die Partitur mit ihm! Nach sechs Monaten treibt das abgerissene Stümpfchen in seinem Kopf ein neues Reis. Ist's ein Wunder, wenn's dem alten gleicht?

Es will immer schon etwas sagen, wenn ein Komponist so viel Physiognomie hat, daß man keine zehn Takte seiner Musik mit einer anderen verwech-

seln kann. Dazu muß man originell sein. Offenbach ist auch anmuthig, und seine Anmuth stammt von anderen Grazien als jenen geschminkten, denen seine leichtfertige Muse leider Kraft und Gesundheit geopfert hat. Eine außerordentlich glückliche Gabe der Orchesterkombination kommt seiner komischen Charakteristik sehr zu Hülfe, und hierin ist ihm sogar selten Uebermaß an Reizmitteln vorzuwerfen. Im Melodischen und Rhythmischen jedoch weiß der ewig auf neue Sticheleien ausgehende Witz vor Uebermuth und Laune oft keine Grenze einzuhalten. Das Prickeln ist ihm nicht genug: er muß beizen. Hat sich eine Zunge nun aber permanent an schwarzen Pfeffer gewöhnt, so will sie Paprika und dann Cayenne. Endlich versagen auch diese Gewürze ihren Dienst, und in diesem kritischen Momente gießt Offenbach ohne viel Federlesen sein musikalisches Scheidewasser drüber aus. Das Ende von solchem Lied pflegt im gemeinen Leben die Gosse oder die Charité zu sein, in der Kunst der Ekel.

Bei einer Beurtheilung Offenbach's sind, wie schon befürwortet, immer zwei Dinge gegenüber zu denken: sein Talent, und der Dämon der heutigen Pariser Gesellschaft. Die gesellschaftlichen Zustände eines Volkes stehen zu seinen politischen immer im Verhältniß von Wirkung zu Ursache. Wo, wie im heutigen Frankreich, die Willkür des persönlichen Regimentes den Staat regiert, wo der Absolutismus alle Adern unterbindet, da kann es nicht ausbleiben, daß sich allerlei sociale Geschwüre bilden, welche der Regierung um so willkommener sind, als sie einen kranken Organismus leichter zu einem ihr passenden Regime zwingt, als einen gesunden. Ein Volk, so mannigfach begabt und lebhaft, wie das französische, rächt sich für den Mangel an Freiheit in seinen Bewegungen entweder durch einen Gewaltakt oder, wenn ihm durch geschickte Illusionen der äußeren Politik die Hoffnung auf einen anderweitigen Abfluß der angestauten Säfte vorgespiegelt wird, durch einen, den Gemüthszustand des Hinhaltens und Vertagens überall charakterisirenden Drang nach Ersatz durch irgend ein Surrogat. Es ist eine fast allgemeine Wahrnehmung: je unbehaglicher die Lage eines Menschen, desto vergnügungssüchtiger macht sie ihn. Verlangt dieser Trieb bei einem gesunden Menschen nichts weiter als einen mäßigen Tribut an seine Phantasie, oder seine Sinne, so steigert er sich beim kranken leicht zu einer Höhe, welche den Organismus schwächt, statt ihm aufzuhelfen. Hieraus entsteht sehr bald ein falsches Verhältniß zwischen Genuß und Arbeit, und da der erstere mehr verbraucht, als die letztere restituirt, so muß wie beim Opiumessen die Portion fortwährend gesteigert werden. Hierzu tritt etwas Anderes, was dieses gestörte Gleichgewicht erheblich verschlimmert. Ein Regierungssystem, welches mit schlechten Mitteln wirthschaftet, muß darauf verzichten, Ueberzeugungen für sich zu gewinnen. Es arbeitet also mit Heuchlern; nur der Vortheil, nicht die Gesinnung, wird sich ihm zur Disposition stellen. Der Beamte seinerseits verfährt nach demselben Prinzip. So entsteht die Präfektenwirthschaft; die Demoralisation wird wie ein Schacht immer tiefer in's Herz des Volkes hineingeführt. Aber damit begnügt sich keine Regierung der freien Hand. Zu ihrem äußeren Prestige, welches jeden Augenblick durch ein ungeschicktes Ma-

noeuvre in die Brüche gehen kann, bedarf sie eines inneren. Sie setzt Architekten und Ingenieure in Bewegung, aus dem alten Paris ein neues zu machen. Ganze Quartiere wachsen aus der Erde. Der Einweihungen, Illuminationen, Feste, Ausstellungen ist kein Ende. Sie macht Anleihen über Anleihen, fälscht in kritischen Momenten den Courszettel, und die Coulisse wird der allgemeine Barometer. Alle Welt spielt, gewinnt heute, verliert morgen, und das Stockjobberthum diskontirt die öffentliche Meinung. Das beständige Schwanken des Kapitals erzeugt Unsicherheit, die Unsicherheit Gleichgültigkeit gegen das Kommende. So wird die Gegenwart mit einer Art von Krampf genossen, und es bildet sich ein Luxus aus, dessen innerster Grund der Wunsch ist, die Anderen, gelegentlich auch sich selbst, über die eigene Lage zu täuschen. Eitelkeit und Gefallsucht eröffnen eine tolle Konkurrenz zwischen Solidität und Schwindel, Tugend und Laster, beau monde und demi monde. Alle sicheren Grenzen zwischen dem Wohlanständigen und dem Frechen verwischen sich wie in Kleidung, so auch im Benehmen und in der Lebensweise. Es giebt nur noch Nüancen. Im öffentlichen Leben sinkt das einfach Echte, das Reine und Schöne immer tiefer im Preise. Raffinement und Virtuosität gelten am Höchsten. Das ganze Treiben, bunt und unruhig, bekommt etwas vom Potpourri.

In eine solche Gesellschaft trat Offenbach mit seinen parodistischen Possen. Die mythologische Maske, die er vorsteckte, war, wie gesagt, nichts anders als ein witziges Inkognito. Was er gab, war Pariser Leben in seiner ganzen Zersetzung und Fäulniß, aber mit dem unwiderstehlichen Galgenhumor eines Complicen. Seine Musik hat eine eigentliche Jungfernschaft nie besessen, aber sie hat uns dafür auch mit aller gemachten Tugend, aller forcirten Prüderie verschont. Sie hat nie etwas anderes sein wollen, als sie ist: eine Tochter der Gelegenheit und des Witzes, bei deren Taufe die verhüllten Grazien Gevatter gestanden.

Wenn Viele unter uns besorgt sind, daß wir aus dem Füllhorn dieser Muse in letzter Zeit zu reichlich bedacht worden sind, so wollen wir nicht vergessen, daß der Deutsche der Summe von Demoralisation, welche in jenen Arbeiten liegt, ein großes Phlegma gegenübersetzt, und daß es ein großer Unterschied ist, ob ein Volksleben eine solche Kunstgattung als eigenes Gebilde aus sich herausstößt, oder ob es dieselbe nur als ein fremdes Product an sich vorüberschreiten läßt. Tritt damit vorübergehend eine Geschmacksrückung ein, so wird die Reaktion nicht auf sich warten lassen. Der Kulturkreis einer Nation wird durch die Berührung mit einem neuen Genre dieser Art nur flüchtig gestreift, niemals dauernd gefährdet.

Einer anderen Empfindung wird sich aber kein denkender Künstler entschlagen, der diesen Dingen einmal unbefangen nahe getreten ist, der nämlich: welcher bedeutend komischen Kraft die Oper dadurch verlustig gegangen, daß ein musikalisches Talent wie Offenbach sich ihr nicht mit dem idealen Ernste gewidmet hat, welchen ein so hohes Maß von Begabung beanspruchen konnte. Es liegt wenig daran, ob der und jener dem heiligen Geiste der Kunst abtrünnig

geworden sind: das ist nur eine für jene wichtige, für uns völlig irrelevante Gewissenssache. Aber bei Offenbach ist es ewig zu beklagen. Es unterliegt doch wohl keinem Zweifel, daß wir es hier noch mit einem ganz anderen Talente zu thun gehabt hätten, als Lortzing und Nicolai z. B. waren, denen wir die beiden besten deutschen, komischen Opern verdanken, welche seit Mozart geschrieben sind. Beide litten an einer merklichen Knappheit der Invention, und einer gewissen Hausbackenheit der Empfindung. Was Offenbach zuviel an überschüssiger Kohlensäure hat, besaßen jene zu wenig. Im raschen Zeichnen, in der Sicherheit der Pointe, in der Charakteristik des Details, in Tournüre und Heiterkeit der ganzen Faktur wäre er ihnen unendlich überlegen gewesen. Man sehe sich das fatiguirteste Stück Offenbach's an, ob darin nicht mehr angeborener Esprit steckt, als in den meisten komischen Opern der Franzosen, seitdem Auber alt und müde geworden ist! Ganz köstlich wirkt namentlich eine Art obstinaten Humors bei ihm, welcher halsstarrig auf einer bestimmten melodischen Note besteht, oft auch auf einer bestimmten Harmonie, während die anderen Theile sich grausam abmühen, ihren gesellschaftlichen Verband mit ihr zu lösen. Ein anderes häufig von ihm benutztes Kunstmittel ist die Sürprise. Mit einer solchen Schnelligkeit und Verve springt er plötzlich an ganz unerwarteter Stelle aus seinem Steigbügel, oder reißt das Pferd in eine neue Gangart hinüber, daß man denkt, er bricht den Hals. Aber er bricht nur wohlberechnet die Spannung. In der musikalischen Illustration der scheinbar unmusikalischsten Dinge leistet er das Unglaubliche. Rossini hat einmal gesagt, ein guter Musiker müsse auch einen Speisezettel komponiren können. Offenbach komponirt wenigstens die Instruktion des maitre d'hotel an seine Untergebenen („vie parisienne"), und seinem menu würde es gewiß nicht an dem lustigsten Champagner fehlen.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Offenbach'sche Operette ihren Autor um ein Erhebliches überleben, daß sie auch nur die Dauer der Wenzel Müller-schen Volksoper, und noch weniger die der naiven Volkspoesie Raimund's erreichen wird. Sie wird das Schicksal aller excentrischen Moden theilen, die eine Zeit lang mit Gier aufgegriffen werden, um eben so hastig wieder aufgegeben zu sein. Die Kunstgeschichte aber wird es mit tiefem Bedauern aussprechen, daß eine der glücklichsten Begabungen für die komische Oper, welche vielleicht je geboren wurde, dem verführerischen Reiz einer ebenso verdorbenen als hoffentlich rasch vorübergehenden Geschmacksströmung zum Opfer gefallen, und durch eigenwillige Abwendung vom wahren Ziele, wie durch Gleichgültigkeit gegen den wahren Ruhm, der Kunst verloren gegangen ist.

L. Ehlert.

Rückblick auf den Reichstag.

Ein großes und ein gutes Stück Arbeit hat der Reichstag des norddeutschen Bundes in seiner ersten Session gefördert! Es giebt kaum ein Beispiel, daß eine parlamentarische Versammlung in dem Zeitraum von nur sieben Wochen so viel bedeutende Gesetze bewältigt, so viel Anregung zu neuen legislatorischen Aufgaben gegeben hat. Nicht nur die Bundesinstitutionen haben in vollem Umfang die Entwicklungsfähigkeit bewiesen, welche ihnen von der Thorheit oder der Böswilligkeit bestritten wurde, das deutsche Repräsentativsystem überhaupt, das seit fünf Jahren bedenkliche Stöße bekommen, hat sich neu gekräftigt. Der Constitutionalismus ist aus der Unfruchtbarkeit erlöst, in die er verfallen war, sein Lebenselement, die Gewohnheit verständiger Compromisse, ist wieder befestigt. Fast ausnahmslos hat die Regierung die Veränderungen genehmigt, welche der Reichstag an ihren Vorlagen machte, fast ausnahmslos hat der Reichstag nur solche Modificationen verlangt, die eine Vereinbarung nicht erschwerten. Jene falsche Entschiedenheit, die immer Alles oder Nichts will, die den erreichbaren Fortschritt stets mit einem unerreichbaren verknüpft, ist einem praktischeren Geiste gewichen. Weil der Reichstag seines Ansehens sich bewußt ist, so fällt ihm nicht bei, auf einer Forderung, auf einem Budgetabstrich nur zu bestehen, um seine parlamentarische Macht zu erproben. Die Sachen, welche vorliegen, sind auch für solche Methoden zu groß. Seit es sich um die Neugestaltung Deutschlands handelt, hat jeder Faktor der Gesetzgebung Gründe genug, sich nur nach ernsten und großen Gesichtspunkten zu entscheiden. Es gilt mit vollster Besonnenheit und mit raschester Energie zu handeln. An beidem hat es nicht gefehlt. Der Bundesrath hat mit einer Einmüthigkeit und mit einem Fleiße gearbeitet, wie es nur irgend von einem vielköpfigen Collegium verlangt werden kann. Der Reichstag hat die außerordentlichsten Anstrengungen über sich genommen. Die Gegner klagen zwar über die „Dampfgeschwindigkeit," mit der er seine Aufgaben erledigte, und es muß zugegeben werden, daß wenigstens gegen den Schluß der Session die Ueberhäufung und die Hast zu groß waren. Aber dieser Uebelstand ließ sich nicht ändern. Es war nöthig, daß möglichst bald nach der Constituirung des Bundes der Reichstag zusammentrat, und unter den Vorlagen die er berathen wüßten wir keine zu nennen, welche ohne Schaden vertagt werden konnte. Es ist auch nöthig, daß jetzt der Landtag und daß im Februar oder März das Zollparlament berufen wird; es ist ferner nöthig, daß die neuen Provinzen durch die Organisation ihrer Stände ein Zeugniß für die Fortdauer ihrer berechtigten Selbständigkeit empfangen. Dieses sich rasch ablösende und ineinandergreifende Getriebe eines vierfachen parlamentarischen Mechanismus ist unendlich verwickelt und zerreibt die Kräfte. Die Last der Arbeit liegt erdrückend auf den Volksvertretungen wie auf den leitenden Staatsmännern. Und doch müssen wir diese Last tragen, bis sich in der allgemeinen Bewegung das Bleibende festgesetzt

hat — das deutsche Parlament, und die provinzielle und communale Selbstverwaltung. Ja auch dieses drängende Treiben hat seinen Vortheil. Es beschränkt unsere Neigung zu theoretischen Debatten, es legt uns den Zwang auf, uns kurz zu fassen und die Mängel der parlamentarischen Geschäftsordnung, insbesondere der endlosen Rednerliste zu revidiren. Es ist kein Unglück, daß die stenographischen Berichte des Reichstages nur einen Band zählen, während das Abgeordnetenhaus es auf sechs oder sieben brachte. Am wenigsten kann die kleine Minorität auf der Linken die Beschwerde erheben, daß sie nicht hinlänglich zu Worte gekommen sei; denn fast bei jeder Frage hat man die ganze Reihe ihrer zum Theil recht langathmigen Redner geduldig bis zu Ende gehört.

Unsere Ueberschau beschränkt sich auf einige Hauptpunkte. Wir können nur in knappen Zügen ein allgemeines Bild von den Verhandlungen und ihren Erfolgen entwerfen. Der Reichstag begann seine Wirksamkeit mit der Antwort auf die Thronrede; die hohe politische Bedeutung dieses Aktes haben wir schon früher gewürdigt. Er constatirte, daß der deutsche Norden im Bewußtsein seiner Kraft wie seines Rechts die Gefahr des nationalen Einheitswerkes auf sich allein nimmt und daß, wenn dieses sich noch immer verzögert, nur der Wille des Südens, nur das alte Erbübel des deutschen Dualismus daran die Schuld trägt. Wir wenden uns also von der hohen Politik sofort zu der Berathung über die inneren Angelegenheiten des Bundes. Gleich der Anfang der Debatte über den Etat war von großer Bedeutung. Denn es enthüllte sich hier die allgemeine Richtung, welche die noch im Werden begriffene Bundesverwaltung hinfort einschlagen wird. Aus dem Meer der noch schwankenden, flüssigen Verhältnisse stiegen inselartig die ersten festen Linien der künftigen Organisation hervor. Wir wissen, wie entschieden Graf Bismarck im constituirenden Reichstag die Institution eines verantwortlichen Bundesministeriums zurückwies, als unverträglich mit der Selbständigkeit der kleinen Souveräne. Es gelang nur die Verantwortlichkeit des Bundeskanzlers als Keim der zukünftigen Reichsregierung in die Verfassung zu bringen. Aber man wußte nun nicht, ob die Bundesverwaltung in einer selbständigen Organisation zusammengefaßt oder ob sie nur zu einem Filial der preußischen Verwaltung gemacht werde. Es blieb unentschieden, ob die preußischen Minister als solche auch die verwaltenden Personen für die Bundesangelegenheiten werden, oder ob die Bundesverwaltung als eine höhere Instanz über ihnen errichtet werden würde. Das Auftreten des Bundeskanzleramtes im Etat gewährte hierüber noch keinen Aufschluß; denn sowie es zunächst eingerichtet war, mit einem Präsidenten und wenigen Räthen, war es für die administrativen Aufgaben des Bundes nicht stark genug und schien nur geschaffen, um als Hülfsbehörde für den Bundesrath zu dienen. In der Debatte wurde das Dunkel erhellt. Die Eröffnungen des Grafen Bismarck und des Präsidenten Delbrück zeigten in voller Klarheit, welchen von den beiden Wegen man einschlagen wollte. Darnach war die Absicht, die Zweige der Bundesverwaltung wirklich aus den preußischen Ressorts auszulösen und sie neben und über ihnen zu constituiren. Dem Bundeskanzleramt sollte zu-

nächst das Bundesconsulatswesen, die Post und die Telegraphen, die Aufsicht über die Zoll- und Steuerverwaltung unterstellt werden. Dies Princip, einmal ausgesprochen, muß nothwendig weitertreiben. Es führt dazu, daß das Reichsministerium, welches man theoretisch nicht zugestehen wollte, praktisch nach und nach eingerichtet wird. Wenn von dem preußischen Handelsministerium die zwei Abtheilungen für die Post und für Handel und Gewerbe abgetrennt werden, wenn die Beaufsichtigung wie der Ertrag der Zölle und Verbrauchssteuern dem Bunde zufällt, so sind hier die Anfänge für zwei volle Ministerressorts gegeben. Auf anderen Gebieten bedarf es dieser Scheidung und Abtrennung gar nicht, sondern sie gehen der Natur der Sache nach ganz oder fast ganz von dem Einzelstaat Preußen auf das Haupt des norddeutschen Bundes über. Zwischen der auswärtigen Politik des Königs von Preußen und des Bundespräsidiums ist selbstverständlich kein Unterschied; die preußische Krone hat zugleich die völkerrechtliche Vertretung des Bundes, sie schließt für ihn politische und handelspolitische Verträge, sie entscheidet über Krieg und Frieden. Folglich können das auswärtige Amt, der Minister, die Räthe, die Gesandten sich sofort in Beamte des Bundes verwandeln. Vielleicht aber ist es besser mit dieser Verwandlung so lange zu warten, bis der nationale Staat seine natürlichen Grenzen nach Süden hin gewonnen hat. Bekanntlich ist das Marinewesen vollständig Sache des Bundes, während bei der Militärverwaltung die Grenze der Competenz je nach den Verträgen mit den Einzelstaaten auf- und abschwankt. Wenn nun auch ein Reichskriegsminister und ein Reichsmarineminister noch nicht auf dem Etat des Bundes erschienen, so stellte doch Graf Bismarck in Bezug auf diese beiden Ressorts das neue Princip mit voller Offenheit hin. Er erklärte sich auch mit Rücksicht auf sie für allein verantwortlich. Also nicht der preußische Minister, sondern der Bundeskanzler ist der Chef dieser Verwaltungszweige. Er gilt dem Reichstag gegenüber wie als die verantwortliche so auch als die handelnde Person, und die Minister, welche thatsächlich die Verwaltung führen, sind, so weit dieselbe dem Umkreis des Bundes zugehört, gleichsam seine Unterstaatssecretäre. Es ist eine oberste Behörde vorhanden, die sich der Sache nach schon heute in vier oder fünf Ressorts gliedert, wenn sie auch der Form nach noch unter einen Chef gestellt ist. Freilich ist diese Gestaltung eine höchst unvollkommne, weil eine jede Verwaltung nur von dem vertreten werden kann, der sie factisch leitet und der die Sachkunde hat sie zu beaufsichtigen. Und doch hat diese provisorische Form in unseren außerordentlichen Verhältnissen auch etwas Gutes. Denn sie bewirkt, daß die schöpferische Thätigkeit des Grafen Bismarck durch keine collegialischen Fesseln gehemmt wird und daß der Bundesrath den Schein einer selbständigeren Stellung behält, als ihm nach Einsetzung des Bundesministeriums übrig bleiben würde. Heute sitzt er, obwohl er im Wesentlichen nur legislative Befugnisse hat, doch dem Reichstag gleichsam als Repräsentant der Regierungsgewalt gegenüber. Es ist vielleicht zweckmäßig, daß diese Unklarheit noch eine Zeitlang bleibt. Die Souveränetät der kleinen deutschen Könige ist ja selbst nur ein Schein und so lassen sie sich auch durch

den Schein befriedigen. Da die Verwaltung und Regierung des Bundes mit wenigen Beschränkungen in der Hand des Präsidiums liegt, so wird sich der Uebergang zu einer schärferen Begrenzung der Gewalten leicht genug machen lassen. Nur eine Gefahr hat dieses Provisorium; es beruht ganz und gar auf der überragenden Thätigkeit eines einzelnen Mannes. Wenn diese Thätigkeit versagt, so fehlt uns die gegliederte Form und wir finden keinen zweiten Mann, der stark genug wäre, auf seinen Schultern das Ganze zu tragen.

Im Etat des Jahres 1868 erschien die Sphäre für das Bundeskanzleramt noch bescheiden begrenzt, nur das Bundesconsulatswesen war ihm angeschlossen und auch hier waren vor der Hand nur wenige Posten herausgegriffen und zu Bundesconsulaten erklärt. Der Reichstag verhehlte nicht, daß die dürftige Gestalt dieses Dienstzweiges ihm einige Enttäuschung bereite. Aus den oben angedeuteten Gründen hatte man die Consulatsämter, mit denen sich ein diplomatischer Charakter verknüpft, wie in China und Südamerika, noch dem preußischen Budget belassen, mit Neucreirungen für wichtige Handelsplätze am mittelländischen oder schwarzen Meer war man noch nicht vorgegangen. Alle diese Mängel wurden durch die Umstände gerechtfertigt. Es hatte die Zeit gefehlt, sich über die Handelsbeziehungen der verschiedenen deutschen Staaten zu orientiren und so mit sicherer Hand die Punkte zu bestimmen, wo die stärksten Interessen zusammenlaufen und die Ersetzung der Landesconsulate durch den Bund am dringendsten ist. Ein solcher Organisationsplan wurde verheißen und zugleich das allgemeine Princip dargelegt, nach welchem die handelspolitische Vertretung des Bundes geordnet werden solle. Die Absicht, ein gemischtes System von Wahl- und Berufsconsuln durchzuführen, den gewählten kaufmännischen Vertretern besoldete Kanzler beizugeben und durch diese Einrichtung zugleich eine praktische Vorschule für die Berufsconsuln zu schaffen, fand durchaus den Beifall des Hauses. Ein Gesetzentwurf, dem der Reichstag noch am Schluß der Session seine Zustimmung gab, regelte vorläufig die Rechte und Pflichten der Bundesconsuln. Der Zukunft bleibt es vorbehalten, sowohl die Landesconsulate mehr und mehr durch Beamte des Bundes zu ersetzen und das Netz der heute bestehenden Vertretung der deutschen Handelsinteressen zu vervollständigen, als auch über manche der Regelung noch bedürftige Fragen, z. B. den sehr verschiedenartigen Consular-Tarif, gesetzliche Bestimmungen zu treffen.

Während die Kosten für das deutsche Consulatswesen noch überwiegend den Einzelstaaten verblieben, erschienen die Ausgaben für die Marine vollständig auf dem Bundesbudget. Aber die Forderungen waren höchst gemäßigt. Es wurde von den 30 Millionen Norddeutschen kaum mehr verlangt, als im vorigen Jahr für die 19 Millionen Preußen bewilligt worden war. Die Ausgaben betrugen im Ordinarium und Extraordinarium nur etwa 5 Millionen. Dazu kam noch eine Anleihe von 10 Millionen, die als Zuschuß für die nächsten Jahre dienen und von der 3½ Mill. für Schiffs- und Hafenbau und für Küstenbefestigung im Jahre 1868 verausgabt werden sollten. Die Regierung entwickelte in allgemeinen Linien ihren Plan zur Erweiterung der Flotte. Sie wollte

innerhalb zehn Jahren ungefähr 80 Millionen beanspruchen, die Zahl der Schiffe dadurch von 5 Panzerschiffen und 9 Corvetten auf 16 Panzerschiffe und 20 Corvetten nebst den entsprechenden kleineren Fahrzeugen bringen und von den beiden Bundeshäfen zunächst den an der Jahde, dann den von Kiel sowie die Küstenbefestigungen vollenden. Mit jedem Jahr sollte das Ordinarium steigen, von dem ganzen Bedarf aber etwa die Hälfte auf ordentlichem Wege gedeckt werden. Diese Gedanken wurden im Hause gebilligt, nur daß einzelne Vertreter der Seestädte einen rascheren Gang und einen größeren Aufwand gewünscht hätten. Man konnte bei diesem Theil der Berathungen recht deutlich sehen, wie hoch der Reichstag an gerechter und sachkundiger Beurtheilung über den letzten preußischen Landtagen steht. Jenes widerwärtige Nörgeln, welches bei höchst zweifelhafter Kenntniß an Allem zu tadeln hatte, und Angesichts der dürftigen Bewilligungen und der noch öfteren Ablehnungen des Abgeordnetenhauses doch beständig klagte, daß wir mit der Marine noch nicht weiter seien, fand keinen Anklang mehr. Man erkannte an, daß Preußen mit geringen Mitteln Vieles geleistet habe, daß auch die oft bestrittene Anlage des Jahdehafens ein richtig gegriffenes und großes nationales Unternehmen sei. Man deckte den Widersinn auf, die kostspieligsten Wünsche nach Docks und Etablissements und Alabamas zu äußern und dabei die Hand fest auf dem Geldbeutel zu halten. Die alten Pedanterien des Landtages, z. B. die Forderung eines Gründungsplanes in dem Sinne, daß die Regierung genau an ihn gebunden sein solle, wurden nach Gebühr beurtheilt. Nur die „deutsche" Fortschrittspartei hatte wieder einen Vorwand, um die Mittel für die deutsche Flotte zu verweigern. In dem Augenblick, wo das Haus, in Berücksichtigung der schwachen Finanzkräfte der Kleinstaaten, ihre Beiträge zur Bundesarmee um eine Million verminderte, behauptete sie, daß der Zuschuß von 3½ Millionen zum Marineetat durch Matricularumlagen gedeckt werden könne und daß ein Bedürfniß zu einer Anleihe nicht vorliege. Auch politisch fand sie die Anleihe unzulässig, weil es an einem verantwortlichen Bundesministerium fehle, ein Grund, der offenbar gegen jede Geldbewilligung sprechen würde. Hatte sie früher einen Gründungsplan verlangt, so wollte sie sich jetzt bei dem Wechsel der Ansichten über Schiffs- und Hafenbau nicht für Jahre verpflichten. Eine Anleihe ist dann am meisten berechtigt, wenn es sich um große Neuschöpfungen handelt, die auch der zukünftigen Generation zu gut kommen; aber die Linke fand es gefährlich, Schulden zu machen und ungerecht, die Lasten unserer Nachkommen zu vermehren. Diese dreiste Sophistik einer systematischen Oppositionssucht hat die Partei bei allen die Macht des nationalen Staats betreffenden Fragen geübt. — Nur im Vorübergehen erwähnen wir hier noch zwei Vorlagen, die mit unserem Seewesen oder mit der beschlossenen Bundesanleihe in Beziehung stehen. Das Gesetz über die Nationalität der Kauffahrteischiffe proclamirte die schwarzweißrothe Bundesflagge als die alleinige National- und Landesflagge für unsere Handelsschiffe und stellte die Bedingungen fest, unter denen die Schiffe als nationale anzusehen sind und den Schutz des Bun-

des genießen. Die Vorlage über das **Bundesschuldenwesen** bestimmte im Anschluß an die preußischen Einrichtungen die unabhängige Behörde, welche die Bundesschuld zu verwalten, sowie die vom Reichstag resp. dem Bundesrath zu wählende Commission, welche jene Behörde zu controlliren hat. Das Haus veränderte den Entwurf in zwei Beziehungen. Es knüpfte die Convertirung der Schulden an ein Gesetz und es suchte das Recht der Klage gegen die Verwaltungsbehörde seitens des Reichstags zu sichern. Leider scheinen diese Amendements nicht die Zustimmung der Regierung zu finden.

Nach der Verfassung ist der **Militäretat** bis zu Ende 1871 bekanntlich auch in der Ausgabe fixirt. Der Etat wird dem Reichstag bis dahin nur zu Erinnerungen vorgelegt und beläuft sich auf ungefähr 66½ Millionen. Diese Ausgabe ist hoch, fast 4 Millionen höher als sie sein sollte, wenn man die heutige Friedensstärke von 300,000 Mann mit der früheren preußischen vergleicht. Man hat sich entschließen müssen, für die Verpflegung von Unteroffizieren und Gemeinen mehr aufzuwenden, die Gehälter der Lieutenants und in bescheidenem Maße auch die der Aerzte zu erhöhen, eine bessere Quartierentschädigung zu geben u. s. w. Dadurch allein ist der Bedarf um mehr als 3 Millionen gewachsen. Und es giebt noch andere dringende Bedürfnisse, die der Befriedigung harren. Auch die Gehälter der Hauptleute zweiter Klasse sind zu gering, die Servisentschädigungen langen nicht aus und doch genügen die für den Kopf des Soldaten berechneten 225 Thaler schon heute nur deshalb, weil man reiche Bestände hat und durch frühere Entlassungen und spätere Einstellungen nahezu eine Million ersparen will. Ferner sind die einmaligen Ausgaben für den Neubau von Festungen, von Kasernen und Magazingebäuden in die 225 Thaler pro Mann nicht eingerechnet, und so läßt sich voraussehen, daß der Aufwand für das Heer in dem heutigen Maß nicht lange wird gehalten werden können, wenn die Regierung von der faktischen Abkürzung der Dienstzeit nicht noch durchgreifenderen Gebrauch macht. Aber betrachten wir nun auch die Lichtseiten dieses Bildes! Keine Militärverwaltung Europas ist so sparsam wie die unsrige; keine Armeeorganisation der Welt erreicht im Verhältniß zu den aufgewandten Mitteln ein so gewaltiges Resultat. Mit diesem Budget erhalten wir ein Heer von 115 Infanterie-, 75 Cavallerie- und 13 Artillerie-Regimentern, ein Heer, das nach Einziehung seiner Reserven die Stärke von 463,000 Mann, mit seinen Ersatzformationen die Stärke von 578,000 Mann und sobald die 242 Bataillone der Landwehr aufgerufen werden, die ungeheure Zahl von 820,000 Bayonetten erreicht. Wir sind an Wehrhaftigkeit heute jeder europäischen Macht überlegen, und doch kostet die Armee in Frankreich über 100 Millionen Thaler und das Militärbudget in Oesterreich und Italien ist, wenn wir den wirklichen Bedarf und nicht blos die nominellen Ziffern beachten, bei soviel geringeren Leistungen theils ebenso groß, theils nicht viel kleiner als das unsrige.

Innerhalb der Verhandlungen über den Militäretat gewann nur noch die Position der Matricularbeiträge Interesse, weil mit ihr die **Conventionen**

in Beziehung standen. Für den finanziellen Erlaß von zusammen etwa einer Million hatten die kleinen Souveräne ihre militärische Selbständigkeit weit über die Grenzen der Bundesverfassung Preis gegeben. Sie behielten für sich nur die Rechte eines commandirenden Generals und überließen Preußen die Ernennung der Offiziere, die Aushebung u. s. w. Dieser außerordentliche Fortschritt war mit dem Zugeständniß, daß sie sich bis 1872, resp. 1874 und 1876 dem vollen Betrag von 225 Thalern für den Kopf ihres Contingents nur schrittweise annähern sollten, nicht zu theuer erkauft. Die Last der anderen Staaten wurde dadurch nicht erhöht, denn man hatte mit Rücksicht auf die Mindereinnahme einige Formationen der Cavallerie und Artillerie noch vertagt. Der Reichstag billigte den Inhalt der Verträge, aber er fand eine Verkürzung seiner Rechte darin, daß sie ihm nicht ausdrücklich zur Genehmigung vorgelegt wurden. Während die Regierung es für ausreichend hielt, unter Bezugnahme auf die Verträge die danach regulirten Matricularbeiträge im Etat vorzulegen, beanspruchte er eine Beschlußfassung über die Verträge selbst, weil durch dieselben bestimmte Vorschriften der Verfassung, die Gleichmäßigkeit in der Vertheilung der Lasten und der Ersparnisse, alterirt wurden. Da sein Anspruch nicht erfüllt wurde, so strich er die Bezugnahme auf die Conventionen und bewilligte die Beitragssummen der Kleinstaaten nur für ein Jahr als Etatposition. Graf Bismarck beseitigte diese Verstimmung; er setzte sich über die preußische Staatspraxis hinaus und erbat die Zustimmung des Hauses zu den Conventionen in Bezug auf ihren finanziellen Theil. Es war eine Nachgiebigkeit gegen das constitutionelle Princip, ein Zeugniß der Achtung vor den Rechtsüberzeugungen des Reichstages. Aber eben deshalb ärgerte sich unsere Fortschrittspartei über diese Wendung und sie brachte es fertig die Verträge zu verwerfen, die einen der wichtigsten Schritte zur Ueberwindung der Vielstaaterei bezeichnen. Sie stellte sich, als habe der Reichstag nach 1871 das Recht, auch die Einzahlungen der Einzelstaaten für das Militärbudget herabzusetzen, und als verkümmere er sich dieses Recht, indem er der stufenweisen Annäherung an den „Tribut“ von 225 Thalern über jenes Jahr hinaus zustimme. Sie sprach von Preisgebung des Budgetrechts, von Abdankung des Reichstages, sie bestritt mit den ungeheuerlichsten Phrasen die natürliche und verfassungsmäßige Befugniß der Volksvertretung, über das Etatjahr hinaus finanzielle Bestimmungen zu treffen.

Wir wenden uns von der Etatsberathung zu der sonstigen legislativen Thätigkeit des Reichstages, und zwar zunächst zu der wichtigen Vorlage über die Verpflichtung zum Kriegsdienst. Dieses Gesetz bezeichnet den Abschluß eines siebenjährigen Kampfes, es legalisirt die Veränderungen, welche theils durch die militärische Praxis seit 1814, theils durch die Reorganisation bewirkt worden waren. Aber es enthält auch ein Element, durch welches es die wirthschaftlichen Reformen ergänzt und in Gemeinschaft mit ihnen zu einem fruchtbaren Mittel für die Verschmelzung des Nordens wird. Es hebt eine Schranke auf, deren Fortbestehen die Freizügigkeit gerade für die wanderlustige Jugend

vielfach illusorisch machen würde. So lange die Militärpflicht den jungen Mann in sein engeres Vaterland zurückrief, blieb er auch nach Erfüllung derselben meist an die Heimath gefesselt. Jetzt ist diese Fessel gelöst, der Handwerksgeselle, der Commis, der Fabrikarbeiter kann die Uniform da anziehen, wo er Beschäftigung gefunden hat. Diese Niederreißung der Staatsschranken für die hinauswandernde junge Bevölkerung wird den Particularismus auch da entwurzeln, wo die Militärconventionen vorerst nicht hindringen können.

Man hat treffend bemerkt, daß der Entwurf das legalisire, was bisher schon administrirt sei. Darin liegt in der That seine nicht blos technische sondern sittliche Bedeutung. Es ist ein schweres Uebel, wenn Gesetz und praktische Nothwendigkeit im Widerspruch stehen. Nach dem Gesetz von 1814 sollte die Landwehr ohne Ausnahme irgend einer Waffe zu besonderen Truppenkörpern formirt werden. Das war aber bei den Specialwaffen, insbesondere bei der Artillerie, nicht durchzuführen, weil sich eine Batterie nicht im Augenblick der Mobilmachung improvisiren läßt. Folglich wurden die Landwehrartilleristen wider das Gesetz zu der Linie eingezogen. Alle Mißstände dieser Art sind jetzt gehoben. Es ist auch die letzte Consequenz der Reorganisation gezogen, indem man der Verwaltung gestattet hat, den jüngsten Jahrgang der Landwehr nach Bedarf in die Ersatzbataillone einzustellen. Nur so wird es möglich, die ganze Reserve zur Augmentirung der Feldarmee zu verwenden und für die Ersatztruppen noch die wünschenswerthe Zahl gedienter Leute zu haben. Im Uebrigen gewährt das Gesetz, zumal in der von dem Hause angenommenen Fassung, manche Erleichterung. Es verkürzt die dreijährige Dienstzeit, indem es dieselbe nach dem Tage des Aushebungstermins berechnet wenn auch die faktische Einstellung erst später erfolgt, und es setzt für die Uebungen der Reserve und der Landwehr ein billiges und im Vergleich zu den älteren Vorschriften geringeres Maß fest.

Die Mehrheit des Hauses stand der Vorlage mit großer Unbefangenheit gegenüber. Alle vorurtheilslosen Köpfe würdigen eine Organisation, mit der wir die Erfolge von 1866 erreicht haben. Wohin wären wir gerathen, wenn wir im vorigen Jahr für kaum 200,000 Mann die festen, rasch zu ergänzenden Cadres gehabt hätten! Unsere Armee ruhte bis 1859 auf dem Defensivsystem, sie entsprach der trägen zurückgebliebenen Natur des Staats. Sie hatte weder die Beweglichkeit noch die Stärke, um als Werkzeug für die Offensive, für eine kühne nationale Politik zu dienen. Sie war durchaus nicht mehr, was sie 1814 gewesen war; ihre Organisation war viel mangelhafter, ihre relative Stärke im Vergleich zu den Nachbarn wie zu den Kräften des eigenen Landes viel geringer. Als 1860 nach der Verdoppelung der Bevölkerung auch ihre Cadres verdoppelt, die Landwehr von der Linie wieder getrennt und in die Stellung einer zweiten Armee zurückgeschoben ward, wurden die militärischen Ideen von 1814 wiederhergestellt. Unsere Linke treibt einen unvernünftigen Götzendienst mit den willkürlichen Gebilden ihrer Phantasie, wenn sie von den Heiligthümern der Freiheitskriege spricht, welche die Reorganisation entweiht

habe. Der politische Fanatismus hat die Gewohnheit, sich gerade auf die geschichtlichen Thatsachen zu berufen, welche genauer erforscht ihn am schärfsten widerlegen. Der Radicale citirt für seine Volkswehr die französischen Revolutionsheere und die amerikanischen Milizen, und er sieht nicht, daß jene revolutionären Banden drei Feldzüge gebrauchten, bis sie Soldaten wurden und eine reguläre Armee zu besiegen verstanden; er begreift nicht, daß der amerikanische Krieg nur deshalb so blutig und finanziell so verheerend war, weil diese Haufen von Milizen den Krieg erst lernen mußten, ehe sie ihn entscheiden konnten. Der preußische Fortschrittsmann beruft sich auf 1813; aber er hat nie überlegt, weßhalb wir die Schlachten von Lützen und Bautzen verloren, weßhalb wir Waffenstillstand schließen und die für die Umgestaltung Deutschlands so verhängnißvolle österreichische Hülfe annehmen mußten. Die Lehren der Geschichte wie die Erfahrungen der Gegenwart sind machtlos gegenüber der Halbbildung und der Leidenschaft. Wer überhaupt sehen will und kann, der mußte sehen, daß wir im vorigen Jahr den Ring, welchen unsere Feinde um uns schließen wollten, nur durch unsere große und rasche Offensivkraft durchbrochen haben. Unsere Fortschrittsmänner aber tragen ihre Theorien von der schwachen Angriffs- und der starken Vertheidigungsarmee auch heute noch vor, als ob nichts geschehen wäre.

Eine einzige Bestimmung des Gesetzentwurfes rief einen ernsteren Widerstand hervor. Es handelte sich um die Befugniß die Reserven einzuziehen, insoweit jährliche Uebungen, Mobilmachungen oder „nothwendige Verstärkungen" die Einberufung erfordern. Diese beiden Worte führten den preußischen Theil der Nationalliberalen in die Opposition. Welche Gefahr lag in den Worten? Keineswegs die, daß die Regierung mit ihrer Hülfe die active Dienstzeit nach Belieben verlängern werde. Denn die Reserven ohne zwingenden Grund massenhaft zu den Fahnen zu berufen, verbot schon die Rücksicht auf das Budget und auf die Einstellung der Rekruten, denen die Reservisten den Platz versperrt haben würden. Nur das eine blieb denkbar, daß die Verwaltung gestützt auf jene Befugniß hie und da aus untergeordneten Zweckmäßigkeitsrücksichten Reservisten einberief und so die Rechte einzelner Individuen verkürzte. Auf der anderen Seite aber war die politische Wichtigkeit jener Bestimmung nicht zu verkennen. Sie allein gab der Staatsgewalt die Befugniß, Reserven einzuziehen, ohne daß sie nach den Landesgesetzen als solche erschien, die sich zum Krieg rüstete. Sie allein gewährte einen legalen Vorwand um sich in der Stille fertig zu machen und mit den heimlichen Vorbereitungen des Gegners Schritt zu halten, ohne daß der vielleicht noch vermeidbare Krieg durch eine provocatorische Maßregel beschleunigt wurde. Was stand nun höher: diese höchst wünschenswerthe freie Bewegung des Staats oder der Schutz des Einzelnen vor möglicher administrativer Willkür? Der Mißbrauch jener Worte durch die Verwaltung würde von bösem Willen zeugen; genügt aber der gesetzliche Buchstabe gegen solchen bösen Willen? Ja wird die Scheu der Verwaltung vor der Schranke des Gesetzes nicht eben durch zu große Einengung ver-

mindert? Die liberale Mehrheit, soweit ihre Stimmung nicht durch die alten Erinnerungen des Militärconflikts gereizt war, setzte den Schutz der Gesammtheit über den Schutz des Individuums und gewährte den Staatsbehörden den geforderten Spielraum.

Wir berühren jetzt den Theil der Reichtagsthätigkeit, welcher den Radicalen und Particularisten die Waffen entwunden hat. Dieser norddeutsche Bund, der eine „freiheitsmörderische“ Institution gescholten wurde, schüttete gleich in den ersten Monaten seines Daseins reiche Segnungen der Freiheit über seine Angehörigen aus. Dieser Bundesrath, der ein gefährliches Hemmniß für die Bewegung Preußens sein sollte, entwickelte eine Empfänglichkeit für die preußische Initiative, die im äußersten Gegensatz zu den Neigungen der Eschenheimergasse stand. Dieser Reichstag, der angeblich gar keine Rechte oder doch weit weniger Rechte als der preußische Landtag hatte, gewann ein Gewicht bei den Regierungen und in der öffentlichen Meinung Deutschlands und Europas, dessen sich die Vertretungen der Einzelstaaten niemals zu erfreuen hatten, und er brachte Reformen zu Stande, zu denen das preußische Abgeordnetenhaus schon wegen des von dem Herrenhaus ihm angelegten Hemmschuhs nie hatte gelangen können. Alle die Phrasen, daß die Freiheit vor der Einheit und die Einheit nur durch die Freiheit erstrebt werden müsse; die Prophezeiungen, daß die durch Krieg und Annexion begründete Einheit zur Militärdespotie führen werde, sind jetzt durch die That widerlegt. Es hat sich gezeigt, daß schon die bloße Thatsache der Vereinigung den Antrieb zu den mannichfaltigsten Reformen, den Keim zu einer tieferen Entwickelung der socialen wie der politischen Freiheit in sich trägt. Indem sich verschiedenartige Landestheile zu einem Ganzen zusammenfinden, entsteht das Erforderniß sie innerlich zu verbinden. Die bestehenden Institutionen langen nicht zu, sie bedürfen der Erweiterung, und indem man sie umschafft, muß man auf neue Ideen und Erfahrungen Rücksicht nehmen. Wo innerhalb des gleichen Organisationsgebiets freiere und unfreiere Einrichtungen jetzt nebeneinander treten, muß das Schlechtere dem Besseren weichen. Die tüchtigeren Landgemeinde- oder Provinzialinstitutionen in dem einen Lande wirken hebend ein auf die Zustände in dem andern. Durch die Vergrößerung des Staats wird die Arbeit der Verwaltung vermehrt. Die Centralbüreaus finden sich mit Geschäften überhäuft, die ihnen eine Abwälzung zum äußersten Bedürfniß machen. Auch der Büreaukrat redet jetzt von Decentralisation. Er will einen Theil seiner Last an die unteren Behörden abgeben und die selbständige Entscheidung derselben erweitern. Das ist freilich nur eine Verbesserung innerhalb des Umkreises der Büreaukratie, aber solche Zeiten sind günstig, um nun auch diesen Umkreis selbst zu beschränken, um die Organe der Selbstverwaltung im Volk zu kräftigen und zu vermehren. Ob und wie weit diese große Aufgabe gelingt, liegt dann nur noch an der Anlage, an dem Selbständigkeitsgefühl der Bevölkerung. Der Particularismus, welcher verderblich war, so lange über den Einzelexistenzen nicht die Einheit des Staates stand, wird bei diesem Theil unserer politischen Arbeit ein wohlthätiges Element.

Die Erweiterung des Staatsgebiets zerreißt unzählige Fesseln in den wirthschaftlichen wie in den rechtlichen Verhältnissen, zerstört bisher unbesiegbare Schranken der Freiheit. Es wäre unwirksam gewesen in Nassau, Braunschweig oder Kurhessen ein Freizügigkeitsgesetz zu entwerfen, ja selbst der preußische Landtag konnte das Glück der freien Arbeit und der freien Bewegung nicht über ein Volk von 30 Millionen bringen. So bewährt es sich überall, daß die Freiheit eine Eigenschaft des Staates ist, daß ihre Früchte nur auf dem weiten Raum der geeinigten Nation gedeihen.

Nach Art. 48 der Verfassung soll die Post für das Gebiet des Norddeutschen Bundes als einheitliche Staatsverkehrsanstalt organisirt werden. Es war also nöthig durch ein Gesetz über das Postwesen die ungleichen Bestimmungen über das Monopol, die Rechte und Pflichten der Post, wie sie bisher in den einzelnen Ländern galten, zu egalisiren. Die preußischen Einrichtungen dienten hierbei als Muster, doch wurde das Postregal in manchen Stücken zu Gunsten des freien Verkehrs beschränkt. Bedauerlich war, daß im Hause der Antrag auf eine erweiterte Briefbestellung an den Sonntagen abgelehnt wurde. — Einen sehr erfreulichen Fortschritt hat uns das Gesetz über die Portotaxe gebracht. Auch hier gab das Bedürfniß, die ungleichen Tarife der verschiedenen Postbezirke zu beseitigen, den Anstoß zu einer Reform, durch welche wir den übrigen cultivirten Völkern Europas nun endlich nachgekommen sind. An die Stelle der mehrstufigen Taxe ist das Einheitsporto getreten. Ein Brief von 1 Loth Zollgewicht kostet ohne Rücksicht auf die Entfernung innerhalb des Bundesgebiets fortan nur noch einen Silbergroschen. Es liegt auf der Hand, wie sehr diese Herabsetzung den brieflichen Verkehr beleben und die Beziehungen zwischen den entfernteren Theilen des Bundes vermehren wird. Freilich ist dieser Gewinn für das große Ganze nicht ohne Opfer für den localen Verkehr erreicht. Die Einheit der Taxe, welche die Entfernungen ausgleicht, vertheuert bei geringen Distanzen das Porto sowohl für die größeren Packete als auch theilweise das für die Briefe. Im Königreich Sachsen, in Frankfurt a. M., Hamburg u. s. w. war das Porto für den Stadtverkehr oder für den Umkreis von fünf Meilen bisher geringer. Aber im Großen wird die Wohlthat der Reform sowohl von den Postbeamten wie von dem Publikum lebhaft empfunden werden.

Wie der briefliche Austausch erleichtert worden ist, so ist auch der persönliche Reiseverkehr von einer längst verhaßten und unnützen Fessel endlich befreit. Ein zäher Rest des alten Polizeistaats, die Paßpflicht, ist aufgehoben. Man kann von dem natürlichen Rechte, sich von Ort zu Ort zu bewegen, jetzt wenigstens innerhalb der Volksgemeinschaft des Bundes ohne obrigkeitliche Erlaubniß Gebrauch machen. Es ist nicht mehr möglich, den politisch Mißliebigen dadurch zu strafen, daß man ihm seine Geschäfts- oder Erholungsreisen erschwert. Der wandernde Handwerksbursche ist der unwürdigen Controlle entledigt, die ihm der Visirzwang auferlegte. In diesem wichtigen Punkte geht das Bundesgesetz über die Vereinbarung der Mittelstaaten vom 7. Juli 1865 hinaus. Die-

ses letztere hat den Paßzwang gerade für die Klasse aufrecht erhalten, die dadurch am schwersten belästigt wird, nämlich für die dienst- und arbeitssuchende Bevölkerung. Das Bundesgesetz dagegen macht keinen Unterschied zwischen der bevorzugten Minderheit und der großen Masse des Volks. Von der Vorlage, welche dem preußischen Landtage 1862 gemacht wurde, unterscheidet es sich dadurch, daß den Behörden nicht erlaubt ist den Reisenden nach den Mitteln seines Unterhalts zu fragen. Nur die Sicherheitspolizei behält das freilich selbstverständliche Recht, von dem Fremden einen Ausweis über seine Person zu verlangen, und der Regierung ist die Möglichkeit gelassen, im Fall von Krieg oder Unruhen die Paßpflicht vorübergehend wieder einzuführen. Auch die Schererei der Aufenthaltskarten ist mit dem Paßzwang beseitigt und dadurch das Terrain für die polizeiliche Willkür nicht unerheblich beschränkt. Seitens der Bundesregierung sind Verhandlungen mit den Süddeutschen Staaten in's Auge gefaßt, die wohl die Folge haben werden, daß die Befreiung des Reiseverkehrs auf gleichmäßige Weise in ganz Deutschland durchgeführt wird.

Eines der wichtigsten Rechte, welche die Bundesverfassung uns Norddeutschen verliehen hat, ist das gemeinsame Indigenat. Es ist demselben in Art. 3 zunächst die Ausdehnung gegeben, daß der Angehörige jedes Einzelstaates in jedem anderen als Inländer zu behandeln sei. Durch diese Aufhebung des Unterschiedes zwischen dem Inländer und dem Ausländer ist die Zugfreiheit in soweit hergestellt, als die Staatsgrenzen allein sie hemmten. Aber dies ist noch nicht genug. Um dem Begriff des norddeutschen Indigenats seinen vollen Inhalt zu geben, müssen in den Einzelstaaten selbst die Schranken der Niederlassung, des Ankaufs, des Gewerbebetriebs niedergerissen werden. Damit die Gleichstellung des Ausländers mit dem Inländer dem ersteren freien Raum schaffe, muß auch der letztere in seiner Freiheit nicht mehr durch die heimischen Gesetze, durch die Befugnisse der Gemeinden und der Polizei, durch die Privilegien der Zünfte verkümmert sein. Ein Schritt in dieser inhaltlichen Erfüllung des norddeutschen Indigenats ist nun durch das Gesetz über die Freizügigkeit geschehen, zwar kein so großer Schritt als man anfänglich hoffte, aber doch immer ein bedeutender. Fassen wir zunächst diese positive Seite in's Auge und nachher die Lücken, die noch ergänzt werden müssen. Das Gesetz giebt das unbedingte Recht zum Aufenthalt, zur Niederlassung und zum Grundeigenthumserwerb an jedem Ort. Es beseitigt in diesen Beziehungen alle Verbote, welche bisher aus der Confession oder aus der fehlenden Orts- und Gemeindeangehörigkeit hergeleitet werden konnten. Juden und Katholiken können jetzt in Mecklenburg überall wohnen und Grundbesitz erwerben; ein Hauskauf im Weimarischen ist nicht mehr davon abhängig, daß man das Vollbürgerrecht besitzt u. s. w. Aber auch die Arbeit, die Geschäftsthätigkeit sind zu einem erheblichen Theile frei geworden. Alle die Personen, welche mit Handel, Industrie, Landwirthschaft und mit den kleinen, nicht unter das zünftige Handwerk gefaßten Gewerben zu thun haben, erhalten durch das Gesetz den gewünschten Spielraum für ihre Kräfte. Es wird allseitig anerkannt, daß dies wohl die

Mehrheit der arbeitenden Bevölkerung ist. Dagegen ist für die gewerbliche Thätigkeit im engeren Sinn, für das Handwerk, für die gelehrten Berufsarten des Arztes, des Rechtsanwalts u. s. w., für Alles, was mit Zunft-, Prüfungs- und Concessionswesen, mit Realgerechtigkeiten zusammenstößt, die Freizügigkeit noch zu schaffen. In der Commission wie im Plenum des Reichstags wünschte man sehr, noch einen Schritt weiterzugehen und wenigstens das Verbietungsrecht der Zünfte und den Prüfungszwang aufzuheben. Aber die Bundesregierung war für jetzt nicht weiter zu bringen. Sie beharrte auf einem langsameren und methodischeren Weg, sie wollte die Frage der gewerblichen Freizügigkeit nur im Zusammenhang mit einer allgemeinen Gewerbeordnung lösen. Ihrer Ansicht nach soll zunächst der Theil der Beschränkungen des Gewerbebetriebes, welcher auf Privatrechtstiteln beruht und daher der Ablösung bedarf, auf dem Wege der Territorialgesetzgebung beseitigt werden; und nachdem das Terrain so vorbereitet worden, soll sich die Bundesgesetzgebung mit den Beschränkungen befassen, die der Staat im vermeintlichen allgemeinen Interesse dem Gewerbe auferlegt hat. Will man diese Reihenfolge festhalten, so daß der Bund an seine Aufgabe erst geht, nachdem die Landesgewalten die ihrige gelöst haben, so wird es schwer halten, die Gewerbefreiheit rasch zur Durchführung zu bringen. Indeß wir haben das Versprechen, daß der Entwurf einer Gewerbeordnung dem Bundesrath bereits in seiner nächsten Session vorgelegt werden soll.

Die Freizügigkeit ist ein Grundsatz, der über dem sich absperrenden Egoismus der Zünfte und Gemeinden steht. Der Einzelne muß sich dahin wenden können, wo er für seine Arbeitskraft den besten Raum findet. Er hat ein Anrecht darauf, daß der Ort sich ihm, dem Fremden, öffne, aber die Gemeinde, die an diesem Orte existirt, hat auch ein Anrecht an den Fremden. Dieses Recht ist durch die Befugniß, welche das Gesetz der Gemeinde ertheilt, den Zugezogenen nach einem gewissen Zeitraum zu ihren Ausgaben beisteuern zu lassen, noch nicht vollständig ausgedrückt. Je stärker der Procentsatz der Bevölkerung wird, der durch die Freizügigkeit in Bewegung geräth, desto mehr muß verhütet werden, daß der Organismus der Gemeinde durch die Gleichgültigkeit und das Draußenbleiben der Neuzugezogenen zusammenschrumpfe, und daß die Einwohnerschaft wieder in Bürger und Nichtbürger auseinander falle. Der Organismus der Gemeinde hat wichtige Funktionen zu erfüllen; er bedarf zu seinem Gedeihen einer reichlichen Anzahl Bürger, die ihre Zeit und Arbeit der Commune in Ehrenämtern widmen. Der Fremde, der in der Gemeinde seine Existenz begründet, hat gegen sie nicht nur die Steuerpflicht, sondern auch die Pflicht des persönlichen Dienstes. Er muß unter gewissen Bedingungen zum Eintritt in die Gemeinde genöthigt werden können. Und in dieser Hinsicht entsteht da, wo die Gemeindeangehörigkeit nicht nach einiger Zeit stillschweigend erworben wird wie in Preußen, sondern wo ein Willensakt zur Aufnahme gehört, durch das Freizügigkeitsgesetz allerdings eine Lücke. Da das Ortsbürgerrecht nirgends mehr die Bedingung für die Niederlassung ist, so

fallen die Gründe weg, welche früher nöthigten es zu erwerben. Hier muß die Gesetzgebung einschreiten, indem sie entweder überall die stillschweigende Ersitzung des Ortsbürgerrechts einführt, oder indem sie der Gemeinde die Befugniß ertheilt, den Zutritt des Fremden nachträglich zu erzwingen. Noch ein anderes dringendes Bedürfniß kam durch das Thema der Freizügigkeit zur Sprache, nämlich das Verhältniß der norddeutschen Gemeinden zu einander in Bezug auf die Armenpflege. Es stellte sich heraus, daß zwischen den alt- und neupreußischen Gemeinden die größte Ungleichheit in der gesetzlichen Pflicht der Unterstützung Nichteinheimischer besteht und daß es hohe Eile hat dieses Chaos durch gleichmäßige Vorschriften zu regeln. Es wird nicht genügen diese Regelung auf das preußische Territorium zu beschränken. Vielmehr eröffnen sich hier für die Legislation des Bundes zwei neue Aufgaben: ein allgemeines Heimathsrecht und die Feststellung allgemeiner Grundsätze über die Unterstützungspflicht der Gemeinden.

Aus der Initiative des Reichstags gingen noch zwei Entwürfe hervor, von denen der eine Gesetzeskraft erhalten hat, der andere im Sinne des Hauses gleichzeitig mit der Gewerbefrage erledigt werden wird. Unsere Leser erinnern sich, wie hartnäckig das Herrenhaus sich der Aufhebung der Zinsbeschränkungen widersetzte. An seinem Widerstand scheiterten sowohl die Anträge der Abgeordneten wie der Wille der Regierung. Noch auf dem letzten Landtag hatte es die Entscheidung der Frage so lange hingezögert, bis der Schluß der Session dazwischentrat. Den Anschauungen, welche die Herren von den Interessen des Grundbesitzes hatten, war mit den allgemeinen Lehren der Volkswirthschaft nicht beizukommen. Sie klagten über die Creditnoth, aber sie wollten das Capital nicht durch höheren Zinsgenuß anlocken. Sie behaupteten, daß der Grundbesitzer eine Steigerung des Zinsfußes nicht ertragen könne und daß die Freigebung desselben seine Verlegenheiten nur vermehren werde. Im Reichstag traten die Gegensätze, die sich früher auf die beiden preußischen Kammern vertheilt hatten, im Ganzen in milderer Form sich gegenüber. Auf liberaler Seite erkannte man an, daß die Zinsfreiheit allein dem Realcredit wenig nütze, und man war nicht weniger bereit als die Conservativen, als wirksamste Hülfe die Reform des Hypothekenwesens in die Hand zu nehmen. Andererseits war tief in die Reihen der Conservativen hinein die Einsicht gedrungen, daß jener erste negative Schritt nicht mehr verzögert und nicht von dem schwierigen Werk einer neuen Hypothekenordnung abhängig gemacht werden dürfe. So wurde in anderthalb Sitzungen ein Gegenstand erledigt, der seit Jahren zwischen den beiden Häusern des Landtags resultatlos geschwebt hatte.

Die Noth des immobilen Besitzes ist in Folge einer Reihe zusammen wirkender Ursachen, von denen der vorjährige Krieg nur eine einzelne ist, gegenwärtig so groß und so verbreitet, daß an hundert Orten in Deutschland sich Bestrebungen regen, um der Calamität entgegen zu wirken. Ziemlich allgemein ist der Gedanke aufgetaucht, an die Stelle des einzelnen verpfändeten Grundstücks die Solidarität vieler Grundbesitzer zu setzen, durch diese Association das

Hypothekeninstrument seines jetzigen unbeweglichen Charakters zu entkleiden, es in ein bewegliches Papier, welches auf den Inhaber lautet, zu verwandeln, und so die auf den Immobilien ruhenden Forderungen der Vortheile des raschen Umtausches, der in jedem Augenblick möglichen Verwerthung theilhaftig zu machen, wie sie die Staatsobligationen und die Eisenbahnpapiere bieten. Es handelt sich darum, auf diesem Wege theils das Capital wieder zu gewinnen, welches sich jetzt der hypothekarischen Anlage entzieht, theils den Grundbesitzer der Gefahr zu entreißen, welche ihm in der Kündbarkeit seiner Schuld beständig droht. Die auf wenige Jahre geliehene Hypothek giebt ihn den übelsten Conjuncturen des Geldmarktes Preis und zwingt ihn, Bedingungen einzugehen, welche ihn schneller oder langsamer ruiniren. Durch Verwandlung der Hypothekenschulden in unkündbare Rentenbriefe wird diese dringendste Gefahr beseitigt. Die jährliche Amortisation führt zur allmählichen Tilgung der Schuld, die sich durch die Kündbarkeit vermehrt. — Nach diesen Grundsätzen war auch ein Gesetzentwurf verfertigt, der von der äußersten Rechten dem Hause vorgelegt wurde. Er verlangte, daß die innerhalb des norddeutschen Bundes bestehenden größeren corporativen Verbände das Recht erhielten, Hypothekenbanken zu errichten, mit der Befugniß zur Ausgabe von Pfandbriefen sowie zum Betriebe von Bankgeschäften zu ihrer Verwerthung. Die schwierigsten Fragen aber, die Grundsätze der Beleihung und die Sicherheit der Gläubiger, behandelte der Entwurf mit einer Leichtigkeit und nach Gesichtspunkten, die ein gerechtes Erstaunen erregten. Die Banken sollten unter der Garantie der großen Städte, Kreise und Provinzen errichtet, sie sollten mit Staatsvorschüssen dotirt werden, die zu höchstens 4 Procent zu verzinsen seien. Damit also den Berliner Häuserbesitzern geholfen werde, hat die gesammte Einwohnerschaft der Stadt Bürgschaft zu leisten. Die ganze Bevölkerung eines Kreises oder einer Provinz hat mit ihrem Vermögen für den verschuldeten Grundbesitz einzustehen. Eine einzelne Klasse des Volks erhebt den Anspruch, daß der Staat, d. h. die Gesammtheit der Steuerzahler, ihr durch Darleihung billiger Capitalien ein Geschenk mache. Wahrlich es war nicht unverdient, wenn man solche Forderungen mit den Ideen der Lassalianer auf gleiche Linie stellte. Wenn Staat, Provinz und Stadt in dieser Art die Grundbesitzer unterstützen sollen, so sind sie noch weit mehr verbunden, die Arbeiter bei ihren Productivassociationen zu unterstützen, denn die Noth dieses Standes ist größer, sein Leben hoffnungsloser, seine Fähigkeit, sich durch die Vereinigung aus eigener Kraft emporzuhelfen, viel geringer. Der Entwurf wurde denn auch zurückgezogen, nachdem Graf Bismarck die Versicherung gegeben hatte, daß er versuchen werde, auf dem Bundeswege die Reform des Hypothekenwesens durchzusetzen, dessen Schäden auf dem Wege der preußischen Landesgesetzgebung zu heilen, er sich in seiner hervorragenden Stellung seit fünf Jahren vergeblich bemüht habe. Nur der Antrag der Conservativen auf Aufhebung der Schuldhaft fand noch die Billigung des Hauses. Ein Gesetz in dieser Richtung wird das beste Hülfsmittel gegen das leichtsinnige Creditgeben sein. — Den zweiten von dem Reichstag ausgegangenen Gesetz-

entwurf über das Coalitionsrecht berühren wir, da seine Erledigung der nächsten Session vorbehalten ist, nur mit wenigen Worten. In Betreff des allgemeinen Princips, daß es dem Arbeiter freistehen müsse, das Vereins- und Versammlungsrecht für seine nächstliegenden Interessen, insbesondere für die Lohnfrage, zu benutzen, war zwischen dem Hause und der Regierung kein Streit. Schon im Februar 1866 hatte der preußische Handelsminister die Aufhebung der entgegenstehenden gesetzlichen Bestimmungen beantragt. Aber wenn die Arbeiter die Freiheit zu gemeinschaftlicher Arbeitseinstellung haben, so muß auch den Arbeitgebern freistehen, sich Ersatz zu suchen, wo sie ihn finden können. Das Coalitionsrecht hängt mit der Gewerbefreiheit zusammen, und der Reichstag empfing daher auch hier die Erklärung, daß in der angekündigten norddeutschen Gewerbeordnung die Coalitionsbeschränkungen aufgehoben sein würden. —

Wir haben unsern Lesern zugemuthet, ein weites und vieldurchschnittenes Gebiet mit uns in raschem Schritt zu durchwandern. Es war uns nicht gestattet, die einzelnen Fragen bis in das anschauliche Detail darzustellen; wir durften nur die allgemeinen Linien zeichnen, oft nur das abstracte Princip berühren. Aber die Vielseitigkeit und die Fruchtbarkeit der Verhandlungen des Reichstags wird auch aus dieser Skizze hervorleuchten. Diese Session hat den Grund gelegt zu Reformen, die an weittragender und tiefgehender Bedeutung alle frühere Thätigkeit deutscher Volksvertretungen hinter sich lassen. Mit der äußeren Einheit und Macht ist auch das innere Leben der Nation gewachsen. Jene Aufgaben der Gesetzgebung lagen abseits von den Dingen, welche in den letzten Wochen unsere Spannung erregten. Aber der Reichstag versäumte über seiner Arbeit nicht, auch in diesen brennenden Fragen seinen Einfluß zu üben. Wie er beim Beginn seiner Thätigkeit dem Gedanken der Nation den vollen und selbstbewußten Ausdruck gab, so griff er mit rechtzeitigem Entschluß in den Kampf ein, der in den beiden süddeutschen Königreichen für und wider Deutschland gekämpft wurde. Er hatte früher sowohl die Vereinbarung vom 8. Mai über die Salzsteuer genehmigt, die das letzte bei uns noch vorhandene Monopol abschaffte, als auch in der Vorberathung den wichtigen Verträgen vom 8. Juli zugestimmt, die das Zollparlament schufen, und den Zollverein auf eine neue Grundlage der Verfassung und Verwaltung stellten, seine Competenz und sein Gebiet erweiterten. Sobald aber die Gefahr eintrat, daß die würtembergische Kammer zwar die wirthschaftlichen Vortheile der Verbindung mit dem Norden sich gefallen lassen, aber die politische Allianz verwerfen werde, sobald der Reichsrath in München die Absicht verrieth, die bayersche „Selbständigkeit“ über die unentbehrliche Zolleinigung zu setzen, veränderte der Reichstag seine Entschließung. Er knüpfte die Genehmigung des Zollvertrags mit Würtemberg an die Annahme des Bündnißvertrags und ermächtigte das Bundespräsidium zu den Aenderungen, welche der isolirte Eintritt Badens in den Verein nach sich ziehen mußte. Diese Haltung war für den Reichstag die einzig würdige; er durfte es nicht dem Bundeskanzler allein überlassen, ob der Zollvereinsvertrag mit einem bundesbrüchigen Land ratificirt

werden sollte; er mußte im Namen des norddeutschen Volkes auch seinerseits die Gütergemeinschaft denen kündigen, die die Waffengemeinschaft mit uns nicht halten wollten. Daß unsere fortschrittliche Linke gegen diese Pression auf Würtemberg stimmte, daß sie der deutschen Partei dort die ersehnte Hülfe versagte, und auf die Seite jener bunten Gesellschaft trat, der selbst Herr von Varnbüler jede nationale Gesinnung absprach, das scheint uns das sündhafteste unter allen Manövern, welche unsere Radicalen im Reichstag versucht haben.

Der unendliche Lärm der süddeutschen Particularisten hat so geendet, wie er in den Tagen des Streits um den französischen Handelsvertrag endete. Sie haben eine Demüthigung erlitten, die sie bei mehr Verstand vermeiden konnten. Die deutsche Partei ist für den Augenblick verstärkt, da die bedrohten materiellen Interessen sich ihr angeschlossen haben. Aber dieser Kampf hat uns zugleich in eine Verderbniß der natürlichsten nationalen Empfindungen blicken lassen, die wir im Norden bisher nicht für möglich hielten. So viel ist klar, Deutschland kann mit seiner Einigung nicht warten, bis auch die Herrn M. Mohl, Probst und Schott bekehrt sind. Die Uebel eines dünkelhaften, jede Gemeinsamkeit der Pflichten und Interessen leugnenden Particularismus sind überhaupt nur durch das Leben innerhalb des Nationalstaats heilbar. So stehen wir wieder vor der Nothwendigkeit, den Süden mit jedem zu Gebote stehenden Pressionsmittel in unsere Gemeinschaft zu zwingen. Das Geschick ist uns günstig, seitdem wir seine Gunst zu benutzen verstehen, es hat uns die Arme eben jetzt freier gemacht. Früher konnte die Besetzung Rastadts das Signal zum Krieg mit Frankreich werden; und wenn wir diesen Krieg auch nicht zu fürchten hatten, es konnte als ein Zeichen weiser Mäßigung gelten, ihn durch ein langsameres Tempo unserer Bewegungen wenn möglich zu vermeiden. Heute liegen die Dinge anders. Wie auch die römische Krisis verläuft, ob die Spannung zwischen den Cabinetten in Paris und Florenz wächst oder ob sie eine vorläufige Vermittlung finden, Frankreich wird, seitdem es Rom occupirt hat, seine Fahne dort lange Zeit wehen lassen müssen; es ist militärisch und politisch heute weniger als je im Stande, unsere Arbeit zu durchkreuzen. Offenbar hat es Napoleon III. für vorsichtiger gehalten, das französische Prestige auf Kosten der Italiener zu heben, als auf Kosten der Deutschen. Fortan wird man uns die Rücksicht auf Frankreich nicht entgegenhalten, wenn wir zum Vorwärtsgehen drängen, wenn wir rathen, die Wahl zwischen den beiden Wegen zu treffen, auf denen es möglich ist vorwärts zu kommen. Wenn der treue Freund, den wir unter den süddeutschen Staaten haben, durch die Zusage, seinen Nachbaren für jetzt nicht vorauszueilen, den ganzen Süden uns näher treiben kann, so mag es gerechtfertigt sein, den Anschluß Badens an den Bund noch zu verzögern. Legen die beiden Königreiche Gewicht darauf, diesen Anschluß zu verhüten, so müssen sie sich mindestens für die volle legislative Gemeinschaft bereit erklären, welche Fürst Hohenlohe dieses Frühjahr freilich in unzulässiger Form in Aussicht genommen hatte. Wollen die beiden Regierungen dieses Zugeständniß nicht machen, wollen sie auch unter dem Vorbehalt einer größeren militärischen Selbständigkeit die

Umwandlung des Zollparlaments in den deutschen Reichstag nicht zugestehen, so müssen wir den zweiten uns offenstehenden Weg einschlagen und durch die Aufnahme Badens den Zusammenhang des Südens zerreißen. Unsere Pflichten werden dadurch nicht vermehrt, aber der Nebel, welcher dem Süden noch die Grenzen seiner Selbständigkeit verhüllt, wird zerstreut. Zwischen hier und dem Monat Februar, wo das Zollparlament in unserer Hauptstadt tagen soll, wird man in der einen oder anderen Richtung sich entschieden haben müssen.

Aus Süddeutschland.

4. November.

Ueber die Tragweite der Entscheidungen, um welche während der letzten Wochen in Bayern und Württemberg mit dem Aufgebot aller politischen Kräfte gerungen worden ist, wird sich Niemand täuschen. Es handelte sich da in der That nicht nur um die Erneuerung des Zollvereins und um die Gutheißung der Allianzverträge, sondern darum, ob der Süden den ersten wichtigen Schritt in den nationalen Organismus thun solle, welchen der Norden aufgerichtet hat. In München wie in Stuttgart erklärten alle Gegner der von den beiden Regierungen vorgelegten Stipulationen wie aus einem Munde: es werde da der Spruch gethan über die selbständige Existenz der süddeutschen Königreiche. Man merkte es den Rednern und Schreibern, welche diesen Gegenstand vielfach mit leidenschaftlichster Erregung behandelten, wohl an, daß es nicht ein Mittel der Taktik war, wenn sie die Annahme der Verträge für gleichbedeutend erklärten mit der rettungslosen Unterwerfung des Südens unter Preußen, sondern daß sie damit ihre innerste Ueberzeugung aussprachen. Es klang freilich seltsam, wenn der ultramontane Würzburger Oberbibliothekar Ruland am 21. October in der zweiten bayrischen Kammer bei der Debatte über den Zollvereinsvertrag pathetisch ausrief: „dieser Vertrag ist nichts anderes als das dritte Glied der Sklavenkette, womit Preußen die deutschen Staaten an sich fesselt. Nach Annahme dieses Vertrags bleibt nichts weiter übrig, als sich Preußen mediatisirt zu unterwerfen.“ Aber dieselbe Meinung bekannten in weniger grellen Ausdrücken alle übrigen Gegner des Vertrags. Nur die Ueberzeugung, daß mit dem Eintritt in das Zollparlament Bayern die Wurzel seiner Selbständigkeit abgrabe, daß, wenn dieser Schritt einmal gethan sei, die völlige Einfügung der bayrischen Souveränetät in die Ordnung des norddeutschen Bundes über kurz oder lang folgen müsse, konnte die bayrischen Reichsräthe zu jener krampfhaften Anstrengung, zu jenem kühnen Trotz gegen die drohende Erregung des gesammten Bürgerthums und gegen die dringende Mahnung des Königthums bestimmen, welcher in der Geschichte dieser Corporation völlig ohne Beispiel ist. Und eben-

so wie in Bayern wurde die Sache in Württemberg angesehen. Von dem unsinnigen „Mahnruf" M. Mohl's, dieser widrigen Ausgeburt der albernsten Stammeseinbildung, bis zu dem letzten jener zahllosen wuthschnaubenden Artikel, welche der Stuttgarter „Beobachter" gegen die „Bettelpreußen" geschleudert hat, lautete der Trumpf gleichmäßig: verwerft ihr diese Verträge, so bricht ein neues Morgenroth der Freiheit an, unterwerft ihr euch ihnen und dem in ihnen verkörperten Gewaltpreußenthum, so besiegelt ihr die Knechtschaft des Südens.

Nach dem außerordentlichen Werth, den die Gegner auf die Verwerfung oder Annahme der Verträge legten, nach den ungewöhnlichen Anstrengungen, welche sie an den Sieg in dieser Frage setzten, dürfen wir die Bedeutung ihrer schließlichen Niederlage ermessen. Und noch mehr. In beiden Ländern stand die Ablehnung der Verträge eine Weile in naher Aussicht. In Württemberg wurden die Stimmen wochenlang gezählt, welche wohl von der einen oder anderen Seite gewonnen werden könnten, und bis zuletzt standen sich die Ansichten bestimmt gegenüber, ob die nöthige Majorität sich ergeben werde oder nicht. In Bayern faßten die Reichsräthe ihr erstes Votum, welches bekanntlich die Annahme des Zollvertrags an die „ausdrückliche Bedingung" knüpfte, daß Bayern sein bisheriges Veto belassen werde, mit allen gegen drei Stimmen. Daß es nun aber den Gegnern gelang, dem Siege so nahe zu kommen, eben das wurde ihnen verderblich. Denn nur dadurch kam es an den Tag, wie stark die Bande sind, welche den Süden an den Norden knüpfen, und wie lebendig die Bevölkerung von dem Werth dieser Beziehungen durchdrungen ist. Wäre es zweifellos geblieben, daß die Kammern der beiden Länder die Verträge gut heißen würden, so hätte noch lange in der ultramontanen und demokratischen Presse mit den unsauberen Sophismen des Herrn M. Mohl fortgewirthschaftet werden können, so würden die schwarzen und die rothen Demagogen mit der angeblichen Volksmeinung in dieser Frage sich noch weidlich breit gemacht haben und gelegentlich hätte es ihnen das Volk wohl gar selbst geglaubt. So aber genügten wenige Tage, um namentlich in Bayern die allgemeine Ueberzeugung von der absoluten Unentbehrlichkeit des Zollvereins mit einer Energie zum Ausspruch zu bringen, wie sie in diesem Lande seit 1848 vielleicht bei keiner politischen Bewegung zu Tage getreten ist. Bis zu dem letzten Städtchen sandten Gemeindecollegien, Handels- und Gewerbekammern fast immer einstimmig gefaßte Erklärungen nach München, welche ebenso viele Schläge gegen die eingebildete bayrische Selbständigkeit waren. Aus jeder dieser Adressen an die eine oder andere Kammer las man den ernsten Willen der Urheber, das nationale Band des Zollvereins unter keinen Umständen zerreißen zu lassen; in jeder war eine ganz ungewöhnliche Bewegung ausgeprägt, welche Großdeutsche und Particularisten zusammen mit den Nationalgesinnten scharf denen gegenüber stellte, welche mit der Unabhängigkeit Bayerns Ernst machen wollten. Das bayrische Volk schied sich während dieser Tage in zwei Parteien: hier standen diejenigen, denen der Haß gegen Preußen, der erbitterte Widerstand gegen die Bewegung des vorigen Jahres alle anderen Erwägungen in den Hintergrund drängt, dort die Anderen, denen

die Wirklichkeit und die Nothwendigkeit der ökonomischen Existenz und der nationale Zusammenhang über den Eigensinn der Theorie und die Unversöhnlichkeit der Empfindung gehen. Und siehe da: die Gegner Preußens, welche so lange mit der ungeheuren Mehrheit geprahlt hatten, auf die sie zählen könnten, sahen sich mit einem Male in peinlicher Verlassenheit; die unendliche Majorität der Bürger schaarte sich um die Freunde Preußens.

Wer diesen merkwürdigen Kampf in der Nähe beobachtete, mußte oft, auch nach den starken Erfahrungen des vorigen Jahres, staunen, bis zu welchem Grade Haß, Vorurtheil und Unkenntniß die Führer der geschlagenen Partei außer Stand setzte, die durchsichtigsten Verhältnisse zu begreifen. Wir sahen diese Ruland, Edel, Weis, Thüngen in Bayern, diese Probst, Schott, Oesterlen, M. Mohl in Württemberg so vollständig in der Gewalt leidenschaftlicher Aufregung, daß ihre politische Zurechnungsfähigkeit fast aufgehört hatte. Ihre meisten Argumente waren einer Traumwelt entlehnt, welche auch vor Königgrätz niemals reale Existenz gehabt hatte. Sie phantasirten Alle von einer Selbständigkeit dieser süddeutschen Staaten, von einer Ebenbürtigkeit derselben mit Preußen, welche in den schönsten Tagen der großdeutschen Glorie nie etwas Anderes gewesen war als unverständige Einbildung. Unsere Freunde deducirten ihnen aus allen Krisen des Zollvereins, daß dieses kostbare Veto der süddeutschen Staaten wohl oft heilsame Reformen habe hemmen können, daß sie aber in jedem ernsten Conflict sich der preußischen Ueberlegenheit hätten fügen müssen und daß deshalb in Wahrheit der wohlthätige Einfluß der süddeutschen Interessen in der künftigen Organisation des Zollvereins sich viel stärker geltend machen werde als unter den bisherigen Verhältnissen. Wenn die Gegner von der unüberwindlichen, in jeder Frage von vorn herein feststehenden Majorität der preußischen Regierung im erweiterten Bundesrath und ihrer Anhänger im Zollparlament redeten, so wußten sie sicherlich, wie stark sie mit dieser Behauptung übertrieben. Und da man so ihre Argumente nach der Reihe anfechten kann, so entsteht die Frage, ob denn nicht auch ihre Besorgniß vor den schweren Consequenzen der Verträge vielleicht auf Täuschung beruhe.

Ich glaube nicht. Alle die widrigen Erfahrungen, welche wir seit zwanzig Jahren mit dem Süden haben machen müssen, sind in der Hauptsache das Resultat des Umstandes, daß die Süddeutschen von Preußen nichts wissen. Lesen Sie z. B. den Mohl'schen „Mahnruf" und vergleichen das Bild, welches dieser Mann von Preußen entwirft, mit den mißgünstigen Schilderungen von Franzosen und Engländern, so können Sie sich des traurigen Eindrucks nicht erwehren, daß ein Mann, welcher in seiner Heimath vielfach für eine Autorität gilt, seinen Landsleuten von dem großen deutschen Staate eine Carricatur zeichnen darf, wie sie die Fremden nicht wagen, wie wir sie uns kaum bieten lassen würden, wenn es sich um ein fernes, gleichgültiges Land handelte. Wenn heute unter uns ein Schriftsteller über Spanien oder Norwegen eine solche Blüthenlese der plumpsten Unwahrheiten, der kolossalsten Verdrehungen publicirte, wie sie das Buch des Herrn Mohl über Preußen enthält, so würde ihn die Kritik

sofort als einen Ignoranten oder einen böswilligen Verleumder zum Schweigen bringen. Wo es sich aber um denjenigen Staat handelt, in dessen Händen nach dem Urtheil der civilisirten Welt das Schicksal der deutschen Nation ruht, da darf der Träger eines in der wissenschaftlichen Welt mit Ehren genannten Namens ein wahrhaft scandalöses Zerrbild hinstellen und von vielen Seiten auf reichlichen Beifall rechnen. Nun dieses Aergerniß hört mit dem Tage auf möglich zu sein, wo die süddeutschen Abgeordneten von dem ersten Zollparlament heimkehren. Jetzt hat jede noch so freche Unwahrheit über Preußen im Süden, d. h. in Württemberg und Bayern, freien Curs; jetzt wird die süddeutsche Bevölkerung über die wichtigsten Thatsachen der preußischen Gegenwart und Vergangenheit systematisch belogen; jetzt sind Hunderttausende ehrlich davon überzeugt, daß Preußen das Land des Hungers, der Barbarei, der Talentlosigkeit, des wüstesten Cäsarismus, das preußische Volk ein mehr slavisches als deutsches sei; jetzt können Sie selbst bei den Unbefangensten einer Menge der wunderlichsten Vorurtheile begegnen. Das Alles aus dem einfachen Grunde, weil dem Süden bisher fast jede unmittelbare Berührung mit Preußen fehlte, jede Gelegenheit, preußische Zustände aus eigener Anschauung kennen zu lernen; weil auch der heute so bedeutsame Reiseverkehr den Süddeutschen bisher mit wenigen Ausnahmen in die Alpenländer oder nach Paris geführt hat und weil der Süddeutsche diesen Mangel der unmittelbaren Beobachtung durch Lectüre nur in geringem Maße zu ergänzen vermochte. Der Zustand der süddeutschen Presse hat in dieser Hinsicht einen wahrhaft verhängnißvollen Einfluß geübt. Die weitaus überwiegende Mehrzahl unserer Blätter ist von der Art, daß sie beim besten Willen die Vorgänge im Norden höchst summarisch behandeln müssen; sie können z. B. von den Verhandlungen der eigenen Kammer nur Berichte geben, aus denen Niemand auch nur eine ungefähre Vorstellung von dem Verlauf der Debatte zu gewinnen vermag, und sie sind bei der Beschränktheit ihres Raumes in der Regel darauf angewiesen, über die Begebenheiten des preußischen Landtages oder des norddeutschen Reichstages ihre Leser mit jenen kümmerlichen Telegrammen abzuspeisen, welche die gröbsten Züge oft völlig zusammenhangslos in die Welt schreien. Unter allen größeren süddeutschen Blättern aber ist der Schwäbische Mercur das einzige, welches die norddeutschen Dinge unbefangen darstellt: die übrigen sind ohne Ausnahme von antipreußischer Tendenz beherrscht.

Unter diesen Umständen wird die Eröffnung des ersten Zollparlaments in Berlin in Wahrheit ein Ereigniß von der größten Bedeutung sein. Das ist nicht nur die Hoffnung unserer Freunde, sondern die Angst unserer Feinde. Die 48 Bayern, jammerte der bekannte Ultramontane Ed. Jörg, werden von Berlin als ebenso viele Missionäre der Verpreußung heimkehren. Darin sprach sich die wahre Sorge dieser Herren mit wundervoller Naivetät aus. Bisher konnten sie ihren Gläubigen Preußen als ein anderes Rußland schildern, als ein Land des Elends von Bürger und Bauer, als ein Paradies des rohen Junkers, der seine gierigen Hände ausstreckt nach den Herrlichkeiten des Südens.

Bisher waren sie im Stande den guten Bayern die Meinung zu erhalten, das Reich der Wittelsbacher sei doch eine ganz andere Größe als die trostlosen Steppen der Hohenzollern und das Verhältniß von München zu Berlin sei ungefähr das der entwickelten Cultur zu halbbarbarischen Anfängen. Mit diesen Trugbildern, welche die großdeutsche Presse den Massen eingeredet hat, wird es nun allerdings bald zu Ende gehen. Denn den 87 süddeutschen Abgeordneten werden rasch genug ebenso viele Tausende von Landsleuten folgen, welche das fremde Land nun doch auch einmal in Augenschein nehmen wollen, und alle diese Tausende werden gewaltig aufschauen, wenn sie durch die Straßen Berlins wandern. Mit dem Moment, wo wir anfangen werden einander zu kennen wie wir sind, wird das stärkste Hinderniß der Einheit zusammen sinken.

Aus diesen und aus vielen anderen Gründen, welche keiner Erörterung bedürfen, ist der in den letzten Tagen des Octobers zu München und Stuttgart erstrittene Sieg von der größten und erfreulichsten Bedeutung. Aber wir müssen uns wohl hüten, ihn zu überschätzen in Hinsicht der Kräfte, welche ihn herbeigeführt haben. Wer etwa annähme, die Majoritäten der bayrischen und württembergischen Kammern, welche schließlich für den Zollvereinsvertrag gestimmt haben, würden sofort die Erweiterung der Competenz des Zollparlaments gut heißen, oder gar in Bälde für den Anschluß an den Nordbund wirken, der befände sich in einem gefährlichen Irrthum. Die Debatten der letzten Wochen haben es vielmehr bis zur Evidenz erwiesen, daß in Bayern wie in Württemberg unsere Freunde heute nur eine schwache Minderheit repräsentiren, daß dieselben Kammern, welche jetzt die Verträge angenommen haben, sie verworfen haben würden, wenn die Lage der wirthschaftlichen Interessen das möglich gemacht hätte. Sie dürfen fest darauf rechnen, daß in beiden Staaten die Mehrheit der Zustimmenden es als eine Calamität betrachtet, daß eine zwingende Nothwendigkeit ihnen die Zustimmung auferlegte. Ich sagte vorhin, es sei den Gegnern zum Verderben ausgeschlagen, daß es ihnen gelungen, dem Siege so nahe zu kommen. Aber ist diese Thatsache selbst an sich nicht eine höchst beklagenswerthe? Haben diese Kämpfe von dieser Seite nicht Verhältnisse offenbart, welche in weiten Kreisen unserer Nation für unglaublich gegolten haben werden?

In der That haben die Verhandlungen der süddeutschen Kammern über die Verträge es vollkommen zweifellos gemacht, daß die Bevölkerung Bayerns und Württembergs heute noch durch eine tiefe Kluft vom Norden geschieden ist, deren Ausfüllung unter Umständen eine lange Zeit in Anspruch nehmen kann, während im schärfsten Gegensatze zu diesen Ländern Baden in Interessen, Anschauungen und Neigungen sich als ein durchaus homogenes Glied der die anderen deutschen Lande umfassenden Gemeinschaft erwiesen hat. Es sind im ganzen Umfange des deutschen Staatslebens keine stärkeren Contraste denkbar, als sie sich während der letzten Wochen in den Debatten der drei süddeutschen Ständeversammlungen kund gethan haben. Sie können in keinem norddeutschen Lande eine unbefangenere Würdigung der großen Thatsachen des letzten Jahres finden,

als sie in den Erörterungen der beiden badischen Kammern vom 18., 19. und 26. October ausgesprochen wurde. Bei den Beschlüssen dieser politischen Körper spielte das bittere Muß gar keine Rolle. Bis auf ein, zwei Mitglieder hießen die Vertreter des badischen Landes die Verträge von Herzen willkommen als den ersten Schritt zu baldiger vollkommener Verbindung mit dem Norden. Und zwar erklärten fast sämmtliche Redner in beiden Kammern, allerdings sei ja für Baden ein Zusammengehen mit den süddeutschen Nachbarn sehr wünschenswerth, aber nur dann, wenn diese Nachbarn demselben Ziele zustrebten wie Baden, dem Eintritt in den norddeutschen Bund; wenn sie dieses Ziel aber für immer ablehnten, wie Fürst Hohenlohe in seiner Rede vom 8. October, dann müsse Baden allein dem Norden die Hand reichen.

Fassen wir die realen Verhältnisse in's Auge, so können wir allerdings nicht leugnen, daß eine gleichmäßige Behandlung des Südens kaum durchführbar sein wird. Die Mainlinie scheidet die Gruppen des deutschen Lebens nicht correct. Wollen wir wirklich das, was heute in sich gleichartig und gleichstrebend ist, von dem trennen, was bisher anderen Anschauungen und Tendenzen gehuldigt hat, so müssen wir die Schwarzwaldlinie an die Stelle der Mainlinie setzen. Es handelt sich bei der Differenz, wie sie unter den drei süddeutschen Staaten zu Tage getreten ist, durchaus nicht um zufällige Erscheinungen, sondern um das Wesen dauernder Zustände und um die Frucht seit langer Zeit wirkender Culturverhältnisse. Die Bewohner des Rheinthals leben seit vielen Decennien in viel innigerem Zusammenhange mit ihren nördlichen als mit ihren östlichen Nachbarn. Wenn z. B. eine Statistik entworfen würde, aus der man entnehmen könnte, wie viel Preußen seit dreißig Jahren die badischen Universitäten und Bäder besucht haben und wie viel Würtemberger und Bayern, wie Viele aus dem einen und aus den anderen Ländern sich in Baden angesiedelt haben, so würde sich Jeder aus unzweideutigen Zahlen von der Wahrheit meines Satzes belehren können. Deshalb war es denn auch nicht Zufall, wenn diesen Thatsachen des Verkehrs die Richtung der badischen Politik schon lange entsprochen hat. Es war nicht Zufall, daß die erste Zeitung, welche das Banner der preußischen Hegemonie mit vollem Bewußtsein aufpflanzte, die von Gervinus begründete deutsche Zeitung, vor zwanzig Jahren in Heidelberg erschien, daß die ältesten parlamentarischen Kämpfer für diese Idee der badischen Kammer angehörten, daß die badische Regierung 1849 und 1850 treu zu Preußen hielt, daß dann 1861 Roggenbach badischer Minister wurde und fünf Jahre unerschütterlich unter der preußischen Fahne focht.

Diesen Thatsachen wird man Rechnung tragen müssen, wenn man der natürlichen Entwickelung eines wichtigen deutschen Landes nicht Gewalt anthun will und nicht Gefahr laufen, dadurch die Interessen der gesammten Nation empfindlich zu beschädigen. Ich weiß sehr wohl, welche Erwägungen einem Eintritt von Baden allein oder von Baden und Hessen entgegenstehen, wie ein solches Vorgehen in Paris und Wien und sicher auch in München und Stuttgart verstimmen würde, und ich gebe deshalb gern zu, daß vor einem derartigen

Schritte die Conjuncturen der Weltlage sehr sorgfältig geprüft sein wollen. Nur wird man dabei nicht außer Acht lassen dürfen, daß die schließlich entscheidenden Gesichtspunkte immer dem Bedürfnisse unserer inneren Entwickelung entnommen werden müssen. Allerdings würde die Grenzlinie des norddeutsches Bundes, welche jetzt so schön und fest abgerundet ist, durch das Vorrücken an den Bodensee stark verzogen werden. Aber man bedenke wohl, daß das Gesetz, nach welchem der preußische Staat seit mehr als dreihundert Jahren constant sich vorwärts bewegt hat, mit einer derartigen Vorschiebung sehr wohl im Einklange steht und daß die deutsche Politik des heutigen Preußen in Bezug auf Deutschland nicht von der Hand weisen darf, was die preußischen Könige in Bezug auf ihr eigenes Gebiet stets willkommen geheißen haben. Wenn heute der norddeutsche Bund seine Südgrenze an die Schweiz verlegt, so giebt das militärisch wie politisch weit nicht eine so bedenkliche Configuration, wie sie Preußen von 1815 bis 1866 ertragen hat. Es wird unendlich viel leichter sein für den norddeutschen Bund, den Oberrhein zu behaupten und innerlich mit sich zu verschmelzen, als es für das Preußen von 1815 war die Rheinlande zu assimiliren. Mit Recht klagten allerdings die preußischen Staatsmänner damals über die ungünstige Gebietsgestaltung, welche der Wiener Congreß Preußen auferlegt hatte. Aber würde Preußen ohne diese Ungunst heute stehen wo es steht? Eben sie enthielt einen unwiderstehlichen Sporn zu rastlos vorwärts strebender Thätigkeit; eben sie rückte die zwischen den beiden Theilen des Reichs gelegenen norddeutschen Staaten so nahe, daß sie jetzt ohne zu große Schwierigkeit zu einem nationalen Organismus mit Preußen sich verbinden. Ein ähnlicher Verlauf dürfte für die Stellung des Südens zum Norden bestimmt sein. Wie Preußen die sichere Anwartschaft auf Norddeutschland erhielt, als man ihm die äußersten Grenzgebiete desselben aufnöthigte, ebenso würde der Norden des Südens sicher werden in dem Augenblicke, wo er Hessen und Baden in seine Gemeinschaft aufnähme.

Notizen.

Seit das orientalische Alterthum zuerst seiner mythischen Umhüllung und später der rationalisirenden Entstellung durch die vergleichende Sprachforschung enthoben und auf einen sicheren, positiven Boden gestellt worden ist, hat es noch kein Werk in umfassender Weise versucht, das so gewonnene colossale Material plastisch zu bewältigen und es unter allgemeine, welthistorische Gesichtspunkte zu stellen, wie das Werk Max Duncker's „Geschichte des Alterthums." Der Verfasser war bei seiner Arbeit sich der Größe und Schwierigkeit seiner Aufgabe wohl bewußt; es galt einen Stoff, der bisher „im wohlerworbenen aber getheilten Besitz der Orientalisten und Theologen, der Mythologen und Archäologen, der Philologen und Romanisten" war, zusammenzufassen, zu lichten und ihn der Grundidee von der großen, fortschreitenden Entwickelung des Menschengeschlechts unterzuordnen; es galt, was, neben den Quellenschriftstellern der Alten, ein Champollion, Rosellini, Bunsen, Lepsius u. A. über Aegypten, ein Layard, Movers, Münter, Ewald, Oppert über die Semiten, ein Ritter, Lassen, Roth, Weber u. s. w. über die Arier aus dem Ruinenschutt des Alterthums zu Tage gefördert, der schwerfälligen Massenhaftigkeit entkleidet in fertigem Resultat weniger vor die Augen des Gelehrten und Forschers, als jedes Gebildeten und für die Weltgeschichte sich Interessirenden hinzustellen. Als Rawlison in England sein Werk: The five great Monarchies of the eastern World schrieb, schwebte ihm ein ähnliches Ziel vor Augen; aber man darf sagen, daß das Werk unseres deutschen Geschichtschreibers dasselbe noch vollständiger und glücklicher erreicht hat. Es ist deshalb, soweit es den Orient behandelt, nicht nur ohne Rivalen geblieben, sondern es hat sich auch, was bei den fortschreitenden Entdeckungen auf diesem Gebiet eine Nothwendigkeit ist, durch drei Auflagen hindurch erneuern und erweitern dürfen.

So liegt denn von dem bedeutenden Werk gegenwärtig der zweite Band, und zwar unter dem besonderen Titel: Geschichte der Arier in der alten Zeit, vor. Es führt uns in das, uns in so vielen Beziehungen trotz alter Stammverwandtschaft so fremdartige Leben der Arier in Indien und Persien. Vorwaltend ist im Kreise dieser Darstellungen naturgemäß die Religionsgeschichte: denn eben die religiösen Ideen sind es, die nicht blos mit immer neuem Reiz, wie Kindheitserinnerungen der Menschheit, den Forscher und Leser anziehen; sie sind zugleich die weitesten und dauerndsten Wirkungen gewesen, die von diesen Völkern erzeugt worden sind. Wir gehen hier zunächst auf die erste Hälfte des Werkes, die von den Indern handelt, ein.

Was die Resultate der Forschungen anbetrifft, so sind sie im Großen und Ganzen dieselben geblieben. Da es aber darauf ankam, sie vor unseren Augen entstehen zu lassen, so mußten die Untersuchungen, mit dem neuen Material in

der Hand, noch einmal durchgemacht werden, und so ist doch an vielen Stellen eine fast völlige Umarbeitung eingetreten. Dahin gehören die neuen Besprechungen einzelner indischer Heroengestalten wie Jama und Manu, das tiefere Eingehen in die Opfer- und Begräbnißceremonien schon der ältesten Zeit, überhaupt eine reichere Entfaltung der Rigveda's unter der Benutzung des Muir'schen Textes, als dies in der zweiten Auflage möglich gewesen war. Ebenso hat das Heldenlied eine erweiterte Darstellung gefunden und neue Untersuchungen über die Abfassungszeit desselben, dann überhaupt über die erste Ausbreitungszeit der Arja im Lande der sieben Ströme, vom Indus bis zur Jamuna, haben sich darangeschlossen. Die Motivirung der chronologischen Resultate geschieht von Neuem, doch bleiben auch diese im Allgemeinen dieselben: das Pandureich (die erste größere Herrschaft, die sich bildete) ist um 1400 v. Chr., die Abfassung der jüngeren Lieder der Veda um 1500, die der ältesten um 300 Jahre früher fixirt. Völlig umgestaltet finden wir ferner die Capitel über die Bildung der Stände, die Entwickelung des brahmanischen Priesterthums, und reich erweitert die Geschichte Buddha's und seiner befreienden Religion. Hier sind auch den griechischen Quellen noch neue Resultate abgewonnen, wie dies beim Parsismus in noch ausgedehnterer Weise der Fall ist. — Drei große Gruppen also giebt uns die erste Hälfte des Werkes: Die Inder in ihrer ersten Entwickelung, wo ein kräftiges Stammleben, eine kindlich-tiefsinnige Naturreligion, eine reiche Fülle poetischer Anlage uns an die Jugend der Griechen und die unseres eignen Volkes erinnert; dann die Entartung und Verweichlichung des Charakters bis zur namenlosen Knechtung im System des Brahmaismus, wo der Inder „nur im Himmel, nur in der Philosophie und eingebildeten Systemen zu Hause, keine wirkliche Welt und keine praktischen Zwecke mehr kannte, denen sich nachzuleben lohnte; wo das schönste, üppigste Land der Erde unter seinen Händen wirklich zum Jammerthal geworden;" endlich jene gewaltige Wiederbelebung durch die erste Weltreligion, die vorübergehend auch ein indisches Weltreich schaffen zu wollen schien; nämlich damals, „als die Glaubensboten der neuen mildthätigen Lehre bis Alexandrien und in die Diadochenreiche gingen; „als Tschandragupta die Gebiete Indiens vom Kabul bis zum Bengalischen Golfe, vom Himalaja bis zum Vindhja zu einem mächtigen Reiche vereinigte und das freiere Leben des Induslandes gleichberechtigt neben die brahmanischen Ordnungen des Gangeslandes stellte; als sein Enkel Açoka sich von diesem Throne herab dreihundert Jahre nach dem Tode des Erleuchteten (Buddha) zu dessen Lehre bekannte und dessen Sittengebote als Staatsgesetze verkündete, während ein lebhafter Verkehr mit dem Westen der Ausschließlichkeit und der Starrheit des brahmanischen Wesens den letzten Stoß zu geben drohte." — Diese großen Aussichten auf eine welthistorische Initiative Indiens sind bald geschwunden, als das alte Brahmanenthum, reformirt und verjüngt, sich der nationalen Passivität der Inder wieder bemächtigte: den Gegensatz eines activen, männlichen Lebens giebt die zweite Hälfte des Buches in der Geschichte der Iranier. Auch hier sind zwei Gruppen: die des älteren, wesentlich religiösen Lebens der baktrischen, medischen

und persischen Stämme; und die Zeit ihres Weltreiches. Demnach ist die erste Abtheilung Entwickelung jenes ethischen Religionssystemes Zarathustra's, welches die Bedingungen einer gesunden menschlichen Existenz gewährte, dessen Streben wesentlich auf die gegenwärtige Welt gerichtet blieb, das erreichbare Aufgaben den Menschen auferlegte. „Die Arbeit steht hier an der Stelle der müßigen Träumerei, der Kampf und die energische Thätigkeit an der Stelle der Ascese, und die Phantasie erhält einen Zug zu einfachen und großen Anschauungen." Die zweite führt aus, wie, nachdem der Osten Irans, die Heimath jener Religion, seine Aufgabe erfüllt hat, der Westen die politische Aufgabe übernimmt; wie unter dem toleranten Scepter der persischen Großkönige zum erstenmale „indisches und hellenisches, ägyptisches und baktrisches, syrisches und armenisches, lydisches und medisches Wesen zu einem Ganzen vereinigt wird:" ein Vorbild dessen, was mit tieferer Veranlagung das Weltreich des großen Alexander verwirklicht. Das Werk schließt mit dem großen historischen Momente, wo Dareios die Grenzen Asiens überschritten und den Bosporus überbrückt hat, und nun den kleinen griechischen Gemeinwesen gegenübersteht, die mit dem neuen Lebensprincip der Freiheit dem alten orientalischen Despotismus entgegentreten.

Der vorliegende Band der dritten Auflage ist gegen den früheren der zweiten um ein reichliches Viertel, fast um 200 Seiten, gewachsen. Es sind, was indisches Alterthum anbelangt, die Arbeiten Max Müller's, die Sanskrittexte Muir's, Köppen's Darstellung des Buddhismus, Weber's vielseitige Forschungen und Gutschmid's chronologische Studien inzwischen veröffentlicht, die mit in Betracht gezogen werden mußten; für die iranische Geschichte lag das gesammte Zendavesta in Spiegel's Uebersetzung neu vor, ebenso ist die Auslegung der Keilschrift so weit vorgedrungen, daß auch von daher neue Aufklärung gekommen ist. Es bleibt nur zu wünschen, daß unter dem Anschwellen des Stoffes, der ja auch in Zukunft noch fort und fort wachsen wird, nicht endlich einmal die klare Plastik leidet, die das Werk in seiner ersten Gestalt von Anfang an ausgezeichnet hat. Immer aber haben wir zu danken, daß durch dasselbe dieser so entlegene, und doch so wesentliche und interessante Theil der Weltgeschichte nun auch im vollsten Sinne unser geworden ist.

Während das eben besprochene Werk sich in seinem alten Umfange erneut und verjüngt, geht ein anderes rasch seiner Vollendung entgegen. Es ist die griechische Geschichte von Ernst Curtius, deren dritten Band uns gleichfalls das laufende Jahr gebracht hat. Die beiden sich ergänzenden und durch dieselbe Unternehmung in's Leben gerufenen Werke von Curtius über die griechische und Mommsen über die römische Geschichte treten aus der ruhigen, objectiven, in Massenverhältnissen sich entwickelnden und eben darum epischen

Welt des Orients, dessen Colorit unwillkürlich auch auf die Darstellung Einfluß üben muß, in die buntbewegte, an Personen und Charakteren reiche und darum dramatische eines Volkswesens, das erst durch unser eigenes neuerwachtes politisches Leben die volle Beleuchtung und das rechte Verständniß gewinnen konnte. Dem entspricht die lebendige, subjectivere, an Pointen und Parallelen reiche Darstellung der beiden jüngeren Historiker. Gerade in dem gegenwärtigen dritten Bande der griechischen Geschichte von Curtius, die von dem Schluß des peloponnesischen Krieges bis zum Untergange der griechischen Freiheit durch die Schlacht von Chaironeia geht, haben wir es mit einem fieberhaft bewegten, auf- und abschwankenden, revolutionären Zeitalter zu thun; einer echt modernen Zeit, während wir sonst so gern vergessen, daß auch das Alterthum seine Neuzeit gehabt hat. Diese Zeit begleitet ein (im guten Sinne) moderner Styl und Vortrag. Wie bei Mommsen haben wir scharfe Kürze, schlagfertige Gedanken, poetische Lichtblitze und vor Allem Meisterzüge der Charakteristik; wir haben im Drang der lebhaften Darstellung nicht selten das Präsens historicum anstatt des Herodotischen oder Göthischen erzählenden Behagens; außerdem reichliche Reflexion neben dem blos Thatsächlichen. Sollen wir beide Historiker unterscheiden, so scheint uns, daß dem schneidigeren und schärferen, zugleich aber auch wagigeren Mommsen gegenüber Curtius immer noch ein gutes Theil des feinen attischen Maßes, wie er es von dem Volke, das er behandelt, aufnimmt, sowohl in der Gesinnung als Beurtheilung beibehält. Es versteht sich von selbst, daß dem Werke die genaueste, auch im philologischen Sinne genaueste, Quellenkenntniß zu Grunde liegt; das Glück, die griechische Erde aus eigner Anschauung zu kennen, verleiht den geographischen und landschaftlichen Schilderungen jene Klarheit und Schönheit, wie wir sie auch im vorliegenden Bande bei der Uebersicht Makedoniens und des griechischen Nordens wie bei der Beschreibung einzelner Orte, wie Aigai's, Philippi's u. s. w., zu bewundern haben. Geographisch wie historisch werden diese thessalischen, makedonischen, thrakischen Länder sowie das ganze nordische Coloniengebiet der Griechen, nachdem so manche treffliche Monographie und Einzeluntersuchung vorhergegangen, zum erstenmal hier in den größeren Kreis weltgeschichtlicher Betrachtung gezogen und so zum guten Theil der Geschichte erst erobert. Ebenso neu und voll tritt die Geschichte Philipp's auf, die die zweite Hälfte des Bandes füllt. — Auf der anderen Seite gewinnt die letzte Auflösungsperiode des griechischen Lebens von verwandten aber hoffentlich zukunftsvolleren Bestrebungen unserer eignen Politik aus ein neues Licht. Auch bei den Griechen waren die Einheitsideen lebendig wirksam; nur daß, bei ihrem spröden communalen und kantonnalen Leben, diese nur in der Gestalt des Bundesstaates unter der Vorortschaft eines hervorragenden Staates verwirklicht gedacht werden konnten. Am vollendetsten ist dies nach der Leuktraschlacht geschehen, als Theben unter der Leitung des idealen Staatsmannes Epameinondas zum letzten Male die griechischen Kräfte zusammenfaßte. Man glaubt, bei der Lectüre dieses Abschnittes oft mitten im norddeutschen Bunde zu stehen, so sehr gleichen sich einzelne Ver-

hältnisse und die daraus entspringenden Maßregeln, Stellungen, Stimmungen. Nur würden wir mißverstanden werden, wenn man dächte, wir wollten den Verfasser des geflissentlichen Herbeiziehens spielender Parallelen beschuldigen; die Aehnlichkeit liegt in den Thatsachen; die historischen Verhältnisse aber sind aus sich selbst auf's Gründlichste beleuchtet. Die Lebendigkeit der Darstellung culminirt in den Persönlichkeiten: bei einem Demosthenes, Epameinondas, Euripides, Sokrates, Philipp u. s. w. gelingt unserm Historiker das Beste, was auch einem Dichter je gelingen kann: die Gestalten leben vor unseren Augen. Außer der politischen Geschichte behaupten Kunst, Poesie, Litteratur, Philosophie den Raum, der ihnen in jeder Volksgeschichte, geschweige in der griechischen gebührt; die Darstellungen dieser Materien sind, wie es bei der umfangreichen Kenntniß des Verfassers zu erwarten war, Glanzpunkte des Werkes. Dem gelehrten Bedürfniß dienen die, auf Quellen oder Kritik weisenden, im Anhang angefügten Noten. Der Band schließt mit dem Momente, wo das griechische Leben seinen Kreislauf vollendet hat; wo der freie Bundesstaat, wie ihn die edelsten Griechen, besonders Epameinondas gewollt, sich als unmöglich erwiesen, und nun der Einheitsstaat eintritt, aber nicht, wie bei uns, der aus dem eignen erneuten Volksgeiste und aus der innersten Logik der eignen Geschichte geborene, sondern der fremdländische, tyrannische, durch Eroberung aufgedrungene. Er läßt uns vor dem Zeitalter Alexander's stehen, von dem wir im vierten und letzten Bande ohne Zweifel eine gleichbelebte, geistreiche Darstellung erwarten dürfen. — Besäßen wir nur in der eignen vaterländischen Geschichte erst die gleiche Verarbeitung in's Ganze und Große, wie sie die Trilogie der Werke Duncker's, Curtius' und Mommsen's uns für das Alterthum geschaffen!

Der Herzog von Wellington war nicht nur ein großer Feldherr und kluger Staatsmann, sondern ein leidenschaftlicher Sammler von diplomatischen Papieren. Nur dadurch ist der außerordentliche Umfang der Publicationen zu erklären, welche aus seinem Nachlasse haben veranstaltet werden können. Zuerst gab noch bei seinen Lebzeiten Oberst Gurwood in 12 Bänden die Depeschen des Herzogs während seiner verschiedenen Feldzüge von 1799 bis 1815 heraus, deren letzter 1838 erschien. Der Titel: „Depeschen des Herzogs" war sehr ungenau; denn außer ihnen enthielt die Sammlung eine sehr umfassende militärische und politische Correspondenz. Dann begann der gegenwärtige Herzog von Wellington in den funfziger Jahren eine Nachlese herauszugeben unter dem Titel: „Supplementary despatches;" in wiederum 12 starken Bänden enthielt dieselbe eine kostbare Fülle des mannichfaltigsten Materials, welche für die Geschichte der Jahre 1813 bis 1815 namentlich noch Niemand ausgebeutet hat. Die Supplemente reichten bis Ende des Jahres 1818. Und nun ist kürzlich eine dritte Serie begonnen: Despatches, Correspondence and

Memoranda of F. M. Arthur Duke of Wellington, von welcher der erste Band die Zeit vom Januar 1819 bis December 1822 umfaßt. Der Herzog, welcher so die seltenen handschriftlichen Schätze seines berühmten Vaters zugänglich macht, erwirbt sich in Wahrheit ein großes Verdienst um die moderne Geschichte, wenn wir auch nicht umhin können, die Art der Publication zu tadeln. Sie giebt eine Menge gleichgültiger Dinge in unzulässiger Breite und geht dagegen über höchst wichtige Momente schweigend hinweg. Das galt von den früheren Serien, das gilt auch von dem ersten Bande der eben beginnenden. Wir bekommen da eine sehr interessante Correspondenz über das Jahr 1819 mit den verschiedensten französischen, österreichischen, russischen Staatsmännern; sobald aber die Bewegung von 1820 beginnt, schrumpft dieselbe in eben dem Maße zusammen, wie die Zeit bedeutender wird, und erst von dem Moment ab, wo Wellington an Castlereagh's Stelle zum Vertreter Englands auf dem Congresse von Verona ernannt wird, hebt sich die Publication wieder, wird dann aber auch höchst bedeutsam. Wir kannten bisher die Haltung Englands in dieser wichtigen europäischen Krisis wenig: jetzt können wir sie von Tage zu Tage verfolgen. Nie wohl hatte Wellington eine mißlichere Mission zu bewältigen, selten England eine unglücklichere Position zu vertheidigen. Wenn man liest, wie der Herzog sich im Februar 1820 gegen den spanischen General Alava äußert, wo er die Liberalen kurzweg so charakterisirt: „sie wollen nur stehlen, sie sprechen von Freiheit nur in der Absicht, die Habe der Anderen einzustecken" und wie er hofft, es werde gelingen, die liberalen Verfassungen in Deutschland zu beschneiden „oder sie im Nothfall umzuwerfen," so begreift man wohl, daß ein solcher Vertreter der britischen Politik wenig Chancen hatte, die Absichten der Continentalmächte zu vereiteln, deren Bestrebungen er in der Hauptsache von Grund des Herzens billigte. —

Wir haben schon vor Jahren und dann wieder im letzten Heft auf die Bedeutung eines Werkes hingewiesen, welches Nicomede Bianchi aus dem Reichthum der italienischen Archive herausgiebt unter dem Titel: Storia documentata delle diplomazia europea in Italia von 1814 bis 1861. Der jüngst erschienene vierte Band behandelt wesentlich die Jahre 1835 bis 1846 und bringt wieder wie die früheren eine Menge interessanter Dinge an den Tag, und nicht nur über Italien. So lesen wir z. B. S. 335 ff. die Instructionen, welche Graf Solaro della Margherita im November 1835 einem geheimen Emissär zu Don Carlos gab, und wenn wir näher zusehen, finden wir, daß dieser Emissär eigentlich die Aufgabe hat, in das Lager des spanischen Prätendenten gewisse Wünsche des Berliner Cabinets zu überbringen, die uns dann auch mitgetheilt werden. Preußen interessirte sich damals nächst Sardinien am wärmsten und aufrichtigsten für Don Carlos (diese beiden waren, wie wir S. 339 erfahren, auch diejenigen, welche den Infanten mit Geld unterstützten, „so weit es der Zustand ihrer Finanzen erlaubte") und wünschte dringend, daß Don Carlos eine verständige Politik einschlage, eine Politik der Mäßigung und der Fürsorge für das wahre Landesinteresse. Man kann diese

Mahnungen nicht ohne Lächeln lesen, wie überhaupt die damalige auswärtige Politik Preußens öfter den Eindruck einer rührenden Naivetät macht. Nach den Erfahrungen, welche Preußen 1815 und 1823 mit Ferdinand VII. gemacht hatte, ist es wirklich überraschend, wie es von dem schlimmeren Bruder etwas anderes erwarten konnte als stupide Bigotterie und verheerenden Fanatismus. Schlechter war wohl nie preußisches Geld angewandt als zur Unterstützung einer Partei, in deren Augen die Existenz Preußens für das schwerste Unglück und Unrecht gilt, heute wie vor dreißig Jahren. —

Wir freuen uns, diesen fremden Werken über neueste Geschichte auch einige deutsche an die Seite stellen zu können. Zunächst haben wir zwei verschiedene Publicationen aus dem Nachlasse von Fr. Gentz zu verzeichnen. Schon im Mai begann Freiherr v. Prokesch-Osten aus den Papieren des berühmten österreichischen Publicisten eine Sammlung herauszugeben, die von bedeutendem Interesse zu werden verspricht. Dieser erste Band „Aus dem Nachlasse Friedrich's v. Gentz“ enthielt Briefe, kleinere Aufsätze und Aufzeichnungen; unter den Briefen waren besonders die an Pilat (S. 31—97) und die an Baron Sal. v. Rothschild (S. 124—245) bemerkenswerth. Die an Pilat umfassen die Zeit vom Juni 1813 bis April 1832; das erste Schreiben an Rothschild ist vom October 1828, das letzte vom December 1831. Wer die ganze Tiefe der Erschütterung kennen lernen will, welche das Metternich'sche System durch die Julirevolution erfuhr, muß die Aeußerungen Gentz' aus der Zeit der Congresse von Laybach und Verona vergleichen mit den Auslassungen an den großen Geldfürsten: dort übermüthige Zuversicht, hier bescheidenste Resignation. Am 13. November 1820 schreibt er triumphirend: „nur Oesterreich und Rußland sind noch Mächte“ und am 28. Juni 1831 bekennt er geradezu: on veut ici la paix à tout prix. 1820 meint er, den Liberalismus bis auf die Wurzel vertilgen zu können und 1830 bemüht er sich die Meinung zu widerlegen, es sei unmöglich, daß die beiden Principien der Legitimität und der Volkssouveränetät neben einander bestehen könnten. Damals muß die Revolution in Italien und Spanien um jeden Preis nieder getreten werden, und jetzt wünscht er den Polen Erfolge, damit Rußland außer Stand gesetzt werde, seine unselige Idee eines Kampfes gegen die Revolution in Frankreich zu realisiren.

Diesem ersten Bande hat Freiherr v. Prokesch schon jetzt einen zweiten folgen lassen, enthaltend Denkschriften aus den Jahren 1806, 1808, 1815, 1818, 1823 und 1831. Sie sind wohl alle von erheblichem Interesse, ganz besonders fesselt uns aber die, welche Gentz Ende 1808 begann und Anfang 1809 beendigte über die Frage: „Was würde das Haus Oesterreich unter den jetzigen Umständen zu beschließen haben, um Deutschland auf eine dauerhafte Weise von fremder Gewalt zu befreien?“ Gentz bewegte sich damals bekanntlich ganz in der Richtung der Stein'schen Politik; die Denkschrift ist gewissermaßen ein gemeinsames Product beider Staatsmänner, welche im Januar 1809 in Prag intimen Verkehr pflogen. Man hat oft gemeint, es sei in hohem Grade zu beklagen, daß es Stein damals nicht gelang, die beiden deutschen Mächte zu

einer kühnen Offensive gegen Napoleon fortzureißen. Wenn wir hier lesen, welche Zielpunkte Gentz im Einverständniß mit Stein der von Graf Stadion geleiteten österreichischen Politik steckte, und wenn wir uns vorstellen, daß Stadion immerhin einen erheblichen Theil dieser Ideen hätte realisiren können, so müssen wir es als ein Glück preisen, daß diese Pläne an der Vorsicht und Aengstlichkeit der beiderseitigen Höfe scheiterten. Oesterreich würde, wenn es im Sinne Gentz' gehandelt hätte, sich eine Stellung an der Spitze Deutschlands errungen haben, die uns noch sehr viel empfindlicher geschädigt hätte, als es der Metternich'sche Primat gethan hat. Denn die heutige Neuordnung Deutschlands ruht wesentlich auf den preußischen Thaten von 1813 und auf der kleinen, kniffigen Politik, welche Metternich damals trieb. Freilich war es schlimm, daß diese Thaten nicht ein Stein verwerthete; aber schlimmer wäre es gewesen, wenn 1809 Stadion eine Politik in dem großen Styl durchgesetzt hätte, den hier Gentz vorzeichnet. Nur nebenbei sei bemerkt, daß er schon damals eine deutsche Bundesverfassung entwirft, welche viel lebensfähiger gewesen sein würde als die von 1815.

Herr v. Prokesch konnte den Briefwechsel mit Pilat nur bruchstückweise geben und ehe sein erster Band erschien, hatte Prof. Mendelssohn-Bartholdy in Heidelberg die ganze Correspondenz acquirirt, deren Herausgabe er alsbald ankündigte. Jetzt liegt der erste Band dieser „Briefe von Fr. v. Gentz an Pilat" vor. Da ist nun allerdings ein sehr beträchtlicher Unterschied in der Vollständigkeit der Mittheilung. Was bei Prokesch 34 Seiten füllt, nimmt bei Mendelssohn 484 ein. Natürlich enthalten auch diese sehr viel mehr als jene. Aber ganz können wir doch dem Herausgeber der vollständigen Correspondenz nicht beistimmen; er scheint uns die Bedeutung dieser Briefe ein wenig zu überschätzen. Ohne hier ein abschließendes Urtheil fällen zu wollen — die Zeit reichte zu einer genauen Vergleichung nicht aus — dürfen wir doch wohl bemerken, daß wir die politisch wirklich bedeutsamen Stellen mit nicht zu vielen Ausnahmen in der knappen Auswahl von Prokesch auch gefunden haben. Es scheint aber, daß Mendelssohn's zweiter Band dieses Verhältniß zu seinen Gunsten ändern wird. Ueberdies verheißt er uns, in den Anmerkungen zu den Briefen, welche orientalische Angelegenheiten betreffen, das reiche diplomatische Material zu benutzen, das ihm durch die Liberalität des Freiherrn v. Beust zur Verfügung gestellt worden. Sollte Freiherr v. Beust mit gleicher Liberalität die Schätze der Wiener Archive auch anderen Forschern öffnen, so wäre das für unsere Geschichtschreibung ein Ereigniß von bedeutender Tragweite. —

Aber es will ja überhaupt, scheint es, Tag werden. Während wir aus Wien werthvolle Beiträge zur neuesten Geschichte erhalten, überrascht uns Graf Münster auf Derneburg mit „Politischen Skizzen über die Lage Europas vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart," denen er S. 180 bis 302 die Depeschen seines Vaters vom Wiener Congreß beifügt. Wir haben dieses Buch mit großer Freude gelesen. Obwohl es vielfach nur Bekanntes zusammenstellt, ist doch das Ganze von einem politischen Geiste erfüllt, dem

wir im Interesse unserer Nation die weiteste Verbreitung unter unserem hohen Adel wünschen. Der Sohn des Mannes, dem das Königreich Hannover seine günstige territoriale Bildung auf dem Wiener Congresse wesentlich dankte und der dann länger als ein Decennium der eigentliche Regent Hannovers war, stellt sich zu den Ereignissen des vorigen Jahres mit einer patriotischen Unbefangenheit und einer politischen Einsicht, die wir nicht genug rühmen können. Und mehr. Graf Münster hat vollständig einen der schwersten Schäden unseres deutschen Staatswesens erkannt, die verkehrte Stellung unseres Adels zu den öffentlichen Angelegenheiten. Wenn er S. 142 sagt: „Was vor Allem unserem staatlichen Leben Noth thut, ist eine wirklich conservative Partei, die gewisse stabile Principien und Institutionen nach allen Seiten vertheidigt, eine conservative Partei, die sich nicht als das blinde Werkzeug der eben am Ruder stehenden Regierung betrachtet," so ist das die einfache Wahrheit. In der That ruht unsere Zukunft zum nicht geringen Theile darauf, daß unser Adel das noblesse oblige ernstlich beherzigt und sich aus der kümmerlichen Lage, in welche ihn die Kleinstaaterei gebracht hatte, kräftig heraus arbeitet, daß er die politische Arbeit im großen Styl als das Gebiet erkennt, auf dem er seinen modernen Beruf zu erfüllen hat. Graf Münster giebt in dem Buch von dem Ernst, mit welchem er die politischen Ereignisse verfolgt hat, einen erfreulichen Beweis und wir wünschen ihm recht viele und sorgfältige Leser unter seinen Standesgenossen. Die Beigabe aber der Depeschen seines Vaters verleiht dem Buch einen dauernden historischen Werth.

Unter dem Titel: das Uebergangsjahr in Hannover ist von Moritz Busch ein Werk erschienen, welches einen sehr schätzenswerthen Beitrag zur Geschichte der deutschen Umwälzung giebt. Das Buch beginnt mit einer Skizze der Regierungsmaßregeln Ernst August's und Georg's V. und bereitet durch diese Charakteristik des Geistes der letzen Welfen auf die Ereignisse vor, welche den selbstverschuldeten Fall des alten Fürstenhauses zur Folge haben mußten. Gestützt auf die diplomatische Correspondenz zwischen Berlin und Hannover, von der hier manche bisher noch nicht bekannte Stücke benutzt werden, schildert es die unsägliche Mühe, welche Preußen sich gab, um den König von Hannover zu einem Neutralitätsvertrag zu bewegen, so wie die Winkelzüge und die Falschheit, womit der auf die Macht Oesterreichs blind vertrauende Fürst sich den preußischen Anerbietungen bis zum letzten Moment entzog. Es folgt dann die Katastrophe, die militärische Besetzung und die Einverleibung des Königreichs; wir bekommen ein scharfgezeichnetes Bild von dem Verhalten der verschiedenen Volksschichten zu der neuen Ordnung, von den Schwierigkeiten, auf welche dieselbe stößt und die zu schärferer Anziehung der Zügel der Regierung zwingen; von der allmählichen Besserung der Stimmungen, wie sie sich in den ersten Reichstagswahlen ausdrückt, von dem Rückfall während der Luxemburger Krisis, den heimlichen Umtrieben der Welfischen Partei und ihrem Scheitern. Das Buch beschäftigt sich dann mit den Verwaltungsmaßregeln des Jahres 1867, mit der Einführung der neuen Steuern und ihrem Verhältniß zu dem älteren Steuersystem des Landes, mit den Octroyirungen der Monate Juli und August und ihren Wirkungen. Es führt uns bis zu der Versammlung der Vertrauensmänner in Berlin und den unter ihrer Zustimmung erlassenen Organisationen; es constatirt an den Resultaten der letzten Parlamentswahlen den außerordentlichen Fortschritt, der im Lauf eines einzigen Jahres zur Assimilirung dieser wichtigsten unter den annectirten Provinzen gemacht ist. Durchgängig ist die Erzählung klar, präcis, ohne jede politische Phrase, auf einem genauen Studium der Volkszustände, der administrativen und namentlich auch der statistischen Verhältnisse beruhend. Die Gesichtspunkte sind entschieden national, aber die Beurtheilung unbefangen und frei, Niemandem zu Lieb' und zu Leide. Höchstens einige Herbheiten gegen die Anhänger der untergegangenen Ordnung hätten wir gern gemildert und hier und da einen Excurs vermieden gesehen; wir meinen besonders den mißlichen Versuch, die heutigen hannöverschen Reichstagsmitglieder zu portraitiren. — Das Werk ist ein unentbehrliches Hülfsmittel für jeden, der sich über die Zustände des heutigen Hannover belehren will. —

Wir erhalten beim Schluß unseres Heftes noch eine Schrift: Zur Reform der Kreisordnung und ländlichen Polizeiverfassung von Dr. Lette, für deren Erscheinen wir dem auf diesem Gebiet so thätigen und

sachkundigen Herrn Verfasser gerade im jetzigen Moment dankbar sein müssen. Die Schrift schildert in gedrängter Kürze die social-politischen Grundlagen unserer alten ständischen Institutionen, die Umwandlung jener Grundlagen in Folge der Stein'schen Reformen und die vieljährigen Versuche, den veränderten Verhältnissen entsprechend nun auch neue Formen für unser ländliches Communalwesen zu schaffen. Unsere neuen Landsleute werden durch diese Darstellung über den Stand der Frage auf das beste orientirt, und auch wir Anderen erhalten die erwünschte Gelegenheit, unsere Erinnerungen zu sammeln und uns des weit zerstreuten Materials wieder im Zusammenhang zu bemächtigen.

Verantwortlicher Redacteur: W. Wehrenpfennig.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Albert, Prinz-Gemahl von Großbrittanien,

geboren am 26. August 1819, vermählt am 10. Februar 1840, gest. am 14. December 1861.

(Biography of H. R. H. The Prince Consort, compiled from Letters e Memoranda, by Lieutenant General the Honble C. Grey, and printed for private Circulation by Smith etc. etc. London 1866.)

Ausführliche Biographien und Jugendleben geschichtlicher Personen sind nicht nur für den engeren Familien- und Freundeskreis, sondern immer auch für das größere Publicum von dauernder Bedeutung. Manche, an sich unerhebliche, kleinen Züge gewinnen durch ihren weiteren Zusammenhang einen kritischen Werth, und gewinnen zugleich durch den Gegensatz, den sie zu anderen größeren Zügen und Verhältnissen desselben Lebens bilden, einen eigenthümlichen dichterischen, ja religiösen Reiz. Wir thuen deshalb gewiß nichts Unpassendes, wenn wir in diesen Blättern den Inhalt eines Buchs zur Sprache bringen — und gelegentlich aus eigener Erinnerung ergänzen — das, obwohl, nach Titel und Widmung, ausdrücklich nur für einen solchen engeren Kreis bestimmt, doch wegen des Mannes, dessen Leben es erzählt, des in Deutschland wie in England vielgeliebten und vielbetrauerten Prinzen-Gemahls, sofort die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, und das deshalb auch bereits von der gesammten europäischen Tagespresse vielfach erwähnt und besprochen worden ist. Merkwürdig als Mensch und Charakter, als Denker und Staatsmann, erhält Prinz Albert seine besondere geschichtliche Bedeutung noch durch seinen Platz neben dem englischen Throne und durch seinen, hiermit verbundenen, unmittelbaren persönlichen Einfluß auf die englische Regierung, — nicht nur während seines Lebens, sondern, kraft der unsterblichen Liebe der königlichen Wittwe, auch noch nach seinem Tode. Hier, an den mächtigen Hebeln der englisch-europäischen Staats- und Staatenmaschine, laufen, als gewaltig bewegende Kräfte, alle die feinen Fäden des Geistes und Gemüthes aus, die wir in der Jugendgeschichte sich still entwickeln sehen. Des Knaben ästhetischer Sinn macht sich als nationale Kunstpflege, sein künstlerischer Sammlungstrieb als Weltausstellung, seine frühe Verständigkeit als monarchisch-sociale Didaktik, seine Selbst-

beherrschung als staatsmännische Weisheit, seine ängstliche Gewissenhaftigkeit als freie politische Gerechtigkeit und monarchische Parteilosigkeit geltend, und die reine kindliche Unschuld des Jünglings wie des Knaben wird zur ethischen Wiedergeburt und Sittenreform des Hofes und der Gesellschaft. Und wenn uns deshalb die in diesem ersten Bande der Biographie vorliegende, von der Geburt bis zur Vermählung und zur Geburt der Prinzeß-Royal gehende, Jugendgeschichte beim ersten Anblick allerdings mehr einen psychologisch-idyllischen als politisch-historischen Werth zu bieten scheint, so bedürfen wir doch eben nur des Gedankens an jenen weiteren Zusammenhang, an jene mit der Vermählungsepoche beginnenden mächtigen Wirkungen, um in dieser Idylle das künftige Epos — gleichsam in der Quellengrotte den künftigen Weltstrom — verstehen und würdigen zu lernen. —

Dazu kommt, um den geschichtlichen Werth des Buches zu erhöhen, daß doch auch schon die in diesem Bande erzählte Jugendbiographie nicht umhin kann, uns mit mancherlei bisher nicht gekannten, oder nicht so gekannten Begebenheiten und Personen der Zeitgeschichte in neue Berührung zu bringen und uns namentlich in die Chronik des Koburger Hauses so wie die der englischen Politik vom Jahre 1839/40 manche neue Blicke und Gesichtspunkte zu öffnen. Am Lehrreichsten in dieser Hinsicht sind, neben den rückhaltslosen Mittheilungen der Königin, die des Königs Leopold, die zugleich durch Feinheit der Beobachtung, Nüchternheit des Urtheils und ironisch-feine Treffendheit des Ausdrucks für den Geist und Witz des Verfassers ein neues glänzendes Zeugniß ablegen.

Als die eigentliche Urheberin und Verfasserin unseres Buches aber, das hierdurch noch einen neuen Reiz und Werth erhält, erscheint in der That die königliche Wittwe selbst. Nicht nur, daß das vom General Grey, der Königin Schatzmeister, (trefflich) bearbeitete Material, bestehend aus Briefen, Tagebüchern und biographischen Gedenkschriften, von der königlichen Gebieterin zu diesem Zweck theils zusammengestellt, theils auch, die Gedenkschriften, selbst verfaßt oder veranlaßt worden ist, hat dieselbe überdies die Bearbeitung noch durch eine Reihe kürzerer eigenhändiger Bemerkungen ergänzt, die nicht minder durch das, was sie stehen lassen, als durch das, was sie hinzufügen, das ganze Buch zu einem authentischen Werke der königlichen Erinnerung stempeln. Und zu diesem Gepräge stimmt denn auch die Urheberschaft der als Material benutzten einzelnen Stücke, die sämmtlich, außer von dem Prinzen, der Königin und dem König Leopold, von nahen Verwandten oder Angehörigen des Hauses herrühren, namentlich von des Prinzen beiden Großmüttern, den verwittweten Herzoginnen von Koburg und von Gotha, dem Bruder Ernst, dem Vetter Grafen Arthur Mensdorff, dem Universitätsfreund Fürsten Wilhelm Lö-

wenstein, und dem Erzieher Rath Florschütz. Die englischen Uebersetzungen der deutschen Briefe des Prinzen sind von Prinzeß Helena. Als künstlerische Beigabe enthält das Buch eine Reihe photographischer Bildnisse und Veduten.

Weit zurück in die der Geburt des Prinzen vorhergehenden Ereignisse des Koburger Hauses greift eine, als besonderer Appendix gedruckte, Reihe brieflicher Erinnerungen (Reminiscences) König Leopold's, die derselbe, auf Wunsch seiner königlichen Nichte, in den Jahren 1862—1864, nicht lange vor seinem Tod, freilich stellenweise schon mit etwas unsicherer Hand, aber doch im Ganzen mit gewohntem klarem Blick und treffendem Ausdruck, so wie zugleich mit ungewohnter Rückhaltslosigkeit, niedergeschrieben. Von den älteren Gliedern seines Hauses hebt König Leopold zuvörderst seinen Großoheim, den militärisch-geschichtlich bekannten (vor einigen Jahren auf des Königs Veranlassung vom Obristen Witzleben biographisch geschilderten) Prinzen Friedrich Josias hervor, der unter Joseph II. die Türken und später, als k. k. Feldmarschall, bei Neerwinden die Franzosen schlug, — nach welchem Sieg, meint auch der König, der siegreiche Marsch der Alliirten auf Paris nur dadurch verhindert wurde, daß die Engländer es vorzogen, Dünkirchen zu belagern und sich hier vom General Houchard schlagen zu lassen. Neben diesem Großoheim als eine andere bedeutende Persönlichkeit hervorgehoben wird die Großmutter, Sophie Antonie, Prinzeß von Braunschweig-Wolfenbüttel (Schwester der Königinnen Marie Juliane von Dänemark und Elise Christiane von Preußen, sowie Tante der Herzogin Amalie von Weimar), die, großartig, herrisch, heftig, verschwenderisch, den unternehmenden, übergreifenden Geist ihres Hauses auch in den kleinen koburger Verhältnissen zu bethätigen suchte; während ihr Gemahl, Herzog Ernst Friedrich, sanft und nachgiebig, mehr der Pflege der Künste und Wissenschaften lebte und zu ihr einen Gegensatz bildete, der sich, in gewisser Weise, auch bei dem folgenden, im Jahre 1800 succedirenden Paare, Herzog Franz Friedrich und Herzogin Augusta, geborener Fürstin Reuß-Ebersdorf (den Aeltern König Leopold's, sowie Großältern Prinz Albert's und der Königin) wiederholte. In dem Geist und Temperament dieser beiden Herzoginnen, Antonie und Augusta, haben wir auch wohl die Keime und Anlässe jenes eigenthümlichen, unruhigen, bis nach Candia greifenden Großmachts- und Erwerbungstriebes zu suchen, der uns aus den Handlungen und Bestrebungen der späteren Glieder des Hauses, namentlich des Herzogs Ernst I. (Bruders König Leopold's), entgegentritt, und der, abwechselnd bei Oesterreich, Rußland, Preußen und England Verwirklichung suchend, — dieselbe jedenfalls schließlich nicht glänzender hätte finden können, als in dem dem Prinzen Albert sowie dem König Leopold

selbst zu Theil gewordenen Loose. — Zu Rußland in näheres Verhältniß trat das koburger Haus im Jahre 1795 durch die Vermählung der jungen fünfzehnjährigen Prinzeß Julie (Anna) mit dem Großfürsten Constantin; und diese — freilich anderweitig nicht glückliche — Verschwägerung war es denn auch wohl, der, zwölf Jahre später, der junge, eben succedirende, Herzog Ernst, kraft einer im Tilsiter Frieden stipulirten Klausel, die Reintegration in sein von den Franzosen bereits in Besitz genommenes Herzogthum zu danken hatte, da ihm ohne russische Fürsprache Napoleon seine persönliche Freundschaft mit König Friedrich Wilhelm III., sowie seine zeitweilige Abwesenheit von Koburg schwerlich verziehen haben würde. Noch inniger werden sollte, im folgenden Jahre, die Verschwägerung beider Häuser durch eine Heirath des, deshalb nach Petersburg gereisten, Herzogs Ernst mit der Großfürstin Anna Paulowna, welche Heirath indessen nicht zu Stande kam. Dagegen war es wieder Großfürst Constantin, der seinem Schwager Leopold, nachdem sich derselbe auf ebenso geschickte als patriotische Weise dem französischen Dienste zu entziehen gewußt, bald nach der Moskauer Katastrophe die Hand zum Eintritt in den russischen Dienst bot, in welchem derselbe sich, als General der Reiterei, namentlich bei Kulm auszeichnete, — dann aber auch, im Frühling 1814, dem Kaiser Alexander nach London folgte, und hier zuerst die Bekanntschaft seiner, zwei Jahre später glücklich erfreiten, Gemahlin, der Prinzeß Charlotte, machte. Von den übrigen koburger Geschwistern waren damals die vier Prinzessinnen bereits sämmtlich vermählt; nämlich, außer Julien (Großfürstin Anna), Prinzeß Sophie mit dem Grafen Mensdorff-Pouilly; Antoinette mit dem Herzog Alexander von Würtemberg (Bruder der Kaiserin-Mutter von Rußland); und Victoria, später (1818) Herzogin von Kent, mit dem Fürsten Leiningen; — von den Brüdern aber erwarb der zweite, Ferdinand, im Jahre 1816 die schöne ungarische Erbin Kohary; und Herzog Ernst im folgenden Jahre die Prinzeß Louise von Gotha, die Mutter unseres Prinzen.

Diese Heirath und die hierdurch, beim Aussterben des gothaisch-sächsischen Zweiges, im Jahre 1826 vermittelte Uebernahme Gothas mußte dem Herzog freilich für manche andere gescheiterte Wünsche eine Entschädigung bieten, indem es weder seiner eigenen Rastlosigkeit, noch der, früh bewährten, diplomatischen Geschicklichkeit seines Bruders Leopold, weder früher in Erfurt, noch später in Wien, hatte gelingen wollen irgend eine der gewünschten größeren Besitz- und Machterweiterungen zu erwirken. In Erfurt und Paris wirkte dem Herzog wohl, und zwar zu seinen Ehren, hauptsächlich seine, nicht zu verhehlende, anti-napoleonische Gesinnung entzogen; auf dem Wiener Congresse aber entschieden sein Verhalten in der

sächsischen Frage, durch das er sich zu gleicher Zeit mit Rußland und Preußen verfeindete, besonders mit letzterem, dessen König er doch, wie bemerkt, früher so befreundet gewesen war, und dem er, nach König Leopold's Mittheilung, namentlich noch im Februar 1813, gelegentlich der Breslauer Reise, mit patriotischem Rath zur Seite gestanden hatte. — Auch mit Metternich und Oesterreich gerieth der Herzog später, wegen des ihm streitig gemachten Hoheitstitels, in längere Fehde. — In häuslicher Beziehung blieb übrigens auch die gothaische Ehe keine glückliche und wurde schon nach sieben Jahren (1824) wieder aufgelöst. Die reizende, lebhafte Herzogin Louise, Tochter des mehrfach in Novellen beschriebenen, selbst Novellen schreibenden, phantastisch-geistreichen, französisch-hellenischen Herzogs August, starb sieben Jahre später (1831) in Sanct Wendel — dem einzigen neuerworbenen kleinen koburger Besitzthum — ohne Gemahl und Kinder wieder zu sehen. — Diese beiden, unserem Prinzen so nahe stehenden, fürstlichen Figuren sind dem Verfasser dieses Aufsatzes aus eignen Jugendeindrücken noch deutlich gegenwärtig: Herzog August, wie er, entblößten Hauptes, in grünem Himation und engen hellgelben Beinkleidern mit Sandalen, seine hohe, breitbrustige, langlockige Bachusgestalt auf die Schulter eines Lakaien Ampelos gelehnt, laut redend durch den gothaer Park wandelte; — Herzogin Louise, wie sie, neuvermählt, strahlend von Jugend, Freude und Liebreiz, am Arm des großen schönen Gemahls leicht und beweglich daherschwebte. So groß war die Liebenswürdigkeit der jungen Herzogin und so allgemein ihre Beliebtheit, daß auch bei ihren Ehezerwürfnissen, wo sie doch ohne Frage die Hauptschuld trug, nicht minder die koburger als die gothaer Bevölkerung immer geneigt war, ihr Recht zu geben; ja, daß im Jahr 1824 deshalb, zu ihren Gunsten, seitens der koburger Bevölkerung ein Aufstand erfolgte, durch den sich der Herzog zu einer feierlichen zeitweiligen Aussöhnung gezwungen fand. König Leopold deutet auf diese Ereignisse, und bedauert sie, wegen seiner Abwesenheit, nicht haben abwenden zu können. Herzogin Luise aber ruht jetzt in dem neuerbauten koburger Mausoleum an der Seite ihres Gemahls, und die vierte der englischen Prinzessinnen trägt ihren Namen.

Was den geistigen Zusammenhang beider Söhne mit der Mutter betrifft, so mag wohl der ältere mehr ihr Temperament, ihre sanguinisch-elastische Jovialität; der jüngere, ihr Lieblingssohn, mehr ihre witzig-geistreiche Laune, namentlich ihre, wohl von Herzog August stammende, komisch-mimische Anlage geerbt haben, — zugleich mit ihren Gesichtszügen, besonders ihren, ebenfalls vom Vater stammenden, schönen blauen Augen, die sich nur dort, bei Vater und Tochter, noch durch einen leichten Doppelblick bemerkbar machten. Die mehr melancholische Stimmung und Reiz-

barkeit seines Temperaments dagegen hatte unser Prinz wohl vom Vater; — von seinen (oben erwähnten) beiden Vorvätern, den Herzögen Franz Friedrich und Ernst Friedrich, aber wohl die stillen künstlerischen Triebe und die mehr nach innen gekehrte musicalisch-ebenmäßige Anlage seines Gemüths und Geistes. Seiner Großmutter, Herzogin Auguste, scheint er weniger geglichen als vielmehr (wie schon bemerkt), zusammen mit König Leopold und König Ferdinand, in Bezug auf sie den glücklichen schicksalsvollen Beruf erfüllt zu haben, daß er das herrisch-unruhige, häuslich-politische Hoffen und Streben dieser merkwürdigen Frau verwirklichen helfe, — ja, dasselbe während ihrer letzten Lebensjahre auf ein Ziel richte, das er zwar erst neun Jahre nach ihrem (1831 erfolgten) Tod erreichte, das sie selbst aber, wie ihre an die Herzogin von Kent geschriebenen Briefe andeuten und wie die Königin bestätigt, schon von seiner Geburt an in's Auge gefaßt hatte. — Mit seiner anderen Großmutter, der, in zweiter Ehe geheiratheten Gemahlin und (seit 1822) Wittwe Herzog August's und Stiefmutter der Herzogin Luise (deren Mutter, Luise von Mecklenburg-Schwerin, im Wochenbette gestorben), der Herzogin Karoline, geborenen Prinzeß von Hessen-Kassel, war Prinz Albert zwar nicht durch Blutsverwandtschaft verknüpft, wohl aber durch die innigste häusliche Fürsorge und Liebe dieser vortrefflichen biederen Frau und durch die treueste gegenseitige Zärtlichkeit. In näherer verwandtschaftlicher Beziehung stand er zu seiner eigenen Stiefmutter, der Herzogin Marie von Würtemberg, in welcher Herzog Ernst (im Jahr 1832) seine Nichte, Tochter seiner Schwester Antoinette und des Herzogs Alexander (sowie Schwester des Gemahls der ältesten Tochter Louis Philipps, Marie von Orleans) geheirathet hatte.

Mit solcher Abstammung also und unter solchen Verhältnissen wurden die beiden, nach jenem älteren, genealogisch-merkwürdigen sächsischen Prinzenpaar genannten Brüder, Ernst und Albrecht (so lautete der Name bis 1840), in den Sommern 1818 und 1819 zu Koburg und auf der Rosenau geboren. Der oben (beim Vergleich mit der Mutter) angedeutete körperlich-geistige Gegensatz zwischen Beiden tritt uns in der That aus allen den ihre Kindheit betreffenden Zeugnissen mit immer wachsender Schärfe entgegen; hat jedoch, wie eben diese Zeugnisse beweisen, weit entfernt irgend eine Entfremdung herbeizuführen, vielmehr nur dazu beigetragen das gegenseitige Verhältniß inniger und für beide Theile unentbehrlicher zu machen. Ebenso wie das (um vierzehn Monate) reifere Alter des einen Bruders in der größeren Gesetztheit und Festigkeit des anderen seine natürliche Ausgleichung fand und deshalb auch eine gleichzeitige Confirmation (1835) und Mündigkeitserklärung (1839) zuließ, eben-

so liebte es wieder die dem jüngeren Bruder eigene mädchenhafte Schüchternheit und vornehme Reizbarkeit und Verlegenheit sich, bei gesellschaftlichen Ereignissen, der heiteren Sicherheit des älteren anzuschmiegen; liebte es seine mehr beschauliche Weisheit demselben in dem leichteren Ausdruck, so wie der rascheren Ausführung von Plänen zu folgen, die sie selber zuerst ersonnen und angerathen hatte. Und hierzu kam, um das Verhältniß noch inniger zu machen, die den beiden Prinzen, als solchen, beschiedene gesellschaftliche Absonderung und Stellung auf einer, von fremden Gespielen nur selten besuchten, vornehmen Höhe, wo sie, gleich zwei einsamen Bergwanderern, ihren Weg eben nur zusammen finden und zurücklegen mochten. Am lebhaftesten äußert sich das Gefühl dieser, bis dahin keinen einzigen Tag unterbrochenen, brüderlichen Zusammengehörigkeit in den vom Prinzen Albrecht gelegentlich der ersten Trennung geschriebenen Briefen, als, im November 1838, nach Vollendung der Universitätszeit, Prinz Ernst zum Eintritt in den Militärdienst nach Dresden ging, Prinz Albrecht aber, der sich auf seine größere italienische Reise vorbereitete, in Koburg zurückblieb und den Bruder nur noch eine Strecke Wegs, bis Lobenstein, begleiten durfte. „Das Wir," schließt der, unmittelbar hierauf an die Großmutter Karoline geschriebene, Brief, „werde ich mir nun wohl abgewöhnen und mich immer des so egoistisch und kalt lautenden Ich bedienen müssen. Im Wir klang Alles viel weicher, harmonischer; das Ich drückt mehr den Widerstand des Einzelnen gegen die äußeren Kräfte aus, doch auch das Vertrauen auf eigene Stärke." — Wozu dann folgende Glosse der Königin: „Niemand hat die Wahrheit und die Qual dieser Bemerkung lebhafter gefühlt als die arme Königin nach dem 14. December 1861, und dieselbe kann noch jetzt niemals sagen, „meine Kinder" sondern immer nur „unsere." — Das Zusammengehörigkeitsverhältniß beider Brüder hat in der That auch alle ihre späteren Lebenswechsel überdauert; ja, hat sich, trotz der gehobenen Stellung des jüngeren, doch ungefähr in derselben Weise fortgesetzt, in der es zu Koburg, unter Frau Müller (der Wärterin) und Rath Florschütz, begann.

Der Lebens- und Erziehungsplan der Prinzen, wie er uns hier umständlich mitgetheilt wird, bietet freilich den Anblick eines eigenthümlichen — man könnte sagen, dem Humor des englischen Klima vergleichbaren — Gemisches von Eintönigkeit und Wechsel, und hat, obwohl durch die Liebe des Vaters und die häuslichen Verhältnisse bedingt, doch, wie auch Herr Florschütz beklagt, gewiß weder für Unterricht noch Erziehung sehr ersprießlich sein können. Die — obenerwähnte — Abgeschlossenheit der Lehr- und Spielstunden mußte tagtäglich unterbrochen werden durch einen, oft Stunden langen, Gang zum Frühstück, so wie später (seit dem eilften Jahr)

auch zum Mittagsmahl, das die Knaben, abwechselnd auf dem Koburger Schlosse, Festung Rosenau, Kallenberg, Ketschendorf, immer zusammen mit ihrem Vater einzunehmen hatten, ohne daß doch an allen jenen Orten ein weiterer Wechsel der persönlichen Begegnung eingetreten wäre. — Von fremden Knaben und Gespielen sahen sie, außer den gelegentlichen Besuchen ihrer Vettern (namentlich Reuß und Mensdorff), nur zuweilen Sonntags eine kleine bestimmte eingeladene Auswahl —, neben den Knaben auch wohl zuweilen, bei Kinderbällen, kleine Mädchen, — mit denen Prinz Albrecht jedoch, aus Schüchternheit, den Umgang möglichst zu vermeiden suchte. Denn eine solche, hier zunächst durch kindliche Schüchternheit, später aber durch männlichen Ernst bestimmte, Scheu und Abneigung vor eitlem Getändel mit dem weiblichen Geschlecht ist dem Prinzen sein ganzes Leben eigen geblieben und bildet, in Verbindung mit seiner strengen Sittenreinheit, einen wesentlichen Zug in der Anlage und Entwickelung seines Gemüths und Geistes.

Diese sittliche Gemüthsentwickelung aber, so wie zugleich die gesunde körperlich-gymnastische Ausbildung beider Prinzen, hat durch jene störende Tageseintheilung, wenn überhaupt, doch jedenfalls, nach den Zeugnissen unseres Buchs, eine weit geringere Einbuße erlitten als der eigentliche Unterricht, dessen etwaige Lücken indessen (besonders den mehr formalen als materialen Gehalt) der Prinz später in Brüssel, Bonn und London noch mannigfach auszufüllen Gelegenheit hatte. Neben herzlicher Heiterkeit gewissenhafte sittliche Strenge, noch mehr gegen sich selbst als gegen Andere; neben kindlicher Zärtlichkeit Neigung zur ethischen Doctrin und Didaktik, — und wieder, neben starkem, gebietendem Willen gesellschaftliche Schüchternheit; neben Musik das Zeichnen, und neben beiden Kunstanlagen eine entschiedene Neigung für Naturstudien und naturgeschichtliche Sammlungen; neben freier Dialektik des Urtheils feste religiöse Empfindung und Gesinnung; neben persiflirendem mimischem Witze eine gewisse verhüllte Schwermuth —: das sind, gegensätzlich gefaßt, die, bereits mehrfach erwähnten, dem späteren englischen Leben als Wurzeln dienenden, Grundzüge, die uns aus den Jugend-Briefen und -Tagebüchern des Prinzen, so wie aus den übrigen seine Jugend schildernden Zeugnissen immer von Neuem entgegentreten. Seine starke Anlage und Neigung zur komischen Mimik, die alle Zeugnisse hervorheben und der der Prinz sich, in vertrauten Kreisen, auch noch später gerne hingab, äußerte sich nicht minder in der zeichnenden als handelnden, leicht carikirten Nachahmung auffallender Persönlichkeiten und persönlicher Eigenthümlichkeiten, und war, wie oben vermuthet, wohl eine, bei ihm mehr harmlos entwickelte, gothaische Erbschaft. Der leise Faden von Schwermuth aber, der sich durch alle seine

Selbstbekenntnisse hindurchzuziehen scheint, und den wir aus dem vom Vater ererbten Temperament abzuleiten versuchten, wurzelt vielleicht noch außerdem in dem tiefen Eindruck, den auf den fünfjährigen Knaben die (schwerverständliche) Trennung seiner Aeltern hervorgebracht haben muß und die unerklärte Entfernung seiner schönen jungen Mutter, deren Liebling er gewesen. — In späteren Jahren indessen trat, unter dem Einfluß angestrengter wechselvoller Thätigkeit, dieser Anflug von Schwermuth jedenfalls mehr zurück, und verrieth sich z. B. durch keine Spur in jenem heiteren knabenhaften Ungestüm, mit dem — wie wir früher erzählten und wie auch die Königin berichtet — der Prinz-Gemahl die Gewohnheit hatte von irgend einer längeren Arbeit oder Belustigung, von Depeschen, Audienzen, Hetzjagden, meistens gegen Abend in das Zimmer seiner Gemahlin oder eines Vertrauten (z. B. Baron Stockmar's) zu stürmen, um sich hier in ungebundenem Gespräch eine Weile behaglich auszuruhen. Dies waren auch die Stunden, wo er seine gesellige komische Mimik am liebsten spielen ließ, und so gewissermaßen das Forte seiner productiven Thätigkeit mit dem Piano seiner nachahmenden ergänzte und in Einklang setzte.

Einen größeren dauernden, freilich auch mehr auf Oertlichkeit als auf Menschen bezüglichen, Wechsel erfuhr die Eintönigkeit des prinzlichen Doppellebens seit dem Jahr 1826 durch die, nun regelmäßig eintretende, zeitweilige Uebersiedelung des Hofs nach Gotha, wo also jetzt an die Stelle der reizenden Rosenau der reizende Reinhardsbrunnen trat, sowie an die Stelle des Morgenbesuchs bei Großmama Auguste in Ketschendorf der bei Großmama Karoline im kurfürstlichen Hause. Kürzere Wechsel dieser Art wurden veranlaßt durch eine Reihe verwandtschaftlicher Reisebesuche, — und zwar namentlich: im Sommer 1828, bei den Vettern Mensdorff in Mainz (wo der Vater zur Zeit als österreichischer Gouverneur stand); im Frühling 1835, bei dem Urgroßvater (Vater der Mutter Herzogin Luisens), Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der in diesem Jahr sein funfzigjähriges Regierungsjubiläum feierte, — sowie dann, von Schwerin aus, über Berlin, bei Tante Mensdorff in Prag, und bei Oheim, Vettern und Cousine Koburg-Kohary in Wien; — endlich im Mai 1836, vier Wochen lang, bei Tante und Cousine Victoria in Kensington und London, wo man also den Geburtstag der „Maiblume" (nach dem Lieblingsausdruck der Großmutter Auguste) mitfeierte und zugleich damals ihre erste Bekanntschaft machte. Unmittelbar vor dieser englischen Reise aber erfreuten sich die Brüder des Besuchs ihrer Vettern Koburg-Kohary, von denen der zweite, Ferdinand, auf seinem Bräutigamszug nach Portugal, einige Tage in Gotha verweilte, und hier, unter anderen Festlichkeiten, auch einem, ihm zu Ehren veranstalteten Maskenball beiwohnte, auf dem die vier Vet-

tern in Rittertracht erschienen und, besonders Albrecht und Ferdinand, durch ihre romantisch-ideale Schönheit auf das Gothaer Publicum einen unvergeßlich gebliebenen Eindruck hervorbrachten. Das später von Thorburn auf Porcellan gemalte und von Hanfstängel lithographirte Bildniß, das diese — Sanct-Georg-artige — Erscheinung des Prinzen festgehalten, war demselben immer besonders lieb und ist auch wohl das anmuthigste aller von ihm vorhandenen Bildnisse.

Von London kehrten die Brüder verabredetermaßen nicht nach Koburg zurück, sondern begaben sich über Paris zu einem längeren (zehnmonatlichen) Aufenthalt nach Brüssel, um hier unter ihres Oheims Führung, sowie unter Aufsicht des, zeitweilig an Raths Florschütz Stelle tretenden, Obersten von Wiechmann einem Cursus höherer, sprachlich-historischer Studien obzuliegen und sich durch denselben auf das in Bonn bevorstehende Universitätsstudium vorzubereiten. Von den Brüsseler Vorträgen gedachte Prinz Albert später, hinsichtlich der daraus geschöpften Belehrung, vornehmlich der (philosophisch-statistischen) des Herren Quetelet; — aus seiner Bonner Zeit aber hob er die Persönlichkeiten und Lehren Dahlmann's, Bethmann-Hollweg's und Perthes' als diejenigen hervor, denen er im Wissen und Urtheilen das Meiste zu verdanken habe. Der Bonner Aufenthalt umfaßte drei Semester, vom Frühling 1837 bis Herbst 1838, und wurde beiden Brüdern außerdem durch eine, im Herbst 1837 unternommene, Reise nach der Schweiz und Oberitalien merkwürdig; — dem Prinzen Albrecht aber vor Allem durch die während dieser Zeit allmählich — theils durch Briefe von ihr selbst, theils durch Mittheilungen seitens König Leopold's — an ihn herantretende Aussicht, daß er es sei, den seine englische — jetzt (seit 1837) königliche — Cousine, in Folge jenes früheren Zusammentreffens, nach einigem Zögern und Verschieben, nun doch wohl zum künftigen Gemahl erkoren habe. Im Februar 1838 geschah es, daß er zu Brüssel von König Leopold eine Mittheilung in diesem Sinne empfing, und demnach auch mit ihm die künftigen Beschäftigungen und Unternehmungen — insbesondere die italienische Reise — verabredete, durch die er sich zu der, auf den Herbst 1839 (nach seinem Eintritt in das einundzwanzigste Lebensjahr) angesetzten, Brautreise noch weiter vorzubereiten wünschte.

Und so sollte ihm — freilich nicht ohne verschiedene nochmalige Wechsel und Zweifel — doch schließlich die stolze Freude werden, daß er die Bewerbung, die er seinerseits, wie er wußte, mit immer wachsender Zurückhaltung geführt, durch das mehr und mehr wachsende Zutrauen and Entgegenkommen des anderen Theils glücklich gelingen und einem Ende entgegengeführt sah, das zunächst für beide Theile, dann aber auch für Eng-

land und die Welt so segensreich geworden ist. Von rührender Offenheit und Zärtlichkeit sind die über diese geheimen zarten Vorgänge in unserem Buche mitgetheilten Bekenntnisse der Königin selbst, namentlich die Selbstvorwürfe, die sie sich macht, daß sie sich durch die Rücksicht auf ihre beiderseitige Jugend habe bestimmen lassen, den Briefwechsel abzubrechen, nicht um das Verhältniß zu lösen, sondern nur um es hinzuziehen, und daß sie den Prinzen nicht wenigstens sechs Monate früher geheirathet habe. Vielleicht, — deuten ihre Worte an — würde sie auf dieses wohl mehr aus äußeren als inneren Anregungen hervorgegangene Zögern doch nicht eingegangen sein, hätte sie den Prinzen schon im Mai 1836 so vervollkommt, so schlank und schön gekannt (er war damals kleiner und stärker als sein Bruder), wie er drittehalb Jahr später vor ihr stand, — als sie nun, nach der Mittheilung aus ihrem Tagebuche, am 10. October, halb sieben Uhr Abends, den ankommenden Brüdern auf der Treppe von Windsor Castle entgegenging und „Albert" so verändert, so gewachsen und verschönert wieder sah. Auch Lord Melbourne, der häusliche wie politische Führer der jungen Königin, äußerte sich mehrfach über das gute Aussehen und Benehmen des Prinzen, und knüpfte schließlich an diese Aeußerungen den väterlichen Rath, die Sache nun, wie auch andererseits erwartet werde, und wie er selbst von Herzen wünsche, zum Abschluß zu bringen. „You will be much more comfortable," bemerkte er, „denn eine Frau, welche Stellung sie auch einnehme, kann niemals längere Zeit allein stehen." — „Alas! Alas!" fügt die Erzählerin hier bei, „die arme Königin muß leider jetzt allein stehen." — Auch über die bald darauf (Mittags am 15. October) erfolgte — von der Königin ebenso herzlich angebotene, als von dem Prinzen angenommene — Verlobung theilt unser Buch die betreffenden Tagebuchstellen mit, sowie einen noch an demselben Tage an den König Leopold gerichteten Brief der Königin. „Wie eifrig will ich suchen," heißt es im Tagebuch, „ihm das große Opfer, das er mir bringt, so wenig als möglich fühlbar zu machen: ich sagte ihm, es sei ein Opfer, welches er aber nicht zugeben wollte." Und in dem Brief an den König: „Er scheint ganz Vollkommenheit, und ich liebe ihn mehr als ich sagen kann! — Freilich haben sich seit vergangenem Frühjahr, wo ich nicht daran denken wollte, vor drei oder vier Jahren zu heirathen, meine Empfindungen etwas geändert —: alles die Wirkung seines Anblicks." — Der glückliche Bräutigam aber schreibt an Baron Stockmar: „Victoria ist so lieb und gut, daß ich oft nicht begreife, wie mir so viel Herzlichkeit zu Theil werden kann." Und endlich König Leopold's Antwort auf das Schreiben der Nichte beginnt: „nichts hätte mich mehr erfreuen können als dein lieber Brief: ich hatte, als ich daraus deinen Entschluß kennen lernte, beinahe

das Gefühl des alten Simeon: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!"

Aber an dem Morgenhimmel dieses häuslichen Glücks zeigten sich nun auch sofort die vielfach aufsteigenden Bedenken und Schwierigkeiten der politischen Lage, und drängten sich, von der Verlobung bis zur Vermählung, während welcher Zeit der Prinz noch auf drei Monate in die Heimath zurückkehrte, immer dichter zusammen. Es handelte sich zunächst um die dem Parlament zu machende Anzeige der Verlobung, die deshalb, da eine außerordentliche Einberufung nicht räthlich schien, noch eine Weile geheim gehalten werden mußte; — handelte sich demnach um die von beiden Häusern, (sowie von den verschiedenen Parteien innerhalb dieser Häuser) zu fassenden Beschlüsse hinsichtlich der Dotations-, Titel-, Rang- und (für mögliche künftige Fälle) Regentschaftsverhältnisse des künftigen Gemahls der Königin. Vor Allem aber, so urtheilten die weisesten Freunde und Diener, handelte es sich um die Frage, ob und wie weit bei seiner Jugend und Unerfahrenheit das junge Paar, und namentlich der Prinz, fähig und befähigbar sei, die großen politisch-sittlichen Pflichten seines neuen Berufes zu erfüllen, — also namentlich auch die Pflichten der ihm nebst der Königin vor der englischen Nation zufallenden Aufgabe, daß er eintrete nicht nur für die Erhaltung, sondern zum Theil auch für die Wiederherstellung der gesellschaftlich-staatlichen Thätigkeit und verfassungsmäßigen Macht und Würde des königlichen Amtes. Und daß der Prinz, sowie die Königin, gerade diese Hauptaufgabe sofort als eine solche, für alle übrigen, einzelnen Fragen maßgebende erkannt, und, wenn auch nur allmählich, doch mit immer wachsender Sicherheit zu lösen gesucht und lösen gelernt haben, das erscheint uns als der eigentliche Ruhm ihres königlichen Doppellebens, — ein Ruhm, der noch viel größere Bedeutung gewinnt, wenn wir die (in unserem Buch nur leicht berührten) Zeitverhältnisse und persönlichen Schwierigkeiten, die Beide zu bekämpfen hatten, etwas genauer in's Auge fassen.

Der wiederholte Wechsel fremder Dynastien in England ist, trotz aller dadurch hervorgerufenen bürgerlichen Kriege und Umwälzungen, doch für die Begründung des sogenannten constitutionellen Systems, und, hierdurch, für die grundsätzliche Feststellung und Sicherung der bürgerlichen Freiheit in England und Europa, ein unersetzlicher Vortheil gewesen. Nur angesichts und vermittelst eines solchen, immer wieder neu belebten praktischen Gegensatzes zwischen Regierung und Regierten gelangte England allmählich, erst zur Praxis, dann auch zur Erkenntniß jenes großen theoretischen Gegensatzes, auf dem der Constitutionalismus eigentlich beruht, des Gegensatzes zwischen Staat und Gesellschaft, — und gelangte

es insbesondere zur Erkenntniß der Nothwendigkeit eines alljährlich sich wiederholenden parlamentarischen Vergleichs zwischen den beiderseitigen, theils verschiedenen, theils gemeinsamen, gesellschaftlich-staatlichen Bedürfnissen und Forderungen. — Aber freilich knüpfte sich an diesen Gang der Entwickelung eine große zweiseitige Gefahr, die Gefahr, daß der neue fremde Monarch, in seiner Unbekanntschaft mit den Rechten und Gewohnheiten des Landes, entweder zu eigenmächtigen gesetzwidrigen Handlungen sich verleiten lasse, und dadurch das verfassungsmäßige Dasein des Staats und Reichs, der Krone und Dynastie auf's Spiel setze; oder aber, daß er sich, ohne wirkliche eingreifende persönliche Thätigkeit, zur bloßen Formel einer in seinem Namen regierenden Faction und getheilten Gewalt herabsinken lasse, und dadurch zugleich den Staat seiner einigen Executive, die Gesellschaft ihres Centrums, die Krone ihres Ansehens — ja, bei der moralischen Gefährlichkeit einer solchen zu Nichtsthun verurtheilten Scheingewalt, meist noch sich selbst der eignen persönlichen Tugend, Sitte und Würde verlustig mache. An der ersten dieser beiden Klippen ist die katholisirende und französirende Ausländerei der Stuarts, an der zweiten die hannöversche der vier George gescheitert, — jene, indem sie, Krone und Dynastie verspielend, eben einen neuen jener dynastischen Wechsel verursachte; diese, indem sie von den aus solchem Wechsel hervorgegangenen zwei großen aristokratischen Parteien, anstatt beide als ein zeitweiliges, gesellschaftlich-staatliches Regierungsmittel zu benutzen, vielmehr einer derselben, zunächst den Whigs, die Regierung selbst überließ, und damit also den Staat und die Gesellschaft, Krone und König allen den obenerwähnten verderblichen Folgen preisgab. — Wohl ward dieser, mit Georg I. beginnenden und (unter Walpole und Georg II.) siebenzig Jahr lang sich fortwälzenden Zerrüttung später durch das von Georg III. und Pitt geführte Regiment zeitweiliger Einhalt gethan und vermochte sich auch nach Pitt's Tode diese von ihm wieder eingeleitete mehr monarchisch-gleichgewichtige innere Politik Englands, unter dem Einfluß der französischen Kriege und der darauf folgenden Restauration, noch zwanzig Jahre lang fortzusetzen. Gelähmt jedoch wurden diese heilenden Wirkungen durch die Einseitigkeit, mit der sich nicht nur Georg III., sondern auch Georg IV. und Wilhelm IV. nun wieder dem Torysmus zuwandte, dessen ländliche Störrigkeit und reactionäre Loyalität den Aufgaben des Königthums doch gewiß ebenso wenig zusagte, als die reformatorisch-oligarchische Wühlerei und Staatsmäßigkeit der Whigs, — und durch die widerstrebende Haltung, die alle drei Monarchen zu den, schließlich von Ministerium und Parlament durchgesetzten, nationalsten und zeitgemäßesten Maßregeln der Epoche einnahmen — zur Katholikenemancipation, Wahlreform, und zur nationalen Emancipation von

dem continentalen Restaurationssystem. Noch mehr gelähmt aber, ja, wohl vollständig aufgehoben wurden jene Wirkungen durch die neunzehnjährige wüste Regierung Georg's IV. und durch die moralisch-politische Unwürdigkeit eines Regenten, der sich nur deshalb von den Whigs zu den Torys gewendet zu haben schien, um beide Parteien mit einem gleichen Theil der seiner Genossenschaft folgenden Mißachtung zu belasten und unter allen Gewalten und Factionen im Staate doch zuletzt das Königthum als die ungetheilt verächtlichste erscheinen zu lassen. Der Regierung nach einem solchen Vorgänger, und nun zugleich gegenüber den im Lande vielfach ausbrechenden socialen Bewegungen, war auch der rechtschaffene Wilhelm IV., nebst seiner trefflichen Gemahlin, nicht gewachsen, und konnte derselbe also, bei seinem vorzeitigen Tod, der jungen unerfahrenen Königin weder eine starke, gehobene Stellung des Throns, noch auch einen gebahnten Weg dahin übermachen, — ja, nicht einmal ein zeitweilig starkes Ministerium. Lord Melbourne, der, in Lord Grey's Fußstapfen, der Leitung dieses Ministeriums sich unterzogen, war ein hochherziger Mensch, aber schwacher Staatsmann (a fine fellow rather than a politician, nach Sidney Smith's Ausdruck), jetzt überdies alt und weinerlich, — und den doch, trotz seines Alters, die öffentliche Meinung, mit Bezug auf seine persönliche Vergangenheit — als edelmüthiger unglücklicher Gemahl der von Lord Byron so unedel gemißhandelten „Calantha“ *) —, zu der ihm zufallenden Rolle als vertraulicher väterlicher Beirath der jungen Königin keineswegs für geeignet und passend halten wollte. Die parlamentarische Schwäche des (1835 neugebildeten) Melbourne'schen Ministeriums aber bethätigte sich zuerst (1839) durch die halbe Niederlage über die Jamaica-Bill, — und, demnach zeitweilige, an der Hofdamenfrage scheiternde Berufung Sir Robert Peel's —; dann (27. Januar 1840) durch die entschiedene Niederlage in der, — statt 50,000 Pfd. Sterl. (wie bei König Leopold und Königin Adelheid) nur 30,000 Pfd. Sterl. zur Bewilligung bringenden — Dotationsfrage; — während in der Rang- und Titelfrage das Ministerium seine Forderungen wenigstens noch durch ein Zurückgreifen auf die königliche Prärogative retten konnte. — Und weit entfernt endlich, daß durch diese Niederlagen die Whigpartei — nur mit Ausnahme

*) Unter diesem Namen hat, in dem (zur Zeit viel gelesenen und noch heute lesenswerthen) Roman Glenarvon, Lord Melbourne's Gemahlin, Lady Caroline Lamb (wie sie, des Grafen Bessborough Tochter, mit dem von Lord Melbourne früher geführten Familiennamen hieß) sich selbst poetisch geschildert, und ebenso ihren edelmüthigen Gatten als Lord Avondale und den schuldigen Lord Byron als Glenarvon. Ueber die mehr unverhüllte Wahrheit dieses Verhältnisses finden sich die genauesten Angaben in der Bulwer'schen Biographie Lord Byron's. Die arme Lady Caroline verfiel zuletzt dem Wahnsinn, dessen Schatten man in den letzten Theil ihres Romans dichter und dichter hereinfallen ließ.

des immer zum Frieden rathenden Lord Melbourne selbst — wenigstens Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit gelernt hätte, suchte sie sich vielmehr für dieselben, vermittelst ihres persönlichen Einflusses auf die junge Königin, durch Präpotenz am Hofe (wo namentlich zwei Familien dominirten), und durch allerlei von hier aus gegen die Tory-Damen ausgestreute Verdächtigungen zu rächen, — von denen besonders die eine, Lady Flora Hastings betreffende, durch ihren tragischen Ausgang bekannt worden ist. Nichts hat wohl der allgemeineren Beliebtheit der jungen Königin zur Zeit mehr im Wege gestanden, als das Gespenst dieses Vorfalls, — das kaum durch den Oxfordschen Mordanfall hat ganz beseitigt werden können.

Dies also waren die Zustände, in deren Mitte der junge deutsche Prinz — jetzt Albert genannt — seinen Platz am Throne einzunehmen hatte, dies die Verhältnisse, denen er, zart und schüchtern, reizbar und empfindlich, mit kaum zureichender allgemeiner Bildung, berufen war die Stirn zu bieten. Noch klangen in seinem Ohr die rührenden Festlichkeiten des Gothaer Abschieds, das von der Großmutter Karoline ihrem „geliebten Engel Albrecht" aus dem Fenster weinend nachgerufene Lebewohl, die herzlichen letzten Grüße der deutschen Vettern, die den Reisezug bis zum „letzten Schilling" begleitet hatten: und nun fand er sich, zur Linken des Throns von Großbrittanien, aus den engen Orts- und Tagesverhältnissen, dem traulichen träumerischen Halbdunkel eines kleinen deutschen Hofs plötzlich versetzt in das grelle, neidische Mittagslicht, die lärmende, arbeitende Weltarena von St. James und St. Stephen; gegenübergestellt einer, zwar edlen, treuen und verständigen, aber doch auch etwas absonderlichen und gegen alles Fremde eifersüchtigen, großen Nation, der er angehören sollte; gegenüber zwei streitenden Parteien, die, nicht minder mißtrauisch gegen ihn als gegen einander, die eine in ihm den Koburger Tory, die andere einen Demagogen und Ungläubigen (Radical and Infidel) witterte, und die beide ihm soeben durch gemeinsamen Beschluß 20,000 Pfd. Sterl. abvotirt hatten! Und gewiß auch nicht seitens seiner neuangeheiratheten englischen Vettern, deren Erwartungen er durchkreuzt hatte, deren Ansprüche er beleidigte, konnte er auf Rath und Beistand rechnen, ebenso wenig als seitens der bisherigen Diener und Vertrauten des Hofes, deren Alleinherrschaft er zu brechen und ihre Einflüsse zu beseitigen kam. Nein, die einzige Stütze, die sich seinen Blicken darbot, war der Thron, neben dem er stand, und den er seinerseits zu stützen berufen sein sollte, war das liebende Herz Victoria's, so weit dasselbe entschlossen und im Stande sein würde die Schranken des königlichen Ranges umzustoßen und dem Gemahl innerhalb der unmittelbaren Sphäre ihres sowohl amtlichen als persönlichen Daseins den angemessenen Wirkungskreis zu

gönnen. Denn, bei aller bräutlichen Liebe der jungen Königin, bei aller angeborenen Treue und Wahrheit ihres Herzens und Geistes, kam doch in der That ein solcher Entschluß auch seitens ihrer nur allmählich zur Reife, und nicht ohne daß sie gar manches Vorurtheil ihrer Erziehung, insbesondere, wie sie selbst bekennt, gar manche durch die drittehalbjährige Alleinregierung erzeugte Einseitigkeit und Weltlichkeit ihres Gefühls zu überwinden gehabt hätte. Ja, so groß ist der Sieg und Triumph, den, über alle solche innere und äußere Schwierigkeiten, der Königin wie des Prinzen reines edles Gemüth und Urtheil in gegenseitiger Liebe doch schließlich davongetragen, daß es der Sache wie der Personen — und insbesondere auch des vorliegenden, so rückhaltslos aufrichtigen Buchs — unwürdig wäre jener Schwierigkeiten nicht aller zu gedenken, und nicht auch die zeitweiligen kleinen Schatten bemerkbar zu machen, aus denen hervor das innere Doppelleben des Königlichen Paars nicht sogleich vollkommen gewesen, sondern erst allmählich mehr und mehr vollkommen geworden ist.

Ebenso wenig, sind wir überzeugt, wird das hohe Verdienst jenes Doppellebens dadurch Abbruch erleiden, daß wir, gleichfalls nach Anweis unserer Biographie, der hülfreichen Rathschläge gedenken, die dem jungen Paar in seiner Einsamkeit doch gelegentlich zur Seite traten und die dasselbe zu erbitten und anzunehmen die Bescheidenheit, so wie auszuführen die Entschlossenheit hatte. Neben den klugen Winken König Leopold's und gemüthlichen Andeutungen Lord Melbourne's sind hier besonders die fortgesetzten Lehren und Rathschläge Baron Stockmar's erwähnenswerth, dessen mit dem Koburg-Englischen Königshause so innig verflochtener Lebensthätigkeit wir in diesen Blättern bereits früher einen biographischen Nachruf gewidmet haben, und dessen Name und Bild (S. 187 zwischen Prinzen und Königin, auch sein treffliches photographisches Bildniß) uns in den hier vorliegenden Mittheilungen wiederholt begegnet. Vieljähriger vertrauter Diener König Leopold's, gelegentlicher Berather auch der Herzogin von Kent und (1837) — unter Lord Melbourne — zeitweilig thatsächlicher Privatsecretär der jungen Königin, endlich (1839) Begleiter und Mentor des jungen Prinzen auf seiner italienischen Reise, stand er beiden Theilen gleich nah und ließ sich deshalb bald nach der Verlobung durch den allseitigen Wunsch gern bewegen seinen Aufenthalt wieder auf einige Zeit in London zu nehmen, um hier, so viel er vermochte, dem jungen Paar mit allem erforderlichen Rath und Beistand zur Hand zu sein. — An Baron Stockmar gerichtet ist der oben angeführte die Verlobung meldende Brief vom 16. October; — an ihn, bald darauf (1. November), eine Rückantwort, in der der Prinz seinen Entschluß ausspricht „eine wirk-

liche Persönlichkeit zu sein und sich in allen Dingen immer edel, männlich und fürstlich zu benehmen; — an ihn später (12. September 1840) ein Brief, in dem er über den von Herrn Selwyn (Verfasser des bekannten Nisi prius) ihm ertheilten Unterricht im englischen öffentlichen Recht Mittheilung macht. Und bei dem langen von dem Prinzen fortan durchzukämpfenden Versuche eines ebenmäßigen Verschmelzens seiner deutschen Erinnerungen mit seinen englischen Pflichten, eines Verschmelzens der sich entgegenstehenden Vorsätze, zugleich ein Engländer zu sein und guter Deutscher zu bleiben (s. S. 243), zugleich eine Persönlichkeit zu bleiben, und doch seine Persönlichkeit in der der Königin aufgehen zu lassen (S. 318), — wo konnte, bei diesem Versuche, der Prinz bessere Unterstützung finden als im Gespräch und Umgang mit dem, in dem Ausgleich dieser Gegensätze so lange geschulten, Baron Stockmar! Dieser Umgang war es denn auch ohne Frage, in welchem jener, des Prinzen gerechter Natur von Haus aus eigener, politischer Hauptgrundsatz seines Lebens zur vollkommenen Reife gelangte, der Grundsatz, er, so wie die Königin — der dies freilich zuerst seltsam vorkam und die deshalb ihren Albert wohl einen Tory schalt — müsse eine Stellung außer- und oberhalb der Parteien einnehmen, — ja, und müsse (wie er allmählich hinzuzufügen lernte) diese Stellung auch noch dadurch erhöhen und befestigen, daß dieselbe, vermittelst der öffentlichen Sitten- und Erziehungspflege, aus einer blos staatlich-monarchischen zu einer auch gesellschaftlich-königlichen erweitert werde. Eine parlamentarische Anwendung dieses — allmählich (wie bemerkt) auch von Lord Melbourne begünstigten — Grundsatzes, nämlich vorläufiges Sich-benehmen der Minister mit der Opposition, hatte Baron Stockmar schon in der Dotationsfrage vorgeschlagen, und freute sich dieselbe nun wenigstens in der Regentschaftsfrage gelingen zu sehen, so daß die betreffende Bill, durch die, im Fall eines Ablebens der Königin mit hinterlassenem Erben, der Prinz zum alleinigen Regenten ernannt wurde (Juli 1840), in beiden Häusern gegen nur eine Stimme (die des Herzogs von Sussex) zur Annahme gelangte. Freilich wirkte hierzu nun auch schon des Prinzen wachsende Beliebtheit mit, „für den,“ versicherte Lord Melbourne die Königin, „die Häuser dies drei Monate früher schwerlich gethan haben würden,“ wobei er noch (mit Thränen) hinzufügte, „es ist ganz das Verdienst seines eigenen Benehmens.“ Von Baron Stockmar selbst liegen aus dieser ganzen Zeit in unserem Bande keine Briefe vor, würden aber, lägen sie vor, vermuthlich sehr schwarzsichtig lauten — ohne doch hierdurch etwas Anderes zu beweisen, als eben nur die Größe und Schwierigkeit der vom Prinzen schließlich so siegreich gelösten Aufgaben.

Hier beim Beginn dieser Lösung verläßt die Biographie, die wir zum

Anlaß unseres Aufsatzes genommen, den Prinzen, der sich durch die Geburt der Prinzeß Royal, nun auch als Vater, vollkommen zum Manne geweiht fand. Seine politische Thätigkeit indessen fand derselbe noch längere Zeit für gut auf die Befestigung seiner gesellschaftlichen Stellung zu beschränken, sowie auf wissenschaftliche, den mehr staatsmännischen Theil seiner Aufgabe vorbereitende, Studien — Hallam's Geschichte las er zusammen mit der Königin —, an den Verhandlungen derselben mit den Ministern aber nur erst selten Theil zu nehmen. — Und so verlassen auch wir hier den Verklärten, gerade in der Mitte der von ihm durchmessenen kurzen Laufbahn: können aber nicht umhin hier, am Schlusse unseres Aufsatzes, noch einen, sowohl die erste als, vorgreifend, auch die zweite Lebenshälfte umfassenden, Blick auf diejenigen, unter sich innig zusammenhängenden, beiden Eigenschaften zu werfen, die uns als die eigentliche geistige Grundlage dieses merkwürdigen Lebens entgegentreten. Dies sind, zuerst, die nie getrübte kindlich-gewissenhafte Reinheit des Herzens und der Sitte, und, daneben zweitens, die nie verrückte männlich-gewissenhafte Mäßigkeit und Gerechtigkeit des Urtheilens und Handelns. — Durch die erste dieser beiden Eigenschaften ist Prinz Albert ein reformatorisches Beispiel und Vorbild nicht nur für die englische, sondern für die europäische Gesellschaft, besonders für die Höfe geworden, von denen es wohl nur sehr wenige giebt die bei einer wie in unserem Buche gegebenen, alle feinsten Lebensfäden an's Licht ziehenden, Veröffentlichung nichts erscheinen lassen würden als ein solches idyllisch-historisches Schauspiel von Unschuld und Tugend, von fortdauerndem Ringen nur nach den höchsten geistigen Gütern und Genüssen der Selbstentwickelung und Selbstbeherrschung. Zugleich aber wurzeln in dieser gewissenhaften Herzens- und Sittenreinheit des Prinzen noch eine Reihe anderer Vorzüge und Tugenden: zuerst, die nicht mindere Freiheit als Reinheit seines, treu und fest auf das Gewissen gebauten, keines mystischen Formalismus bedürftigen, religiösen Glaubens: sodann, die gleichmäßige Heiterkeit und liebevolle Humanität seines häuslich-gesellschaftlichen Betragens und Umgangs: dann die, durch mannigfach öffentliche Unternehmungen bethätigte, Reinheit seines Gewissens oder Geschmacks in der Kunst, namentlich in Musik und Malerei, wo die Ausartungen des modernen Styls auf sein ästhetisches Gefühl einen gleich widerwärtigen Eindruck hervorbrachten wie Ausschweifung und Sünde auf sein sittliches: und endlich wurde ihm jene Sittenreinheit auch ein Quell, aus dem er für seine gesammte Thätigkeit ungestörte Muße und Neigung, insbesondere aber auch die erforderliche Ruhe und Sicherheit schöpfte, um jener seiner anderen Haupteigenschaft, der auf Recht, Staat und Politik bezüglichen Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit, immer strenge Folge zu

leisten. — Diese zweite Eigenschaft des Prinzen aber hat sich in seinem öffentlichen Leben (während der einundzwanzigjährigen Victoria- und Albertregierung) nach zwei Hauptrichtungen hin bethätigt: einmal, in der Richtung des englischen Verfassungswesens, wo sie es gewesen ist, der jene (mehrerwähnte) neue (in England seit zweihundert Jahren nicht mehr dagewesene) gesellschaftlich-politische Gerechtigkeit und über den Parteien stehende Freiheit der Krone ihr grundsätzliches Dasein verdankt: und dann nach außen hin, wo, kraft dieser Eigenschaft, der Prinz fortwährend gestrebt hat eine, dem großen Beispiel Wilhelm's III. folgende, jeder unwillkürlichen Störung vorbeugende, jeden willkürlichen Uebergriff abwehrende, Politik des europäischen Gleichgewichts und freien Völkerrechts in neue Anwendung zu bringen. Und bei einem solchen, von Haus aus englischem Bestreben fand der Prinz dann zugleich Gelegenheit zur politischen Bethätigung der fortdauernden Liebe zu seinem deutschen Vaterland und zur Unterstützung desselben in den mannichfachen bürgerlich-politischen Kämpfen, kraft deren es, während der letzten fünf Lebenslustren des Prinzen, allmählich versuchte sich als eine wirkliche, verfassungsmäßig-bundesstaatliche, Macht wieder herzustellen und neu in der Stellung festzusetzen, mit deren Umsturz das natürliche Gleichgewicht Europas verloren gegangen war. — Niemand gewiß hat, wenn auch nur aus der Ferne, bei der Lösung dieser großen Aufgabe eifriger mitgewirkt als Prinz Albert, theils, einerseits, durch fortgesetzte zugleich an die deutschen Fürsten und Völker gerichtete, sowohl zwischen Monarchie und Constitutionalismus als zwischen Einheitsstaat und Staatenbund vermittelnde, verständige Rathschläge: theils, andererseits, durch kluge Beschwichtigung der seitens der übrigen europäischen Mächte auftauchenden eifersüchtigen Besorgnisse vor dem Entstehen dieser neuen Macht, in welcher nun auch namentlich England bald anfing seine natürliche Verbündete zu erblicken und das Gewicht seines Urtheils in die Schaale ihrer europäischen Anerkennung zu werfen. Und gewiß wird also auch dieses unsere, jetzt bereits in eine neue Epoche seiner Wiederherstellung getretene, deutsche Volk dem in der Fremde ihm so treu und hülfreich gewesenen fürstlichen Sohne den Dank für seine thätige Liebe niemals vergessen, und wird sich über seinem Grabe gerne des Gedankens freuen, daß der von deutschem Gemüth und deutscher Tugend in der Person des Prinzen errungene (im Buch der Königin so lebendig geschilderte) Triumph unseren großen nationalen Triumph mit hat vorbereiten und erringen helfen. F. K. M.

Die Anmarschkämpfe in Böhmen 1866.*) II.

II. Die Kämpfe der II. Armee.

Das Hauptquartier der II. Armee, oder, wie sie im Munde des Volkes hieß, der schlesischen Armee, war am 4. Juni von Berlin nach dem dem Fürsten Pleß gehörigen Schlosse Fürstenstein in Schlesien verlegt worden. Um diese Zeit schien durch die Aufstellung der österreichischen Nord-Armee Schlesien ganz vorzugsweise, ja fast ausschließlich bedroht. Denn 6 feindliche Corps standen unmittelbar an seinen Grenzen in Mähren und Oesterreichisch-Schlesien, und der Kronprinz, der Oberkommandirende der II. Armee, welcher auch zugleich Militärgouverneur von Schlesien war, mußte damals seine vornehmste Aufgabe darin sehen, die ihm untergebene Provinz, welche, so bedroht sie war, an opferfreudiger Gesinnung allen anderen vorleuchtete, vor dem Einbruche des Feindes zu schützen und zu sichern. Um dies mit den ihm damals nur zugetheilten 3 Armeecorps (I., V. und VI.) gegen die gegenüberstehende doppelt starke Macht zu vermögen, war es nöthig, eine besonders starke Stellung einzunehmen, wie sie sich am Günstigsten an der durch die Festung fortificirten Neiße-Linie darbot. In dieser Stellung concentrirte sich demgemäß die schlesische Armee in den Tagen vom 10. bis zum 15. Juni, und gleichzeitig erfuhr sie eine große und bedeutungsvolle Verstärkung durch die Zuordnung des Garde-Corps, welches auf der Eisenbahn nach Brieg befördert ward.

Der 16. Juni brachte den eigentlichen Kriegsausbruch zwischen Preußen und Oesterreich durch die Zusage kaiserlicher Bundeshülfe an Sachsen. Am 17. begann der oben näher charakterisirte Linksabmarsch Benedek's nach Böhmen; die unmittelbare Bedrohung Schlesiens trat also zurück, und in Folge dessen ging schon am 19. dem Kronprinzen durch den Chef des Generalstabs der Armee, General von Moltke, der Befehl des Königs zu, nur noch ein Corps (das VI.) an der Neiße zu belassen, das I. Armeecorps dagegen sofort auf Landeshut zu dirigiren, die beiden andern Corps aber derart aufzustellen, daß sie bereit seien, entweder vereint mit dem I. Armeecorps die Offensive gegen Böhmen zu ergreifen, oder, falls es erforderlich, das Corps an der Neiße zu verstärken. — Daß man diese letztere Eventualität überhaupt noch in's Auge faßte, erklärt sich dadurch, daß man zu jener Zeit über den Umfang und die Bedeutung des österreichischen Linksabmarsches noch nicht völlig gesicherte Ueberzeugungen gewonnen.

*) Vor dem Erscheinen der offiz. Generalstabsgeschichten redigirt.

Der Rechtsabmarsch in die vorgeschriebenen neuen Stellungen wurde sofort angetreten. Es war in hohem Grade wünschenswerth, denselben so lange als irgend anging zu maskiren, um beim Debouchiren aus Schlesien, dem gefährlichsten Momente der ganzen übersehbaren Aktion, möglichst geringen Kräften unmittelbar gegenüber zu stehen. Dies schien man am Besten zu erreichen, wenn es gelang, größere Abtheilungen, womöglich ganze Corps Benedek's in Mähren zu fesseln, und man that deshalb Schritte, um die Oesterreicher glauben zu machen, der Vorstoß der II. Armee werde von Neiße aus durch das östliche Ober-Schlesien erfolgen. Man zog nämlich das ganze VI. Armeecorps auf das rechte Neiße-Ufer, sandte Fouriere sämmtlicher Corps in das Land rechts der Oder, um dort Quartiere für ihre Truppentheile zu machen und ging endlich mit Abtheilungen des VI. Armeecorps demonstrirend südlich der Grafschaft Glatz gegen die Grenze vor, so daß es am 22. zu kleinen Plänkeleien kam in dem Berggelände von Zuckmantel und Freiwaldau.

Wenn diese Maßregeln nun auch den Linksabmarsch der österreichischen Nord-Armee im Großen und Ganzen nicht modificirten, so dürften sie doch den Erfolg gehabt haben, das II. kaiserliche Corps (welches bestimmt war, Benedek's Flankenmarsch zu decken) bis zum 27. Juni bei Gabel und Rothwasser und die 2. leichte Cavallerie-Division bis zum 24. in Oesterreichisch-Schlesien festgehalten, den Marschall Benedek aber wenigstens über den Zeitpunkt des Einmarsches in Böhmen getäuscht zu haben. Denn überrascht wurde er durch den Vormarsch des Kronprinzen notorisch.

Unterdeß war man im Hauptquartier des Königs zu Berlin über die Bedeutung und den Umfang des Benedek'schen Linksabmarsches zu völliger Gewißheit gekommen, und am 22. traf der telegraphische Befehl ein: gemeinschaftlich mit der I. Armee die Offensive nach Böhmen in der Richtung auf Gitschin zu beginnen. Dieser Befehl kreuzte sich mit der schriftlichen Bitte des Kronprinzen, ihm zu gestatten, mit der ganzen II. Armee, also auch mit dem bisher zum Verbleib bei Neiße bestimmten VI. Armeecorps in eben der vom Könige vorgeschriebenen Richtung avanciren zu dürfen, und auch hiezu ging am 23. Juni die telegraphische Erlaubniß ein. Sogleich begann nun der Vormarsch, und am 25. Juni stand das I. Armeecorps bei Schömberg, das Garde-Corps bei Schlegel, das V. zwischen Reinerz und Glatz, weiter zurück bei Glatz und Patschkau das VI. Corps und die Cavallerie-Division bei Waldenburg. Das Hauptquartier war in Eckersdorf.

Vier große Straßen führen von der Grafschaft Glatz und den nordwestlich von ihr gelegenen Gegenden Schlesiens in das österr. Gebiet: über Liebau auf Trautenau, über Neurode nach Braunau, über Reinerz auf Nachod,

über Mittelwalde auf Gabel. Unter ihnen war die Wahl zum Vormarsch auf Gitschin zu treffen. Da dieser Vormarsch die Vereinigung mit der I. Armee zum Ziel hatte, so lag es in der Natur der Sache, daß man sich derselben von vornherein so viel als möglich näherte, d. h. sich möglich rechts nach Nordwesten schob. Man bestimmte zum Vereinigungspunkt der Kolonnen der II. Armee Gradlitz an der Elbe. Diese Bestimmung entschied für die Straßen nach Trautenau, Braunau und Nachod, auf welchen die vorrückenden Corps zugleich den Vortheil hatten, concentrisch zu avanciren.

Für die Straße auf Trautenau, welche der I. Armee zunächst lag, also für die Avantgarde der II. Armee prädestinirt war, wurde das I. Armeecorps und die Cavallerie-Division bestimmt; das V. Corps sollte sich von Reinerz aus nach Ueberwindung eines meilenlangen Defilees in den Besitz von Nachod setzen, um dort die Vorwärtsbewegung der Armee gegen diese gefährlichste Seite zu decken; zwischen beiden Corps aber sollte über Braunau die Garde dem Paß von Eypel zustreben, etwas zurückgehalten, um je nach Bedarf, entweder dem I. oder dem V. Corps als Reserve zu dienen: eine Funktion, zu der sie in jedem Fall verwendbar blieb, da sie schon bei Braunau, also außerhalb der unmittelbaren Machtsphäre des Feindes, debouchiren und sich ungehindert formiren konnte. — Für den (doch immerhin in Erwägung zu ziehenden Fall) daß die Concentrirung vorwärts nicht gelänge, daß also das Debouchiren aus dem Gebirge vereitelt, oder die I. Armee geschlagen würde, kam es darauf an, wenigstens innerhalb der preußischen Grenzen die Vereinigung mit der I. Armee zweifellos sicher zu stellen. Zum Behufe dessen wurden die rückwärtigen Verbindungen der II. Armee, welche bisher noch auf Neiße, also nach dem linken Flügel gingen, verlegt und in senkrechter Richtung zur neuen Front eingerichtet.

Bei diesen Dispositionen war keine directe Rücksicht genommen auf das VI. Armeecorps. Dies war vielmehr bestimmt, zunächst noch bei Glatz, Front gegen Süden, zur eventuellen Deckung Schlesiens stehen zu bleiben. Nur die Brigade Hoffmann wurde zur Erhaltung der Verbindung mit dem V. Armeecorps bis Reinerz vorgeschoben, eine Verbindung, die freilich kaum eng genug war, um in dem Fall, daß das V. Corps durch überlegene Kräfte einen Echec erlitt, ausreichenden Succurs gewähren zu können. — Ober-Schlesien verblieb im Schutz der Detachements der Generale v. Knobelsdorf und Graf Stolberg.*)

*) Die Streifcorps Knobelsdorf und Stolberg waren auf gegenseitige Unterstützung angewiesen und hatten sich im Nothfall auf die Festung Kosel zurückzuziehen. Das Detachement Knobelsdorf bestand aus dem Infant.-Regt. Nr. 62, dem 2. Ulanen-

Die Aufgabe, welche der anmarschirenden II. Armee gestellt war, muß als ebenso schwierig wie großartig bezeichnet werden. Wenn man auch absieht von dem II. österr. Corps, welches, wie erwähnt, bis zum 27. bei Gabel verweilte, und deshalb zunächst nicht gegen die debouchirende Armee verwendet werden konnte, so standen dieser doch jedenfalls vier österr. Corps disponibel gegenüber. Benedek konnte sich entweder sofort mit ungeheurer Ueberlegenheit auf das südlich avancirende V. Corps werfen, dem das leider allzu weit zurückgelassene VI. Corps keine Hülfe zu bringen vermochte, oder er konnte mit immerhin auch noch weit überlegener Macht den zwei nördlich vorgehenden Corps entgegentreten: beides unter taktischen Bedingungen, die ihn in der außerordentlichsten Weise unterstützen mußten. Denn das Terrain, in welchem der preußische Anmarsch zu geschehen hatte, war kaum schwieriger zu denken. In dem zerrissenen Gelände der Grafschaft Braunau, in den Thälern der Mettau und Aupa waren durch tagelange Märsche in eingeschnittenen Schluchten und über steile Höhen, Gebirgsdefileen der unangenehmsten Art wieder und immer wieder zu passiren. Denn die Hauptstraßen laufen theils in den schmalen bachdurchströmten Thälern, theils durchkreuzen sie dieselben und suchen andere vielgewundene Haupt- oder Nebenthäler auf dem kürzesten Wege zu erreichen. So steigen sie über die hohen Bergrücken auf und ab, und die marschirenden Truppen müssen ihnen unweigerlich in glühender Junihitze nachklimmen, weil an ein Marschiren, oder gar Manövriren zu den Seiten der Hauptstraße meist gar nicht zu denken ist. Kleine Abtheilungen, einzelne Brigaden konnten hier, wenn sie auch nur einigermaßen die Hülfsmittel der Feldbefestigung oder auch nur der Wegversperrung anwendeten und wenn der Angreifer nicht Dinge leistete, die bis dahin unerhört waren, unsere avancirenden Kolonnen festhalten in den Defileen, bis der Feind große Massen zur Stelle hatte, welche über die Spitzen der debouchirenden Preußen mit überwältigender Macht herfallen konnten. Denn nur in den seltensten Einzelfällen hätte das Terrain die Unterstützung der verschiedenen Corps, die mit einer Frontbreite von drei und einer halben Meile avancirten, untereinander gestattet. — Besondere Vortheile, namentlich bezüglich der Verpflegung, boten den Oesterreichern überdies noch die nahegelegenen Festungen Königgrätz und Josephstadt, während für die preußischen Kolonnen auch der Nachschub von Lebensmitteln in den schwierigen Pässen des Gebirges nur sehr nothdürftig von Statten gehen konnte.

Regt. u. einer Batterie. Das Detachement Stolberg setzte sich nur aus Landwehrtruppen Schlesiens zusammen, die in 6 Bataillone und 1 Jäger.-Comp. formirt waren.

Das Garde-Corps, dessen bisherige Stellung an der Neiße am weitesten zurücklag, begann mit dem Vormarsch nach Böhmen zuerst. Schon am 26. Juni überschritt es in zwei Kolonnen bei Dunschendorf und Johannesberg unter den Augen des Kronprinzen und unter dem Jubel der Truppen die Grenze. Jene Stimmung, welche den Kommandeur der 1. Garde-Division, Hiller v. Gärtringen, unter den Husaren seines äußersten Vortrupps beim Betreten des österreichischen Bodens dem Könige ein Lebehoch bringen und die Reiter mit jauchzender Begeisterung einstimmen ließ, das war jetzt die allgemeine Stimmung der ganzen Armee. Und zu guter Vorbedeutung hatte eine Escadron der Garde-Cavallerie gleich beim Einrücken ein glückliches Gefecht mit kaiserlicher Reiterei und brachte Gefangene und Beutepferde in das Biwak, welches die Garde Abends zwischen Braunau und Politz bezog.

a. Anmarsch der Kolonnen des rechten Flügels und des Centrums.

(Trautenau, Soor, Königinhof.)

Der nach so langem Zaudern festgestellte Plan Benedek's, der ihn, wenn auch verspätet, den endlichen Linksabmarsch der kaiserlichen Armee befehlen ließ und den er, wie es scheint, bis zum Vorabende von Königgrätz mit unglaublicher, fast blinder Zähigkeit festgehalten hat, bestand seinem Hauptinhalt nach darin: mit dem größten Theile der Armee unmittelbar nach geschehenem Aufmarsche bei Josephstadt in geschlossener Masse gegen die Armeen des Prinzen Friedrich Karl und Herwarth's vorzugehn, sie mit weit überlegenen Kräften anzugreifen, zu schlagen und sich so den graden Weg nach Berlin zu öffnen. Unterdessen sollte der Kronprinz in den Pässen festgehalten werden. Ging dieser dann nach der Niederlage der I. Armee zurück, um sich innerhalb der eigenen Grenzen mit dem geschlagenen Heere zu vereinigen, so war eine Hauptschlacht bei Görlitz wahrscheinlich, die, gewonnen, vor die Thore der preußischen Hauptstadt führen mußte; versuchte er wider Erwarten und Wahrscheinlichkeit dennoch nach Böhmen vorzubrech waren, so es dann Zeit, sich mit nunmehr unbedingt weit überlegenen Kräften gegen ihn zu wenden und die einzeln debouchirenden Corps zu schlagen, ja zu vernichten. Dann war die Auseinanderreißung, ja die Zersplitterung der preußischen Armee vollkommen. Es war dies, Punkt für Punkt, dasjenige Verhalten, welches wir in unserer Einleitung als das bei Weitem vortheilhafteste und das am meisten rationelle besprochen haben; aber es wurde viel zu spät beschlossen, viel zu spät in Angriff genommen.

Zunächst kam es nun darauf an, den Kronprinzen in den Pässen festzuhalten, namentlich aber jedes Vordringen seines rechten Flügels zu verhindern, als desjenigen, der der I. Armee am nächsten stand und zuerst mit ihr zusammenwirken konnte. Zu diesem Zwecke hatte Benedek am 25. Juni das X. Corps (Gablenz) in eine Stellung an der Elbe zwischen Josephstadt und Königinhof à porté gestellt. Eine Brigade (Mondel) war gegen Trautenau zu vorgeschoben. Als nun am 26. die Nachricht von dem Vorgehen der II. preußischen Armee seitens der an der Grenze vertheilten Cavalleriedetachements einging, erhielt Gablenz den Befehl, „mit seinem ganzen Corps bei Trautenau Stellung zu nehmen und dem Gegner, der bereits im Anrücken begriffen, mit aller Kraft auf den Hals zu gehen, die Verfolgung desselben jedoch nicht zu weit auszudehnen." Auf den Sieg rechnete Benedek also ganz unbedingt.

Trautenau liegt an der Aupa, rechts des Flusses, welcher tief einschneidet in die Hügelhochebene südlich des Riesengebirges. Diese Hochebene fällt nach Nordosten steil, wenn auch nicht ungangbar ab; die Stadt steigt zum Theil selbst den Abhang hinauf und im Süden derselben erhebt sich, hervortretend aus der Masse geringerer Höhen und taktisch bedeutungsvoll, der Kapellenberg von St. Johann. Jenseits der Aupa führen durch sehr zerrissenes Terrain in schmalen und tiefen Schluchten zwei Straßen nach Nord und Nordost: die eine über Goldenöls nach Liebau, die andere über Albendorf nach Schömberg.

Ueber diese beiden Straßen hatte das I. Armeecorps (Gen. v. Bonin) derart zu seinem Anmarsch disponirt, daß seine Avantgarde (Div. Großmann) Morgens 4 Uhr von Goldenöls auf Trautenau avanciren, über diese Stadt aber erst dann weiter vorgehen solle, wenn das über Albendorf marschirende Gros (Div. Clausewitz) bei Parschnitz angelangt sei.

Diese Einleitungen waren es, denen das Gefecht bei Trautenau entsprang: die einzige, für unsere Waffen ungünstige Episode der Anmarschkämpfe der schlesischen Armee, und wohl auch die einzige, in welcher die Umsicht der Gefechtsleitung nicht völlig Schritt hielt mit der Tapferkeit der Truppen.

Am Abend des 26. Juli lagerte die 1. Division des Corps Bonin bei Liebau, die 2. bei Schömberg. Um, wie beabsichtigt, gleichzeitig am Morgen des 27. früh 8 Uhr auf den verschiedenen Straßen vor Trautenau anzulangen, mußten vor Allem die zurückzulegenden Wege richtig taxirt werden; denn Pünktlichkeit ist die Seele jedes Rendezvous. Gleich hier machte sich eine Unsicherheit geltend, indem die 1. Division in Folge

der unterschätzten Schwierigkeit des Defilees von Goldenöls zwei Stunden später, also erst um 10 Uhr vor Trautenau anlangte. Der Kommandeur der 2. Division, Gen. v. Clausewitz, pünktlich um 8 Uhr eingetroffen, blieb der Disposition gemäß vor Trautenau stehen und wartete. Dies war zweifellos richtig; ein neuer Fehler aber, welcher gemacht wurde und sich leider schwer rächte, war der, daß General Clausewitz versäumte, einige leichte Truppen durch die Stadt zu senden und die jenseitigen Höhen aufklären zu lassen. Wäre dies ungesäumt geschehen, so hätte man sich nicht allein früher als die von Gablenz vorausgesendete Brigade Mondel in den Besitz des wichtigen schwer zu ersteigenden Plateaurandes setzen können, sondern man wäre vor allen Dingen unterrichtet gewesen von dem Anmarsche wenigstens eines Theiles des Gablenz'schen Corps. Es geschah nicht, und die Zeit bis 10 Uhr ging in müßigem Warten hin.

Die erste Division traf endlich ein; der Vormarsch begann. Die nur von wenigen Dragonern besetzten Barrikaden an der Aupa-Brücke wurden geräumt und die Avantgarde (Gen. v. Großmann) rückte in die Stadt. Jetzt scheint es leider abermals unterlassen worden zu sein, eine gründliche Recognoscirung des Plateaurandes vorzunehmen; es scheint, daß man sich mit allgemeinen Versicherungen der Bürgerschaft: außer den zurückgegangenen Dragonern seien österreichische Truppen weder in der Stadt noch in der Nähe, vorläufig begnügte. Diese Versicherungen konnten übrigens durchaus in gutem Glauben gegeben werden; denn die Brigade Mondel (Czechen) dürfte kaum vor ½9 Uhr den Plateaurand erreicht haben und hatte sich bisher noch nicht decouvrirt. Nunmehr indeß geschah dies und zwar wohl etwas zu früh. Oesterreichische Patrouillen hatten sich der Stadt genähert, waren in diese, ja auch in einige Häuser eingedrungen und konnten der Versuchung nicht widerstehen, in das enge Gedränge der in den Straßen zusammengepreßten preußischen Kolonnen hineinzufeuern. Eine großartige Verwirrung, gesteigert durch Gerüchte von Verrath und Gräuelscenen seitens der Bürger, *) er-

*) Der Glaube an den Verrath der Trautenauer Bürger und an ihre Theilnahme am Kampfe mit allerlei unmilitärischen Streitmitteln (wie siedendes Oel u. dgl.) ist ganz unerschütterlich in den Vorstellungen der preußischen Soldaten, obgleich die Nachforschungen, welche vorzugsweise unsere Johanniterritter an Ort und Stelle angestellt haben, die Grundlosigkeit, oder mindestens die weitgehende Uebertreibung dieser Insinuationen evident erwiesen. Es ist sehr verzeihlich, wenn im Moment leidenschaftlicher Erregung, namentlich in ungünstiger Gefechtslage, Gerüchte, wie das in Rede stehende, leicht und willig geglaubt werden. Ueberflüssig war nur die sittliche Entrüstung über das den Trautenauern zugeschriebene Verhalten, da doch durchaus nichts Ehrenrühriges oder Schändliches, sondern nur große Unklugheit darin lag, und bedauerlich bleibt es, daß man den blinden Haß gegen die Trautenauer ihren verhafteten achtungswerthen Bürgermeister und seine Genossen in wenig würdiger Weise entgelten ließ.

griff auf einen Augenblick die Stadt. Aber auch nur auf einen Augenblick. Denn dem wirklichen Feinde gegenüber fand sich die preußische Führung sofort wieder, und schnell entwickelte sich ein geordnetes Gefecht. Die österreichischen Patrouillen wurden schleunigst aus der Stadt geworfen und die dem Plateaurande gegenübergelegenen Häuser besetzten sich in den oberen Etagen und auf den Dächern mit preußischen Tirailleurs, welche durch ihr Feuer den beginnenden Sturm auf die Höhe vorzubereiten suchten. Es ist dies eine Aufgabe, welche sonst der Artillerie gebührt; der Terrainlage wegen war diese aber hier momentan gänzlich außer Stande, in Wirksamkeit zu treten.

Der Sturm auf den Plateaurand, welchen die Brigade Pape unternahm, richtete sich vorzugsweise gegen die starke und wichtige Position des Kapellenberges, und dem energischen Vorgehen, namentlich des rechten Flügels der Avantgarde (Oberst v. Koblinski) gelang es sehr bald, den Feind, unter Abnahme einer großen Zahl von Gefangenen, von dem Höhenrande zu vertreiben. Unterstützt wurde der Sturm in wirkungsvoller Weise durch eine Bedrohung der rechten Flanke des Gegners, indem acht Bataillone der 2. Division unter General v. Buddenbrock von Parschnitz aus über die Aupa gingen, auf den schwierigsten Pfaden, an manchen Stellen zu Einem, die Höhe erklommen und somit die Position der Brigade Mondel unhaltbar machten. Besonderes Lob verdient bei dieser Demonstration die Batterie Böhnke, der es gelang, auf fast ungangbaren Wegen vorzukommen und wirksam in das Gefecht einzugreifen.

Von Kuppe zu Kuppe, von Abschnitt zu Abschnitt wurde die Brigade Mondel nun zurückgedrängt und wiederholten Bajonetangriffen zu weichen, immer auf's Neue genöthigt. Der Feldmarschall-Lieutenant Gablenz, welcher selbst das Gefecht leitete, befahl ihr deshalb, in die eine Viertelmeile hinter dem Plateaurande gelegene Stellung von Hohenbruck und Rognitz zurückzugehen. Um das geordnete Beziehen dieser Stellung zu ermöglichen, warf er den nachstürmenden Preußen das berühmte böhmische Dragoner-Regiment Windisch-Grätz entgegen; preußischerseits beeilte man sich, mit drei Escadrons der lithauischen Dragoner diesen Stoß zu pariren. Von beiden Seiten eine glänzende und entschiedene Attaque! Es kam zu heftigem und blutigem Handgemenge, welches sich erst löste, als die beiderseitige Infanterie in den wilden Knäuel hineinzufeuern begann. Die Lithauer fochten würdig ihres alten Ruhmes; aber sie waren zu sehr in der Minderzahl; sie mußten das Feld schließlich räumen.

Gablenz war sich eines bestimmten Vortheils seiner Lage wohl bewußt, der bei ruh'gem Ausharren vollends reifen mußte: er hatte sich mit jedem Schritte, den er rückwärts gethan, den starken Echelons seines

Corps genähert, welche von Pilnikau und Prausnitz her im Anmarsch waren, und sobald sie heran kamen, auch sofort in ungehinderten Zusammenhang mit den bisher im Gefecht gestandenen Truppen treten konnten. Preußischer Seits dagegen bot das Terrain für die Heranziehung und die Entwickelung größerer Truppenmassen erhebliche Schwierigkeiten. Der Fluß, welcher die Avantgarde von dem größeren Rest des Corps trennte, das unangenehme Defilee durch die Stadt, die Schwierigkeiten, welche das Ersteigen des Plateaurandes hatte namentlich für Artillerie und Reiterei: alles das ließ die bisher errungenen Vortheile Bonin's noch nicht als ausreichend, das Debouchee aus Trautenau als noch keineswegs gesichert erscheinen. Es kam darauf an, Raum zu gewinnen auf dem Plateau, um dort mehr und immer mehr Streitkräfte zu entwickeln, und unmöglich konnte der General Bonin zu viel Truppen für diesen Zweck in Bereitschaft halten und zu fortdauerndem Nachschube in Bewegung setzen. Dieser Ansicht scheint man im Generalstabe des I. Armeecorps indessen nicht gewesen zu sein; es scheint, daß man die Bedeutung, welche die Erwerbung des Plateaurandes ja unleugbar hatte, überschätzte und daß man zwar zunächst noch energisches Weitervorgehen auf der Höhe beschloß, aber in nicht völlig ausreichender Weise für Nachschub dorthin sorgte. Man war des Gewonnenen schon zu sicher, und im Gefühle dieser Siegesgewißheit lehnte man auch das Anerbieten des Kommandeurs der 1. Garde-Division, miteinzugreifen in das Gefecht, oder wenigstens für alle Fälle à porté zu bleiben, ab und wies ihn auf die der Garde zugetheilte Straße nach Eypel zurück, obgleich in jener Richtung kein Feind stand und obgleich der General Hiller, welcher sich fast eine Stunde bei dem Stabe des I. Armeecorps aufhielt, seine Anträge wiederholt erneuerte und darauf aufmerksam machte, daß die Tete seiner Division kaum eine halbe Stunde vom Kampfplatz entfernt sei. — Die erste Garde-Division rückte demgemäß auf Eypel ab und das I. Armeecorps setzte seinen Kampf selbständig fort.

Zunächst nahm dieser Kampf noch einen günstigen Verlauf. Die Brigade Pape (Regtr. 1 u. 41), stürmisch vorwärts drängend, nahm in glänzendem Angriff auch die Position Hohenbruck, die Bataillone des linken Flügels (Buddenbrock) die Höhen bei Alt-Rognitz,*) obgleich bereits ein vorausgeeilter Theil der Artillerie der heranrückenden Brigade Grivecic gegen die preußische Attaque in Batterie gestellt werden konnte. Die Brigade Mondel wurde zum Abzuge gezwungen, ging auf die nun nahe

*) Hohenbruck, sowie Alt- und Neu-Rognitz liegen an der Straße zwischen Trautenau und Burgersdorf.

Brigade Grivecic (Ungarn u. Mähren) zurück und nahm mit ihr auf weiter südlich gelegenen Höhen abermals Stellung.

So war denn, um 3 Uhr etwa, der General v. Bonin im Besitze des Trautenauer Plateaus bis Hohenbruck und Alt-Rognitz — wie es scheint, überzeugt davon, hier nicht mehr beunruhigt zu werden, und Willens, auf der Höhe sein Biwak aufzuschlagen. Noch aber hatte das blutige Tagewerk sein Ende nicht erreicht. Gegen 4 Uhr traf bei Gablenz die Brigade Wimpffen (Italiener u. Ruthenen) ein; der Anmarsch der vierten Brigade ward gemeldet. Schon jetzt indeß waren die Oesterreicher auf der Hochebene bedeutend überlegen an Zahl, und so nahm denn Gablenz das Gefecht von Neuem auf und eröffnete es durch starkes und wirksames Feuer seiner Artillerie. Nach einer guten halben Stunde war auch die Brigade Knebel (Siebenbürger u. Mähren) in Sicht, und nun ging der Feldmarschall-Lieutenant zu rascher und energischer Offensive über, entschlossen, den Preußen die Höhe zu entreißen und sie wieder hinabzuwerfen in das Thal von Trautenau, sie zurückzuweisen in das Defilee, aus welchem den Ausgang schon definitiv erzwungen zu haben, das I. Armeecorps allzu sicher gewesen war. — Dem Sturmangriff der drei Brigaden wichen die Preußen; nicht sowohl weil sie völlig erschöpft gewesen wären (obgleich sie von 2 Uhr Morgens, also seit 14 Stunden auf den Beinen waren, und bei brennender Sonnenhitze im schwierigsten Terrain 8 Stunden lang gefochten, also in der That schon außerordentliche Anstrengungen ertragen hatten), sondern weil sie notorisch einer allzu großen Ueberlegenheit gegenüberstanden, die dadurch noch eine ganz besondere Wucht erhielt, daß Gablenz seine gesammte Reserve-Artillerie herangezogen hatte. — Indessen nur bis zum Kapellenberge wichen die Preußen; hier kam das Gefecht abermals zum Stehen; das Schnellfeuer des Zündnadelgewehrs brachte in der Defensive seine volle Ueberlegenheit zur Geltung; die Bataillone rafften sich auf's Neue zu Gegenstößen auf, und trotz des mächtigen Feuers von 32 österreichischen Geschützen blieben die Versuche der Brigaden Wimpffen und Mondel, die Front der Position zu stürmen, wie die Bemühungen Grivecic's, sie in der linken Flanke zu umgehen, stets vergebens. Gablenz gab die Hoffnung auf, daß sein großer Offensivstoß reussiren werde. Da griff plötzlich General Knebel ein. Er war von Gablenz, der sich entschlossen, das Gefecht abzubrechen, schon in eine Aufnahmestellung bei Alt-Rognitz dirigirt gewesen. Aber er hatte sich dabei nicht beruhigt, hatte den günstigen Augenblick erspäht und entschied nun auf eigene Hand durch einen überraschenden Angriff gegen die linke Flanke der Preußen mit einem mächtigen Schlage den Ausgang des Kampfes. — Die Höhen mußten geräumt werden. Alles, was die schwere Arbeit des

Tages erworben, mußte aufgegeben werden. Den Abzug deckte die **Brigade** Barnekow, welche mit ausdauernder Zähigkeit bis nach 7 Uhr Abends kaltblütig und entschlossen den äußersten Plateaurand hielt. Unter dem Schutze dieser Arrieregarde ging der Rückzug theils über Trautenau, theils über Parschnitz in musterhaftester Ordnung von Statten. Es war ursprünglich Bonin's Intention, die Stellung nördlich Trautenaus zu behaupten; aber obgleich der Feind nicht verfolgte, so zwang doch der Umstand, daß das Gros seinen Rückzug bis über Welhota hinaus fortgesetzt hatte und auch zu erschöpft erschien, hier noch einen neuen Kampf aufzunehmen, dazu, wieder in die am Morgen des Tages innegehabten Stellungen von Goldenöls und Schömberg zurückzugehen. Auch die Cavallerie-Division der Armee, welche das Gebirge erst zu durchziehen vermochte, wenn das Defilee von Trautenau geöffnet, verblieb somit bei Schömberg.

Hohe Anerkennung verdient es, daß bei dem ungemein schwierigen Rückzuge keine Trophäe, keine Fahne, kein Geschütz, ja kein Wagen in Feindes Hand fiel und das ganze Corps nur 146 Vermißte hatte; während die Oesterreicher deren 1200 zählten, welche meist gefangen und nach Liebau transportirt worden waren. Auch die Verhältnisse in Betreff der Todten und Verwundeten stellen sich für das I. Armeecorps merkwürdig günstig: es hatte 1100 Mann verloren, während vom Gablenz'schen Corps 2400 Mann das Schlachtfeld bedeckten. — Blieb somit das Resultat des Tages von Trautenau auch kein glückliches, so war doch der alte Waffenruhm der ostpreußischen Regimenter fleckenlos gewahrt und der siegende Feind selbst so gewaltig erschüttert, daß er nicht nur die Verfolgung aufzugeben gezwungen war, sondern auch seine Gefechtsfähigkeit für die nächsten Tage gebrochen blieb.

Am Abend des 27. ging dem Feldmarschall-Lieutenant Gablenz der Befehl zu, folgenden Tages rechts über Prausnitz abzumarschiren und wo möglich das VI. und VIII. Corps zu verstärken, welche am 27. gegen Steinmetz gekämpft hatten und geschlagen waren. Dabei sollte Gablenz aber auch das I. preußische Armeecorps nicht aus den Augen verlieren und jedenfalls den Paß von Trautenau halten. Das waren sehr schwierige, fast unvereinbare Aufgaben, die unlösbar wurden durch das Eingreifen der preußischen Garde, die, sobald sie avancirte, den Marsch Gablenz' nach Süden sofort kreuzen mußte.

Dem Garde-Corps, welchem, wie bereits erwähnt, zunächst die Aufgabe zugefallen, mit der Direction auf Eypel die Verbindung zwischen dem I. und V. Armeecorps zu bilden, war am 27. Juni, in Folge der

Ablehnung des General Bonin, die Theilnahme am Kampfe bei Trautenau versagt geblieben. Die 1. Garde-Division hatte am Abend des Tages Eypel erreicht und die 2. Garde-Division war bis Kosteletz vorgerückt, wobei das zu ihr gehörige 3. Garde-Ulanen Regt. unter Oberst Mirus ein glänzendes kleines Gefecht mit überlegener feindlicher Reiterei hatte, welche geworfen ward und an Gefangenen 3 Offiziere und 30 Mann einbüßte. Die schwere Cavallerie-Brigade und die Reserve-Artillerie der Garde waren noch um einen Tagemarsch zurück.

In der Nacht erhielt der Kommandirende des Garde-Corps, Prinz August v. Würtemberg, die Nachricht vom Ausfall des Gefechts von Trautenau; er erfuhr aber nicht das völlige Zurückgehen des I. Armeecorps in seine ursprünglichen Anmarschstellungen. Man glaubte vielmehr den General Bonin immer noch Angesichts von Trautenau und meinte, daß es nur darauf ankäme, ihm durch einen Vorstoß südlich der Stadt Luft zu machen. Dies war eine ganz gerechtfertigte Annahme. Als daher, ebenfalls noch in der Nacht zum 28., die Garde-Division Hiller v. Gärtringen dem Kronprinzen meldete, daß ihre Verbindung mit dem I. Armeecorps unterbrochen sei, erhielt sie den Befehl, in der Richtung auf Pilnikau vorzugehen und somit auf die Verbindung des Feindes zwischen Trautenau und Josephstadt zu wirken. Man erwartete im Hauptquartier der II. Armee, daß das I. Armeecorps dieser Bewegung Hiller's auch ohne weiteren Befehl durch einen neuen Vorstoß auf Trautenau secundiren werde. Die 2. Garde-Division sowie auch die Reserve-Artillerie sollten der Hiller'schen Division von Kosteletz her über Eypel folgen, und nur die schwere Kavallerie-Brigade wurde zur Unterstützung des V. Armeecorps bestimmt, welches Tags vorher die blutigen Lorbeeren von Nachod gepflückt und nun abermals einem verstärkten kampfbereite Feinden gegenüberstand.

Diesen Angriffsvorbereitungen des Garde-Corps gegenüber befand sich Gablenz in einer mißlichen Lage, trotzdem daß die Voraussetzungen des preußischen Höchstkommandirenden Betreffs des Eingreifens des I. Armeecorps irrig waren.

Wie schon erwähnt, war das X. österreichische Corps sehr geschwächt. Nicht nur physisch hatten seine Truppen außerordentlich gelitten; auch moralisch waren sie, obgleich Sieger, erschüttert und erschreckt. Wir bemerkten bereits, daß der Feldmarschall-Lieutenant aus diesem Grunde auf jede Verfolgung verzichtet, und sich damit begnügt hatte, Trautenau mit einer Brigade zu besetzen. Aus demselben Grunde hatte er sofort bei Benedek dringend um Unterstützung nachgesucht, die ihm denn auch in der Brigade Fleischhacker vom IV. Corps zugewiesen ward. Diese Brigade wurde nach Prausnitz (3/4 Meilen südlich Trautenau) dirigirt, und Gablenz konnte daher

annehmen, daß eine halbe Meile hinter der Höhe von Neu-Rognitz, auf welcher sein Gros biwakirte, jene frische Brigade zu seiner Verfügung stände. Diese Annahme aber war dennoch falsch, und die Oesterreicher sollten es zu bereuen haben, daß man es leichtsinnigerweise versäumt, sich von dem wirklichen Eintreffen Fleischhacker's auf dem befohlenen Platze zu überzeugen. Denn statt nach dem von Benedek und Gablenz gemeinten Prausnitz-Kaile auf der Straße Trautenau-Königshof war jener General nach einem anderen Prausnitz (1 Meile südl. von Arnau) abgerückt und stand also gänzlich außerhalb der Gefechtssphäre von Gablenz.

Am 28. Juni früh 5 Uhr entwickelten sich die Truppen der 1. Garde-Division aus dem langen und schwierigen, nach Prausnitz zu tiefeingeschluchteten Defilee von Eypel, um über Staudenz, resp. Burgersdorf gegen die Verbindung des Feindes zwischen Trautenau und Josephstadt vorzugehen. Im Moment des Abmarsches traf die Meldung ein, daß sich in der rechten Flanke feindliche Kolonnen zeigten. Es war das aus seinem Biwak aufbrechende, den Marsch nach Prausnitz beginnende Gablenz'sche Corps. Sogleich ließ der Prinz von Würtemberg seine Avantgarde antreten. Diese (Oberst v. Kessel) bestand aus 4 Füsilier-Bat., 1 Jäger- u. 2 Pionier-Comp., dem Garde Husar.-Regt. u. 1 vierpfündigen Batterie. Als diese Truppen in die Höhe von Staudenz kamen, geriethen sie in heftiges Granatfeuer, das von den 24 bei Burgersdorf placirten Geschützen der Brigade Knebel unterhalten ward. Diese große Batterie befand sich in einer sehr gut gewählten Position und wurde nach und nach bis auf 40 Feuerschlünde verstärkt, da der überraschte Feldmarschall-Lieutenant, der sich in der rechten Flanke plötzlich halb umgangen sah und nun erst gewahr ward, daß die an diesem gefährdeten Punkte vorausgesetzte Brigade Fleischhacker nicht zur Stelle sei, die gesammte Artillerie seines Armeecorps mit raschem Entschlusse noch rechtzeitig hierher geworfen hatte. Unter dem Schutz dieser Artillerie, welcher man preußischerseits nur die Batterie der Avantgarde und eine später herankommende 6pfündige Garde-Batterie entgegenzustellen vermochte, vollendete Gablenz seine, Behufs des Abmarsches auf Prausnitz schon begonnene und nun durch Hiller's Angriff neubedingte Frontveränderung, indem er eine Rechtsschwenkung von Nordost nach Südost ausführte. Zu dem Ende formirte er die Brigaden Mondel und Knebel weiter westlich rückwärts, bildete aus der Brigade Grivecic zwischen Burgersdorf und der Aupa den linken Flügel seiner neuen Stellung und ließ seine bisherige Avantgarde, die in Trautenau stehende Brigade Wimpffen, in das Verhältniß als Reserve treten. Bagage und Train dirigirte era uf Pilnikau.

Die 1. Garde-Division richtete ihren Angriff gegen Burgersdorf und

Soor, also gegen den rechten Flügel der Oesterreicher. Trotz des verheerenden feindlichen Artilleriefeuers, das die beiden mit ruhmvoller Tapferkeit fechtenden und weit über das brennende Staudenz avancirten Garde-Batterien doch schließlich zwang, zu ihrer Retablirung zurückzugehen, und trotz der anfänglich sehr bedeutenden Ueberlegenheit des Gablenz'schen Corps an Infanterie, stürmten die wackeren Bataillone, sowie sie aus dem Defilee herauskamen, und da wo sie grade am nothwendigsten waren, kampffreudig in's Gefecht und drängten in einer Reihe preiswürdiger Einzelkämpfe um die Waldparzellen, Terrainwellen und Oertlichkeiten des Plateaus die Feinde weiter und weiter zurück. Die energischen Angriffe der Avantgarde zwangen endlich die furchtbare feindliche Artillerie zum Abfahren; Garde-Füsiliere und Garde-Jäger, sowie die Grenadiere des 2. Garde-Regiments zu Fuß stürmten Burgersdorf, wo Gablenz persönlich kommandirte und in dringende Gefahr gerieth, gefangen zu werden; bei der Wegnahme von Stainwiese und Grauer-Koppel griffen die Grenadiere des 3. Garde-Regiments ein, und so ging es rastlos vorwärts, bis sich endlich der Feind in vollem Rückzuge auf Pilnikau und Josephstadt befand. Von der 1. Garde-Division folgten ihm nur die Garde-Husaren, während die weitere Verfolgung den Bataillonen der jetzt (um ½2 Uhr Mittags) größtentheils aus dem Eypeler Defilee entwickelten 2. Garde-Division übertragen ward. So war denn das Gefild von Burgersdorf, auf dem Friedrich d. Gr. 1745 mit 23,000 Preußen 33,000 Oesterreicher unter dem Herzoge von Lothringen geschlagen hatte, durch einen neuen schönen Preußensieg geweiht!

Während dieses Kampfes gegen den rechten Flügel und das Centrum des Gablenz'schen Corps hatte sich indessen noch ein zweites Gefecht etablirt. — Man hatte nämlich Kolonnen aus Trautenau in der Richtung auf Burgersdorf marschiren sehen. Anfangs hielt man sie für die Teten des Bonin'schen Corps, von welchem man, wie erwähnt, ein concentrisches Eingreifen in das Gefecht erwartete. Doch begnügte man sich nicht mit dieser Voraussetzung, sondern sendete jenen Truppen das 2. Bataillon des Kaiser-Franz-Grenadier-Regiments (von der 2. Garde-Division) durch die sich nach Alt-Rognitz hinabziehende Schlucht zur Recognoscirung entgegen. Bald erkannte man, daß man es mit feindlichen Kolonnen zu thun habe. Es waren die 7 Bataillone der Brigade Grivecic, welche einen Offensivstoß gegen die rechte Flanke der Preußen im Sinne hatten. Dies aber war eine Diversion, die um so folgenreicher werden konnte, als der Stoß, wenn er nicht rechtzeitig parirt wurde, auf die im Eypeler Defilee steckenden Massen der 2. Garde-Division getroffen hätte, welche, unfähig sich zum Gefecht zu entwickeln, in verhängnißvolle Bedrängniß gerathen

mußten. Der Führer des recognoscirenden preußischen Bataillons, Oberstlieutenant v. Gandy,*) würdigte diese Lage der Dinge mit schnellem Blick. Rasch entschlossen, nahm er in gut gewählter Position bei Alt-Rognitz den Kampf mit der siebenfachen Uebermacht todesmuthig auf.

In heroischem Ringen Mann gegen Mann ward hier mit Bajonett und Kolben heldenhaft gekämpft. Als die Thermopylen des Krieges bezeichnet diese Wahlstatt von Alt-Rognitz mit treffendem und schönem Ausdruck ein Darsteller des Gefechts. Der Ehrenname ist theuer erkauft. Oberstlieutenant von Gandy, neun Offiziere und 200 Mann des 2. Bataillons bedeckten die Wahlstatt, als endlich das 1. Bataillon des Kaiser-Franz-Regiments unter Major v. Böhn zur Unterstützung eintraf. Mit kaltblütiger Entschiedenheit gingen die Preußen nun zur Offensive über, und das Außerordentliche gelang: die beiden Grenadier-Bataillone nahmen in kurzem aber blutigem Kampfe Alt-Rognitz, sie sprengten die österreichische Brigade, und als zuletzt auch die Reserve der 2. Garde-Division (6 Compagnien des Regiments Elisabeth) in's Gefecht eingriff, da wurde der Rückzug der Oesterreicher unaufhaltsam.

In Folge dieses Kampfes wurde nun auch das Gros der 2. Garde-Division (Plonsky), welches bisher den von Hiller geschlagenen Brigaden folgte, nördlich dirigirt. Thatendurstig warf es Alles vor sich her, säuberte die Waldparzellen von Alt-Rognitz und die steilen Höhenränder der Aupaschlucht und setzte sich endlich in den Besitz des heißumworbenen Trautenau. — Das war ein hochbedeutender Augenblick! Die beiden Gebirgswege von Trautenau und Eypel waren damit in den Händen der Garde, und als nun S. K. Hoheit der Kronprinz, welcher bisher auf der Höhe von Kosteletz zwischen den vordringenden Kolonnen der Garde und des V. Armeecorps gehalten hatte, unmittelbar nach der Eroberung Trautenaus auf dem Gefechtsfelde mit der herrlichen Nachricht eintraf, daß auch General Steinmetz sich das Defilee von Nachod im Kampfe von Skalitz glorreich gesichert, da jubelten alle Herzen auf; denn die Thore von Böhmen standen nun offen, und die Vereinigung der drei getrennten Kolonnen der II. Armee — nun war sie vollzogen!

Die Rechtsbewegung der Division Plonsky hatte zwar dem General Gablenz den Rückzug über Pilnikau an die Elbe ermöglicht; aber er war auf's Haupt geschlagen, und die Garde erntete von seinem Corps an Trophäen 2 Fahnen und 10 Geschütze und an Gefangenen über 4000 Mann. Die Zahl der letzteren wäre wohl noch weit größer gewesen; der Rückzug Gablenz' hätte vielleicht ganz verhindert werden können, wenn

*) Frhr. Friedrich von Gandy, ein Bruder des Dichters und selbst poetisch begabt.

der General Bonin, der doch kaum 1½ Meile vom Schlachtfelde entfernt stand, mit seinen zum großen Theil noch ganz intacten Bataillonen eingegriffen hätte in dies glorreiche Gefecht. Er that es nicht und zog es vor, „wegen gänzlicher Erschöpfung seiner Truppen" mit dem ganzen I. Armeecorps am 28. Juni Ruhetag zu halten.

Die 1. Garde-Division biwakirte am Abend des 28. bei Burgersdorf, die 2. bei Trautenau. Jene reichte dem am selben Tage bei Skalitz siegreichen V. Armeecorps die Hand, diese öffnete das Thor von Trautenau dem I. Armeecorps, das nun einmarschiren konnte in Böhmen. General Bonin erhielt Befehl am 29. über Trautenau auf Pilnikau zu marschiren, und der Kronprinz selbst begab sich noch in der Nacht auf gefahrvollen Wegen von Eypel nach Trautenau „zur Ueberwachung der Ausführung seines Befehls."

Nach einer wohlverdienten Rast bis zum Mittag des folgenden Tages brach die Avantgardenbrigade der 1. Garde-Division (Oberst von Kessel mit den schon beim Gefecht von Burgersdorf spezificirten Truppen) am 29. Juni um 12 Uhr aus der Gegend von Ober-Soor gegen Königinhof auf. Die Husaren meldeten, daß diese Stadt, welche wegen des hinter ihr liegenden Elbüberganges*) eine besondere Wichtigkeit hatte, von feindlicher Infanterie besetzt sei. Es war die Brigade Fleischhacker, die von dem falschen Prausnitz eilig hierhergeworfen werden war.

Das Tetenbataillon und die Jäger der preußischen Avantgarde umfaßten sofort den Norden der Stadt; die beiden Batterien eröffneten ihr Feuer und das Gros der Avantgarde zog sich zum Angriff auseinander. In erster Linie stand man dem ungarischen Regimente Coronini gegenüber, den Preußen aus der Zeit der Bundesfreundschaft in Schleswig wohl bekannt. Hier grüßte man sich mit den Waffen. — Der Hauptangriff Kessel's richtete sich gegen den linken Flügel des Feindes, gegen die Gradlitzer Vorstadt. Rasch, Wiener Journalen zufolge, sogar „mit affenartiger Geschwindigkeit" avancirten die preußischen Tirailleurs. Die in den Getreidefeldern liegenden Schützen sammt ihren Soutiens wurden zum Abzuge genöthigt, eine Cavallerie-Attaque der altberühmten Mensdorff-Ulanen zurückgewiesen und endlich von verschiedenen Seiten in die von ihren Bewohnern verlassene Stadt eingedrungen, in der sich das Regiment Coronini auf's Bravste schlug. Man erreichte indeß, ungeachtet dieses Wider-

*) Auf dem beigegebenen Kärtchen ist Königinhof durch einen Irrthum auf dem rechten Elbufer bezeichnet; es liegt auf dem linken.

standes, die Elbbrücke, noch ehe die Oesterreicher alle Häuser geräumt, so daß über 400 unverwundete österreichische Gefangene in die Hände der Preußen fielen. Den Fluß selbst sofort zu überschreiten verbot das starke Artilleriefeuer, welches der Feind vom jenseitigen Thalrande, wo auch die Brigade Mondel eingetroffen war, mit starken Kräften eröffnete und längere Zeit unterhielt.

Es war nur ein Avantgardengefecht, Kampf von Brigade gegen Brigade gewesen; aber er hatte grade als solcher die bedeutende militärische Ueberlegenheit der Preußen in das glänzendste Licht gestellt. Der Odem herrlichster Begeisterung wehte in diesen siegreichen Truppen, und unwiderstehlicher enthusiastischer Jubel riß jedes Gemüth mit sich fort, als die Division vor ihrem edlen Führer, dem Generallieutenant v. Hiller, mit den gewonnenen Siegespfändern defilirte und Hiller dem aus vielen Wunden blutenden Füsilier Bochnia vom 1. Garde-Regiment die Hand schüttelte, dem Helden, welcher eine der beiden eroberten Fahnen, nämlich die des Regimentes Coronini, nachdem er den bestimmten Willen, sie zu erringen, ausdrücklich kundgegeben, im dichtesten Kampfgedränge mit wahrhaft heroischer Tapferkeit erstritten hatte.

Im Laufe des 29. concentrirte sich das ganze Garde-Corps bei Königinhof und das I. Armeecorps rückte bis Pilnikau vor. Man stand also mit beiden Corps an der Elblinie. Diese Linie energisch zu vertheidigen, richtete sich Benedek am Nachmittage des 29. Juni auf dem rechten Ufer ein. Mit 4 Corps (dem II., VI., VIII. und X.) sowie den 3 Reserve-Cavallerie-Divisionen und 1 leichten Cav.-Divis. nahm er, Front gegen Königinhof und Gradlitz, bei Kukus eine Stellung hinter dem Fluß, die er durch Geschützemplacements auf dem Höhenrande verstärkte. Benedek erwartete hier für den 30. Juni einen Angriff, der aber nicht erfolgte, da die schlesische Armee sich erst um Gradlitz concentriren und die Verbindung mit der I. Armee herstellen mußte, bevor die Offensive wieder aufzunehmen war. Außerdem wäre ein solcher Frontalangriff auch eine höchst überflüssige Bravade gewesen; da Benedek's Stellung durch die Berührung mit der I. Armee im Norden bereits umgangen war.

Somit genossen am 30. Juni die im Kampf gestandenen Truppen der kronprinzlichen Armee einen Ruhetag, der kaum gestört wurde durch eine vom rechten Ufer der Elbe gegen das Garde-Corps eröffnete Kanonade. Denn diese Demonstration, welche von dem zu spät bei Königinhof eingetroffenen II. österr. Corps ausging, hatte keinerlei ernstliche Bedeutung. Die Oesterreicher nennen diese Kanonade das Gefecht von Salney. Viel-

leicht diente es dazu, den Abzug Benedek's zu maskiren, der sich im Laufe des Tages entschlossen hatte, alle Einzelmanöver aufzugeben und sich mit allen seinen Corps bei Königgrätz zu concentriren. In der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli räumte er daher ganz in der Stille die Position von Königinhof und Kukus, und beim Morgengrauen konnte sich die Avantgarde der 1. Garde-Division in den Besitz des rechten Thalrandes der Elbe setzen.

Das I. Armeecorps lagerte am 30. Juni bei Arnau und konnte melden, daß durch das Eintreffen eines Cavallerie-Regiments der I. Armee an diesem Orte die Verbindung mit dem Heere des Prinzen Friedrich Karl hergestellt sei.

Am 1. Juli überschritt auch das I. Armeecorps nebst der Cavallerie-Division Hartmann die Elbe bei Neustadt und biwakirte auf dem rechten Ufer des Flusses. An demselben Tage trafen Divisionen der I. Armee in und bei Miletin ein und so war die Vereinigung der Armee auch im Großen erreicht und gesichert. Die Anmarschkämpfe des rechten Flügels und des Centrums der schlesischen Armee hatten ihr Ende erreicht.

Goethes Briefe an Friedrich August Wolf.

Herausgegeben von Michael Bernays.

(Schluß.)

Während der Dichter im Geiste so vielfach mit dem Autor der Prolegomena verkehrte, war in dem persönlichen Verhältnisse zu Wolf kein wesentlicher Fortschritt geschehen. Im Mai 1800 fand, wie wir aus dem dritten Briefe erfahren, in Leipzig ein Zusammentreffen statt, das auf beiden Seiten den Wunsch nach einer entschiedneren Annäherung zurückließ. Wolf trug sich damals mit dem Gedanken einer Prachtausgabe des Homer, der es an keiner Art von Zierde fehlen sollte; Goethe nahm an diesem Plane gefälligen Antheil,[63]) indem er, in Bezug auf die künstlerische Ausschmückung, seinen und Freund Meyers artistischen Rath nicht vorenthielt.

Jedoch erst im Sommer 1802 entstand aus längeren persönlichen Berührungen für beide Männer ein wahrhaft herzliches Verhältniß, das eine dauernde Verbindung zur Folge hatte. Nach mühevoll betriebenen Vorbereitungen war es Goethen möglich geworden, das neuerbaute Theater im Bade Lauchstedt, dem Sommeraufenthalte der weimarischen Schauspieler, am 27. Juni zu eröffnen. Er feierte die Einweihung durch das Festspiel „Was wir bringen," das er unter drängenden Umständen zum Abschluß gebracht, und in welchem er seiner wachsenden Neigung zu allegorischen Darstellungen einen vielleicht allzu weiten Spielraum vergönnt hatte.[64]) Bei der Aufführung ging Alles löblich von statten; die beabsichtigte Wirkung ward erreicht; dem Dichter wurden manche wohlgemeinte, wenn auch etwas wunderlich executirte Ehrenbezeugungen dargebracht; er war guten Humors und freute sich, die Last eines unbehaglichen Geschäftes abgewälzt zu haben.

---

[63]) Vgl. Humboldt an Wolf S. 215.

[64]) Bei diesem Anlasse stehe hier eine Bemerkung über die bisher unverstanden gebliebenen Worte im Briefe des Herzogs an Goethe aus Pyrmont vom 9. August 1802. Es heißt dort: „Die drei Fürsten können sehr zufrieden mit deiner Enträthselung Ihres Willens sein." Diese Worte sind erklärt, so bald man im sechszehnten Auftritt des Festspiels die ausführliche Rede des Merkur liest. Unter den Beilagen, für deren Uebersendung der Herzog dankt, befanden sich wahrscheinlich die in Versen ausgeführten Scenen des Festspiels, oder doch wenigstens der genannte große Monolog des Merkur.

Unter den hallischen Gästen, die an der Festlichkeit Theil nahmen, befand sich glücklicher Weise auch Wolf, und gleich am folgenden Tage entspann sich ein wissenschaftlicher Verkehr zwischen ihm und Goethe. Von den Theaterangelegenheiten hatte sich dieser mit der unverwüstlichen Rüstigkeit seines Geistes ohne Verzug den unablässig gepflegten optischen Studien wieder zugewandt. Er nahm mit Wolf das Büchlein von den Farben durch, das hernach, in's Deutsche übertragen, der Geschichte der Farbenlehre einverleibt ward; [65]) er fühlte sich gefördert durch die thätige Gegenwart des philologischen Meisters; er war, wie es in seiner Natur lag, für die zu rechter Zeit dargebotene Belehrung auf das lebhafteste dankbar, und beide setzten mit regem Antheil diese wissenschaftlichen Conferenzen fort, in denen man sich gelegentlich auch zur Texteskritik herbeilassen mußte.

Wolf entwickelte in diesen Zusammenkünften Alles, was von Geist und geistreichem Leben in ihm war; seine Persönlichkeit trat hier zuerst in ihrer vollen Macht vor den Dichter hin; Goethe erkannte den ganzen Mann und mußte die Totalität seines Wesens bewundern. Solch einen Mann näher zu haben, erachtete er als unschätzbaren Gewinn; [66]) er war entschlossen, ihn an sich heranzuziehen und ein Verhältniß zu befördern, in welchem sich ein wechselseitiges Vertrauen, für beide gedeihlich, entfalten könnte.

Dieser Entschluß erhielt durch ein längeres Zusammenleben beider Männer noch größere Festigkeit. Goethe fühlte sich von der nachbarlichen Universitätsstadt angezogen; sobald das Theater seine Anwesenheit in Lauchstedt nicht mehr dringend erforderte, ging er nach Halle hinüber. [67]) Im vorigen Jahre hatte er sich von den Göttinger Zuständen eine deutliche Anschauung verschafft; jetzt wollte er in ähnlicher Weise die hallischen Universitätsverhältnisse kennen lernen. Es ergaben sich dort erfreuliche und förderliche Beziehungen zu Männern wie Niemeyer, Sprengel; Reichardt, der längst den Groll wegen der bösen Xenien hatte fahren lassen, lud den Dichter, dessen Lieder er so oft musikalisch ausgelegt, nach Giebichenstein in sein gastliches, mannigfach belebtes Haus, wo die verschiedensten Interessen sich berührten und begegneten, und die Künste, vornehmlich die Tonkunst, eine würdige Pflege fanden.

---

[65]) Goethe an Schiller 28. Juni 1802.

[66]) An Schiller 5. Juli 1802. — Der Herzog dachte wirklich später daran, Wolf nach Weimar zu ziehen. Als Böttiger nach Dresden zu gehen entschlossen war, fragte Carl August bei Goethe an, ob „wohl Wolf zu haben sei." Brief Nr. 220.

[67]) Am 5. Juli kündigt er Schillern seine Absicht an, „diese Tage" nach Halle hinüber zu gehen; am 26. begrüßt Schiller freudig seine Wiederankunft in Weimar.

In heiterer, geistig fruchtbarer Geselligkeit gingen die Tage dahin. Unter den Eindrücken aber, die dem Dichter zugeführt wurden, blieb offenbar der Eindruck von Wolfs Persönlichkeit der tiefste und nachhaltigste. Goethe empfand, daß „einen Tag mit diesem Manne zuzubringen ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung eintrage;“ [68]) er fand ihn herrschend in seinem Kreise, der ihm ganz eigens angehörte; er sah, wie er innerhalb dieses Kreises fest auf sich selbst gegründet dastand. Vor Allem war das einstimmige Zusammenwirken verschiedenartiger Geisteskräfte bewunderuswerth. Mit genialischer Leichtigkeit bewältigte der Forscher den reichen Vorrath eines stets lebendigen Wissens; das Sonderungsvermögen, das der Kritiker bis zur feinsten Schärfe in sich ausgebildet hatte, war dem productiven Geiste, der das Bild des erforschten Alterthums aus unendlichen Einzelheiten zu einem Ganzen zusammenfügte, keineswegs hinderlich; es mußte vielmehr dazu dienen, die Klarheit und Zuverlässigkeit der umfassenden Anschauung zu erhöhen. Das Studium der schriftlichen Ueberlieferungen des Alterthums hatte sein Leben ausgefüllt; auf der Grundlage dieses Studiums hatte er das feste, wohl zusammenhangende Gebäude seiner Bildung errichtet und der köstliche Gehalt jener Ueberlieferungen war sein Eigenthum geworden. Er blickte nicht von außen, als ein Suchender, in das Alterthum hinein; innerhalb der Welt des Alterthums bewegte er sich mit Freiheit, und schaute mit Heiterkeit um sich, wie Jemand, der seine Stätte gefunden hat und von hier aus befriedigt seinen Blick nach allen Seiten wendet. Scharf, hell und eindringend war dieser Blick, der sich am Anschauen des Vollkommensten, was der menschliche Geist in Rede und Schrift niedergelegt hat, fortwährend übte und bildete. Was konnte einem solchen Geiste fehlen? War es ihm zu verargen, wenn er die Hülfe ablehnte, welche die Philosophie damals allen Lehrenden und Lernenden mit so großer Beflissenheit anbot? Ihm mußte sie von zweifelhaftem Werthe sein; ihm, den das Wissen zum klaren Erkennen und lebendigen Anschauen geführt, konnte sie unmittelbar vielleicht ebenso wenig nützen, als dem Künstler, der das Schöne in sinnlicher Form darzustellen berufen ist.

Daß diesem Manne, der seinen Kreis mit sicheren Schritten durchmaß, die Stütze sowohl wie die Begleitung der Philosophie entbehrlich sei, davon mußte sich Goethe überzeugen, sobald Wolf seine Natur mit allen ihren Eigenschaften in der Ungezwungenheit eines längeren Beisammenseins frei gegen ihn herauskehrte. Er gab denn auch bei der ersten schicklichen Gelegenheit dieser Ueberzeugung einen sehr kräftigen Ausdruck. Als

---

[68]) Werke 31, 137.

er im Jahre 1805 die Schilderung Winckelmanns entwarf und dessen Verhalten zu den Philosophen seiner Zeit mit wenigen Worten prägnant bezeichnete, fügte er am rechten Platze die Bemerkung hinzu, „daß kein Gelehrter ungestraft jene große philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen, von sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet habe.“ Nur eine Klasse der Gelehrten wagt er von dieser allgemein gültigen Verpflichtung loszusprechen: die echten Alterthumsforscher. Durch die Eigenheit ihres Studiums scheinen sie ihm vor allen anderen Menschen vorzüglich begünstigt zu sein. „Denn,“ fährt er fort, „indem sie sich nur mit dem Besten, was die Welt hervorgebracht hat, beschäftigen, und das Geringe, ja das Schlechtere nur in Bezug auf jenes Vortreffliche betrachten, so erlangen ihre Kenntnisse eine solche Fülle, ihre Urtheile eine solche Sicherheit, ihr Geschmack eine solche Consistenz, daß sie innerhalb ihres eigenen Kreises bis zur Verwunderung, ja bis zum Erstaunen, ausgebildet erscheinen.“ [69]) Durchmustern wir die Philologen, die Goethe unter seinen damaligen Zeitgenossen lehren und wirken sah — auf wen anders als allein auf Wolf passen die Züge dieses schmeichelhaften Bildes? Der Einblick in diese allseitig gediegene, auf ihrer eigenen Kraft ruhende Persönlichkeit war es, was den Dichter vermochte, den Alterthumsforschern, aber freilich nur den echten unter ihnen, ein solches Vorrecht zuzugestehen, auf das selbst diejenigen, die sich der vergönnten Freiheit zu bedienen nicht geneigt sind, immerhin einigen Werth legen dürfen.

Mit dem Sommer des Jahres 1802 begann also eine stetige Verbindung zwischen Goethe und Wolf, die durch einen mehr oder minder lebhaften Briefwechsel unterhalten ward und durch freundschaftliche Zusammenkünfte immer mehr an Herzlichkeit gewann. Nachdem sich die Geister einmal so unbefangen einer vor dem andern aufgeschlossen, konnte es nicht fehlen, daß beide mit immer verstärkter Anziehungskraft auf einander wirkten.

Im Juni des folgenden Jahres (1803) besuchte Goethe von Lauchstedt aus abermals die hallischen Freunde, unter denen nun Wolf anerkanntermaßen den ersten Platz einnahm. [70]) Gegen Ende des Jahres ward der persönliche Verkehr auf weimarischem Boden erneuert. Wolf kam zu

---

[69]) Winckelmann und sein Jahrhundert, S. 426. (Werke 37, 52) Vergleiche J. F. J. Arnoldt, Fr. Aug. Wolf in seinem Verhältnisse zum Schulwesen und zur Pädagogik 2, 315. — Dankbar verweise ich auf dies reich ausgestattete Buch. Der Verfasser ist der sorgsamste und zuverlässigste Führer für jeden, der Wolfs pädagogisches Wirken in seinem ganzen Umfange überblicken und im Einzelnen würdigen will. Er ist zugleich einer von den seltenen Führern, die uns mehr sehen lassen, als sie eigentlich zu zeigen verpflichtet sind.

[70]) Werke 31, 149.

einem vierzehntägigen Besuche; Goethe, dem er als „erwünschter Rathgeber und Helfer" erschien, begrüßte sein Kommen mit lebhafter Freude.[71]) Die Zusammenkunft fiel in einen Zeitpunkt, der in mehr als einer Hinsicht bedeutungsreich war. Das in so manchem Sinne bedenkliche Unternehmen einer neuen Literatur-Zeitung war in's Werk gesetzt; eben hatte Goethe während eines längeren Aufenthalts in Jena die vorbereitenden Geschäfte erledigt; in wenigen Tagen mußte das neugegründete Institut seine öffentliche Wirksamkeit beginnen; über Vieles, was in einem solchen Falle zu erwägen war, sollten Wolfs Ansichten und Rathschläge vernommen werden.[72]) Goethes Stimmung konnte nicht die heiterste sein.[73]) Herders Tod — er war am 18. December erfolgt, — hatte in Weimar bei Vielen schmerzliche Erschütterung hervorgerufen, Alle aber zu lebendiger Theilnahme gestimmt, und zu gleicher Zeit war das Gesellschaftsleben der höheren Kreise durch die Gegenwart der Frau von Staël in eine ungewöhnlich rasche Bewegung versetzt werden. Goethe hielt sich, wie es scheint, während der Anwesenheit Wolfs meist in seinem häuslichen Bereiche, um der geistigen Anregung, welche der Freund brachte, ungestört froh zu werden.[74])

Durch das Jahr 1804 setzten sich die freundlichen Berührungen und Beziehungen fort. Abermals war es Lauchstedt, wo in der zweiten Hälfte des August genußreiche Tage gemeinsam verlebt wurden.[75]) Goethe hatte sich damals die peinliche und unfruchtbare Aufgabe gestellt, den Götz, die freie Schöpfung seiner Jugendzeit, in ein strenger zusammengehaltenes Bühnenstück umzuformen. Zugleich aber beschäftigte ihn schon der Plan zu dem literarischen Monumente, das er Winckelmann, als dem Begründer des wahren kunstgeschichtlichen Studiums, errichten und so diesem herrlichen Vertreter antiker Denk- und Lebensweise eine tief empfundene Schuld der Dankbarkeit im Namen der Nation abtragen wollte.

Schon im Sommer 1799 hatte er dem Lebensgange und der Thätigkeit Winckelmanns fleißige Betrachtungen gewidmet und „sich das Verdienst und die Einwirkung dieses wackern Mannes im Einzelnen deutlich zu

---

[71]) In dem Briefe Nr. 6 vom 26. December. Vgl. an Schiller 31. Decbr. — An Zelter 1, 100: „Professor Wolf haben wir bey vierzehn Tage hier gesehen."

[72]) Wolf bethätigte seine Theilnahme an der Jenaischen Literatur-Zeitung durch eine Reihe von Beiträgen in den Jahren 1805—7.

[73]) Von seinem damaligen schlimmen Humor, der in den ihm verhaßten kurzen Decembertagen mit doppelter Schärfe hervorbrach, ist uns ein allzu kräftiges Zeugniß aufbehalten in dem Briefe an Charlotte von Schiller vom 20. December. (Charlotte von Schiller und ihre Freunde 2, 240.)

[74]) In den Nachträgen zu den Tag- und Jahresheften wird dieses Besuchs mit folgenden Worten gedacht: „Professor Wolf, der mächtige Philolog, schien sich immer mehr in unserm Kreise zu gefallen und war von Halle dießmal auf kurze Zeit mich zu besuchen gekommen." (60, 268)

[75]) Dies ergiebt sich aus dem Briefe Nr. 8 vom 10. Septbr. 1804.

machen." [76]) Das Resultat seiner Betrachtungen wollte er jetzt auf eine nachdrückliche und der Zeit gemäße Weise aussprechen. Denn allerdings schien es ihm an der Zeit, dasjenige, worin er eine unglückliche Verirrung der heranstrebenden Künstlerjugend erblickte, mit der Waffe seines Wortes und mit allem Gewichte seines Ansehens stets von neuem zu bekämpfen.

Die romantische Schule hatte damals mit ihren Wirkungen schon weit über den Kreis der Literatur hinausgegriffen; die Anregungen, die sie nach allen Seiten hin entsandte, hatten kein Gebiet des Wissens und der Kunst ganz unberührt gelassen; mit besonderer Heftigkeit aber waren von der allgemeinen Bewegung die bildenden Künste ergriffen worden, die ja gewöhnlich den Einflüssen des in der Literatur waltenden Geistes am nächsten ausgesetzt sind. Nicht umsonst hatte der Klosterbruder seine frommen Kunstvisionen aus gläubigem Gemüthe vorgetragen; nicht umsonst hatte Sternbald mit sehnsüchtigem Entzücken auf das einzig gültige Vorbild der alten christlichen Kunst hingewiesen und die Maler aufgefordert, allein aus dem lautern Quell der Religion frische Begeisterung zu schöpfen. Die Künstler schickten sich an, diesem aufregenden Rufe mit thätigem Eifer zu folgen; und eben hatte Friedrich Schlegel diesen Eifer noch stärker angefacht, indem er in seiner Zeitschrift „Europa" zu wiederholten Malen als ein beredter Prediger des neuen romantisch-christlichen Kunstgeschmacks sich vernehmen ließ, zur Abwendung von heidnischen Mustern ermahnte, die Herrlichkeit der aus christlichem Geiste geborenen Werke des Mittelalters mit warmer Empfindung pries und es unverholen aussprach, daß erst „Religion oder philosophische Mystik die Idee der Malerkunst wieder hervorrufen müsse." [77])

Unmöglich konnte Goethe gelassenen Muthes zusehen, wie dies rückwärts gewandte Bestreben sich erfolgreich ausbreitete. Er sah manche seiner theuersten Ueberzeugungen verletzt; er sah die Entwicklung des deutschen Kunstlebens, wie er sie zu fördern und zu lenken gedachte, in gefährlicher Weise unterbrochen; er konnte wahrnehmen, wie unter den Künstlern eine beträchtliche Anzahl sich von der neuen einschmeichelnden Doctrin verlocken ließ, und wie selbst die Kräfte der Besseren in falschem Bemühen mißbraucht und vergeudet wurden; er mußte endlich zu der Vermuthung gelangen, daß Vieles, was die Meister der neuen Schule durch ihre Lehren in Umlauf zu bringen suchten, gerade darauf berechnet war, sein eigenes Wirken und Wollen zu hemmen oder zu durchkreuzen.

Solchem feindseligen Andrang gegenüber verharrte Goethe nur um so fester in seiner Stellung. Seine Grundsätze blieben unerschüttert;

---

[76]) An Schiller 21. August 1799.
[77]) Europa 2, 2, 143.

mehr als je ließ er es sich angelegen sein, sie vorzutragen, sie den Freunden der Kunst zur Beherzigung, den Jüngern der Kunst zur unmittelbaren Anwendung zu empfehlen. Auf die Kunstwelt des Alterthums blieb unverrückt sein Sinn gerichtet; denn dort zeigte sich ihm die ungebrochene Gesundheit des Geistes in einem noch nicht gestörten Einklange mit der zur höchsten Schönheit gediehenen Form. Er trachtete daher, die Kunst seiner Zeit, in welcher er diesen Einklang wieder finden wollte, in lebendiger Verbindung mit dem Alterthum zu erhalten, und aus dem Bereiche der neuern Kunstgeschichte war ihm demnach diejenige Periode vorzüglich werth, wo in Auffassung und Ausführung sich ein dem Antiken verwandter Sinn hervorthut. Durch umfassende historische Belehrung so wie durch gründliche Betrachtung einzelner Musterwerke wollte er den Künstler zur unbedingten Anerkenntniß der höchsten Maximen leiten, dem Genießenden es aber gleichsam zur Pflicht machen, nur an den reinsten Anschauungen Gefallen zu finden. Entschlossen beharrte er auf den strengsten Forderungen, denen nur die Kunst des Alterthums vollkommen zu entsprechen scheint; daß er dadurch zu dem Sinne und den Wünschen des Zeitalters in einen entschiedenen Gegensatz trat, blieb ihm nicht verborgen: er glaubte jedoch, zum Heil der Kunst nicht nachgeben zu dürfen; er glaubte dem Verderbniß neuer Lehren nicht wirksamer steuern, dem drohenden Uebergewicht kunstwidriger Elemente nicht nachdrücklicher begegnen zu können, als wenn er seine geprüften Grundsätze in vermannichfaltigter Anwendung bekräftigend wiederholte.

Diesem Zweck waren vornehmlich die Propyläen gewidmet; diesen Zweck behielten die Weimarischen Kunstfreunde stets im Auge, wenn sie über die jährlichen Ausstellungen genauen Bericht erstatteten oder sonst in gelegentlichen Aufsätzen sich dem Publicum mittheilten; und wenn sie sich jetzt bereiteten, Winckelmanns Andenken würdig zu feiern, so ist nicht zu verkennen, daß bei diesem Unternehmen ähnliche Absichten walteten.

Gerade in diesem Zeitpunkte wollte Goethe das lichte Heroenbild des Mannes, den er wohl als einen geistesverwandten Ahnherrn verehren durfte, kühn hineinstellen in den trüben Dunstkreis, den die neue Schule mit ihren mystischen Lehren um sich her erzeugte. Winckelmann, der in das Geheimniß der alten Kunst mit Seherblick eingedrungen und mit begeisternden Dichterworten es ausgedeutet hatte, Winckelmann konnte nicht genannt und gepriesen werden, ohne daß die Betrachtung zugleich bei dem Alterthum selbst verweilte; und die Betrachtung mußte zu dem Eingeständniß führen, daß nur von dorther uns die wahre Erleuchtung über Wesen der Kunst und der Schönheit zugekommen sei. Indem Goethe das antike Lebens- und Kunstideal im reinsten Glanze vorführte, wollte er die

Nebel verscheuchen, die allmählich den ganzen Kunsthorizont verfinsternd zu überziehen drohten. In der „Skizze zu einer Schilderung Winckelmanns," wie Goethe sie entwarf, ist die polemische Absicht nirgends mit störender Deutlichkeit ausgesprochen; die Darstellung scheint ihren Zweck nur in sich selbst zu haben; — sobald wir uns aber mit lebhafter Empfindung in den Zeitpunkt versetzen, da der Dichter sie ausführte, so enthüllt sich uns auch jene Absicht: wir erkennen in dem Ganzen einen Protest, der im Namen der Antike gegen die verführerischen Tendenzen der neuen Irrlehrer erhoben wird;[78]) und zwar giebt Goethe diesem Protest einen so energischen Nachdruck, als ob er von dem Genius der alten Kunst selbst die Vollmacht erhalten habe, ihn gegen seine modernen Widersacher zu vertreten.

Wenn nun der Dichter, der so das gute Recht des Alterthums verfocht, sich nach einem kräftigen Gesinnungsgenossen umsah, mußte er dann nicht wünschen, vor Allem den philologischen Freund an seine Seite zu ziehen? Der Forscher, der zu einer neu belebten geschichtlichen Erkenntniß des Alterthums den festen Grund für alle Zukunft gelegt hatte, — mußte nicht vornehmlich er befugt und berufen sein, mitzuarbeiten an dem Denkmal, das dem Geschichtschreiber der alten Kunst gestiftet werden sollte? Der große Lehrer der Alterthumswissenschaft, der so vertraut war mit der antiken Welt und dem, was sie hervorgebracht, — erschien er nicht vor Allem fähig und würdig, den Dichter zu unterstützen in dem Kampfe, den dieser unter dem Panier der Antike gegen die Bestrebungen der modernen Kunstprediger führte? —

Wolf ward also aufgefordert, sich den verbündeten Freunden Goethe und Meyer als dritter anzuschließen.[79]) Er war nicht abgeneigt, und als Goethe mit wiederholter Aufforderung freundlich in ihn drang, ließ er sich bald auch willig finden, seinen Beitrag zu leisten.[80]) Und so er-

---

[78]) Die Häupter der neuen Schule, die sich damals innerlich von Goethe schon getrennt hatten, waren denn auch über jene Absicht keineswegs im Unklaren. In dem bedeutsamen Briefe A. W. Schlegels an Fouqué vom 13. März 1806 finden wir die bezeichnende Aeußerung: „Es scheint, er (Goethe) will alle seine Jugendsünden wieder gut machen; — — — Nur vor einer Sünde hütet er sich nicht, die am wenigsten Verzeihung hoffen kann, nämlich der Sünde wider den heiligen Geist. Sein Winckelmann, das sind wieder verkleidete Propyläen, die also das Publikum doch auf alle Weise hinunterwürgen soll." — (A. W. Schlegels sämmtliche Werke 8, 152.)

[79]) Aus Goethes Worten in den Briefen Nr. 9 und 10 vom 24. Januar und 25. Februar 1805 geht hervor, daß eine derartige Aufforderung schon im August 1804 während des Beisammenseins in Lauchstedt geschehen ist.

[80]) Goethes und Wolfs Aufsätze sind im März 1805, ungefähr zu gleicher Zeit, entstanden. Am 25. Februar, da Meyer außer dem Entwurf einer Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts auch schon seinen Aufsatz geliefert

scheint denn in dem Buche „Winckelmann und sein Jahrhundert“ Wolf den Weimarischen Kunstfreunden zugesellt; er ist mit ihnen auf demselben Felde thätig, er billigt und fördert ihre Zwecke.

Den mannigfaltigen Inhalt des aus vereinter Thätigkeit hervorgegangenen Buches leitet Goethe durch eine Reihe allgemeiner Bemerkungen ein. Hierauf stellt sich uns Winckelmann selbst, leibhaftig und lebendig, dar in seinen köstlichen Briefen an Berendis, von denen eine beträchtliche Anzahl aus der Epoche seiner Religionsveränderung stammt;[81]) es folgt dann, auf mehr als zweihundert Seiten, der Entwurf einer Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, im Sinne der Weimarischen Freunde redlich und umsichtig behandelt; endlich aber lassen sich, einer nach dem andern, Goethe, Meyer und Wolf, jeder in seiner Weise, über Winckelmann vernehmen. Goethe zeichnet mit kräftigen Haupt- und Grundstrichen den Menschen vor uns hin; er läßt vor unsern Augen die Winckelmannische Natur sich bilden und gestalten; sie steht in ihrer machtvollen Einheit vor uns da, und wir überzeugen uns von ihrer ursprünglichen Verwandtschaft mit dem Geiste des Alterthums: wir erkennen, daß dieser Mann die gebieterische Bestimmung in sich trug, für die neuere Menschheit ein Lehrer der alten Kunst zu werden. Der Dichter kann von den leuchtenden Vorzügen antiker Kunst- und Lebensweise, er kann von den Eigenschaften, Leistungen und Schicksalen Winckelmanns nicht reden, ohne den Ton einer bald freudigen, bald weihevoll ernsten Begeisterung anzustimmen; und über die würdige Pracht seiner Sprache weiß er einen solchen Glanz zu verbreiten, daß die Gestalt seines Helden wie in einer Glorie erscheint.

Unsere Empfindung, die der Dichter auf das Höchste gesteigert, wird nun allerdings ziemlich tief herabgestimmt, wenn der wackere Meyer vortritt, um uns in seiner trockenen, etwas unbehülflichen, aber doch nicht ungefälligen Manier darzulegen, was der Gefeierte durch seine „für Geschmack, Kunst und Alterthumskunde wohlthätigen Bemühungen“ (S. 444) denn eigentlich zum Besten seiner und der folgenden Zeit gewirkt und ge-

hatte, „der Winckelmann als Beförderer einer echten alterthümlichen Kunstkenntniß darstellt,“ — an jenem Tage war Goethe noch nicht an sein „Pensum“ gegangen. Am 20 April aber meldete er Schillern, daß am Tage zuvor die drei Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns abgesendet worden. In den letzten Tagen des Mai war das Buch schon in Knebels Händen (an Henriette 28. Mai), und am 30. und 31. Mai ward es von Fernow in der Jenaischen Literatur-Zeitung angezeigt.

[81]) Auch diesen Briefen, in denen Winckelmann das Qualvolle seiner inneren Zustände so unumwunden ausspricht, ließ sich gar leicht eine Anwendung und Deutung auf damalige Zeitverhältnisse geben. Knebel schreibt an Goethe 18. Juni 1805: „Uebrigens haben die Briefe noch den Vortheil in einem Zeitpunkte zu erscheinen, wo sie gleichsam hervorgerufen scheinen; nämlich die Albernheit des Katholicismus eben nicht durch Winckelmanns Ueberzeugung zu beschönen.“

leistet habe. Wenn nun schließlich Wolf das Wort nimmt, um, wie er es bescheiden ausdrückt, „von Winckelmann als Gelehrten einiges zu sagen," so hört man wieder den Meister, der dem klar Erkannten mit glücklicher Wahl den treffendsten Ausdruck zu geben weiß.

In scharf und knapp zusammengefaßter Form legt Wolf seine Betrachtungen vor. Das Hauptverdienst des Geschichtschreibers der alten Kunst wird kaum leise berührt; der Philolog hält sich gewissenhaft innerhalb der Grenzen seines Faches. Was aus dem so spärlich vorhandenen Material zur Jugend- und Bildungsgeschichte Winckelmanns sich gewinnen ließ, benutzt er, um durch wenige, aber sorgsam ausgewählte und geschickt vertheilte Züge anschaulich zu machen, auf welchem Wege und mit welchen Mitteln der große Kunstforscher sich sein philologisches Wissen erworben, was er als Philolog geleistet und zu leisten fähig gewesen. Zugleich wird angedeutet, wie es in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts um das Studium des Alterthums bestellt war; es wird anerkannt, daß Winckelmann von außen nur wenig empfing, daß er, zur Befriedigung der höhern Forderungen seines Geistes, fast Alles aus sich selbst schöpfen mußte, daß er sich, halb unbewußt, zu seiner großen Lebensaufgabe vorbereitete, indem er sich der oft wunderlich scheinenden Leitung seines Schicksals überließ und dem dunkeln, aber mächtigen Triebe seines Genius folgte. Es wird nicht verschwiegen, in wie fern seine philologische Bildung beschränkt und mangelhaft blieb, und was daher seinen Werken, die er nach unzulänglichen Vorarbeiten kühn entwarf und muthig ausführte, zu einer allseitigen Vollendung fehlen muß. Aber diese Mängel waren vielleicht nahe verbunden mit dem, was in seiner Natur als das Edelste, Größte und Wirksamste erscheint; und Winckelmann empfängt denn auch das Zugeständniß, daß er nur auf seinem, ihm ganz eigenen Wege sich zu dem erheben konnte, „was die Blume aller geschichtlichen Forschung ist, zu den großen und allgemeinen Ansichten des Ganzen."

Bei aller Schärfe der Beobachtung und des Ausdrucks bewährt Wolf in diesem Aufsatze durchweg eine schöne Liberalität des Urtheils, und diese ist ihm um so höher anzurechnen, je weniger seine eigene Natur nach Anlage und Entwickelung dem Wesen Winckelmanns verwandt war. Diese Liberalität geht hervor aus einer unbefangenen Schätzung des Verdienstes, das dem Urheber der Kunstgeschichte zukommt, so wie aus einer richtigen Unterscheidung dessen, was in seinen Leistungen vergänglich und was in ihnen mit fortzeugender Kraft lebendig dauernd ist. Keine Frage, daß Wolf hier in der Beurtheilung Winckelmanns einen höheren Standpunkt einnimmt, und das Wesentliche, was hier in Betracht kommt, mit freierem Blick erfaßt als Heyne, der da, wo er über den großen Erneuerer

des archäologischen Studiums spricht, sich nicht selten engherzig und kleinsinnig zeigt.

In dem Aufsatze herrscht der Ton eines gehaltenen Ernstes, den aber Wolf hie und da durch seine eigenthümliche Laune belebt. Diese wird besonders dann rege, wenn er sich veranlaßt findet, auf die modernen Erziehungskünstler einen spöttischen Seitenblick fallen zu lassen. Während Goethe sich gegen die Lehren der frömmelnden Kunstprediger wendet, mag Wolf gern das schädliche, den edlen Alterthumsstudien feindliche Treiben der neueren, nach philanthropinischem Muster gebildeten Pädagogen verhöhnen und verfolgen; wie er denn auch sonst oft genug die Gelegenheit ergreift oder herbeizieht, sich mißfällig über einen Zustand der Pädagogik zu äußern, in welchem „ungezogene Schriftsteller über Erziehung und ungelehrte über die Kunst und beste Art zu lehren" Rath und Anweisung ertheilen. —

Was Wolf in dem engen Rahmen dieses Aufsatzes nach Goethes Wunsch und Angabe und zu dessen vollkommener Befriedigung geleistet, mußte ihm selbst freilich ungenügend dünken: denn er war damals noch gewohnt, überall nur das wahrhaft Bedeutende von sich zu fordern. Uns aber, die wir es gerne sehen, wie Goethe und Wolf sich vor dem Bilde Winckelmanns vereinigen, uns mag diese kleine Arbeit werth bleiben; sie ist uns ein erfreuliches Denkmal von dem Zusammenwirken beider Männer, die gerade damals im Begriffe waren, ihre Verbindung fester und fester zu knüpfen. [82]) —

Es giebt Verhältnisse, hervorgegangen aus der nahen Verwandtschaft der Geister oder aus der Gemeinsamkeit des Strebens, Verhältnisse, in denen einer des andern zur Ergänzung des eigenen Wesens nothwendig bedarf. Sie erzeugen eine Freundschaft, die sich, wie durch ein Gebot der Natur, fort und fort erhält; hat sie einmal einen gewissen Höhepunkt erreicht, so kann sie von diesem nicht wieder herabsinken: denn die unerschütterliche Dauer einer solchen Freundschaft ist durch den unveränderlichen Charakter der Freunde verbürgt; jeder findet in dem andern die köstlichste Bereicherung des eigenen Daseins, auf die er nicht mehr freiwillig Verzicht leisten kann. Bei aller Fülle, die ihm von außen zufloß und die er unerschöpflich in seinem Innern hegte, würde Goethe kein volles Leben gelebt haben, wenn er das unschätzbare Glück einer solchen Freundschaft nicht erfahren hätte.

---

[82]) Goethe schreibt in den Tag- und Jahresheften (31, 196): „Professor Wolf aus Halle bewährte seine Theilnahme an Winckelmann und dem was ich für sein Andenken zu thun gedachte, durch Uebersendung eines Aufsatzes, der mir höchlich willkommen war, ob er ihn gleich für unbefriedigend erklärte."

Aber andere Verhältnisse giebt es, die nicht auf so sicherem Grunde ruhen; wie durch ein geheimes Gesetz ist es ihnen versagt, sich in stets gleicher Festigkeit zu behaupten. Auch sie können dem Leben mannigfaltigen Schmuck verleihen, in die geistige Entwicklung zur rechten Zeit förderlich eingreifen, und dem Gemüthe eine reiche Quelle erfrischenden Genusses eröffnen. Weil sie jedoch nicht aus dem innersten Bedürfnisse der Naturen mit Nothwendigkeit sich hervorgebildet haben, werden sie auch nicht zu einem unentbehrlichen Bestandtheile des Daseins. Die Geister nähern sich, um sich im günstigen Momente innig zu berühren, ja ihre Besitzthümer gegen einander auszutauschen: aber oft wird eben in diesem Momente der innere Gegensatz der Naturen fühlbar, der eine dauernde Vereinigung hindert. Ein Verhältniß dieser Art erlebt, gleich einem organischen Wesen, einen Zeitpunkt der höchsten Blüthe, in welchem es seine ganze Bedeutung fröhlich und gedeihlich entfaltet; dieser Zeitpunkt mag länger oder kürzer währen: ist er einmal vorüber, so kann zwar die freundschaftliche Verbindung äußerlich fortbestehen — aber es scheint, als ob ihr eigentlicher Gehalt erschöpft, als ob die belebende Kraft aus ihr entwichen sei.

In Goethes Verhältniß zu Wolf bezeichnen nun die Sommermonate des Jahres 1805 den Eintritt dieser schönen Blüthezeit.

Schon in den ersten Monaten des Jahres hatte Wolf einen längeren Besuch für die Frühlingstage zugesagt. Am 25. Februar hatte Goethe ihm versprochen, er solle „zu Pfingsten Haus und Herz geschmückt finden, ihn auf's freundlichste zu empfangen." Wer konnte ahnen, welche herbe Leidens- und Schmerzenszeit bis dahin durchzumachen war! Es kam ein trauriger Frühling; und als Wolf am 30. Mai mit seiner Tochter Wilhelmine[83]) in Weimar anlangte, da mußte er dem tief gebeugten Freunde als ein kräftiger, lebensvoller Tröster erscheinen.

Wolf hatte um jene Zeit lockende Anträge zu einer Uebersiedelung nach München erhalten; es war zu fürchten, daß er sich würde bereden lassen, seine bisherigen Verhältnisse, in denen seine Thätigkeit den freiesten Spielraum fand, aufzugeben. Goethe aber ward durch die Möglichkeit, den würdigen Freund aus seiner Nähe zu verlieren, mit wahrer Besorgniß erfüllt. Er mochte an Wolfs Entfernung nicht denken; er sah darin,

[83]) Wolf hatte sich im Jahre 1802 nach lange fortgesetzten Mißhelligkeiten von seiner Frau getrennt; von seinen drei Töchtern behielt er die mittlere, Wilhelmine, bei sich. Diese scheint ihm von ihrer Kindheit an die liebste gewesen zu sein und den Segen der väterlichen Pädagogik im reichsten Maße genossen zu haben. Goethe hatte sein rechtes Wohlgefallen an dem schönen Mädchen, das „in allen Reizen der frischen Jugend mit dem Frühling wetteiferte." Im Briefe vom 2. Mai gedenkt er auch der „lieben Miene." Christiane hatte schon im Sommer 1802 mit Wolfs Töchtern Bekanntschaft gestiftet.

wie er noch am 2. Mai geäußert hatte, „eins der größten Uebel, die ihm widerfahren könnten." Aber wenige Tage später kam ein größeres Unheil über ihn: Schiller starb am 9. Mai, und der zurückbleibende Genosse hatte die Hälfte seines Daseins verloren. Was Goethe in jenen Tagen empfand, hat er nicht nur bald hernach in dem Epilog zur Glocke, sondern nach Verlauf vieler Jahre noch, in Worten von so herzbewegender Kraft ausgesprochen, daß sie uns zu unmittelbaren Zeugen, ja zu Theilnehmern seines Schmerzes machen. Zu der Schwere dieser niederdrückenden Trauer kam noch die Last körperlicher Leiden. Einen großen Theil des Winters hatte er in trüben Krankheitszuständen, unerfreulich genug, verbracht;[84]) durch abwechselnde, mit wenigen Pausen rüstig fortgesetzte Thätigkeit hatte er sich aufrecht zu erhalten gesucht; aber Körper und Gemüth litten unter schwerem Druck, und als in den Frühlingsmonaten eine Erleichterung einzutreten schien, da traf ihn das unerbittliche Schicksal mit dem härtesten Schlage, und „er war nun von allen seinen Uebeln doppelt und dreifach angefallen."

In jenen Augenblicken, ehe die erste Gewalt des Schmerzes beschwichtigt war, durfte er wohl zweifeln, ob es ihm gelingen werde, sich von der Erschütterung wieder herzustellen, welche die tiefen Grundlagen seines Daseins betroffen hatte. Als aber seine mächtige Natur sich wieder in sich zusammenzufassen begann, als er mit wieder aufstrebendem Sinne um sich her und vorwärts in die Zukunft blickte, da mußte sein Gefühl ihm die Ueberzeugung eingeben, daß eine neue Epoche seines Lebens vor ihm liege. Er sollte sein Dasein und Wirken fortsetzen, aber unter neuen Bedingungen; und er mußte sich erst in diese fügen lernen.

Indeß auch hier erwies sich das Geschick seinem alten Lieblinge günstig: gerade in diesem bedeutungsschweren Momente, gleichsam an der Schwelle einer neuen Laufbahn, kam ihm der Freund entgegen, der so lebensmuthig erschien und Muth und Lust zum thätigen Leben erwecken konnte.[85]) In den von Trauer verdüsterten Kreis trat Wolf anregend

[84]) Wie die nahestehenden Freunde seinen Zustand beurtheilten, erkennt man aus Schillers Worten an Humboldt vom 2. April: „Goethe war diesen Winter wieder sehr krank und leidet noch jetzt an den Folgen. Alles räth ihm ein milderes Klima zu suchen und besonders dem hiesigen Winter zu entfliehen. Ich liege ihm sehr an, wieder nach Italien zu gehen, aber er kann zu keinem Entschluß kommen, er fürchtet die Kosten und die Mühseligkeiten. Unter diesen Umständen hat er freilich nicht viel im Poetischen leisten können, aber Sie wissen, daß er nie unthätig und sein Müßiggang nur ein Wechsel der Beschäftigung ist."

[85]) Der Tod Schillers scheint ihn nicht eben tief berührt zu haben. Wenigstens beklagt sich Humboldt in dem Briefe vom 20. Juli 1805: „Sie schreiben mir viel von Goethe, was mich herzlich freut, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch sahen, oder nach seinem Tode in Weimar waren." — Und doch geht aus Humboldts folgenden Worten hervor, daß die Beziehungen zwischen Wolf und

und ermunternd, und brachte alle Mächte geistesfrischer Heiterkeit und jovialischer Laune mit sich. Je tüchtiger der Mann dastand, der damals ganz und gar durchdrungen war von der Lust des erfolgreichsten, immer weiter um sich greifenden Wirkens, um so bereitwilliger nahm man Alles an, was er zu bieten hatte. Und er kargte nicht mit seinen Schätzen. Ihm, der zu allen Zeiten nur widerstrebend zur Feder griff, um sich der weit- und breiten Masse des Publikums öffentlich mitzutheilen, ihm, „der niemals Schriftsteller, sondern nur Lehrer sein wollte," [86]) ihm war das lebendig gesprochene Wort, wie es in unmittelbarer Frische aus dem Geiste hervortritt, das liebste und natürlichste Ausdrucksmittel geworden, das er mit der größten Gewandtheit zu handhaben und dem er die bedeutendsten Wirkungen abzugewinnen wußte. In der lebendigen Unterhaltung kam daher die ganze Eigenthümlichkeit seines Wesens am deutlichsten und gewiß auch am mächtigsten zum Vorschein. Auch von ihm konnte man, wenn auch in einem andern Sinne, wie von Goethe sagen, daß, so trefflich auch das Geschriebene war, das Gesprochene doch noch köstlicher erschien. Die Unterhaltung lockte ihn, den ganzen Reichthum seines Wissens frei an den Tag zu geben; und es war in der That *sein* Wissen, — denn Alles, was er äußerte, trug das schärfste Gepräge des Individuellen; es hatte, indem es durch seinen Geist hindurchgegangen, von diesem Form und Farbe erhalten. In der Ungebundenheit seiner genialischen Natur ließ er alle Eigenschaften seines Wesens keck durcheinander spielen; seine glänzende Dialektik, sein Scharfsinn, der ihn auch für die gewagtesten Behauptungen einen, wenn nicht zureichenden, so doch beschönigenden Grund finden ließ, seine unvergleichliche Gabe eindringendster Wahrnehmung und die Fähigkeit, das Wahrgenommene eben so prägnant darzustellen, — dabei, neben der kühlen Besonnenheit des allseitig erfahrenen Kritikers, eine gewisse Verwegenheit des Geistes, die ihn antrieb überall auf das Aeußerste und Letzte loszudringen und im Kampfe mit den bedenklichsten Schwierigkeiten seine Kräfte zu messen — das Alles machte sich in raschem Wechsel neben und nach einander geltend. Und wenn das Gespräch sich mit Vorliebe den ernsten künstlerisch-wissenschaftlichen Problemen zuwandte, so mag

---

Schiller ganz freundlicher Art gewesen sein müssen. Denn er fährt fort: „Mich hat sein Tod unendlich niedergeschlagen. Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein so rein intellectuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtkunst und Philosophie ewig aufgelegt, von so ununterbrochen edlem und sanftem Ernst, von so partheilos gerechter Beurtheilung wird ebenso wenig in langer Zeit wieder aufstehn, als eine solche Kunst im Schreiben und Reden. Sie, der Sie ihn oft und gern sahen, theurer Freund, fühlen das gewiß gleich stark mit mir." —

[86]) Dies bekennt Wolf im Jahre 1816, in dem übel berufenen Briefe, der vor dem ersten Heft der Literar. Analakten steht.

sich doch auch oft genug der sprudelnde Humor und der Witz mit seiner ätzenden Schärfe hineingemischt haben. Wolf war eine von den seltenen Persönlichkeiten, von denen ein Strom geistiger Bewegung ausgeht, der jeden ergreift und von dem jeder gern sich heben und tragen läßt. Goethe war denn auch keineswegs gewillt, so heilsamen Einwirkungen zu widerstreben; er überließ sich ihnen vielmehr mit wachsendem Behagen; er kostete ganz den Reiz einer so geistreich belebten, durch gegenseitige wahre Neigung erhöhten und veredelten Geselligkeit; er fühlte sich hinausgehoben aus der düstern Leidensatmosphäre, die ihn so drückend befangen, und wenn er auch seine Zustände noch nicht zu rühmen vermochte, so bekannte er doch nach wenigen Tagen, daß er sie „über der Gegenwart des würdigen und tüchtigen Freundes vergesse.“ [87])

Wer Goethe und Wolf damals in ihrem persönlichen Verkehr beobachten konnte, der muß sich eines eigenthümlich genußreichen Schauspiels erfreut haben. Beide waren zum Herrschen geboren und des Herrschens gewohnt; aber hier entäußerte sich jeder seiner Souveränetät zu Gunsten des andern. Die Ueberzeugung, daß jeder da, wo er stehe, der erste sei und als der erste gelte, begründete eine Art von Gleichheit zwischen ihnen und ertheilte den wechselseitigen Aeußerungen eine eigene ungewohnte Würze. Jeder konnte in zwangloser Unbefangenheit seine Natur walten lassen und war sicher, dadurch den andern gleichfalls in ein Element behaglichster Freiheit zu versetzen. Jeder empfing von dem andern das Beste, was er aus der Fülle seines Wesens darreichen konnte; und jeder regte den andern im heitern Wetteifer an, alle Kräfte des Geistes in reicher Mannigfaltigkeit hervortreten zu lassen. Wie mögen da die beschwingten Pfeile der Rede hin und wieder geflogen sein! Immer fort steigerte sich die Lebhaftigkeit des geistigen Austausches und duldete keine Unterbrechung, keinen Stillstand.

Wir können nicht ermessen, wie viele Gegenstände der Kunst und Wissenschaft das Gespräch in seinem raschen Flusse, in seinen plötzlichen Wendungen berührte. Aber mochte der Text der Unterhaltung auch noch so häufig wechseln, ein Text, das wissen wir, war nicht so leicht zu erschöpfen und ward von den Freunden recht gründlich durchgenommen.

Sie hatten eben noch ihre Bemühungen zu Gunsten Winckelmanns vereinigt; das Interesse an bildender Kunst stand im Vordergrunde. Gerade in dieser düstern Zeit, da er der geistigen Erquickung so sehr bedurfte, mochte sich Goethe den erhebenden Anschauungen, welche die Kunst des Alterthums gewährt, noch inniger als sonst hingegeben haben; ganz

[87]) An Frau von Stein 4. Juni 1805 (3, 361).

von selbst lenkte sich das Gespräch in jene Region, wo seine Gedanken so gern verweilten. Aber, wenn der philologische Freund ihm auch willig dorthin folgte, so konnten beide doch nicht lange friedlich neben einander gehen.

Als löbliche Jünger Winckelmanns hatten die Weimarischen Kunstfreunde sich die Grundsätze angeeignet, nach welchen der Meister bei Entwurf und Ausführung seines Geschichtswerkes verfahren. Auf diesem Grunde suchten sie mit emsigem Fleiße fortzubauen. Die Unterscheidung der Epochen war ihnen geläufig; sie besaßen eine wünschenswerthe Vertrautheit mit den Merkmalen, nach welchen Ursprung und Zeitalter eines Kunstwerks zu bestimmen sein sollten; sie rühmten sich, die allmähliche Entwickelung der Kunst in ihrem nothwendigen Verlaufe mit Deutlichkeit zu überblicken, sie glaubten sich im Besitze einer geschichtlichen Erkenntniß, deren Zuverlässigkeit nicht anzufechten sei, und mochten demgemäß ihre Ueberzeugungen mit Nachdruck und freudiger Sicherheit vortragen.

Hier aber begegnete ihnen Wolf als ein Zweifelnder; er setzte nur wenig Zutrauen in die Gründlichkeit einer derartigen geschichtlichen Einsicht, ja er bewahrte bei so wohlgemeinten und wohlgegründeten Behauptungen einen mehr oder minder hartnäckigen Unglauben. Vielleicht war ihm Sinn und Auge für die Schöpfungen der Kunst nicht so ganz und gar verschlossen; aber da äußere Gelegenheit und innerer Trieb zur Ausbildung mangelten, so blieb ihm das plastische Alterthum wie von einem Nebel umhüllt, der ihn keine bestimmten, ausdrucksvollen Formen erkennen ließ. Sein Blick, der so eindringend war, wenn es galt, Wesen und Charakter eines Schriftstellers aus ferner Zeit zu durchschauen, dieser Blick ward stumpf vor dem Werke des bildenden Künstlers, das ihm unmittelbar nahe stand, das er mit den Augen des Leibes erfassen konnte.[88]) Wie auf diesem Gebiete von einer zusammenhangenden, geschichtlich be-

[88]) Wenn er, etwa zwei Jahre nach dieser Zusammenkunft mit Goethe, in der *Darstellung der Alterthumswissenschaft* auf die bildenden Künste zu reden kommt, so äußert er sich bescheiden genug. Er sagt, offenbar mit einem Rückblick auf sich selbst: „Zur Beurtheilung und zum Genusse der Werke der redenden Künste bringt oder erwirbt ein jeder, mehr oder minder leicht, dergleichen Vorkenntnisse, ohne die beides nicht zu erlangen ist: ganz anders ist dies bei den Werken der Zeichnung und Bildnerei, wo die elementarischen Uebungen und Fertigkeiten, die ersten Bedingungen alles wahren Kunstgenusses, selten im rechten Maaße in den jugendlichen Unterricht aufgenommen werden. Demnach könnte man laut dessen, was wir oben von der Nothwendigkeit eigener productiver Fertigkeit zu tieferem Verständniß der Schriften sagten, hier gleichfalls behaupten, daß am Ende nur die Wenigen zu echter vollendeter Kennerschaft gelangen dürften, die mit künstlerischem Talent geboren und mit Gelehrsamkeit ausgerüstet, die besten Gelegenheiten benutzten, die nöthigen technischen Kenntnisse sich praktisch und theoretisch zu erwerben." (*Museum der Alterthumswissenschaft*, 1807, S. 67 ff.)

währten Kenntniß die Rede sein dürfe, begriff er nicht; die Merkmale, nach welchen man die verschiedenen Epochen sonderte, schienen ihm sehr trüglich, weil er sie kaum wahrnahm; es wollte ihm nicht einleuchten, daß der Geist, in welchem ein Kunstwerk gedacht ist, die technische Behandlung, die es von Seiten des Bildners erfahren hat, ein annehmbares Zeugniß für die Zeit seines Ursprungs ablege — kurz, er vermaß sich, allen solchen Bemühungen, durch die man auf historischem Wege der Kunst beizukommen sucht, die eigentlich wissenschaftliche Geltung abzusprechen. Er mochte wohl zugeben, daß man zu einigen haltbaren allgemeinen Ansichten über die Entwickelungsgeschichte der Kunst gelangen könne; daß es aber möglich sei, nach diesen allgemeineren Grundsätzen auch für jeden besonderen Fall ein sicheres Verfahren aufzustellen und so für die Beurtheilung des einzelnen Bildwerkes einen festen Maßstab zu gewinnen, — das bestritt er den Weimarischen Freunden mit keckem Widerspruch.

Für ihn gab es nur eine zuverlässige Art der Ueberlieferung, die schriftliche. Das in Schrift niedergelegte Wort war ihm der allein gültige Zeuge. Und mit diesen Zeugnissen hatte er meisterlich umzugehen gelernt. Er wußte ihre Beweiskraft auf das strengste abzuschätzen, er wußte ihnen das Datum ihrer Entstehung mit einer, wie es schien, unfehlbaren Sicherheit anzuweisen. Aus dem schriftlichen Werke trat ihm lebendig Person und Charakter des Schriftstellers entgegen. Hier, im Kreise der Literatur, hatte sein Scharfsinn sich geübt auch in geringfügigen Merkmalen untrügliche Zeichen des Echten und Unechten, des älteren und jüngeren Ursprungs zu entdecken. Ausgehend von dem prüfenden Studium der einzelnen Werke, von da vorschreitend zu einer umsichtigen Würdigung ihrer Urheber, war er endlich dahin gekommen, das Eigenthümliche einer jeden Periode der Literatur scharf aufzufassen und den Zusammenhang aller klar zu überschauen. Von diesem Standpunkte aus konnte er auf die Literatur des Alterthums als auf ein organisches Ganzes hinsehen, und vermochte nun wieder jede besondere Erscheinung an den ihr gebührenden Platz zu stellen, und alle insgesammt folgerichtig in das große Ganze einzuordnen. Er besaß nicht das zerstückelte und darum leblose Wissen, mit dem sich derjenige begnügen muß, der in seinem Geiste nie die Anschauung des Ganzen empfangen oder geahnt hat — bei aller stets sich erneuernden Sorgfalt für das Einzelne, das Niemand mit größerer Achtung als er behandeln konnte, strebte er doch immer, alle Besonderheiten in eine lebendige Einheit zusammenzufassen und auf dieser Grundlage sich zu einem wahrhaft historischen Um- und Ueberblick zu erheben.

Aus der Fülle und Genauigkeit des auf schriftlicher Ueberlieferung beruhenden Wissens erwuchs ihm also die Kritik, sowohl diejenige, welche

den künstlerischen Charakter des Schriftstellers nachweist, seine Vorzüge ins Licht setzt, seine Schwächen aufzeigt,[89]) als auch jene andere, die von subtilerer und bedenklicherer Art ist, die sich fast mit der Divination zu berühren scheint, und die darauf abzielt, in der Masse des Ueberlieferten das Unechte vom Echten zu sondern.

Mit einem Autor des Alterthums verkehrte Wolf wie mit einem Individuum, dem er alle, auch die verborgensten, Eigenheiten abgemerkt. Aus der unmittelbaren lebendigen Kenntniß heraus, die er durch die scharfsichtigste Beobachtung erlangt hatte, schuf er sich ein Bild des Autors, das in den Farben des Lebens vor ihm stand. Er besaß das feinste Ohr für das, was ein solcher sagen und nicht sagen konnte. Durch die Gewandtheit seines Geistes, durch die Schnelle des Auffassens, die mit der bedächtigsten Wahrnehmung verbunden war, durch seine lebhafte Empfänglichkeit und seinen sondernden Scharfsinn ward es ihm erleichtert, bis in den innersten Kern eines Werkes vorzudringen: so mußte sich ihm entdecken, was dem feststehenden Charakter des Schriftstellers widersprach, was in die Formen seiner Redeweise sich nicht fügen wollte. War einmal, auf so sichere Anzeichen hin, das Mißtrauen rege geworden, so mußte er nun, mit umsichtiger Beharrlichkeit, die verdächtige Spur verfolgen: alle äußeren Umstände, wie sie durch Zeit und Ort bedingt sind, mußten berücksichtigt, die Physiognomie des Werkes noch einmal sorgsam geprüft und das innere Verhältniß des Autors zu demselben genau untersucht werden. Endlich, nachdem alle Zeugnisse ihrem Werthe nach genau gegen einander abgewogen worden, fühlte sich der Kritiker berechtigt, den entscheidenden Spruch zu thun: je nach dem Ausfall der Untersuchung ward das Werk der bestimmten Periode, der es angehören sollte, zugetheilt und als das Eigenthum des Autors, dessen Namen es führte, anerkannt, oder es ward ihm abgesprochen und in eine andere Zeit verwiesen, deren Gepräge sich in Sprache und Inhalt verrathen hatte. Die Kritik, von einem genialen Geiste gehandhabt, bereitet hier den Boden für die geschichtliche Darstellung; denn es liegt klar am Tage, daß erst aus solchen Bemühungen, wenn sie im höchsten Sinne aufgefaßt und bis zu ihrem Ziele rüstig fortgeführt werden, der strenge Begriff der Literaturgeschichte entspringt.

Was nun auf jene Weise methodisch ausgemittelt worden, das ist

[89]) Von dieser Kritik hatte er noch jüngst (1802) eine glänzende Probe geliefert in der Vorrede zu seiner Ausgabe der dem Cicero abgesprochenen oratio pro Marcello S. XXX—XXXIV. Die ganze Vorrede gehört mit zu dem Geistreichsten, was wir von Wolf besitzen; zieht man sie allein in Betracht, so möchte man geneigt sein, der Meinung Wolfs beizustimmen: in einem Briefe an Schütz erklärte er nämlich jenes Buch für „das Beste, was er vermuthlich geschrieben habe." —

nicht etwa nur als eine ergrübelte Möglichkeit anzusehen, — es ist vielmehr die erforschte Wahrheit; Wolf nahm für sie dieselbe Geltung in Anspruch, die nur immer der mathematisch bewiesenen Wahrheit zukommt.[90]) Ja, er nahm keinen Anstand zu behaupten, daß wohl gerade dann das Verfahren des Kritikers am besten und sichersten begründet sei, wenn es vielleicht dem Unkundigen am verwegensten erscheine.[91])

Solchen wohlberechtigten Machtsprüchen trat nun Goethe durchaus nicht entgegen. Er erhob keinen Einwand, ließ Alles gelten, was der mächtige Kritiker von der Würde und Zuverlässigkeit seiner Kunst rühmte; willig nahm er die Folgerungen an, zu denen Wolf in bestimmten Fällen gelangt war; und ehrte die Entscheidungen, welche dieser getroffen: durch kein Wort, durch keine Miene ließ er merken, daß er etwa geneigt sei, den unvergleichbaren Werth schriftlicher Zeugnisse zu unterschätzen. Wenn er nun aber dagegen forderte, daß man auch die Werke der bildenden Kunst, an die er Auge und Sinn gewöhnt hatte, als geschichtliche Denk-

---

[90]) Noch in der Vorrede zur Oratio pro Marcello hatte er von der delectatio gesprochen, quam affert dignitas et gravissimum munus criticae artis, quae ipsos antiquitatis auctores falsi iudicii et erroris convincit, ac per se iudicando in linguis emortuis, in temporibus remotissimis, idem efficit, quod mathematici ratiocinando in locis terrae disiunctissimis, nec minus certam suo in genere cognitionem parare potest, quam qua illi iure superbiunt. p. XXXVIII. Aehnlich äußert er sich in der Recension von Raths Ausgabe der Tusculanen: „Der Kritiker kann durch die That zeigen, daß seine Freiheit Gesetze ehrt, daß sein Grund fest steht, daß sein erreichbares Ziel Wahrheit ist und — wo nicht für die Augen der Menge, vor deren Beifall und Tadel er schon durch die esoterische Natur seines Studiums gesichert ist, doch für den hellern Blick der wenigen, in denen er Richter und Kenner zugleich achtet — so gewisse, so einleuchtende Wahrheit, als nur immer den Mathematiker stolz macht." (Jenaische Literat.-Zeitung 27. Februar 1806. — Daß diese Beurtheilung von Wolf herrührt, scheint auch mir, wie dem umsichtig urtheilenden Arnoldt, außer allem Zweifel, obgleich eine Aeußerung im Beginn der Recension dagegen zu sprechen scheint, und obgleich im weitern Verlaufe Bentley und Wolf als die „Ersten der Kritiker" genannt werden.) — Und eben so behauptet er in der Darstellung der Alterthumswissenschaft, daß „die aus beiden Gattungen (der beurkundenden und der divinatorischen) zusammengesetzte Kritik den redlich Suchenden oftmals zu einer Wahrheit leitet, die nicht minder überzeugend ist, als deren die exacten Wissenschaften sich mit Recht rühmen." Man überblicke die ganze Stelle auf S. 40 und 41. — Auf solche zusammenstimmende Aeußerungen aus der Zeit seiner höchsten Geistesreife muß man, wie mich dünkt, vornehmlich Acht haben, wenn man erfahren will, wie Wolf über die Bedeutung, den Werth und letzten Zweck des kritischen Geschäftes dachte.

[91]) Schon 1791 hatte er in der Anzeige der Reizischen Ausgabe des Plautinischen Rudens — auch diese Recension gehört ihm ohne Zweifel an — mit großer Zuversicht davon gesprochen, „wie gut sich die berufene kritische Kühnheit mit der Bescheidenheit und Vorsichtigkeit paaren kann, und wie derjenige oft am kühnsten ist, der dem kalten Raisonnement am strengsten folgt." (Allgem. Literat.-Zeitung 19. April 1791.) — Und in demselben Sinne sagt er in der Darstellung der Alterthumswissenschaft S. 106: „Diese Kühnheit tritt eben da am feurigsten auf, wo vorher mit der besonnensten Kälte der Boden geprüft, das ist, jeder Gedanke und Ausdruck nach seiner Angemessenheit oder Zweckwidrigkeit erwogen worden ist." —

male anerkennen solle, — wenn er behauptete, daß auch in ihnen die Verschiedenheit der Stile deutlich wahrnehmbar sei, daß auch sie der historischen Forschung und Kritik breiten Boden und reichen Stoff liefern, so ward er mit diesem Verlangen, mit dieser Behauptung von dem philologischen Freunde kurzweg abgewiesen.[92])

Vergebens suchten die Weimarischen Kunstgenossen ihm ihren Sinn, ihre Anschauung beizubringen. Da ihre Argumente nichts fruchteten, so sollte ihn der Augenschein überzeugen. Sie vermochten ihn daher, eine Wallfahrt nach Rudolstadt zu unternehmen: dort sollten die Kolosse von Monte-Cavallo in eigener Person seinen halsstarrigen Unglauben brechen. Leider jedoch waren die Köpfe der beiden Zeussöhne höchst unglücklich aufgestellt; ihr machtvolles Antlitz zeigte sich sehr unvortheilhaft; weder Kastor noch Polydeukes konnte den Zweifelnden bekehren, und ohne von seinem Unglauben geheilt zu sein, ging der Pilger fröhlich wieder von dannen.[93])

Nachdem dieser Versuch der Bekehrung fehlgeschlagen war, hatten die Sachwalter der Plastik natürlich noch einen schlimmeren Stand als zuvor. Und während nun im geistreich heitern Hin- und Widerreden alle Gründe und Gegengründe noch einmal vorgebracht und vertheidigt wurden, fand Goethe, indem er den behenden Witz des opponirenden Freundes bewunderte, gewiß zugleich mannigfache Gelegenheit, sich von der Richtigkeit seines eigenen Ausspruchs zu überzeugen, daß „Scharfsinn geistreiche Menschen nie verläßt, am wenigsten wenn sie Unrecht haben.“[94])

Aber noch eine andere Beobachtung drängte sich ihm auf. Er mußte wahrnehmen, wie der Meister des philologischen Wissens, dessen fruchtbarem Geiste, dessen belebender Thätigkeit er Bewunderung zollte, doch gleichsam eingefangen blieb in dem Kreise, den er einmal um sich gezogen. Warum konnte der Forscher, der innerhalb seines eigenen Gebietes so viel vermochte, diesen Kreis nicht durchbrechen, warum konnte er nicht zu neuen, ihm ungewohnten Anschauungen vordringen? — Goethe stieß hier ziemlich hart an die Einseitigkeit einer solchen Natur, die der Universalität seines eigenen Wesens so schroff entgegenstand. Vielleicht verkannte er,

---

[92]) Sehr launig sagt Goethe: „Wenn wir ihm nun sehr willig zugaben, daß einige Reden Ciceros, vor denen wir den größten Respect hatten, weil sie zu unserem wenigen Latein uns behülflich gewesen waren, für später untergeschobenes Machwerk und keineswegs für sonderliche Redemuster zu achten seien, so wollte er uns dagegen keineswegs zugeben, daß man auch die überbliebenen Bildwerke nach einer gewissen Zeitfolge zuversichtlich ordnen könne.“

[93]) Ueber dies mißglückte Experiment, sich von der Herrlichkeit der alten Kunst durchdringen zu lassen, scheint Wolf an Humboldt berichtet zu haben. Dieser schreibt am 20. Juli 1805: „Die Kolosse, deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande gesehen haben, die unter freiem Himmel stehen, und auf Rom vom Quirinal hinabsehen, die grüße ich ziemlich alle Tage.“ —

[94]) Zur Naturwissenschaft überhaupt (1817) 1, 96.

daß gerade ein solcher Mann, um sich großartig zu entwickeln und großartig zu wirken, auch einer großartigen Einseitigkeit bedarf, ja sie zu hegen gewissermaßen verpflichtet ist; vielleicht hörte er schon damals den bedenklichen Spruch summen:

In meinem Revier
Sind Gelehrte gewesen;
Außer ihrem eignen Brevier
Konnten sie keines lesen.[95])

So mußte sich, eben zu der Zeit, da die Freunde das Band gegenseitiger Neigung fester und fester knüpften und zu einem Bunde für's Leben zusammenzutreten schienen, auch der Gegensatz offenbaren, der beide auseinanderhielt. Denn hier lag der Keim der Trennung, den die kommenden Jahre mehr und mehr zur Reife bringen sollten.

Während Goethe sich durch die Lust des geistreichsten Umgangs neu erquickt fühlte und aus dem Munde des Trefflichen Belehrung und Widerspruch mit gleichem Behagen vernahm, mußte er doch schmerzlichen Blicks in die jüngste Vergangenheit zurücksehen. Noch stand das Verhältniß zu Schiller ihm lebenswarm und lebensfrisch vor der Seele; er überschaute, was es ihm gewesen war und was es ihm gewährt hatte; er empfand von neuem, daß ein solches Verhältniß unwiederbringlich sei.

Was ihn mit Schiller verband, war — man darf sich den paradoxen Ausdruck schon gestatten — war gerade die Grundverschiedenheit der Naturen, der Denk- und Anschauungsweisen. Denn da beide auf gemeinsamem Boden, auf dem Boden der Kunst, standen, da ihnen, bei unermüdlicher Thätigkeit, ein gemeinsames Ziel vor Augen schwebte und sie in dem letzten Zwecke ihres Wirkens auf das innigste übereinstimmten, so mußten sie, indem jeder das Eigene seines Wesens behielt und schützte, doch ihre Verschiedenheiten gegen einander ausgleichen; sie mußten, um jenem Ziele näher zu rücken, auch ihre Tendenzen einander annähern und so unter sich eine Vereinigung stiften, die ganz praktischer Art war und sich auch im Praktischen, im Schaffen und Handeln, so herrlich bewährte. Mit Wolf hingegen, der in seinem eigenen Reiche waltete, war ein gemeinsames Wirken auf die Dauer nicht möglich; hier konnte nur eine mehr oder minder lebhafte wechselseitige Anregung, und nur gelegentlich eine Förderung gemeinsamer Zwecke stattfinden. Aber dadurch ließ sich die Verschiedenheit der Naturen nicht überwinden; diese mußte vielmehr immer deutlicher als ein unvermittelter und unversöhnbarer Gegensatz empfunden werden.[96])

---

[95]) Werke 2, 245.

[96]) In Kunst und Alterthum V, 2, 177 sagt Goethe: „Freundschaft kann sich blos praktisch erzeugen, praktisch Dauer gewinnen. Neigung, ja sogar Liebe hilft

Indeß, wenn Wolf auch nur in seinem eigenen Brevier bewandert schien, so zählte dies doch viele Seiten, die nicht so bald durchzulesen waren und auf denen viel Schönes und Gutes verzeichnet stand. Was er daraus vortrug, ward mit freudigem Dank ergriffen. Der Dichter fühlte sich wahrhaft bereichert, das Gefühl aufrichtiger Neigung löschte die Spuren eines tiefliegendes Zwiespaltes aus, oder ließ vielmehr über sie hinwegsehen; und als, nach vierzehntägigem Aufenthalte, Wolf zu seinen Berufsgeschäften nach Halle zurückkehrte, sprach Goethe gegen Zelter seine herzliche Befriedigung aus und versicherte, daß „die Gegenwart dieses so höchst tüchtigen Mannes ihn in jedem Sinne gestärkt habe." [97])

Die Freunde waren geschieden in der Hoffnung, bald wieder auf längere Zeit vereinigt zu sein. Inzwischen ward Goethe, während der zweiten Hälfte des Juni, durch Vossens Anwesenheit, so wie durch den Verkehr mit dem alten, aber ziemlich in die Ferne getretenen Freunde Jacobi mannigfach, in verschiedenem Sinne, theils erfreut, theils beschäftigt. Dieser Verkehr mußte alle Jugenderinnerungen wachrufen und beiden Männern die leidenschaftliche Herzlichkeit ihres früheren Verhältnisses wieder zum Bewußtsein bringen. Aber bald nahm Goethe die unausfüllbare Kluft wahr, die sich zwischen ihm und Jacobi aufgethan hatte. Die Gemüther wurden durch eine nie ganz geschwundene, aus der Jugendzeit gleichsam vererbte Neigung zusammengehalten, aber die Geister hatten sich geschieden: die Verbindung war nicht wieder herzustellen, ein gegenseitiges Verständniß für das, was jedem als das Höchste galt, nicht mehr zu gewinnen.[98])

---

alles nichts zur Freundschaft. Die wahre, die thätige, productive besteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß Er meine Zwecke billigt, ich die seinigen, und daß wir so unverrückt zusammen fortgehen, wie auch sonst die Differenz unserer Denk- und Lebensweise sein möge." — Von dieser Art war seine Freundschaft mit Schiller; von dieser Art konnte seine Freundschaft mit Wolf nie werden.

[97]) An Zelter 19. Juni 1805. — Auch Fräulein von Göchhausen weiß am 10. Juni an Böttiger zu berichten, daß Goethe durch Wolfs Besuch „sehr erheitert" werde. (Literar. Zustände u. Zeitgenossen 2, 252.)

[98]) Jacobi schreibt an Köppen 24. Juli 1805: „Meine Erscheinung machte ihn (Goethe) sehr froh, und nach und nach erheiterte und erholte er sich dergestalt, daß ich die zwei letzten Tage fast meinen alten Goethe wieder hatte. Sein großes Anliegen war, meine Philosophie ganz zu erfahren und hierauf sie mit der seinen verträglich zu machen. Ich glaube, er hätte mir gern darthun mögen, daß er alle meine Wahrheiten in sein System aufnehmen könne, dem meinigen aber einige Wahrheiten des seinigen mangelten. Einmal wurde er fast ärgerlich, da ich es ihm zu klar machte, daß, wie Pascal sagt, ce qui passe la géométrie, nous surpasse, und deßwegen eine speculative Naturlehre nach der neueren Art nur ein Hirngespinst sein könne. Er erholte sich aber gleich wieder, da ich mit Heiterkeit den Beweis fortsetzte und die Gründlichkeit meines Dualismus gegen alle neueren Identitätssysteme ins Licht stellte." (Auserlesener Briefwechsel 2, 368.) Wie wenig Goethe sich in das finden konnte, was Jacobi seine Philosophie nannte, hat er sehr unverhohlen ausgesprochen (Bd. 60, 272 ff.); es ist interessant, seinen Bericht mit Jacobis brieflicher Aeußerung zusammenzuhalten. Uebrigens wissen wir,

Und abermals mußte Goethe mit schmerzlicher Empfindung des eben dahingegangenen Freundes denken, als er in geistiger Entfremdung dem Jugendgenossen gegenüberstand; es war, als ob die Berührung mit alten wie mit neuen Freunden ihn immer wieder daran mahnen sollte, was er an dem Einen, dem Einzigen, verloren. —

Doch es war gefährlich, der Empfindung eines solchen Verlustes ausschließend nachzuhängen. Mit Freuden sah er den Tag, den dritten Juli, herankommen, der ihn wieder nach Lauchstedt, in Wolfs Nähe, bringen sollte.

Dort empfing ihn ein bewegtes buntes Leben. Die gesellschaftlichen Vergnügungen so wie die theatralischen Lustbarkeiten waren gerade während dieses Sommers in regem Gange. Die Halleschen Studenten sorgten in jenen Jahren dafür, daß die Verbindung zwischen den beiden Nachbarörtern unterhalten blieb;[99]) wenn das Theater sie durch die Verheißung eines besondern Kunstgenusses anlockte, zogen sie in hellen Haufen hinüber.[100]) Da wurden die großen Schöpfungen der vaterländischen Poesie, die eben jugendfrisch in die Welt traten, mit jugendlich warmem Herzen aufgenommen; da wurden die Dichterheroen, wenn es glückte ihrer ansichtig zu werden, aus scheuer Ferne verehrt; und wenn nach beendigtem Schauspiele die Musensöhne sich unter die übrige Gesellschaft mischten, so entwickelten sich nicht selten ergetzliche Nachspiele, die bald einen scherzhaft leichten Charakter trugen, zuweilen auch wohl an das Derbe streiften.

Sobald er für die theatralischen Bedürfnisse die nöthige Vorsorge getroffen, wandte sich Goethe nach Halle, wo ihm in Wolfs Hause d e freudigste Aufnahme bereitet war. Und alsogleich begann wieder in vol-

---

daß Goethe sich schon in den achtziger Jahren von Jacobis Anschauungen, so weit sie ihm faßlich waren, auf das entschiedenste losgesagt hatte.

[99]) Eichendorff, der im Frühling 1805 die Hallesche Universität bezog, hat in einem Aufsatz, „Halle und Heidelberg" betitelt, von dem studentischen Treiben in Lauchstedt eine hübsche Schilderung gegeben, in die freilich, wie es beim Aufzeichnen von Jugenderinnerungen zu geschehen pflegt, einige Unrichtigkeiten sich eingeschlichen. Die prägnantesten Stellen daraus findet man in der Biographie, die Eichendorffs „sämmtlichen Werken" (Leipzig 1864) vorgesetzt ist.

[100]) Obgleich Goethe im Briefe vom 31. August 1806 sich scherzend darüber beklagt, daß der große Alterthumsforscher so wenig zur Aufmunterung der modernen Schauspieler beitrage, so pflegte Wolf den Studenten doch die Theilnahme an den Lauchstedter Kunstgenüssen häufig genug zu empfehlen. Dahlmann — wer könnte seiner Worte je vergessen! — hat mir mehr als einmal erzählt, daß Wolf die ihm näher stehenden unter den akademischen Commilitonen zum Besuch der nachbarlichen Bühne aufzufordern pflegte. Als Dahlmann auch einmal einer solchen Aufforderung gefolgt war, sah er Goethe — ich denke, es wird im August 1804 gewesen sein — in der Nähe des Theaters, die Hände auf dem Rücken, allein auf- und abgehen. Er äußerte, daß er von der Erscheinung des Dichters vornehmlich den Eindruck des Mächtigen, ruhig Gebietenden empfangen habe, und fügte dann in seiner nachdrücklichen Weise hinzu: „Man mochte ihm nicht gern so ohne weiteres gerade ins Gesicht sehen." —



ler Regsamkeit jener heitere Wettkampf der Geister, zu dem einer den andern stets von neuem herausforderte und in dem einer dem andern gewachsen schien. Was man in Weimar verhandelt und besprochen, ward hier wieder aufgenommen und weitergeführt; was der Tag, was die Stunde brachte, ward gern erfaßt, und diente dazu, das nach allen Seiten um sich greifende Gespräch zu beleben, zu vermannigfaltigen und nicht selten zu vertiefen.

Goethe sah hier abermals den lehrenden Meister auf dem eigentlichen Felde seiner Thätigkeit. Er sah ihn umgeben von einem bedeutenden Kreise empfänglicher Jünglinge, deren Geist seinen Anregungen offen stand, die sein fruchtbringendes Wort begierig empfingen und es dereinst weiter zu tragen bestimmt waren. Er vergegenwärtigte sich unmittelbar, wie ein solcher Mann, an den richtigen Platz gestellt und von dem vollen Bewußtsein angeborener Kraft gehoben, die Wirkungen seines Thuns weithin über den gesammten Umfang der vaterländischen Bildung verbreiten und die geistige Erziehung des Volkes nachhaltig fördern konnte. Und wenn er ihn nun innerhalb der Grenzen seines Gebietes mit der ganzen Machtvollkommenheit einer genialisch begünstigten Natur schalten sah, so mochte er wohl begreifen, wie dieser Mann der Hochschule, die ihn besaß, nicht nur zum glänzendsten Schmuck gereichen, sondern auch in gewissem Sinne als ihr gefürchteter Herrscher gelten mußte. [1])

Hier, im Bereiche akademischen Lebens und Wirkens, wo jeder Augenblick an die eigentliche Aufgabe des Lehrens und Lernens mahnt oder mahnen sollte, hier kam dem Dichter natürlich das Verlangen, der Freund möge sich ihm auch in der Eigenschaft zeigen, in welcher er vor Allem groß und bewunderswürdig dastand, in der Eigenschaft als Lehrer. Ohne gesehen zu werden, konnte Goethe einigen Vorlesungen beiwohnen: das liebenswürdige und sprachkundige Minchen führte ihn hinter eine Tapetenthür, durch die er des unvergleichlichen Lehrers Worte bequem vernahm. [2])

---

[1]) Alle Zeugen sind einstimmig darüber, daß Wolf, wie es auch nicht anders sein konnte, in Halle eine wahrhaft herrschende Stellung einnahm. Wir lesen bei Steffens (Was ich erlebte 5, 138): „Wolf, der Philolog, stand in der Blüthe seines Rufes, und seine Schule hatte die mächtigste Entwickelung erreicht. Seine tiefbegründete Gelehrsamkeit, seine scharfe Kritik, die Zuversicht und Sicherheit, mit welcher er hervortrat, wohl auch sein beißender, nicht selten schonungsloser Witz imponirten, und neben ihm gab es in seinem Fache, wenigstens in Halle, keinen, der eine andere, am wenigsten entgegengesetzte Meinung zu äußern wagte. Er bildete die absolute Autorität in seinem Fache; man fürchtete ihn."

[2]) Wenn man die gewichtige Frage aufwirft, welche der Wolfischen Vorlesungen durch Goethes Theilnahme geehrt worden, so könnte ich — da eine Einsicht in die Lectionskataloge nicht zu erlangen war — nur mit der schüchternen Vermuthung antworten, es möchte die philologische Encyclopädie gewesen sein. Nach der von Körte 2, 214 ff. mitgetheilten Liste fiel diese Vorlesung in das Jahr 1805, ich weiß aber nicht, ob gerade in das Sommersemester. Unter Wolfs Vorlesungen

Goethe fand hier in vollem Maße, was er erwartet hatte, was er, nach seiner Kenntniß des Freundes, erwarten durfte. Alles, was schon im lebhaften Gespräch so leuchtend hervortrat und jeder Aeußerung Reiz und Gehalt verlieh, alles das zeigte sich hier gesteigert und vollendet. Und es zeigte sich zugleich geläutert, von jeder unerfreulicheren Beimischung befreit. Denn wenn der geistreich bewegliche Mann im mannigfach wechselnden Gespräch, bedrängt von den Argumenten des Gegners, sich wohl hie und da eine Ab- und Ausschweifung gestattete und die angeborene Lust des Widerspruchs zu zügeln vergaß, so mußten von dem Lehrvortrage alle derartigen Manifestationen des verneinenden Princips ausgeschlossen bleiben. Hier kam nur das Tüchtige, das Positive seiner Natur zum Vorschein; alle seine Kräfte stimmten in schöner Verbindung zu einer großen geistigen Kraftäußerung zusammen.

Das lebendige Wissen durch's lebendige Wort zu überliefern, dazu war Wolf vor Allem berufen. Durch das geistig belebte Wort ist er seinen Zeitgenossen ein Wecker des Geistes geworden. Denn wie kein Anderer verstand er es — und welche höhere Aufgabe kann dem Lehrer gestellt sein? — die Geister zur Thätigkeit zu reizen, und ihnen, neben dem Antrieb, zugleich die Kraft zur Thätigkeit mitzutheilen. Und wiederum war ihm die zündende Anregung nöthig, die von der unmittelbaren Gegenwart des Hörenden ausgeht; vor einem Kreise lernbegieriger Jünglinge, denen er ins Auge blickte und die ihre Blicke auf ihn gespannt hielten — da war sein Platz, da war er zu Hause, da konnte er die ganze Fülle seines Lebens und Wissens, den ganzen Inbegriff seines Vermögens an das Licht bringen; da konnte, beim ungehemmten Spiel aller Kräfte, der Geist sich seiner Schätze entladen. [3])

---

war diese eine der verdienstlichsten, einflußreichsten, und ihm eine der liebsten. Er hat in der Zeit von 1785 bis 1823 die Encyclopädie nicht weniger als achtzehnmal gelesen. Aus diesen Vorträgen bildete sich die Darstellung der Alterthumswissenschaft, mit welcher Wolf 1807 das Museum eröffnete.

[3]) Indem wir uns hier Wolf in Gegenwart des größten seiner Schüler lehrend denken, mag es angemessen sein, eine eigene Aeußerung Wolfs über Art und Zweck seines Lehrverfahrens beizufügen: — „es kam mir nie in einer meiner Vorlesungen darauf an, eben eine große Menge einzelner Kenntnisse zu überliefern, am wenigsten solcher, die schon in Büchern enthalten sind, sondern vielmehr Grundsätze mitzutheilen, die zur Erwerbung eigener Einsichten reizen und leiten, und so den wissenschaftlichen Geist zu wecken. Im ersten Falle macht man gewöhnlich den Zuhörer zum Erben fremder Schätze, und ein solcher wird entweder ein Nachsager, oder legt oft nachher die Hände in den Schooß und kann dabei leicht wieder verarmen; hingegen der zu eigenem Erwerbe angefeuerte und begeisterte arbeitet auf dem vorgezeichneten Wege weiter, und desto leichter, wenn man ihm zugleich ein kleines Capital zum Anfange vorgeschossen hat." — Diese Worte — sie erinnern an die Art, wie Lessing ein dem gewöhnlichen Leben entnommenes Bild auszuführen pflegt — hat sich Wolf zwar erst für ein Colleg im December 1821 aufgezeichnet; sie schildern aber auf das treffendste die Methode, die er während seiner gan-

Uns Nachlebenden steht Wolfs Bild vor Augen, wie es in seinen Werken sich abspiegelt, die ihn überdauern. Aber wenn auch das kleinste Bruchstück von seiner Hand mit dem Stempel seines Geistes bezeichnet ist — in seinen Schriften haben wir doch nicht den ganzen Mann. Denn überall war es seine Persönlichkeit, die das Meiste und das Höchste wirkte, und diese trat nur dem voll und ganz entgegen, der das lebende und lebenerweckende Wort von seinen Lippen vernahm.

Und so saß nun der Dichter, der

„die Alten nicht hinter sich ließ, die Schule zu hüten,"

so saß er freudig horchend zu den Füßen des Mannes, der seinen Jüngern die Welt des Alterthums aufschloß und sie als ein mächtiges Ganzes vor die Augen des Geistes hinstellte. Gewiß mußte der Dichter dem Philologen das Zeugniß geben, daß auch ihm „die Alten gern in das Leben gefolgt."

Während nun in- und außerhalb des Hörsaals so manches das Alterthum Betreffende zur Sprache kam, durften die Zwecke der Weimarischen Kunstfreunde, die ja auch dem Studium des Alterthums zur Förderung gereichen sollten, nicht gänzlich vergessen werden. Damals war die Aufmerksamkeit gerade auf Polygnot gerichtet, dessen Gemälde in der Lesche zu Delphi man nach der Beschreibung des Pausanias wiederherzustellen unternahm. Was die Gebrüder Riepenhausen in dieser Absicht geleistet, ward von den W. K. F. geprüft und beurtheilt; und eben hatte Meyer ein Programm ausgearbeitet, in welchem er sich über die Kunst des alten Meisters ausführlicher verbreitete und dessen Zeitalter genauer zu bestimmen suchte, wobei er sowohl auf den Stil, der dem Künstler eigen gewesen, als auch auf andere geschichtliche Zeugnisse Rücksicht nahm. Da es aber nicht ganz damit gelingen wollte, so wünschte man, daß Wolf hier eingreifen und die Frage nach den Gesetzen der philologischen Kritik zur Entscheidung bringen möchte. Meyers Aufsatz erhielt also einen Nachtrag von seiner Hand, der immerhin eine annehmliche Zugabe war, obschon er, wie Goethe richtig einsah, die Lösung der Frage nicht wesentlich förderte. [4]) Indem die beiden Freunde über diesen Punkt verhandelten,

---

zen Lehrthätigkeit befolgte. — Ich finde diese Sätze auf einem Blatte von Wolfs eigener Hand, das auch Körte 1, 167 benutzt hat. Nach seiner schlechten Gewohnheit verarbeitet er Wolfs Worte in seine eigene Darstellung, so daß der Leser nicht ahnen kann, aus welcher Quelle sie stammen. (Wenn ich hier und im Folgenden aus Wolfs Papieren und Familienbriefen einige kleine Mittheilungen machen kann, so verdanke ich dies der Güte Otto Jahns. Auch im Uebrigen ist mir der verehrte Mann bei dieser Arbeit vielfach förderlich gewesen.)

[4]) Dies Programm zum Monat August, datirt vom 1. Juli, erschien in der Jenaischen Liter. Zeitung unter dem Titel: „Ueber Polygnots Gemälde auf der rechten Seite der Lesche zu Delphi, mit Beziehung auf die von Fr. und Joh. Riepenhau-

scheinen sie die Gegensätze, über welche sie schon in Weimar sich nicht einigen konnten, von neuem lebhaft durchgesprochen zu haben; wenigstens äußert sich Goethe, da er Wolfs kleinen Beitrag an Meyer übersendet, ziemlich mißmuthig: „er fördert uns zwar nicht, denn er zieht den Polygnot wieder zu nah an Phidias heran; indessen sind auch diese Zweifel interessant. Ueberhaupt hatte ich Gelegenheit hier abermals zu bemerken, daß diejenigen, die von schriftlich-historischen datis ausgehen, immer mehr zum Zweifeln als zum Entscheiden geneigt sind." [5])

Obgleich Goethe während des Aufenthaltes in Halle von einem Anfall seiner körperlichen Uebel nicht verschont blieb, so konnte er doch mannigfaltige Eindrücke und Anregungen empfangen und geben, und seinen Tag reich ausfüllen. Giebichenstein ward besucht, die Beziehungen zu dem alten Jenaer Freunde Loder behaglich erneuert; [6]) mit Schleiermacher fand eine herzliche Begegnung und unbefangene Unterhaltung statt; [7]) und damit neben der Alterthumswissenschaft auch der modernen Naturphilosophie ihr Recht geschähe, so ward durch die bequeme Tapetenthür auch Steffens belauscht, der seit dem Winter 1804 seine Offenbarungen vortrug, denen ein beträchtlicher Theil der studentischen Jugend mit hingebender Begeisterung horchte. [8]) Die meiste Unterhaltung aber gewährten

---

sen entworfenen Umrisse und Erläuterung derselben." — Auf S. IV findet sich Wolfs Nachtrag.

[5]) Dieser Brief ist am 22. Juli geschrieben, kurz nachdem Goethe von Halle nach Lauchstedt zurückgekehrt war. Ueber Meyers Programm schreibt er: „Ich finde es sehr wohl gerathen und habe nur eine einzige Stelle, wie Sie sehen werden, verstärkt. Es ist Zeit, daß man sich erklärt, wie man über diese Narrenspossen denkt; denn bei einem Frieden mit solchen Leuten kommt doch nichts heraus, sie greifen nur desto unverschämter um sich." — Liest man Meyers Arbeit aufmerksam durch, so wird die „verstärkte Stelle" alsbald an dem Goetheschen Gepräge kenntlich. Sie lautet: „Niemals (so heißt es, nämlich bei den Gebrüdern Riepenhausen) war der Grieche zu der Erfindung eines solchen Kunstwerks gelangt, in welcher sich der Geist der ganzen Welt, mit allem seinem Glanze, allen seinen Verborgenheiten und seiner entzückenden herrlichen Hoheit offenbart; diese lag außerhalb des Umfangs seiner Möglichkeit und war späteren Zeiten vorbehalten, in welchen eine andere göttlichere geheimnißvollere Religion, eine andere, durch sie wiedergeborene Welt mit neuer Vortrefflichkeit überströmen sollte." — Wem ist, ruft Goethe aus, in diesen Phrasen die neukatholische Sentimentalität nicht bemerklich? Das klosterbrudrisirende, sternbaldisirende Unwesen, von welchem der bildenden Kunst mehr Gefahr bevorsteht, als von allen Wirklichkeit fordernden Calibanen." — Man sieht, daß Goethe durch die Nähe des großen Philologen sich in seinem Widerwillen gegen das neukatholische Künstlerwesen wo möglich noch bestärkt fühlte. Vgl. Werke 60, 271—72.

[6]) Aus Weimars Glanzzeit S. 33.

[7]) Aus Schleiermachers Leben 2, 35.

[8]) Steffens erzählt: „Er war auch in Halle oft mein Zuhörer gewesen, aber unsichtbar. Wolf hatte mir sein Auditorium überlassen; das Katheder war vor der Thüre, durch welche er es zu besteigen pflegte, angebracht. In der angrenzenden Stube, dicht an dieser verschlossenen Thür, saß nun Goethe, ohne daß ich es wußte. Wie meine Ansichten ihn interessirten, wie er sich von mir bald angezogen, bald zurückgestoßen fühlte, weiß man aus seinen eigenen Aeußerungen. Je mehr ich mich

Galls Vorträge. Dieser, von Berlin kommend, wo seine Lehre großen Beifall und eben so entschiedenen Widerspruch gefunden, trat damals in Halle auf, wo man ihm mit Neugier und gespannter Erwartung entgegenkam. Goethe war bald für diesen Mann gewonnen, in dem selbst die Gegner eine ausgezeichnete Persönlichkeit anerkannten. Die gewandte anschauliche Art des Vortrags nahm den Dichter ein. Die Lehre im Großen und Ganzen mußte bei ihm einen guten Boden finden, insofern sie sich an seine eigenen Erfahrungen anschloß und sich mit den Ueberzeugungen berührte, zu denen er, beobachtend und anschauend, auf dem Wege selbständiger Studien geführt worden; den einzelnen Demonstrationen aber, bei denen Gall mit großer Klarheit und Umsicht zu Werke ging, folgte er mit eifriger Theilnahme. Zwischen Reichardt und Wolf sitzend wohnte Goethe diesen Vorträgen bei. Und da hatte nun der Schädelkenner drei unvergleichbare lebendige Exemplare zur Verfügung, die eigens bestimmt schienen, seiner Lehre die glänzendste Bestätigung zu ertheilen. Der Lehrer, der seinem Vortrag eine freie leichte Bewegung zu geben liebte, versagte sich denn auch nicht, diesen ihm ohne sein Zuthun dargebotenen Vortheil zu benutzen. Als er von den Organen sprach, in denen die verschiedenen Talente, Eigenschaften und Geistesthätigkeiten ihren wahrnehmbaren Ausdruck finden, wies er auf das Haupt des Dichters, an dem kein Organ übermäßig hervortrat, vielmehr das schönste Ebenmaß aller zu bewundern war. Reichardts kahler Schädel gab vollen Raum, so daß man die große Ausbildung des Tonsinns — dieser liegt nach den Schläfen zu — ungehindert anstaunen konnte. Das schätzbarste Exemplar jedoch besaß der Demonstrator an dem Haupte Wolfs. Dem Sprachsinn ist der Sitz über den Augen nach der Nasenwurzel zu angewiesen; sobald man nun dem Autor der Prolegomena in das geisterfüllte Antlitz blickte, mußte man erkennen, daß jenes Organ hier zu einer überaus mächtigen Entwickelung gelangt war. Verschieden, wie die äußere Bildung der beiden Freunde, war auch ihr Verhalten bei diesem Anlaß. Goethe saß da, ungestört, in imponirender Ruhe; kaum schien er zu gewahren, daß Aller Blicke sich auf seine Züge richteten. Wolf aber, in behaglicher Schalkheit, unterstützte das Vorhaben des Lehrers, indem er die Brille ablegte, und seinen Kopf mit gemessenem Anstand nach allen Seiten wandte, so daß

---

selbständig entwickelte, je entschiedener die Resultate eigener Probleme sich darthaten, desto heftiger mußten solche Schwingungen wechselnder Abneigung und Zuneigung entstehen. Daß Goethe auf solche Weise öfter mein Zuhörer gewesen war, erfuhr ich durch Wolf und seine Tochter, die für mich etwas sehr interessant Anziehendes hatte." — (Was ich erlebte 6, 49.) Man vergleiche mit diesem Bericht Goethes humoristische Aeußerung in dem Briefe vom 31. August 1806.

er sich bequem einer aufmerksamen Beschauung darbot. Selten mag Gall in der Lage gewesen sein, die so vielfachen Anfechtungen ausgesetzte Lehre durch so illustre Beispiele bekräftigen zu können. [9])

Erfrischten Gemüths verließ Goethe die Halleschen Freunde. In Lauchstedt hatte er für eine schickliche Feier zum Andenken Schillers zu sorgen. Denn, was auch jene heiter bewegten Tage bringen mochten, — durch alle wechselnden Erscheinungen leuchtete ihm das verklärte Bild des größten Freundes hindurch. Von ihm zu reden konnte er sich nicht ersättigen. [10]) Liebevoll hegte er den Gedanken, in einem umfangreicheren, für den zehnten November bestimmten Gedichte dem Hingeschiedenen ein würdiges Monument zu setzen; für jetzt mußte eine bescheidenere Feier genügen. Das Lied von der Glocke, geweiht und gekrönt durch Goethes Epilog, ward am zehnten August in dramatischer Form zur Darstellung gebracht. [11]) Die Aufführung gelang in befriedigender Weise; Zelter hatte ihr noch seine thätige Beihülfe widmen können. Die Anwesenheit dieses tüchtigen Freundes, die Goethe erbeten, aber nicht mehr erhofft hatte, war in jenen Tagen doppelt stärkend und erquicklich. [12])

Nachdem jener schmerzlichen Pflicht genügt war, fühlte sich Goethe „durch die Aussicht eines eigenen Abenteuers angezogen.“ In Gemeinschaft mit Wolf gedachte er den alten Beireis in Helmstedt zu besuchen, „diesen specifischen Repräsentanten der Sammelwuth,“ [13]) der mit seinen fabelhaften Besitzthümern schon fast zum Gegenstand des Mythus geworden war. Scharf ausgeprägte Originalität, und wenn sie sich auch ins Bizarre verlor, hat Goethes empfänglichen Sinn jederzeit zur Betrachtung angelockt; so wollte er sich denn auch hier mit eigenen Augen überzeugen, was es für eine Bewandtniß habe mit diesem Manne, den seine Seltsamkeiten mit dem Reize des Geheimnisses umgaben und der sich den Ruf eines Thaumaturgen, den er wohl auszubeuten wußte, ganz behaglich gefallen ließ.

---

[9]) Steffens giebt von dem ganzen Auftritt eine sehr anschauliche Schilderung (6, 50—52). Er sagt: „Goethe saß unter den Zuhörern auf eine höchst imponirende Weise. Selbst die stille Aufmerksamkeit hatte etwas Gebietendes, und die Ruhe in den unveränderten Gesichtszügen konnte dennoch das steigende Interesse an der Entwickelung des Vortrages nicht verbergen.“ —

[10]) Auch Schleiermacher schreibt: „Worüber ich am liebsten mit ihm spräche, darauf bin ich noch nicht gekommen; er war eben damals von Gall und Schiller voll.“

[11]) In seiner ursprünglichen Form erschien der Epilog in dem Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1806.

[12]) An Zelter 22. Juli und 4. August. An Frau von Stein 12. August. An Meyer 12. August.

[13]) So nennt ihn sein neuester Biograph Carl von Heister (Nachrichten über Gottfried Christoph Beireis, Professor zu Helmstedt von 1759—1809. Berlin 1860.) S. 201.

Am 13. August befand sich Goethe wieder in Halle, [14]) wo ihm ein zahlreich besuchtes Gastmahl im Wolfischen Hause veranstaltet ward. Da seine körperlichen Zustände sich günstig anließen, so begaben sich die Freunde gleich am folgenden Tage, Mittwoch den 14., auf die Fahrt, von der sie am 25. wieder heimkehrten.

In heiterer Stunde, mit der glücklichsten Laune hat Goethe erzählt, was er auf dieser Reise an Personen und Dingen erlebt und wahrgenommen. [15]) Diese Erzählung bildet eins jener kleinen Kunstwerke, in denen, mit einer vielleicht unbewußten Absicht, jegliches an den Platz eingeordnet und in die Beleuchtung gerückt wird, wo es am wirksamsten erscheint und zum Eindrucke des Ganzen am meisten beiträgt. Sobald Goethe ausführlich zu erzählen beginnt, wird er der Künstler, der, wenn er sich auch noch so treu und streng an die Wirklichkeit der Dinge hält, doch die tiefer liegende, selten an die Oberfläche kommende und dem gewöhnlichen Blicke verborgene Wahrheit hervorzieht, und der zugleich alle verschiedenen Elemente der Darstellung so zusammenzubringen und ineinanderzuschmelzen weiß, daß eine ungetheilte Wirkung daraus entspringt, von welcher die Phantasie des Lesers nachhaltig getroffen wird. So besitzen wir denn auch in dem ergetzlichen Berichte, der mit der Abfahrt von Halle beginnt und uns schließlich an das Siechbett der Nichte Gleims, der „ablebenden Gleminde," geleitet, [16]) eine Darstellung von Künstlers Hand, an der nicht zu rühren und zu rütteln ist. Möglich, daß der Künstler hie und da die Farben etwas keck aufgetragen, daß er in der Schilderung des Helmstedter Wundermannes oder des tollen Hagen manchen Zug, der für ein anderes Auge kaum vorhanden war, stark herausgehoben und zur Abrundung des Bildes einige kräftige Striche hinzugefügt hat — wir müssen uns an dem Ganzen dieser Schilderung genügen lassen, wie sie der Dichter nun einmal uns vor's Auge gebracht, und können versichert sein, daß er auch hier uns das Wahre gegeben.

Da ich also Goethes Darstellung weder zu plündern noch zu wiederholen gesonnen bin, so darf ich nur einfach auf sie verweisen. Dem Meister nachzuerzählen, wäre um so nutzloser, da neuere Schriften kaum

---

[14]) Ob Wolf, der Einladung Goethes folgend (Brief vom 3. August), bei der Vorstellung am 10. in Lauchstedt gegenwärtig war, ist nicht sicher zu bestimmen. Minchen wird wohl nicht gefehlt haben.

[15]) Nüchterner klingt der unmittelbar nach den Erlebnissen an Zelter abgestattete Bericht: „Mit Geheime Rath Wolf bin ich indessen nach Magdeburg und von da nach Helmstedt gegangen, wo ich manches höchst Interessante an Menschen und Dingen gefunden; hernach gingen wir über Halberstadt, am Harze her und über Aschersleben wieder nach Halle." 1, 189.

[16]) Werke 31, 207—44.

etwas gebracht haben, was hier in Bezug auf Goethe und Wolf zu einer Berichtigung oder Erläuterung Anlaß gäbe.[17])

Nur auf eins will ich hindeuten. Goethe behandelt den philologischen Freund in dieser ganzen Darstellung mit dem entschiedensten Wohlwollen, so daß dessen späterer Wunsch „in Goethes Chronik, wenn auch nur mit Beireis zusammen und sonst in guter Gesellschaft vor der Nachwelt zu erscheinen,"[18]) auf das befriedigendste erfüllt worden ist. Aber trotzdem läßt der Dichter auf manches Wunderliche, das in dem Wesen des Freundes unbehaglich aufstieß, ein scharfes Licht fallen. Der eingewurzelte Widerwille gegen alle Zöllner, die oft nicht zu bezähmende Ungeduld, die störenden Neckereien und sonstige Eigenschaften und Angewöhnungen, — Alles wird an gehöriger Stelle in die Erzählung aufgenommen und mit den übrigen Zügen des Gesammtbildes verwebt. Kurz, es scheint, daß Goethe schon damals manche Probe von dem erfahren hat, was in späteren Jahren Zelter einmal Wolfs „Unleidlichkeit auf Reisen" zu nennen sich unterfängt.[19])

Glänzend erwies sich aber auch zu Zeiten Wolfs Liebenswürdigkeit, besonders an jenem Abend, da die Gäste in geistreich aufgeregter Stimmung bei Herrn von Hagen auf Nienburg um dessen gastlichen Tisch versammelt waren. Der treffliche Abt Henke wollte sich für jenen Abend den Genuß des Weines versagen; vergebens ermahnte ihn der Wirth, seinen Entschluß zu brechen. Bei fortgesetzten Nöthigungen und Weigerungen ward endlich Goethe zum Schiedsmann und Richter ernannt. Dieser verfügte, jeder der Anwesenden solle den Widerspenstigen zum Genuß des verschmähten Weines nach bestem Können und Vermögen eindringlich auffordern: Herr von Hagen sollte, als fester Kantianer, mit einem wohlumpanzerten Syllogismus in's Feld rücken; Wolf aber, „der Mann, der eine fünfte Facultät, die philologische, gestiftet," sollte seine Aufforderung in eine griechische Anrede im Anakreontischen Ton einkleiden. Dieser bedenklichen Aufgabe entledigte sich der Philolog auf das glücklichste; mit sprühender Laune entwickelte er, was es für ein Vergehen sei, die Gaben des Lyäus ganz von der Hand zu weisen; die Anakreontischen Verse, die er einflocht, wußte er, geistes- und sprachgewandt, gleich in deutschen Rhythmen wiederzugeben; er schloß mit einer bündigen Nutzanwendung[20])

---

[17]) Was sich bei v. Leonhard, Aus unserer Zeit II, 16 findet, mag füglich übergangen werden.

[18]) Zelter an Goethe 7. August 1823 (3, 322).

[19]) 8. November 1814. (2, 138.)

[20]) Die Nutzanwendung soll ungefähr folgendermaßen gelautet haben:

Drum, wer den Wein kennt,
Weiß auch wie Durst brennt,

— und wie war es anders möglich, als daß der gute Henke sich für überwunden erklärte und von der Gabe des Dionysos, wenn auch nur mit bescheidener Lippe, kostete.

Als Goethe am 27. August von Halle, wo er noch einen Tag bei Wolf verweilt hatte, nach Lauchstedt zurückkehrte, fühlte er sich an Körper und Geist rüstig und ermuntert. Einen bedeutenden Antheil an den

---

Und wer den Zorn des Gottes scheut,
Verschmäht nicht, was er freundlich beut.

Die Schilderung dieser Scene hat uns der Prediger Weitze in seiner 1841 erschienenen Selbstbiographie geliefert und damit den einzig nennenswerthen Nachtrag zu Goethes Darstellung gegeben. Unter dem Titel: Goethe beim tollen Hagen hat Varnhagen von Ense den betreffenden Abschnitt aus dem ziemlich unbekannt gebliebenen Buche mitgetheilt; man findet ihn in dessen Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften (1859) 8, 360—72. Der nach mehr oder minder deutlichen Jugenderinnerungen niedergeschriebene Bericht — der Verfasser lebte damals als junger Theolog im Hagenschen Hause — ist übrigens im Ganzen wie im Einzelnen mit Vorsicht aufzunehmen; wenigstens muß ich bekennen, daß ich, auf die Autorität des Berichterstatters hin, dem Philologen nicht die zierlichen Versreihen zuschreiben möchte, die ihm hier in den Mund gelegt werden. Wir müssen uns hier vielmehr erinnern, daß Weitze selbst im Versmachen nicht ungeübt war. — Wenn Weitze erzählt: „Am andern Morgen schrieb Goethe einen Vers in mein mir leider in der Franzosenzeit entwendetes Stammbuch" — so möchte man geneigt sein, diesen Vers zu den verlorenen zu rechnen. Ich glaube jedoch, daß er uns in Goethes Gedichten erhalten ist. Unter Wolfs Papieren finde ich nämlich ein einzelnes Blatt, auf beiden Seiten von seiner Hand beschrieben; es trägt den Titel: Reise mit Goethe 1805 v. 14. August, — 25ten. Auf der einen Seite enthält es unbedeutende Notizen über die Kunstwerke im Magdeburger Dom, deren auch Goethe erwähnt; auf der Rückseite aber zeigt es Folgendes:

G. in Stammbücher.

Vieles giebt uns die Zeit, u. nimmt's auch; a. der Bessern
Holde Neigung, sie sei ewig dir froher Besitz.

G. für August.

Wer ist der glücklichste Mensch? der fremdes Verdienst zu empfinden
Weiß, u. an fremdem Genuß sich wie an eignem zu freun.

Wie mich Hirzels Katalog belehrt, erschienen diese beiden Distichen nebst vier andern zuerst in dem von Ottilie v. Goethe redigirten Chaos 1830 Nr. 27. S. 108. Alsdann wurden sie in den ersten Band der Quartausgabe (1836) S. 207 aufgenommen; jetzt finden sie sich in den Vier Jahreszeiten, und zwar im Herbst Nr. 50 u. 51. — Daß wir in dem ersten dieser Distichen den „Vers" besitzen, den Goethe dem jungen Theologen ins Stammbuch schrieb, erscheint mir kaum zweifelhaft, und somit erfahren wir zugleich die Entstehungszeit dieses schönen Spruches. Ob die Verse für August auch erst während der Reisetage aufgezeichnet wurden oder schon vor längerer Zeit ihren Platz im Stammbuch erhalten hatten, darüber will ich nicht entscheiden. Daß August auf der Reise sein Album mit sich führte, wissen wir aus Goethes Erzählung. — Jenes Blatt, dem wir diese kleine Aufklärung verdanken, enthält aber nicht blos Goethesche Verse. Wolf hat sich nicht entbrechen können, auch ein Pröbchen seiner eigenen Poesie aufzuzeichnen. Wie er nämlich in späteren Jahren an die schöne Wilhelmine Reuter Verse richtete (Arnoldt 1, 221), so hat er auch damals ein Fräulein, und zwar ein Helmstedtisches, mit einem Distichon bedacht. Es lautet:

Ich p. une mamselle, in Helmst.

Herrlich bewegt der Natur Abglanz sich im sonnigen Thale,
Aber weit schöneren Glanz giebt ihm ein freundlich Gesicht.

Mich dünkt, daß besonders der Hexameter durch eine nicht abzuleugnende spondeische Steifigkeit seinen philologischen Ursprung verräth.

wohlthätigen Wirkungen der Reise schrieb er seinem Gefährten zu. Er hielt seine dankbaren Empfindungen nicht zurück. Die Briefe und Briefchen, die er während der letzten Tage seines Lauchstedter Aufenthalts an den nachbarlichen Freund richtete, können beweisen, bis zu welchem Grade unbefangener Neigung das Verhältniß sich gesteigert hatte. Sie athmen den Ton wahrer Herzlichkeit, und wir finden es natürlich, daß die Freunde im folgenden Jahre ihre Portraits austauschen,[21]) damit einer dem anderen wenigstens im Bilde gegenwärtig sei.

Da es ihm in dem Badeorte bald gar zu einsam vorkam, so ergab er sich, wie er es in solchem Falle liebte, einer bunt wechselnden Lectüre. „Fast zufällig" war ihm eine lateinische Uebersetzung des Plotin in die Hände gekommen; er hatte einige Stellen ins Deutsche übertragen, die ihm, bei der damaligen Richtung seiner Gedanken auf bildende Kunst, zusagend oder wenigstens anziehend erscheinen mußten. Nun befiel ihn „eine Anmaßung ins Original zu sehen";[22]) und Wolf mußte den griechischen Plotin herüber senden.[23]) Daneben aber ward Ruhnkens Biographie und manches neuere Geschichts- und Reisewerk durchgesehen; als Goethe am 5. September dem Halleschen Freunde seine Rückkehr nach Weimar ankündigen mußte, rechnete er ihm in heiterer Stimmung die eingesammelten Lesefrüchte vor, und wiederholte abermals den Ausdruck der anhänglichsten Freundschaft.

Aus jenen Lauchstedter Tagen, die so froh beschlossen wurden, ist uns ein kleines poetisches Denkmal erhalten, das meiner anspruchslosen Darstellung zur Zierde gereichen mag. — Wolfs Tochter, „die liebe Miene," hatte sich ein neues Stammbuch zugelegt. Als Tochter eines solchen Vaters durfte sie hoffen, daß die höchsten Würdenträger der Wissenschaft und Dichtkunst sich beeilen würden, ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit poetische und prosaische Huldigungen auf diesen Blättern darzubringen. Da ich das Buch vor Augen habe — auf seinem goldverzierten Rücken trägt es den Titel: Denkmahl der Freundschaft — so kann ich bezeugen, daß jene Hoffnung reichlich erfüllt worden. Aber ein Buch, in dem so viele bedeutende Namen sich zum Preise holder Anmuth vereinigen sollten, mußte auch in möglichst glänzender Weise eröffnet werden; und wer

[21]) Vgl. die Briefe vom 5. Januar und 24. August 1806. — Um dieselbe Zeit mag Wolf auch aus Goethes Hand das Siegel empfangen haben, das sich in seinem Nachlasse fand. Es zeigt uns, in scherzhafter Anspielung auf das Verhältniß der Freunde, einen sitzenden Apollo, der die Leier spielt; vor ihm ein Wolf, auf den Hinterbeinen ruhend, mit erhobenem Kopfe lauschend; daneben ein Baum, an dem ein Köcher hängt.

[22]) Vgl. an Zelter 23. November 1831 (6, 344).

[23]) Damals hat Goethe wohl auch im Plotin die Worte gefunden, die er wiedergab in den bekannten Versen: „Wär' nicht das Auge sonnenhaft" u. s. w.

will es dem schönen Minchen verdenken, wenn sie in diesem Falle ihre Ansprüche bis zu dem glänzendsten Namen, bis zu dem ersten Dichter der Nation, erhob? Sie hatte bei dem großen Freunde ihres Vaters Wohlgefallen gefunden; sie durfte sich schon etwas bei ihm herausnehmen; sie bat, und gewann denn auch wirklich für ihr Buch den höchsten Schmuck. Wer dies Album aufschlägt, dem glänzen gleich auf der ersten Seite in Goethes schönster lateinischer Handschrift die Verse entgegen:

Was auch als Wahrheit oder Fabel
In mancher Sprache dir mein gutes Kind, erscheint,
Das alles ist ein Thurn zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.

Zu Einweihung dieses Gedenkbuchleins

Lauchstedt, d. 1. September 1805.

Goethe.

Die lieblichen Verse haben, wie fast Alles, was Goethe an Personen richtete, einen unmittelbar persönlichen Bezug. Minchen war unter der gelehrten Zucht ihres Vaters aufgewachsen und in gar mancherlei Sprachen bewandert. Bei den philologischen Arbeiten ihres Erzeugers und Erziehers konnte sie durch Nachschlagen griechischer und lateinischer Werke ganz schätzbare Dienste leisten. Wie gewandt sie aber auch mit modernen Sprachen umzugehen wußte, hatte Goethe erst neuerdings wieder erfahren, da sie ihm eine bedeutende Stelle aus Oehlenschlägers Aladdin ins Deutsche übersetzte.[24]) Man erkennt nun, wie innig und anmuthig in diesen Worten das Allernächste und Persönlichste sich mit dem allgemeinen poetischen Gedanken verschlingt. Aber diese unmittelbare persönliche Beziehung ist uns jetzt kaum mehr fühlbar, wenn wir in Goethes zahmen Xenien lesen:

Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tausend Büchern dir erscheint,
Das alles ist ein Thurm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.[25])

---

[24]) So erzählt Oehlenschläger in seinen Lebens-Erinnerungen 2, 24. — Obgleich Wolf gewiß niemals jemanden abhielt, eine fremde Sprache zu lernen, so rieth er doch dem dänischen Barden, nicht in deutscher Sprache zu dichten; denn er meinte, man könne nur in einer Sprache Dichter sein. Oehlenschläger glaubte natürlich, dies Vorurtheil durch sein eigenes Beispiel thatsächlich zu widerlegen.

[25]) In dieser Gestalt erschienen die Verse zuerst in Kunst u. Alterthum 4, 3, 104; dann in den Werken 3, 291. — Die ursprüngliche Form des zweiten Verses hat schon Varnhagen v. Ense, aber nicht ganz genau, mitgetheilt (Denkwürdigk. u. vermischte Schriften 8, 405). Daß er sie kannte, ist natürlich; er hatte sie in jenem Stammbuche gesehen, in welches auch er mit seiner überzierlichen Handschrift sich einzeichnete, und zwar, wie es sich für einen jungen Romantiker von der strikten Observanz gehört, mit einer aus dem Spanischen übersetzten Dezime. — Die Goetheschen Verse sind übrigens noch von einer andern Hand, als der des Dichters selbst, umgemodelt worden. Hirzel theilt mir mit: „Es liegt ein Blatt von der

Wie mancher Spruch in Goethes Gedichten, in dem wir jetzt nur eine allgemeine Sentenz vernehmen, würde uns weit frischer und belebter klingen, wenn wir die Veranlassung, die ihn hervorrief, noch ermitteln könnten! Gewiß würde uns dann in den meisten Fällen klar werden, daß dem Allgemeingültigen eine Beziehung auf das Nahe, Gegenwärtige oder auf bestimmte Persönlichkeiten zu Grunde liegt, und daß erst durch diese Beziehung die Sentenz ihre deutliche Anwendung erhält. Denn vor allen Dichtern versteht es Goethe, zwischen dem Einzelnen und Allgemeinen, zwischen der abgesonderten Erscheinung und dem alle Erscheinungen umfassenden Gesetze das poetische Band zu knüpfen; er vor allen vermag dem Gewöhnlichen, das der Tag bringt und wieder mit sich fortnimmt, Dauer zu geben, indem er ihm die tiefste Bedeutung abgewinnt. —

Doch von dieser anmuthigen Poesie müssen wir uns unverweilt zur ernsten Wirklichkeit wenden. Im Jahre 1805 hatte Wolf dem Dichter Erheiterung gebracht und ihm in schwerbedrängter Zeit den thatkräftigen Lebensmuth wieder angefrischt. Im folgenden Jahre sollte ihm dieser Liebes- und Freundschaftsdienst von Goethe hinlänglich vergolten werden. —

Das Jahr 1806, verhängnißvoll für die Geschicke Deutschlands, brachte auch über Wolfs Leben ein schweres Verhängniß, dem seine Kraft zu erliegen drohte.

Die Schlacht bei Jena war geschlagen, die Universität Halle ward aufgehoben. Wolf sah unter seinen Füßen den Boden schwinden, auf dem seine großartige Thätigkeit sich bisher so gedeihlich entfaltet hatte, den fruchtbaren Boden, aus dem sein Leben bisher die beste Nahrungskraft gezogen. Er, geboren zum Lehrer, sollte seinem hohen Lehramte entsagen; der edle Führer der Jugend sollte keine Jünger mehr um sich versammelt sehen.

Wolf war nicht der Mann, gefaßten Muthes das Unvermeidliche über sich zu nehmen und dem Ansturm des Schicksals fest entgegenzustehen. Er hatte nicht die Kraft in sich groß gezogen, die in harmvollen Tagen dem Menschen die Stütze giebt, daß er ungebeugten Muthes und ungestörten Sinnes die besseren Tage erwartet oder selbst thätig vorbereitet.

Hand des Herrn Benoni Friedländer vor mir, des Inhalts: „In das Stammbuch der hübschen und gelehrten Tochter Friedrich August Wolfs schrieb Goethe:

> Der Griechen Mythenthum und Fabel
> Und was dich sonst dein Vater lehrt,
> Das bleibt für dich der Thurm zu Babel,
> Bis es die Liebe dir erklärt." — —

Alle Zartheit ist aus den Versen geschwunden; man kann auch an diesem Beispiele wieder sehen, wie die Tradition den Worten der Dichter mitzuspielen pflegt. Sollte etwa Wolf in späteren Jahren die Verse einmal aus dem Gedächtnisse citirt, und sie so, unbewußt, entstellt haben?

Er bedurfte einer starken Hand, die ihn empor hielt; er mußte die Stimme eines Freundes vernehmen, die ihn an seine Pflichten mahnte und ihn zugleich liebevoll an die Schätze hinwies, die er unverlierbar besaß und deren Werth er durch neue, muthig ergriffene Thätigkeit so hoch zu steigern hoffen konnte.

Mit seinen Klagen, mit seinen Bedenken wandte er sich an Goethe; und dieser antwortete in dem Briefe vom 28. November — wie nur er in einem solchen Falle zu antworten vermochte.

Während alles um ihn her auseinander zu fallen und zusammen zu brechen schien, war Goethe mit ungebrochenem Muthe vornehmlich darauf bedacht, alles und jedes, was seinem Dasein Werth gab, zu retten und zu erhalten. Er benutzte den ersten Moment, der wieder eine erwünschte Thätigkeit gestattete; denn nur der thätige Mensch macht sich zum Herrn über sich selbst und über die ungünstigen Mächte des Augenblicks. Da seine Papiere unversehrt geblieben, so betrieb er emsig die Fortsetzung umfangreicher Arbeiten und ließ es sich besonders angelegen sein, alles zu sammeln und zu ordnen, was er über bedeutende Probleme der Naturwissenschaft gedacht und aufgezeichnet hatte. Und wie er selbst im unablässigen Thun Stärkung und Beschwichtigung fand, so ließ er nicht ab, auch Andere zu gleicher Festigkeit zu ermuthigen. Ueberallhin, so weit nur der Kreis seines Wirkens reichte, griff er ein mit Wort und That, tröstend, helfend und aufmunternd. Vor allem wollte er, daß die geistige Thätigkeit der Nation nicht ins Stocken gerathe. Da ihm die politische Macht Deutschlands vernichtet schien, so sollte, nach seinem Wunsche, das Geistesleben des Volkes sich um so kräftiger zusammenraffen, sich zu den stärksten und edelsten Aeußerungen erheben, und dadurch dem fremden Sieger Anerkennung abzwingen.[26])

So stand er unerschüttert im Sturme der Zeit. So stand er auch dem zagenden wankenden Freunde gegenüber,

Wie eine feste Säul', an die man sich
Mit Lust mag schließen und mit Zuversicht.

Zugleich aber bewährte er das zarteste menschliche Wohlwollen. Mit klarem Blick und warmer Theilnahme ging er auf die Zustände des Freundes ein. Indem er sie mit ihm, gleichsam aus dessen eigenem Gefühl heraus, schmerzlich empfand, brachte er ihm auch zum Bewußtsein, was er in seiner begünstigten Lage vor Anderen voraushabe. „Wie glücklich,"

---

[26]) Man sehe, was Fernow am 7. Januar 1807 über Goethes Meinung und Aeußerung an Böttiger mittheilt (— „jetzt, wo Deutschland nur eine große und heilige Sache habe, die, im Geiste zusammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin wenigstens das bis jetzt noch unangetastete Palladium unserer Literatur auf's eifersüchtigste zu bewahren" u. s. w. — Literar. Zustände u. Zeitgen. 2, 279).

ruft er ihm zu, „sind Sie in diesem Augenblicke vor Tausenden, da Sie so viel Reichthum in und bei sich selbst finden, nicht nur des Geistes und des Gemüths, sondern auch der großen Vorarbeiten zu so mancherlei Dingen, die Ihnen doch auch ganz eigen angehören." Goethe verweist den Freund auf sich selbst; in sich selbst soll er die Kraft finden, das Schwerste zu überstehen. Ist ihm für jetzt das lebendige Wort der Lehre entzogen, so soll er sich des schriftlichen Wortes zu gleich edlen Zwecken bedienen. Gestattet die drangvolle Bewegung der Zeit keine Muße zur kunstvoll bedächtigen Ausführung groß angelegter Werke, so soll er sich für's erste mit weniger umfangreichen Schriften begnügen: auch in diesen wird sein Geist sich manifestiren, auch diese werden wirken. Ganz sich einlassend auf die Anschauungen des Freundes, wägt er die Vortheile des gesprochenen und des geschriebenen Wortes gegen einander ab. Nachdrücklich ermuntert er ihn, an seinem Platze auszuharren; mit dem größten Nachdrucke aber dringt er darauf, daß der Zaudernde gleich entschlossen zu einer bestimmten Thätigkeit sich wende. Denn wohl sieht er ein, daß gerade eine Natur, wie die des Freundes, der strengen, festen, auf einen Punkt gesammelten Thätigkeit, gleich wie eines Zügels, bedarf, damit nicht die Kräfte einer solchen Natur, den losgelassenen, ungebändigten Elementen ähnlich, sich selbstzerstörend gegen einander kehren.

Aus diesem Briefe tritt uns leibhaftig die Gestalt des Herrlichen entgegen, der ihn schrieb. Unter so vielfachen Zeugnissen, die sich durch das ganze lange Leben des Dichters hinziehen, mag auch dieser Brief uns beweisen, was Goethe für ein Freund war. Das Freundeswort, das er an den andern richtet, ist zugleich wirkliche Freundesthat; der Blick des Dichters, der ruhig leuchtend über allen mannigfaltigen Zuständen der Menschheit schwebt, versenkt sich zu liebevoller Betrachtung auch in das Eigenste, Besonderste des einzelnen Zustandes; und aus der tiefsten Erkenntniß entspringt das reinste Wohlwollen.

Ohne Zweifel empfand Goethe, daß dem Leben Wolfs eine gefährliche Krise bevorstehe. Selbst über die vermuthliche Wirkung seiner Rathschläge war er einigermaßen im Ungewissen; er äußert gegen den Schluß des Briefes: „Ich spreche freilich nur nach meiner Denkart, die ich Ihnen wohl überliefern, aber nicht mittheilen kann."

Die hier angedeutete Befürchtung sollte aber jetzt noch nicht bestätigt werden. Wolf ließ den kräftigenden Zuruf auf sich wirken. Er sammelte sich zur Thätigkeit, und wenn er den Werth seiner wissenschaftlichen Besitzthümer, die kein Schicksal ihm rauben konnte, überschlug, so mußte er wohl dem Freunde Recht geben, der ihn vor Tausenden glücklich pries.

Wollte er jetzt als Schriftsteller hervortreten, so mußte er etwas

darbieten, was ihm, wie Goethe es bezeichnet, „ganz eigen angehörte.“ Er ergriff daher den glücklichen Gedanken, das, was er in seinen Vorträgen über Encyclopädie so manches Jahr hindurch mündlich überliefert hatte,[27]) jetzt schriftlich aufzufassen und, nach den höchsten und weitesten Gesichtspunkten geordnet, in methodischem Zusammenhange darzulegen. Und dies gehörte ihm allerdings ganz eigen an. Denn schon in frühen Jahren hatte sich sein Bestreben dahin gerichtet, die einzelnen Disciplinen der Philologie als Theile eines innerlich verbundenen Ganzen zu begreifen und darzustellen; und sein war der große Gedanke, daß neben den andern anerkannten Wissenschaften auch die Alterthumskunde durchaus selbständig, nur bedingt von ihren eigenen Gesetzen, dastehen müsse.

Vorbereitend und ausführend beschäftigte er sich mit dieser Arbeit den Winter hindurch. Dann aber ward ihm der Aufenthalt in Halle gänzlich verleidet. Die Stätte vieljähriger, unvergleichlicher Wirksamkeit, den Ort, wo im rastlosen Thun und Schaffen ihm das Leben so herrlich aufgegangen, sah er mißmuthig mit dem Rücken an. Er wandte sich nach Berlin, wo es ihm nicht beschieden sein sollte, das Verlorene wieder zu gewinnen, und wo die schlimmste Gefahr über ihn kam, die Gefahr sich selbst zu verlieren.

Aber ehe er sich in diese neuen Lebensverhältnisse begab, wollte er sich noch einmal am Anblick des Freundes erheben.[28]) Im April 1807 weilte er einige Tage im Goetheschen Hause, wo auch seiner damaligen gelehrten Arbeiten vielfach gedacht ward; denn uns ist die Nachricht erhalten,[29]) daß er es nicht verschmähte, in dem Kreise, der sich regelmäßig

---

[27]) Vgl. Anmerkung 102. Hier mögen die Worte stehen, mit welchen Wolf diese Vorlesung anzukündigen pflegte: Encyclopaedia philologica, in qua, orbe universo earum rerum, quae ad humanitatis studia pertinent, peragrato, singularum doctrinarum ambitum, conjunctionem, argumenta, subsidia, denique recte eas et cum fructu tractandi modum demonstro. — Eine etwas verschiedene Fassung theilt Körte mit 1, 179; und Wolf selbst giebt diesen Worten abermals einige kleine Veränderungen in der Darstellung der Alterthumswissenschaft S. 6. — Wenn Goethe in dem Briefe vom 28. November fragt: „Warum wollen Sie nicht gleich Ihre Archäologie vornehmen, und sie als einen compendiarischen Entwurf herausgeben?“ so glaube ich, daß er hier nur einen ungenauen Ausdruck braucht, und eben die Encyclopädie im Sinne hat.

[28]) Nach dem Schlusse des Goetheschen Briefes vom 28. November muß man vermuthen, daß auch im Jahre 1806 vor den verhängnißvollen Octobertagen eine persönliche Begegnung stattgefunden hat.

[29]) Henriette schreibt an Knebel, 18. April 1807: „Vorigen Mittwoch waren wir Vormittags bei ihm. Der Geheimerath Wolf war da, und hielt anfangs auch einen kleinen Vortrag über die Alten, ihre Geschichte, ihre Sprache u. s. w.“ — Ueber den Inhalt dieses Vortrags giebt uns Goethe etwas genauere Auskunft, der am 4. December der Frau von Stein die Darstellung der Alterthumswissenschaft übersendet, und hinzufügt: „Es ist weiter ausgeführt, was er in jener Morgenunterhaltung nur skizzirte.“ (Briefe an Frau v. Stein 3, 385. Der hochverehrte Herausgeber wird schon längst gemerkt haben, daß diese Morgenunterhaltung in den April 1807 zu setzen ist.)

am Mittwoch in den Morgenstunden um Goethe versammelte, einen kurzen Ueberblick über den reichen Inhalt seiner encyclopädischen Darstellung zu geben.

Gegen Ende des Jahres 1807 eröffnete er seine neue Thätigkeit, indem er das gemeinschaftlich mit Buttmann begründete Museum durch die Darstellung der Alterthums-Wissenschaft[30]) auf das geziemendste und würdigste einweihte. Was er in diesem Werke — denn so darf man es ungeachtet des geringen Umfanges wohl nennen — seinen Zeitgenossen geleistet hat, läßt sich mit kurzem Worte deutlich genug bezeichnen. Ehedem war das Studium des Alterthums den andern Wissenschaften mehr oder weniger subordinirt; man gestand ihm nicht zu, daß es seinen Zweck in sich selbst trage. Wolf unternahm es nun, die Kunde des classischen Alterthums als eine selbständige Wissenschaft auf eigener Grundlage zu constituiren. Er suchte ihren Begriff zu ergründen und festzustellen, ihren Umfang abzumessen, ihren Zweck nachzuweisen und ihren Werth zu bestimmen. Er eröffnete die Aussicht über ein weitgedehntes, selbständiges Gebiet der Wissenschaft; er wollte zeigen, wie die einzelnen Theile desselben, bestimmten Zwecken dienend, sich absondern, wie sie aber auch wieder an einander grenzen, in einander übergehen und sich zu einem wohlgeordneten Ganzen zusammenschließen. Er wollte den Männern der Wissenschaft und vor Allem der wissenschaftlich strebenden Jugend die Ueberzeugung einpflanzen, daß die Philologie nicht aus einem Aggregat verschiedenartiger Studien bestehe, die zufällig mit einander in Berührung gerathen; er wollte darthun, daß diese Disciplinen zu einer allumfassenden Einheit hinstreben und nur innerhalb dieser Einheit, ihrem wahren Zwecke nach, begriffen werden können.

Ich darf hier nicht erörtern, in wiefern dies Unternehmen glücklich ausgefallen, in wiefern es dem philologischen Meister gelungen ist, diese großartige Einheit aller philologischen Disciplinen auch wirklich zur Darstellung zu bringen. Uns muß jetzt an diesem Versuche nur allzu sehr der Mangel einer tieferen philosophischen Begründung auffallen; wir machen jetzt ohne weiteres die Wahrnehmung, daß hier mehr die einzelnen Fächer der Wissenschaft neben und über einander gereiht und geordnet sind, daß aber nicht die Wissenschaft hier aufgefaßt wird als ein lebendiger Organismus, gebildet nach ihm innewohnenden Gesetzen, denen die einzelnen Theile, in ihrer gesonderten Stellung wie in ihrer Zusammengehörigkeit, nothwendig gehorchen müssen.[31])

---

[30]) Museum der Alterthumswissenschaft. Herausg. von Friedrich August Wolf und Philipp Buttmann. Berlin 1807, 1, 3—145.

[31]) Auf diese Mängel hat schon damals mit scharfen, bündigen Worten der Mann

Jedoch, in späterer Zeit, bei erweiterter Uebersicht und reicheren Erkenntnißmitteln, ist man oft nur allzu geneigt, das Verdienst zu unterschätzen, das dem ersten Urheber eines großen wissenschaftlichen Gedankens zukommt. Mag er immerhin diesen Gedanken nur unvollkommen zur Ausführung gebracht haben — was er damals mit unzulänglichen Mitteln zu unternehmen wagte, hat sich doch vielleicht fruchtbarer gezeigt und mehr Leben nach allen Seiten hin ergossen, als Manches, was hernach, auf seine Anregung hin, mit den reichsten Mitteln und mit dem größten Aufwand von Kräften planmäßig unternommen und ausgeführt worden.

Goethe hat selbst angedeutet, in welchem Sinne er die Gabe würdigte, die Wolf hier den Deutschen darreichte. Mit voller Befriedigung spricht er von „dem trefflichen Hefte über das Studium des Alterthums, das einen großen Reichthum enthält und an Alles erinnert was wir wissen, und uns freundlich andeutet, was wir weiter noch wissen und wie wir das alles behandeln sollen.“ [32]) Und Goethe mußte hier wohl befriedigt sein: denn er empfing hier, was ihm auf *seinem* Standpunkte, für *seine* Zwecke am meisten genehm und erwünscht war. Er sah hier die einzelnen Theile der Alterthumskunde, von Meisterhand zu klarer Uebersicht gebracht, in schöner Ordnung anlockend vor sich liegen; er erfreute sich dieses Blicks und vergegenwärtigte sich die Bezüge, die zwischen dem Besondern und dem Ganzen walteten. Was er je über das Alterthum gedacht und anschauend empfunden, ward ihm wieder lebendig. Er fand hier köstlichen Stoff zum Lernen, zum Schauen und Genießen; aber nichts forderte ihn hier zu eigentlicher Prüfung auf. [33]) Und gewiß mußte er von Herzen dem Freunde zustimmen, wenn dieser als das letzte Ziel der

---

hingewiesen, dem der schöne Beruf zufiel, so Manches, was Wolf begonnen hatte, fortzusetzen. Böckh schreibt am 9. Februar 1808 aus Heidelberg an Schleiermacher: „Das Museum der Alterthumswissenschaft hat ja gewaltig debütirt. Aber, gestehen Sie doch, ist die Philologie darin nicht gar zu äußerlich genommen? Ich habe mich nach und nach, schon in Berlin und besonders seit meinem hiesigen Aufenthalt, mit einer etwas andern Ansicht vertraut gemacht, und so scheint mir das Wesen der Philologie doch viel tiefer zu liegen als dort angegeben ist. Dort ist sie nur hoch und breit gestellt, tief gemacht aber gar nicht.“ (*Aus Schleiermachers Leben* 4, 148.)

[32]) An Zelter 16. December 1807 (1, 290). Im Briefe an Frau von Stein vom 4. December nennt er das Heft „sehr interessant und für jeden lesbar, der mit alter Geschichte und was dem anhängig ist, sich beschäftigt hat, wenn er auch nicht ins Detail ging.“

[33]) Was er hier S. 66 ff. über bildende Kunst gesagt fand, wird ihm allerdings wohl etwas dürftig vorgekommen sein; es ist in der That gar mager ausgefallen. Dennoch merkt man, daß die früheren Unterhaltungen mit Goethe nicht ganz ohne Frucht geblieben sind; und da hier auf S. 76 „Goethes und seiner Kunstfreunde Scharfsinn“ gerühmt wird, so mochte der Dichter wohl begütigt werden und sich geneigt fühlen, das Mangelhafte milder zu beurtheilen. — Wie Wolf hier der kunstgeschichtlichen Bestrebungen Goethes gedenkt, so spielt er am Schlusse der Dedication auf dessen optische Studien an.

Alterthumswissenschaft „die Kenntniß der alterthümlichen Menschheit selbst" bezeichnete, „welche Kenntniß aus der durch das Studium der alten Ueberreste bedingten Beobachtung einer organisch entwickelten bedeutungsvollen National-Bildung hervorgeht."

Diese Darstellung nun, die aus so manchen Gründen seine Gunst gewinnen mußte, wandte sich ganz eigens und unmittelbar an ihn. Wolf hatte sie eingeleitet durch die herrliche Zueignung an Goethe, „den Kenner und Darsteller des griechischen Geistes."

Wenn einst der Dichter öffentlich bekannt hatte, daß aus dem Werk des Kritikers ihm die ermuthigende Anregung zu seinem edeln, wahrhaft deutschen Gedichte gekommen sei, so erhebt jetzt der erste der Alterthumsforscher seine Stimme, um mit gewichtigen Worten auszusprechen, was er, was die gesammte Nation dem großen Genius schulde, „in dessen Werken und Entwürfen, mitten unter abschreckenden modernen Umgebungen, jener wohlthätige griechische, das Leben verschönernde Geist sich eine zweite Wohnung nahm."

Dankbar erinnert sich Wolf, daß durch Goethe die Aufmunterung zu erneuter Thätigkeit an ihn ergangen; aber hätte dieser auch nicht durch sein Wort diese Arbeit hervorgerufen, wem könnte sie dennoch schicklicher dargebracht werden, als ihm? Denn er steht im nächsten Bezuge zu dem Inhalte dieser Darstellung. Wenn nämlich die Wissenschaft noch nicht dahin gelangt ist, auf die Frage, zu welchem Ziele die Studien des Alterthums führen, eine befriedigende Antwort zu ertheilen, so hat er diese Antwort längst gefunden und gegeben: sie ist in seinem ganzen Leben und Schaffen enthalten. Blicken wir auf ihn, so werden wir anschauend erkennen, welche Frucht aus dem Studium des Alterthums der neueren Menschheit erwachsen mag. Suchen wir in den oft verborgenen Sinn seiner Werke einzudringen, so wird uns auch Manches in den Offenbarungen des Alterthums heller werden; denn hier hat sich „das Heiligthum der alterthümlichen Musenkünste endlich einmal wieder in einem natürlich verwandten Gemüthe aufgeschlossen." —

In dieser Widmung herrscht neben hoher Würde zugleich wahre Innigkeit des Ausdrucks und der Empfindung. Unter den Huldigungen, die Goethe von seinen Zeitgenossen empfing, bleibt diese eine der bedeutsamsten. Der Dichter, dessen Geist dem Genius der alten Kunst verbrüdert ist, muß hier durch seinen Namen der neu begründeten Alterthumswissenschaft die Weihe geben.

Die Worte, die hier Goethes Ruhm verkündigen und sein Verdienst preisen, stammen aus echtem Gefühl, aus wahrer, einsichtsvoller Bewun-

derung. Goethe hat sich des Glücks erfreut, daß gerade die ersten und größten der Mitlebenden, durchdrungen von dem einzigen Werth seiner Persönlichkeit, ihm die innigste Anerkennung entgegenbrachten. Und unter diesen behauptet Wolf seinen Platz mit Ehren. Vielleicht war es ihm, nach der eigenthümlichen Anlage seiner Natur, nicht vergönnt, den Dichter in allen seinen Aeußerungen zu fassen; vielleicht ist er dem Poeten, der alle Probleme des vielgestaltigen Lebens künstlerisch zu bewältigen sucht, und die zartesten Geheimnisse des innern Daseins enthüllt, nicht immer mit offenem Verständniß entgegengekommen;[34]) — aber von dem Ganzen der Goetheschen Persönlichkeit, von der geistigen Herrlichkeit seines Daseins und Schaffens hegte er die würdigste und reinste Anschauung. Stets blieb ihm diese Anschauung eine wahrhaft erhebende, und sein ganzes Leben hindurch hat sie ihn begleitet.

Indem wir die Worte lesen, mit welchen Wolf dem Freunde seine Arbeit zueignet, erblicken wir gleichsam beide Männer vereint auf den Höhen des geistigen Lebens.

Aber nachdem sie zu dieser Vereinigung gelangt sind, tritt in ihrem Verhältnisse ein Stillstand ein; oder ich darf vielmehr sagen: ihr Verhältniß hat keine Geschichte mehr. Wenn es auch nicht aufgehoben wird, so ist ihm doch jede Fortentwicklung versagt; manchmal scheint es bedenklich zu stocken, ja sogar einer unerfreulichen Lösung nahe zu sein.

Bin ich daher bis jetzt, darstellend und betrachtend, mit einiger Umständlichkeit zu Werke gegangen, so scheint von nun an ein rascheres Verfahren gerathen. Das Wenige, was noch etwa zu sagen ist, kann um so eher knapp und kurz zusammengedrängt werden, da auf die Ursachen, die hier der Fortdauer eines ungetrübten innigen Verhältnisses hemmend

[34]) Ich denke, in Goethes Poesie wird ihm das am meisten zugesagt haben, was von dem klaren, in die Welt und ihre Erscheinungen scharf hineinblickenden Geiste des Dichters Zeugniß giebt. Gewiß hat er auch vor dessen Menschenkenntniß und Weltklugheit großen Respect gehabt. Es war mir interessant zu finden, daß er aus dem Wilhelm Meister gerade folgende Worte Jarnos herausgehoben und auf einem besonderen Blatte verzeichnet hat: „Das Menschenpack fürchtet sich vor nichts mehr als vor dem Verstande; vor der Dummheit sollten sie sich fürchten, wenn sie begriffen, was fürchterlich ist; aber jener ist unbequem, und man muß ihn bei Seite schaffen, diese ist nur verderblich, und das kann man abwarten." (Bd. 4. S. 40 der ersten Ausgabe, von welcher ihm Goethe ein Exemplar geschenkt.) — In seinen akademischen Vorträgen ließ Wolf eine Gelegenheit, wo Goethe als Dichter oder Forscher genannt werden konnte, nicht gern unbenutzt vorübergehen. Vielleicht aber fällt es einem Leser der Prolegomena auf, daß an den beiden Stellen, wo deutsche Dichter erwähnt werden, Goethes Name fehlt. Auf S. 117 werden Klopstock, Wieland, Voß, auf S. 255 Lessing, Wieland, Voß genannt. Sieht man jedoch die Stellen genauer an, so erkennt man, daß jene Männer hier nicht sowohl als Dichter aufgeführt werden, sondern vielmehr als solche, die mit der poetischen Thätigkeit ein eigentlich gelehrtes, philologisches Studium der Literatur des Alterthums verbinden.

entgegenstanden, schon früher mit genügender Deutlichkeit hingewiesen worden. —

Seitdem Wolf in Berlin seinen festen Wohnsitz genommen, boten sich die Anlässe zu persönlichen Berührungen seltener dar; auch die brieflichen Mittheilungen werden spärlicher.

Das Schreiben vom 3. Juli 1810 dient zur scherzhaften Einleitung eines heitern Beisammenseins in Carlsbad, wohin Goethe sich nach Abschluß der Farbenlehre am 16. Mai mit Riemer begeben hatte. Auch in dem Briefe vom 28. September 1811 wird noch der alte zutrauliche Ton angeschlagen.[35]) Nun aber werden die Zeitlücken zwischen den einzelnen Briefen immer ansehnlicher, und die kärglichen Aeußerungen selbst immer bedeutungsloser. Aber wenn die Correspondenz auch gänzlich im Sande verläuft, so ward doch der persönliche Verkehr von Zeit zu Zeit wieder angeknüpft.[36])

Im Sommer 1814 — Goethe hatte sich damals nach dem freundlichen Berka an der Ilm zurückgezogen, um an dem Festspiel Epimenides ungestört zu arbeiten — da stellte sich der philologische Freund plötzlich unerwartet ein.[37]) Er war auf einer Reise nach Wiesbaden und Schlan-

[35]) Hier fragt Goethe auch, wann das Erscheinen der übersetzten Aristophanischen Wolken zu erwarten sei. Was Dorow in seinen Denkschriften und Briefen 4, 162 ff. über seinen in diesem Jahre stattgefundenen ersten Besuch bei Wieland und Goethe und über deren Aeußerungen in Bezug auf die Wolken berichtet, lasse ich auf sich beruhen.

[36]) Auch Goethes Fürsorge für den Freund dauerte fort. Im Jahre 1813 suchte er, um ihn aus den stockenden Berliner Verhältnissen zu befreien, Wolfs Berufung nach Göttingen an Heynes Stelle anzuregen. Er hat deshalb in einem leider verlorenen Briefe bei Reinhard angefragt; dieser antwortet 5. März 1813: „Sie wollen wissen, ob man zum Ersatz für Heyne nicht an Wolf gedacht habe? Allerdings hat man das, auch hat man ihn sondiren lassen. Allein da die magnifike Berliner Universität ihm 3000 Thaler trägt, während in Göttingen das Maximum nur auf 5 bis 6000 Franken steigt, so hat man, auch nach seinen eigenen Aeußerungen, nicht gewagt, ihm Anträge zu machen. Auch," fügt Reinhard sehr bezeichnend hinzu, „auch glaubt man, man würde an Wolf nur seinen Ruf, nicht aber seine Thätigkeit für Göttingen gewinnen."

[37]) Riemer schreibt am 6. Juni von Weimar nach Berka: „Zugleich melde ich, daß Ew. Excellenz morgen ein Besuch bevorsteht von einem gemeinsamen Freunde. Es ist niemand anders als Geheimrath Wolf, dessen Zuschrift von Jena ich so eben vorfinde. Er will mich morgen besuchen und dann sogleich nach Berka, um von da nach Ilmenau u. s. w. seine Cometenbahn zu verfolgen, die wohl nicht leicht von einem puren Astronomen zu berechnen sein dürfte, da die möglichen Perturbationen nicht wohl zu specificiren sind." — Diese Worte mögen uns eine Vorstellung von dem Tone geben, in welchem sich Goethe und seine Nächsten gelegentlich über Wolfs Persönlichkeit äußerten. — Wolf selbst schreibt am 5. Juni aus Jena an Minchen Körte: „Zum Ausruhen sollen mir hier nur zwei Tage genügen — in Gesellschaft meist von Major Knebel, Goethens Freund und Bruder, und etwa Ludens, dessen Nemesis ihr ansehen müßt — und auch bei Goethe möchte ich für izt schwerlich länger Halte machen, da mich meine Uebel ernstlich mahnen, früher an eine bewährte Heilquelle zu kommen." (Handschriftlich.) Knebel berichtet an Charlotte von Schiller am 28. Juni, daß er durch die Gespräche mit Wolf

genbad begriffen; sein Körper bedurfte der Stärkung, und nicht weniger sehnte er sich, an Geist und Gemüth erquickt und erfrischt zu werden.[38])

Das Zusammenleben in Berka — es erreichte die Dauer von zehn Tagen — trug, wie es scheint, den Charakter einer Heiterkeit, die sich zuweilen dem Ausgelassenen näherte. Ob Wolf dem Dichter seine bewunderungsvolle Freude über den jüngst erschienenen dritten Band von Dichtung und Wahrheit bezeigt hat,[39]) wissen wir nicht; dagegen wissen wir, daß er sich mit Umständlichkeit und Behagen über antike Musik herausließ, an die ihn seine metrischen Studien herangeführt hatten.[40]) Er trug mit großer Zuversicht seine Theorie vor, und hegte sogar kein Bedenken, sich ans Clavier zu setzen, um durch eigene Kunstübung seine Lehre praktisch zu erhärten.

Dagegen plagte Goethe ihn nun wieder mit neuerer Musik. Er ließ sich in jenen Tagen von dem Badeinspektor Schütz, der Orgel und Clavier gewandt zu behandeln wußte, häufig Bachische Sonaten vorspielen. Unter diesen war eine — man nannte sie das Trompeterstückchen — an welcher sich der Dichter nicht satt hören konnte. Der Vorkämpfer antiker Musik schien jedoch dies Opus mit minderem Wohlgefallen zu vernehmen. Sobald aber Goethe sein Mißbehagen merkte, forderte er den Künstler — es war schon ziemlich spät am Abend — zu immer erneuter Wiederholung dieses Prachtstückes auf, so daß endlich Wolf, in gelinde Wuth versetzt, mit lauten Verwünschungen sich an seine Schlafstätte begab, wohin aber die unbarmherzigen Töne ihn noch ohne Unterlaß verfolgten.[41])

---

angeregt worden, die Odyssee in der Ursprache wieder vorzunehmen. Charlotte v. Schiller 3, 355.

[38]) Gerade damals scheint der Widerwille gegen sein Berliner Leben ihn auf das äußerste gequält zu haben. Am 30. Juni schreibt er von Wiesbaden aus an Minchen, er fühle sich erfrischt im Verkehr mit seinem alten Schüler Schellenberg, und hoffe „eine Vergessenheit der scheußlichen 7 Jahre einzuschlürfen."

[39]) Zelter an Goethe 27. April 1814: „Geheime Rath Wolf habe ich niemals in solchem Freudenaffect über etwas Neueres gesehen, als gestern über deinen dritten Theil; er konnte nicht aufhören, darüber sich auszulassen" u. s. w. Wolf selbst nennt in einem Briefe an Minchen den dritten Theil „den besten unter den bisherigen."

[40]) Auch Zelter berichtet in jenem Jahre zu verschiedenen Malen, daß er mit Wolf über antike Musik und Rhythmik verhandelt und gestritten. In Wolfs Briefen an Minchen ist um diese Zeit ebenfalls die Rede von antiker Musik. Am 22. Februar 1814 schreibt er: „Spielst du noch fleißig auf dem Fortepiano? Dann sollst du auch eine Melodie von mir erhalten, die ich neulich, ohne Fortepiano zu haben, gemacht und mit der Z—r (Zelter) zufrieden war." Und am 31. Mai rühmt er seiner Tochter viel von griechischer Musik vor; sie solle da „Töne wie Statuen vor sich gestellt hören."

[41]) Riemer, Mittheilungen 1, 266 ff. — Wolf schreibt über diesen Aufenthalt bei Goethe nur folgendes: „Zwar in Jena blieb ich nur zwei Tage; bei Goethe aber

Wenn diese Neckerei noch heiter genug ablief, so scheint es dagegen im Jahre 1816, wo die Freunde sich in Tennstedt wiedersahen, zu einem ernsteren Zusammenstoß gekommen zu sein. Wolf hatte abermals eine große Reise unternommen, die ihn auch an die Stätten seiner Kindheits- und Jugenderinnerungen führte. Auf anderthalb Tage sprach er bei Goethe ein, den er in Meyers Gesellschaft wohlgemuth und kräftig antraf. Am Abend des 27. August saßen die drei beisammen; das vor Kurzem erschienene erste Heft von Wolfs neuer Zeitschrift, den „Litterarischen Analekten," gab einen naheliegenden Unterhaltungsstoff. Diesem ersten Hefte hatte Wolf die schlimme Epistel vorgesetzt, in welcher er sich über seine eigenen Lebens- und Studienverhältnisse in den unbehaglichsten Aeußerungen ergeht, und es an verletzenden Stichelreden gegen frühere Schüler und Freunde nicht fehlen läßt.[42]) Goethe scheint nun, ich weiß nicht in welchem Sinne, diese Epistel gelobt zu haben; Wolf aber erwiderte auf echt Wolfisch: „wenn er sie nur erst ganz verstünde, da würde er sie noch viel mehr loben." Darauf ward nun in Goethe der Mephistopheles wach; wenigstens bekennt er selbst, daß er, von einigen Gläsern Burgunder angefeuert, diese verwegene Aeußerung auf eine „bestialische" Weise vergolten habe.[43]) Der Auftritt nahm einen ziemlich heftigen Charakter an, und dem sonst immer gefaßten Meyer „war gar nicht wohl bei der Sache." Damit nun der große Kritiker ihm zur Feier seines Geburtstages nicht etwa die Behauptung aufstellen möchte, er sei gar nie geboren worden, so ließ der Dichter „obgleich ungern, jenen vortrefflichen Unerträglichen dahinfahren," und verbrachte, da auch Meyer ihn zufällig verlassen mußte, den achtundzwanzigsten August in völliger Einsamkeit, unbehelligt von der Zweifel- und Streitsucht anmaßlicher Schriftgelehrten. Wolf aber schien sich hernach an der Erinnerung dieses unliebsamen

---

entstanden aus 2 nicht weniger als 10." an Körte 24. Juni. — Im Mai 1816 läßt Goethe durch Zelter melden, Berka sei am 25.—26. April weggebrannt, das vermaledeite Trompeterstückchen aber gerettet worden.

[42]) In diese Epistel hat Wolf übrigens einen Satz aus Goethes Briefe vom 28. November 1806 unverändert eingeschaltet. S. VI.

[43]) Für das, was ich hier erzähle, ist Zelters Brief Nr. 264 die Quelle. Aber diese Quelle muß erst kritisch gereinigt werden. Zelter schreibt 2, 324: „Er sagt, er sei fünf Tage (? Goethe spricht von anderthalb) bei dir gewesen und sehr vergnügt; du habest ihm was Schönes über die Vorrede gesagt oder gemeint oder zu verstehen gegeben: wenn du sie erst ganz verständest, dann würdest du die Augen aufreißen — ohngefähr so ließ er sich vernehmen." — Wer kann aus dieser Stelle klug werden? Es scheint, ich bin berufen, nicht blos an den Worten Goethes, sondern auch an denen seiner Correspondenten wiederherstellende Kritik zu üben. Zelter hat unzweifelhaft geschrieben oder schreiben wollen: „Du habest ihm was Schönes über die Vorrede gesagt und er (nämlich Wolf) gemeint oder zu verstehen gegeben" — u. s. w. Man sieht, daß ich zu der obigen Darstellung vollkommen berechtigt war.

Abenteuers zu ergetzen, und rühmte sich wohl im Gespräch mit Zelter seines kecken Muthes. [44])

Einen friedlicheren und wohlthuenderen Verlauf nahm das Zusammentreffen in Jena, das vier Jahre später, im October 1820, stattfand. Wolf war auf der Rückkehr von einer großen Reise begriffen, die er schon im Juli angetreten. Er hatte die Rheinlande und Süddeutschland besucht, auch hier begleitet von der Erinnerung an seinen großen Freund; denn als er im August zum Rochusfest in Bingen war, wandelte er behaglich umher „mit Goethens Mainbüchlein von dem Rocho in der Hand." Dann war er bis in die Schweiz vorgedrungen, wo er von seinen theuersten Schülern mit verehrungsvoller Liebe empfangen worden; er fühlte sich verjüngt und in frühere Zeiten zurückversetzt; es schien, als ob die alten herrlichen Tage seiner Kraft ihm wiederkommen wollten. In dieser gehobenen Stimmung, im Vollgefühle seines geistigen Vermögens, trat er dies Mal dem Dichter entgegen; und hier scheinen sich die Freunde wirklich ganz wieder gefunden zu haben. [45]) Das Beisammensein gereichte, wie Goethe sagt, „zu beider Behaglichkeit;" und er fügt die schöne Aeußerung hinzu: „Wenn man selbst Grund gefunden hat und Grund sucht, so ist es höchst erfreulich, mit einem auf eignen Grund und Boden gegründeten Manne hin und wieder zu sprechen, zu streiten und sich zu verständigen. [46])

Aus der Ferne zeigten sich ihm an Wolfs Persönlichkeit hauptsächlich die scharf vorspringenden Ecken und Kanten; über dem Schroffen und

[44]) Auch gegen Langermann berühmte er sich dieser Großthat; der „ließ ihn ausreden und sagte dann ganz ruhig: das war entsetzlich ungezogen." Zelter 2, 328.

[45]) Wolf hat über diese Reise ein wunderliches Tagebuch, oder vielmehr eine Chronik für seine Familie aufgesetzt; die Handschrift liegt vor mir. Die einzelnen Stationen sind nebst den betreffenden Daten von seinem Diener gar zierlich aufgezeichnet; Wolf setzte dann eigenhändig seine Bemerkungen hinzu. Ich will die auf Weimar und Jena bezüglichen Stellen ausheben. Am 9. Juli begann die Reise. „12. Juli in Weimar gefrühstückt bei Ottilie v. Goethe; besuchte G. nicht, der, wie gewöhnlich in Jena saß und da mich vergeblich erwartete. Denn W. war ihm auf eine Zeitlang verhaßt, und er sah selbst seine Dichterkrone 9 Wochen erst nach der Ankunft von Frankfurt." — Dann heißt es von der Rückreise: „18. October nach Illmenau (wo nichts gethan wurde als das Nothdürftige). 19. October über Stadt Ilm und Berka nach Weimar (wo dieselbigen obigen Leute gesprochen wurden und bei der Fr. Sch. — Johanna Schopenhauer — herrlich geschmauset.) 22. October nach Jena (in d. Sonne) (zu Goethe, der da wie ein Student lebt, daher ich nur etliche Tage, aber herrliche Tage, bei ihm blieb, von früh bis 1 und dann von 3 bis Nachts). 26. October nach Lützen (leider, im goldenen Adler) (wohin ich den jungen Reisig, der nach Halle wollte, mitnahm)." Vgl. Goethe, Werke 32, 186 „Geheimrath Wolf belebte die gründlichen literarischen Studien durch seinen belehrenden Widerspruchsgeist, und bei seiner Abreise traf es sich zufällig, daß er den nach Halle berufenen Dr. Reisig als Gesellschafter mit dahin nehmen konnte, welchen jungen Mann ich nicht allein um meinetwillen sehr ungern scheiden sah." — Den Triumvirn Goethe, Wolf und Hermann widmete Reisig 1820 seine Ausgabe der Nubes.

[46]) An Zelter 26. October 1820.

Abstoßenden seines Wesens war Goethe fast geneigt, die anziehende Kraft, die diesem Wesen noch immer beiwohnte, gänzlich zu vergessen. Nun stand ihm der Freund einmal wieder in seiner echten Gestalt nahe; das Widerwärtige trat zurück, die angeborene und nicht aufzureibende Tüchtigkeit dieser wundersamen Natur machte sich wieder geltend, und das Bild unvergänglicher Verdienste belebte sich wieder vor den Augen des Dichters. Goethe fand hier sein eigenes Wort bestätigt: „Mit tüchtigen Menschen fährt man immer besser gegenwärtig als abwesend: denn sie kehren entfernt meistens die Seite hervor, die uns entgegensteht; in der Nähe jedoch findet sich bald, in wiefern man sich vereinigen kann.“ [47])

Wolfs Gegenwart hatte auch die homerischen Studien wieder an die Tagesordnung gebracht. Indeß, wenn auch die Studien längere Zeit geruht hätten, der Genuß am Homer hatte sich ununterbrochen immer wieder erneuert. Wie einst die schaffende Phantasie des Jünglings die Gestalten des hellenischen Epos begeistert in sich aufnahm, so schaute der Greis mit entzücktem Blicke in die von Göttern und Helden belebte Welt Homers. Wie er im Januar 1773 schreibt, er übersetze den Mädchen seinen Homer, „das jetzt gewöhnliche Lieblingslektüre ist,“ — so konnte er auch im Januar 1815 sagen, daß selbst neben dem Hafis täglich eine Pericope aus dem Homer gelesen werde. [48]) Der Dichter, der den ganzen Reichthum des modernen Geisteslebens in seine Werke niedergelegt hatte, ward durch Homer in die Jugendzeit der Welt, in das Kindesalter der Menschheit zurückgeführt; er selbst ward jung im Anschauen dieser Jugendwelt, und befreit fühlte er sich von der Last tausendjähriger Ueberlieferung, wenn er den Zauberworten horchte, die von dem Zorne und Schmerze des Peliden und von den Geschicken des listenreichen Odysseus Kunde geben.

---

[47]) An Reinhard 4. Juni 1811. — (Riemer hat diesen Worten, mit der Variante thätigen statt tüchtigen, einen Platz gegeben unter den „Aphorismen,“ in seinem Sammelbuche Briefe von und an Goethe S. 342.) — Auch damals wünschte Goethe noch den Freund in eine lebhaftere literarische Thätigkeit versetzt zu sehen, und ganz mit dem Ausdruck der alten herzlichen Verehrung schreibt er über ihn an Hüttner am 21. October 1820: „Als ich eben im Begriff bin, zu siegeln, habe ich das Glück, einen würdigen alten Freund, Herrn geheimen Rath Wolf aus Berlin, bei mir zu begrüßen. Derselbe erinnerte sich gern früherer angenehmer Verhältnisse mit Ew. Wohlgeboren und entschloß sich eilig Beikommendes zu schreiben, wovon er mir den Inhalt vertraute. Es wäre gewiß höchst erfreulich, wenn dieser außerordentliche Mann durch Ihre Vermittlung in den Fall gesetzt würde, mehr als bisher geschehen, von seinen Arbeiten öffentlich mitzutheilen. Sie kennen gewiß diejenigen Personen, welche hiezu am kräftigsten mitwirken könnten und Sie würden sich nach so manchen Verdiensten um die Literatur noch ein neues um diesen Haupt- und Grundstamm der Gelehrsamkeit abermals erwerben.“ — Aus einem ferneren Schreiben an Hüttner vom 5. Januar 1821 ergiebt sich, daß Goethe damals einen Brief an Wolf richtete, den wir leider in unserer Sammlung vergebens suchen. Siehe Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen, S. 378—79.

[48]) Goethe und Werther S. 133. — An Boisseree S. 51.

Jetzt aber ward er angereizt, wieder auf eine mehr wissenschaftliche Betrachtung der homerischen Werke einzugehen. Er nahm das im Jahre 1798 beim eifrigen Studium der Ilias gefertigte Schema des Gedichts wieder vor, und übergab es dem Druck;[49]) er lenkte in die ehemals betretenen Pfade der Kritik ganz willig ein, und suchte sich mit dem Inhalte der Prolegomena wieder vertraut zu machen. Es gelang ihm denn auch, sich mit den Ideen, die hier walteten, abermals zu befreunden; er erbaute und ergetzte sich an dem Werke, dessen Bedeutung mit den Jahren noch zu steigen schien; geleitet von den Begriffen, die er aus Wolfs Darstellung sich herausgenommen, überblickte er die Ilias in ihrem ganzen Umfange, und „empfand auf's Neue großen Respect vor den letzten Redacteurs, denen wir unsere Redaction schuldig sind." Er mußte dies Gedicht „in seinen Elementen als das würdigste, in seiner Ausführung als das vollkommenste ansehen;" aber das „Vorurtheil von der uralterthümlichen Einheit der homerischen Gesänge" scheint er aufgegeben zu haben, und freut sich nur, „durch alle kritische Nebel hindurch zu sehen, wie viel uns übrig geblieben sein muß." [50])

Von dem ergebensten Anhänger seiner Kritik hätte Wolf kaum ein anderes Bekenntniß verlangen können. Aber, wie ehedem, so auch jetzt war Goethes Stimmung dem rascheften Wechsel unterworfen; ja, nicht einmal konnte er jetzt so lange wie früher bei einer rein kritischen Betrachtung ausharren. Ehedem hatte der Poet, dessen Kraft noch ganz auf dichterisches Schaffen und Bilden gerichtet war, aus der Kritik für seine künstlerisch-praktischen Zwecke den herrlichsten Gewinn erbeutet; und die Kritik behauptete bei ihm so lange ihre Rechte, als es für sein künstlerisches Thun förderlich war, ihr Recht zu geben. Aber diese Wechselbeziehung zwischen Kritik und Production hatte aufgehört. Jetzt betrachtete Goethe den Homer und die Prolegomena, ohne an eigene dichterische Plane zu denken. Das ihm eingeborene Streben nach Einheit und Gleichmaß war mit den Jahren in seinem Wesen immer herrschender geworden; überall wollte er die Spuren einer nach weisen und strengen Gesetzen wirkenden Thätigkeit entdecken; die Harmonie, die er in sich selbst hegte, sollte ihm wiederklingen aus Allem, was er liebte und verehrte, und unerträglich mußte ihm auf die Dauer eine Anschauung sein, vor welcher die Einheit der homerischen Werke nicht bestehen konnte. Wie er auf dem Felde der Geognosie dem Vulcanismus so leidenschaftlich feind war, weil dieser in

---

[49]) In Kunst und Alterthum (1821) 3, 2 u. 3.

[50]) An Knebel 17. December 1820. — Aus der Darstellung in den Tag- u. Jahresheften (32, 175) wird es nicht deutlich, daß Goethe gerade kurz nach der Anwesenheit Wolfs diese Studien betrieb.

den ruhigen Gang der gesetzmäßig bildenden Natur zu gewaltsam und verwirrend einzugreifen schien, so durfte er auch nicht zugeben, daß jene Werke anders als aus der bewußten Thätigkeit eines gesetzmäßig schaffenden Künstlergeistes entsprungen sein konnten.[51])

Wenn er daher den Prolegomena ihr Verdienst zugestand, und die Methode des Verfassers, „dessen Arbeiten ihm auch schon längst auf seinem Wege vorgeleuchtet," gern nach ihrem ganzen Werthe anerkannte, so entsagte er deshalb seinen Ueberzeugungen nicht. Das künstlerische Gefühl behielt das Uebergewicht über alle verstandesmäßigen Erwägungen. Und im Grunde war er einer derartigen kritischen Betrachtungsweise schon gänzlich entfremdet.[52])

Auf den ersten Anlaß war er bereit, sich wieder unbedingt zum alten Glauben zu bekennen. Dieser Anlaß kam ihm durch Schubarths Ideen über Homer und sein Zeitalter,[53]) ein klägliches Buch, dessen Aufgabe, die Einheit Homers darzuthun, nach Anleitung der verkehrtesten Principien gelöst wird. Man empfängt den Eindruck des Komischen, wenn man sich vorstellt, daß Wolfs großer Freund, dem die in den Prolegomena befolgte Methode so überaus zugesagt, schließlich von einem Manne, wie Schubarth, sich bekehren läßt. Daß aber die Bekehrung durch ein so schwaches Rüstzeug bewirkt ward, gerade dieser Umstand läßt uns erkennen, daß hier eine eigentliche Bekehrung gar nicht erforderlich war. Goethe folgte nur dem Gesetze seiner Natur, wenn er aus dem Zerstückelten zur untrennbaren Einheit hinstrebte, wenn er hier das kritische Verfahren, in dem er jetzt nur ein zerstörendes erblickte, als ein aus dem aufgeregten

---

[51]) Daß auch in der Entstehung und Fortbildung des Volksepos, wie wir sie auffassen, ein Naturgesetz, und zwar ein mächtiges, waltet, das kommt hier, wo ich nur Goethes Anschauung darzulegen habe, ganz und gar nicht in Betracht.

[52]) Welches Zerrbild entwirft er in derber Laune von der homerischen Kritik! Er schreibt am 19. März 1818 an Zelter: „Homer, Homeriden, Rhapsoden, und alle das confuse Geschlecht, haben so hingesalbadert wie Gott gewollt, bis sie endlich so glücklich gewesen, daß man ihr dummes Zeug aufgeschrieben, da denn die Grammatiker sich ihrer erbarmt und es nach zweitausendjährigem Renken und Rücken endlich so weit gebracht, daß außer den Priestern dieser Mysterien niemand mehr von der Sache wisse noch wissen könne. —" Auf solche Aeußerungen hin hält sich dann Zelter für berechtigt davon zu reden, daß „ein ehrlicher Poet, wie Homer, durch grübelsinnige Entmängler um seinen großen Namen kommt." 18. April 1823 (3, 308).

[53]) Breslau 1821. — Goethe gedenkt auch 32, 192 eines zu gelegener Zeit gekommenen englischen Aufsatzes über Homer, „worin man auch die Einheit und Untheilbarkeit jener Gedichte auf eine freundliche Weise zu behaupten suchte." — Leider bin ich, ungeachtet vielfältigen Nachsuchens, nicht im Stande, diesen Aufsatz mit Sicherheit anzugeben. Möglich, daß Goethe T. Campbell's Lectures on Poetry im Sinne hat, die in dem New Monthly Magazine erschienen, einem Journal, von welchem in dem Briefwechsel mit Knebel um jene Zeit die Rede ist. (Brief Nr. 582) Dort wird allerdings die homerische Frage in dem von Goethe angedeuteten Sinne behandelt. Indeß scheint mir diese Vermuthung durchaus nicht gesichert.

Zeitsinne des vorigen Jahrhunderts entsprungenes, revolutionäres Beginnen von sich abwies. Selbst wenn er zugab, daß die Kritik hier mächtig genug gewesen, um trennend und vernichtend zu wirken, so schloß sich doch vor seinem Blicke das Gesonderte und Auseinandergerissene gewaltig wieder zusammen;[54]) Homer stand wieder vor ihm, die größte, verehrungswürdigste Dichtergestalt, und er sang die Palinodie:[55])

Homer wieder Homer.

Scharfsinnig habt ihr, wie ihr seit,
Von aller Verehrung uns befreit,
Und wir bekannten überfrei,
Daß Ilias nur ein Flickwerk sei.

Mög' unser Abfall niemand kränken;
Denn Jugend weiß uns zu entzünden,
Daß wir Ihn lieber als Ganzes denken,
Als Ganzes freudig ihn empfinden.

Der Dichter, dem Versöhnung und Ausgleichung überall Bedürfniß war, wollte die Wunden geheilt sehen, „welche das Raubgethier geschlagen;" er fühlte sich nicht aufgelegt, die Mittel scharf zu prüfen, mit denen diese Heilung vollbracht ward; freudig gab er sich der Beruhigung hin, daß es ihm wieder vergönnt sei, sich den Homer „als eine herrliche Einheit, und die unter seinem Namen überlieferten Gedichte als einem einzigen höheren Dichtersinne entquollene Gottesgeschöpfe vorzustellen."[56])

In seinem späteren Alter war des Dichters Sinn, noch ausschließender als sonst, nur auf das Positive gerichtet. Nutzlos, müßig konnte ihm die Frage nach dem Ursprung, nach der Echtheit des Ueberlieferten vorkommen. Was eine positive Kraft in sich trug, das erschien ihm schon hierdurch zum Dasein berechtigt; alles, was aus fruchtbaren Lebenskeimen aufgegangen war, was Leben hegte und Leben weckte, das war ihm echt, aus welchen Quellen es auch immer entsprungen sein, auf welchem Wege es sich auch mochte zusammengefunden haben.

Wenn ihn diese unabweisliche Richtung auf das Positive der Kritik abhold machte, so konnte er auch dem Kritiker keine dauernd günstige Stimmung bewahren. Und vor Allem mußte Goethe an der Persönlichkeit

[54]) Wie er es am 1. Februar 1827 gegen Eckermann ausdrückt: „In der Poesie ist die vernichtende Kritik nicht so schädlich. Wolf hat den Homer zerstört; doch dem Gedicht hat er nichts anhaben können; denn dieses Gedicht hat die Wunderkraft wie die Helden Walhallas, die sich des Morgens in Stücke hauen und Mittags sich wieder mit heilen Gliedern zu Tische setzen." 1, 339.

[55]) Werke 3, 166.

[56]) Siehe den Aufsatz: Homer noch einmal in Kunst und Alterthum 6, 1, 69. — Wie er sich den Begriff der Einheit auf verschiedene Weise zurechtzulegen suchte, mag man aus den Worten an Zelter sehen 3, 430.

des Kritikers selbst den Mangel einer streng auf das Positive gerichteten Kraft wahrnehmen.

Wolfs Leben während der beiden letzten Jahrzehnte, wenn es auch noch manches Schöne und Treffliche zu Tage förderte, war doch im Ganzen nur ein trüber Epilog zu dem herrlichen Schauspiel seiner früheren Wirksamkeit, den Zeitgenossen vielleicht noch trüber erscheinend als uns, die wir sein Leben und seine Leistungen jetzt im Zusammenhange überschauen. Die akademische Wirksamkeit wollte nicht zu der früheren Blüthe gedeihen, eben weil er sich ihr nicht mehr, wie früher, mit ungetheilter Kraft und Lust hingab; eine gleichmäßig fortgesetzte literarische Thätigkeit konnte dem lebendigen und an unmittelbare lebendige Wirkung gewöhnten Geiste nicht zusagen. Sein Dasein war ihm auseinander genommen, und er konnte die Theile nicht wieder zusammenfügen. Oft übermannte ihn der Mißmuth; wenn er auch das Gefühl seiner hohen Bedeutung und Bestimmung nie verlor, so ward er doch oft genug von dem niederschlagenden Bewußtsein einer gewissen Degradation seines Wesens gepeinigt. [57]) Aber es fehlte die sittliche Kraft, die ihn über das alles hinaus und zu der Höhe seiner eigenen Würde wieder empor gehoben hätte. Willfährig schmeichelte er seinen Schwächen und unterließ es, das, was in seiner Natur noch stark und gesund geblieben, zu stützen und zu festigen. Er verkümmerte sich das Leben, weil er es nicht beherrschen konnte.

So stand er schwankend da, ohne in fester Thätigkeit festen Halt zu finden. Und nun brachen die negativen Elemente seiner Natur, denen eine starke und stetige Thätigkeit früher das Gleichgewicht gehalten hatte, in ungehemmter Freiheit hervor.

Wenn Wolf vordem eben so „trefflich als wunderlich" erschienen war, so bildete sich nun das „Wunderliche" immer schroffer aus; es gewann die Oberhand und drohte in Goethes Anschauung das „Treffliche" ganz in den Hintergrund zu drängen. Die unersättliche Lust des Widerspruchs, in welcher sich der Freund zu gefallen schien, ward dem Dichter immer unbegreiflicher und immer störender. Und wirklich schien der Mann, der, „wenn man ihm Recht giebt, versichert: man verstehe es nicht," die zersetzende und zerstörende Macht der Kritik in höhnendem Uebermuthe gegen sich selbst zu wenden.

Ungünstig war es auch, daß Goethe die Berichte über Wolfs Leben und Treiben meist durch Zelter erhielt. Diesem mußte die eigentliche Tüchtigkeit, das Verdienst des Philologen im Verborgenen bleiben; er sah

---

[57]) Als er im Sommer 1814 sich auf der Reise an dem herrlichsten Naturgenuß erquickte, schrieb er an seine Tochter: „nach solchem Schauen werde ich ja auch zum Denken einmal wieder Lust bekommen."

nur die abstoßenden Aeußerlichkeiten, sprach von seiner „unendlichen Faulheit," und stellte vor Goethe das lächerliche Bild eines Menschen hin, der aus nichts als lauter Widersprüchen zusammengesetzt war. Und so konnte es geschehen, daß Goethe des Freundes wissenschaftliche Arbeiten auch nur als unerfreuliche Manifestationen jenes auf Negation und Widerspruch versessenen Geistes mißachtete. In Wolfs Bemühungen um die deutsche Metrik erblickte er eine gehaltleere, auf Nichts abzielende Grübelei, und von seinen strengen Hexametern wollte er absolut nichts wissen.

Von Zeit zu Zeit trat dann wieder ein freundliches Erkennen und Anerkennen ein. Dann vergegenwärtigte sich Goethe, wie trefflich dieser Mann müsse gewirkt haben, „da es ihm Freude machte, tüchtig positiv zu sein;" dann machte er ihm das milde Zugeständniß, daß die Abnormitäten seines Wesens doch eigentlich aus dem schmerzlichen Mangel an Behaglichkeit hervorgingen; dann freute er sich, daß er mit ihm noch auf Erden weile, war überzeugt, daß „Seinesgleichen nicht wieder komme," und gedachte gern der guten Zeit, die sie einst gemeinsam verlebt hatten.

Dem Dichter, der so zwischen widerwilligem Abwenden und unwillkürlicher Zuneigung wechselte, blieb dagegen Wolf zu allen Zeiten unverbrüchlich zugethan. Er labte sich an seinen Werken;[58]) liebevoll bewundernd blickte er auf zu der erhabenen Persönlichkeit; alles, was Goethe betraf, war Gegenstand seiner Theilnahme;[59]) auch seine bissigsten Widersacher wußten, wie hoch und werth er dies Freundschaftsverhältniß achtete, und verfehlten nicht, ihn durch boshafte Anspielungen darauf bitter zu

---

[58]) Selbst Zelter muß berichten, daß Wolf von der italienischen Reise „entzückt" sei. Wenn er dagegen über den Divan „mausestill" war, so entsprang diese Stille wohl aus seiner Unfähigkeit, sich in die von dem Dichter aufgethane westöstliche Welt zu finden; und diese Unfähigkeit theilte er bekanntlich mit vielen seiner Zeitgenossen. Wenn er sich endlich über manche Eigenheiten des Goetheschen Briefstils oder gar über des Dichters Interpunction eine scherzende oder tadelnde Bemerkung gestattete — wer will ihn deshalb schelten! — Zelter scheint übrigens zu glauben (siehe Bd. 3, 70), daß in dem Gedichte Nachbildung (erste Ausgabe des Divans S. 44) der Vers hohle Masken ohne Blut und Sinn auf Wolfs Uebersetzungsversuche anspiele; und ebenso glaubt er (3, 39), daß die Bemerkung auf S. 379 des Divans auf Wolf gemünzt sei. Dort heißt es: „Dem Literator kommen die poetischen Werke zuerst als Buchstaben in die Hand" u. s. w. Allerdings ist manche in späteren Jahren von dem Dichter gethane unfreundliche Aeußerung über Philologie und Philologen in gewissem Sinne auf Wolfs Rechnung zu schreiben.

[59]) In Wolfs Briefen an Riemer vom 27. Januar 1816 und 23. Juni 1818 findet sich die angelegentliche Nachfrage nach dem „herrlichen Musagetes Goethe" und nach dem Gesundheitszustande des Freundes. Riemer, Briefe von und an Goethe S. 248—252. Von dem zweiten dieser Briefe hat mir Hirzel das in seinem Besitze befindliche Original freundlich mitgetheilt, und ich ersehe daraus, daß Riemer sich auch hier eine Auslassung, und zwar zu seinen eigenen Gunsten, erlaubt hat. Man überzeugt sich immer mehr, daß alle Schriftstücke, die Riemers Redaction erlitten haben, von neuem mit den Originalhandschriften, so weit diese noch zu erlangen sind, verglichen werden müssen.

verletzen.[60]) Der Mann, der in seinen letzten Lebenszeiten ohne wahrhafte Freunde dastand, hat in die Freundschaft, die er dem Dichter stets unverändert darbrachte, die ganze Innigkeit seines Gefühls hineingelegt.[61])

Von diesen Gefühlen gab er noch kurz vor dem Ende seiner Tage die unverdächtigsten Zeugnisse. Als er sich gegen den Schluß des Jahres 1822 von schwerer Krankheit wieder zu erholen anfing, erfreute er sich an einem, übrigens mittelmäßigen Portrait Goethes, das ihm die Gestalt des Dichters aus früheren Jahren entgegenbrachte. Seine Empfindung ward geweckt, und es drängte ihn, die Gefühle, die er für den „Hochgeliebten" im Busen trug, in dichterischer Form laut werden zu lassen. Allerdings sind die Hendekasyllaben etwas steif und ungraziös gerathen; aber in den Versen lebt wahres Gefühl und sie hätten wohl eine herzliche Aufnahme von Seiten Goethes verdient.[62])

Seine freundschaftliche Verehrung des Dichters bethätigte Wolf noch einmal öffentlich, als er Varnhagens Sammlung: Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden[63]) zur Anzeige brachte. Sehr schicklich ward diese Sammlung eröffnet mit der Zueignung, in welcher Wolf einst den Freund als Kenner und Darsteller des griechischen Geistes ge-

---

[60]) Eine solche Anspielung finden wir in den entsetzlich bittern Worten, die Schleiermacher als eine Replik auf Wolfs Vorrede zu den Analekten schrieb. Dort heißt es: „Und wie können Sie behaupten, daß er sich die Herzlosigkeit nur leiht? Ich glaube, er borgt gar nichts (es müßte denn sein von Goethe)." —

[61]) Hier mag das tiefe, bedeutende Wort Wilhelm v. Humboldts stehen, des Mannes, der hier vor allen zu urtheilen befugt ist, des einzigen wahren Freundes, den Wolf bis an sein Lebensende behielt, und der bei allen Enttäuschungen, die Wolf ihm bereitete, sich nie zu einer Verkennung seiner Verdienste hinreißen ließ. Humboldt schreibt am 5. September 1833 an Varnhagen: „Zwischen ihm und Goethe macht in den allgemeinsten Charakterzügen die Nemesis den bestimmenden Unterschied. Das klingt sehr paradox. Allein in Goethe war ein Hauptzug die göttliche Scheu, das beständige Maßhalten in allem, die Bewahrung der nothwendigen Schranken. In Wolf war ein Streben nach dem Gegentheil, ein Uebermaß, oft selbst im Vortrefflichen, daher bisweilen eine eben so göttliche Vermessenheit. Sehr schön war in Wolf die reine und ungeheuchelte Verehrung Goethes; dieser war dagegen, besonders zuletzt, wahrhaft ungerecht gegen ihn und er kannte lange nicht seinen, auch abgesehen von aller Gelehrsamkeit, wahrhaft großen und umfassenden Geist." — Aus meiner Darstellung ergiebt sich, in wiefern die in diesen letzten Worten ausgesprochene Ansicht zu modificiren sein möchte.

[62]) Zelter ergeht sich bei diesem Anlaß in den herkömmlichen spöttelnden Aeußerungen; muß aber doch zugleich rühmen, daß Wolf „sich jetzt in Absicht Goethes wie ein Mann ausnimmt." (3, 286) Die Verse erschienen zuerst im Morgenblatt 1823. Nr. 99. — In einem Briefe an Körte vom 8. December 1822 nennt Wolf dies Gedicht: „Das erste Lebenszeichen von mir, als sich eben die Krankheit brach: nur einer hat bisher die Verse gesehen; an Goethe aber sollen sie kommen, da sie wie eine Arznei bei mir wirkten." —

[63]) Berlin 1823. — Wolfs Anzeige erschien im Hamburgischen unparteiischen Correspondenten 29. August 1823. — Die Sammlung wie die Anzeige waren doppelt bedeutsam zu einer Zeit, wo sich die erste systematische Opposition gegen Goethe regte, und der Quedlinburger Pseudo-Wanderer seine kleine Gemeinde um sich sammelte.

feiert, und eben so schicklich schloß sie mit den Versen, in welchen er ihm noch jüngst seine Liebe ausgesprochen. Die Worte, in welchen Wolf dies der Verherrlichung des Dichters gewidmete Buch den Deutschen empfiehlt, sind seine letzte öffentliche Aeußerung.

Und so freuen wir uns, daß es ihm vor seinem Hingange beschieden war, sich noch einmal dem Freunde zu nahen. Als er sich im Frühjahr 1824 auf jene Reise nach Südfrankreich begab, von der er nicht zurückkommen sollte, kehrte er zum letzten Male bei Goethe ein.[64]) Die Freunde lebten zusammen wie in früheren Tagen, und erneuerten die alten Geistes- und Witzgefechte, in die sich beide noch stets gern einließen, in denen jedoch der Dichter, wenn man der Beobachtung Eckermanns Glauben schenken darf, eine gewisse Uebermacht zu behaupten wußte.

Mit Besorgniß sah Goethe den Freund von dannen ziehen, und nach wenigen Monaten traf die gefürchtete Trauerkunde ein. Am 8. August war Wolf in Marseille, der Stätte altclassischer Cultur, aus dem Leben geschieden.

Wir erfahren nicht, wie Goethe die Todesbotschaft aufnahm. Zelter jedoch sprach damals ein wahres Wort, wenn er sagte, Wolfs eigentliche Krankheit sei eine Art von Unzufriedenheit mit sich selber gewesen.

Auch dem großen Philologen, wie einst dem großen Dichter konnte Goethe, und mit noch mehr Recht, nachrufen:

Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hats der Tod, es hats die Zeit geadelt.

Auch vor seinem Auge veredelte sich Wolfs Gestalt, nachdem sie aus den Lebenden geschieden war. Was er gewesen und was er geleistet, trat dem Nachlebenden in reinen Zügen vor die Seele. Er gedachte, was der große Alterthumsforscher auch ihm geworden, und ließ gern die dankbarste Empfindung in sich walten. Wir aber begreifen, warum die beiden Männer nicht in dauernder Verbindung gemeinsam durch's Leben gehen konnten. —

In jenen heitern Reisetagen des Sommers 1805, da die Freunde sich am innigsten an einander schlossen, ereignete sich ein Auftritt, den Goethe mit besonderem Behagen schildert. Sie waren beide zu einer gastlichen reichbesetzten Tafel geladen worden; und da sollte ihnen etwas Aus-

[64]) Am 14. April reiste Wolf von Berlin ab; am 19. fand das Gastmahl bei Goethe statt, über welches er an Varnhagen (23. Mai) berichtet und bei welchem Eckermann anwesend war. Zu diesem sagte Goethe damals: „Ich kann mit Wolf nicht anders auskommen, als daß ich immer als Mephistopheles gegen ihn agire. Auch geht er sonst mit seinen innern Schätzen nicht hervor." — Am 28. April meldet Goethe an Zelter die Abreise Wolfs. Wenn er hinzufügt: „ich schweige über den Eindruck seiner Gegenwart" — so scheinen sich diese Worte allerdings vornehmlich auf seinen Krankheitszustand zu beziehen; doch wird es wohl auch diesmal an einigen unliebsamen persönlichen Berührungen nicht gänzlich gemangelt haben.

nehmendes zu Lieb und Ehren geschehen: jedem der beiden großen Männer ward ein schöngeflochtener Kranz von Mädchenhand dargereicht. Goethe ließ sich die Zierde wohlgefallen, und trug den Kranz ruhig auf seinem Haupte. Wolf jedoch sträubte sich so wunderlich und verführte so widerwillige Geberden, daß der Kranz auf seinem Kopfe keinen festen Platz gewinnen konnte, und die Geberin sich verlegen zurückziehen mußte. — Man möchte sich versucht fühlen, diesem scherzhaften Vorgange wohl eine symbolische Bedeutung beizulegen. Goethe nahm den Kranz, der ihm bestimmt war und den er sich errungen hatte, behielt ihn fest auf seinem Haupte, und ging, hochaufgerichtet, umleuchtet von der Sonne des Glücks, in ununterbrochenem Vorschreiten mit Macht und Lust durch's Leben hin. Wolf hingegen litt es nicht, daß der Kranz des Ruhmes, der auch ihm gereicht worden und der auch ihm so wohl gebührte, ruhig auf seinem Haupte bliebe; er gestattete es, daß die Mitwelt wohl gar zweifelte, ob ihm denn auch wirklich der höchste Kranz gebühre; mißmuthigen Sinnes unterbrach er seinen Herrschergang auf der großen weiten Bahn, die ihm gehörte, und doch empfand er es mit so bitterem Schmerze, daß er selbst sein mächtiges Vorwärtsschreiten gehemmt hatte.

Aber auch hier ist die Nachwelt nicht nur gerechter, sie ist auch milder als die Mitwelt. Sie gewährt dem Hingeschiedenen ganz und voll das Recht, das er sich einst im Leben selbst verkümmert hatte. Sie drückt ihm den schöngeflochtenen Kranz fest auf's Haupt, und sorgt dafür, daß er ihm bleibe. Sie läßt alles, was der menschlichen Schwäche angehört, in Schatten treten und sieht in hellem Lichte das Bild des Mannes, der auf dem Gebiete des edelsten Wissens seinem Volke ein Lehrer im höchsten Sinne geworden; sie erkennt in ihm den würdigen Freund Goethes — und gern erblicken wir sie beide vereint, den großen Alterthumsforscher neben dem größten unserer Dichter. [65])

[65]) Wir sind des Raumes wegen leider genöthigt, die Publication der Goetheschen Briefe an Wolf bis zum Januarheft zu vertagen. A. d. R.

Die Wahlprüfungen und die Constituirung des Hauses.

Ein Beitrag zur Kenntniß der parlamentarischen Praxis in England.

Zum dritten Mal in einem Jahr werden im gegenwärtigen Augenblicke in Berlin die Wahlen einer großen parlamentarischen Versammlung durch diese selbst geprüft, um dann zur Constituirung der politischen Körperschaft durch Bureauwahl u. s. w. zu schreiten. Die Wahlen zu dem constituirenden, ferner die zum gesetzgebenden Reichstag und endlich die zum Abgeordnetenhaus werden alle nach demselben Modus geprüft. Das Haus wird in Abtheilungen verlooft; die einzelnen Wahlen werden ebenfalls durch das Loos an die Abtheilungen distribuirt; in jeder Abtheilung wird für jede einzelne Wahl ein Referent und ein Korreferent bestellt; beide erstatten der Abtheilung ihren Bericht; diese macht sich nach gepflogener Debatte darüber schlüssig, was sie dem Plenum vorschlagen will; sie bestellt einen Generalberichterstatter, welcher im Namen der Abtheilung dem Plenum referirt; nach Anhörung dieses Referats entscheidet das Plenum; es kann eine Wahl entweder genehmigen, oder cassiren, oder für beanstandet erklären; in dem letzteren Falle findet gewöhnlich eine Beweisaufnahme statt, jedoch nicht durch das Haus selbst, oder dessen Beauftragte, sondern durch die Regierung, welche das Haus hierzu auffordert; und während dieser in der Regel sehr zeitraubenden Verhandlungen übt der Beanstandete fortwährend und bis zur definitiven Entscheidung Sitz und Stimme in der Versammlung. Alle diese verwickelten Prozeduren finden bezüglich einer jeder einzelnen Wahl statt, einerlei ob dieselbe bestritten wird oder nicht. Für Wahl-Beschwerden und Anfechtungen ist keine Frist bestimmt. Es hängt vom Zufall ab, ob sie noch berücksichtigt werden können, oder ob sie zu spät kommen. Die Entscheidung über die Wahl steht stets beim Plenum des Hauses. Der Ausschuß oder die Abtheilung hat nur die Begutachtung.

Es lohnt wohl der Mühe, dieses unser Verfahren, dessen Zweckmäßigkeit auch auf dem letzten Reichstag in Zweifel gezogen worden ist, mit dem englischen zu vergleichen. Zu diesem Zwecke gebe ich hier eine historisch-dogmatische Darstellung der englischen Grundsätze. Gegenüber der Thatsache, daß in Deutschland ein so großes Maaß von Zeit und Kraft

an die Prüfung jeder Wahl, auch der unbestrittensten, gewandt wird, bildet es einen auffallenden Kontrast, daß in England das Unterhaus selbst die Wahlen seiner Mitglieder nicht prüft.

Unbeanstandete Wahlen werden überhaupt gar nicht geprüft, beanstandete nicht durch das Plenum, nicht durch das Haus selbst. Beanstandungen gehen zunächst an den Wahlausschuß (das election-committee) und von diesem an einen Spezialausschuß. Dieser untersucht und entscheidet. Seine Entscheidung über das Bestehen oder die Hinfälligkeit der Wahl — also über die Cassationsfrage — ist für den Abgeordneten (den Candidaten) und den Gegencandidaten, für die Vertheidiger und die Anfechter der Wahl, für die Wahlkörperschaft und alle etwaige sonstigen Interessenten eine endgültige und unanfechtbare. In diesem Punkt bedarf die sonst ganz tüchtige Monographie des verstorbenen Dr. Gottfried Cohen in Hamburg: „Die Verfassung und Geschäftsordnung des englischen Parlaments mit Hinweis auf die Geschäftsordnungen deutscher Kammern" (Hamburg, 1861) einer Berichtigung. Dort wird nämlich (S. 106) dem Hause selbst die Beschlußfassung über die Gültigkeit der Wahl beigelegt. Dies ist ein Irrthum. Darüber entscheidet einzig und allein der Ausschuß. Der letztere berichtet allerdings an das Haus, aber nicht über die Gültigkeit der Wahl, sondern über die Bestechungen und sonstigen Mißstände oder strafbaren Handlungen, welche die Enquête des Ausschusses an den Tag gebracht hat und über die dann das Haus weiter befindet, was Rechtens ist. Je nach Befund sieht sich nämlich das Haus veranlaßt, entweder in Gemeinschaft mit dem Oberhause eine Adresse über schreiende Mißstände an die Krone zu richten, damit diese die nöthigen Maßregeln ergreife; oder eine weitere Spezialuntersuchung durch einen von dem Sprecher zu ernennenden Commissarius anzuordnen; oder die corrumpirte Wahlkörperschaft ihres Wahlrechts verlustig zu erklären, sei es auf dem Wege der Gesetzgebung für immer, sei es auf dem Wege der Verwaltung auf einen bestimmten Zeitraum, oder wenigstens die Anordnung einer Neuwahl auszusetzen, um zuvor zu prüfen, ob nicht eine Strafe der bezeichneten Art gegen die Wählerschaft zu verhängen sei.

Ueber die Gültigkeit der Wahl aber entscheidet einzig und allein der Ausschuß; und eine Entscheidung erfolgt nur dann, wenn eine Wahl bestritten wird.

Im Uebrigen wird es mit den Wahlen und mit der Constituirung des Hauses überhaupt so gehalten:

Ist die Wahlperiode abgelaufen, oder hat eine Auflösung stattgefunden, so hat die Krone für die Gesammterneuerung des Hauses zu sorgen. Dies

geschieht für England und Schottland durch den Kron-Clerk des Kanzleihofes, für Irland durch den Clerk in Irland.

Haben die Wahlen stattgefunden, dann stellt der Clerk der Krone dem Clerk des Hauses ein Verzeichniß der Gewählten oder ein Register über die vollzogenen Wahlen zu. Dies ist die Legitimation, auf Grund deren die Mitglieder des neu gewählten Parlaments zusammentreten. Der Clerk des Hauses ist keineswegs ein Mitglied des Hauses, wie bei uns die Schriftführer und Quästoren. Er vereinigt die Functionen der letzteren mit denjenigen des Chefs der Kanzlei des Hauses.

Der englische Clerk des Hauses also, oder wie er technisch richtig titulirt wird: der „Under-Clerk of Parliaments zur Dienstleistung bei den Gemeinen" ist ein von der Krone ernannter, lebenslänglicher und unabsetzbarer Beamter, der bei seinem Amtsantritt von dem Lordkanzler — denn Alles, was die Beamten betrifft, geht im Oberhaus vor sich, ohne daß daran das mächtige Unterhaus nur den geringsten Anstoß nimmt — dahin vereidigt wird, „daß er getreu und wahrhaftig niederschreibe und aufzeichne Alles dasjenige, so da vorgeht im Hause der Gemeinen." Seine Gehülfen, welche zugleich Vorsteher der Geschäftsabtheilungen sind, ernennt der Sprecher, d. h. er schlägt sie der Krone vor, und diese unterzeichnet die Ernennungs-Ordre; es ist aber seit unvordenklicher Zeit von der Krone Niemand ernannt worden, den der Sprecher nicht vorgeschlagen hätte. Der Clerk des Hauses ist verantwortlich für alle Geschäfte und für sein zahlreiches Hülfspersonal, für Kanzlei, Registratur u. s. w.

Zugleich führt er im Hause selbst provisorisch das Präsidium. Denn den (dem französischen „doyen d'âge, qui à l'ouverture de la session occupe le fauteuil, pendant que les quatre plus jeunes Représentants font les fonctions des secrétaires" entlehnten) Alterspräsidenten der deutschen Reichs- und Landtage kennt die parlamentarische Praxis in England nicht. Und das ist gerade kein Unglück. Denn in der Regel pflegt der „doyen d'âge" ein altersschwacher, stumpfer, griesgrämiger Herr zu sein, der dem Hause gleich von vorn herein eine recht schlechte und confuse Entrée bereitet. Man hat nicht überall einen Herrn von Frankenberg-Ludwigsdorf, der in unseren beiden Reichstagen das Alterspräsidium mit so jugendlicher Frische geführt hat, daß man kaum glauben mochte, er habe schon seine dreiundachtzig Jahre auf dem Rücken, und daß er schon auf dem Erfurter Parlament (1850) und so und so oft im preußischen Herrenhause das Alterspräsidium geführt hat. Er ist eben eine Ausnahme. In der Regel empfiehlt sich das Institut des Alterspräsidenten durchaus nicht.

Der Clerk führt namentlich die „Votes and Proceedings" d. h. die

Notizen über die Verhandlungen des Hauses, aus welchen auch allemal zu ersehen ist, was an jedem Tage der bevorstehenden Wochen vorkommt. Die unabänderliche ordre of the day ist nämlich ganz etwas Anderes, als unsere „Tagesordnung," welche nur über die nächste Sitzung Auskunft giebt, aber nicht z. B. über die heute in drei Wochen, wie jene englische Speisekarte des Parlaments.

Diese „Votes" werden jeden Tag gedruckt und vertheilt. Sie dienen den Mitgliedern als Geschäftscontrolle, oder um in der Sprache der preußischen Anwälte zu sprechen, als „Termin-Kalender." Man sieht daraus, ob man z. B. am 7. kommenden Monats in London sein muß oder für diesen Tag eine Einladung zur Jagd in eine entlegene Grafschaft annehmen darf u. dgl.

Auf Einladung dieses Clerk des Hauses, welcher nach der Rechts-Parömie: „Eisern Vieh stirbt nicht" alle Parlamentsauflösungen überlebt, versammelt sich das neugewählte Unterhaus in seinem Sitzungssaal; dann wird es eingeladen, sich in das Oberhaus zu verfügen, woselbst ihm die Vertreter der Krone eröffnen, Ihre Majestät wünsche, daß „die Gemeinen sich einen Sprecher wählen und denselben morgen um zwei Uhr zur Bestätigung vorstellen."

Darauf geht das Haus in seinen eigenen Sitzungssaal zurück und wählt dort, ohne daß vorher irgend eine Wahlprüfung stattgefunden hat, außer der, welche der Clerk des Hauses bei Aufstellung des benannten Registers vornimmt, seinen Sprecher in folgender Weise: Ein Mitglied meldet sich beim Clerk zum Wort und stellt den Antrag, daß Herr N. N. den Sitz des Sprechers einnehme. Ein anderes Mitglied secundirt. Niemand widerspricht. Das so berufene Mitglied stellt sich und seine schwachen Kräfte zur Disposition des Hauses. Abermals ein Pause. Niemand widerspricht. Dann geleiten der Antragsteller und sein Secundant den so gewählten Herrn N. N. auf den Sprechersitz. Will eine Partei gegen die Wahl des zuerst vorgeschlagenen Sprechers opponiren, so schlägt sie einen anderen vor. Werden mehrere Mitglieder zum Sprecher vorgeschlagen, so wird über einen jeden einzelnen abgestimmt; und zwar nach der chronologischen Reihenfolge, in welcher die Vorschläge erfolgt sind, über einen Jeden mit „Ja" und „Nein." Nie kommen Mehrere zugleich in das Scrutinium. Ist also der Sprecher gewählt und auf seinen Sitz geleitet, dann spricht er von dort aus stehend seinen Dank aus. Dann setzt er sich und gleichzeitig wird die „Mace," d. h. der Stab oder die Keule, unter der Tafel hervorgeholt und auf den Tisch vor dem Sprecher niedergelegt. Das bedeutet: das Haus ist constituirt, die formelle Sitzung ist eröffnet. Darauf hält ein Mitglied dem Sprecher die landesübliche

Gratulationsrede und darauf wird die Sitzung geschlossen. Der Schluß wird symbolisch dadurch bewirkt, daß man die „Mace" wieder unter die Tafel legt.

Am andern Tag um 2 Uhr lustwandelt das Haus in feierlichem Aufzuge, seinen gestern gewählten Sprecher an der Spitze, in den Sitzungssaal der Peers; und dort verkündigt Einer der Vertreter der Krone, der Lords Commissioners, ebenso feierlich, daß Ihre Majestät die Königin geruht haben, den vom Hause der Gemeinen gewählten Sprecher zu bestätigen. Eine Nichtbestätigung hält man für unmöglich. Die Krone hat zwar das unbestrittene Recht dazu, allein sie hat seit 189 Jahren keinen Gebrauch mehr davon gemacht. Ebenso hat sie das Recht, einem von beiden Häusern angenommenen Gesetzentwurfe (Bill) ihr Veto zu opponiren. Das hat sie aber auch seit 160 Jahren nicht mehr gethan. Und nicht allein die Krone ist so mäßig im Gebrauch ihrer Rechte, sondern auch beide Häuser. Das Unterhaus namentlich ist sehr vorsichtig im Gebrauch des Budgetrechts. Es hat nie das ganze Budget verweigert, um einen Ministerwechsel zu erzwingen. Man weiß beiderseits, daß man seine Rechte dadurch am Besten conservirt, daß man sie nicht mißbraucht.

Nachdem der Sprecher die Bestätigung vernommen, hält er den altherkömmlichen Spruch wegen Wahrung der Rechte und Privilegien des Hauses und aller seiner Mitglieder. Dann geht es zurück in den Sitzungssaal der Gemeinen. Dort rapportirt der Sprecher, was bei den Lords vorgegangen (obgleich man das Alles schon weiß; denn seit hundert Jahren geht's allemal accurat auf die nämliche Art), dankt nochmals für seine Wahl und schreitet dann zur Eidesleistung. Er schwört zuerst, dann die Anderen, — Hochkirchler, Römisch-Katholische, Juden, Quäker, Herrenhuter, Separatisten, — Jeder in seiner besonderen Art und Weise. Damit ist die Constituirung des Hauses und die Wahlprüfung, *soferne nicht Reclamationen einlaufen*, in eben so feierlicher als einfacher Art erledigt.

Außer der Integralerneuerung nach einer Auflösung oder nach dem Ablauf der Wahlperiode, kommen später noch immer einzelne Neuwahlen vor, wenn ein Sitz sonst wie erledigt wird, sei es dadurch, daß ein Mitglied entweder selbst stirbt, oder durch das Ableben seines erlauchten Herrn Vaters zur Peerie (Pairschaft) befördert wird; sei es durch Annahme eines Kronamtes, oder durch Bankerott, oder durch Cassation einer Wahl Seitens des zur Untersuchung und Entscheidung über Wahlreclamation bestellten Ausschusses. In allen diesen Fällen sind Neuwahlen erforderlich. Ein Gesetz aus der Zeit der Königin Anna (VI. c. 7.) sagt sogar sehr feierlich: Wenn ein Mitglied ein Kronamt annimmt, so ist es zu halten

gleich als wenn es gestorben wäre und ist neu zu wählen. Auch wenn ein Mitglied einen lucrativen Kontrakt mit der Regierung macht, verfällt es der Neuwahl; 1855 wurde beantragt, an die Stelle des Baron Rothschild eine Neuwahl anzuordnen, weil er mit der Regierung ein Anlehen contrahirt habe; und es wurde ein Spezialausschuß ernannt und beauftragt, zu berichten, ob Baron Rothschild durch das Kontraktsverhältniß seines Sitzes verlustig sei.

In allen diesen Fällen entscheidet und beschließt das Haus selbst, wenn es zur Zeit des Eintritts des betreffenden Falls versammelt ist, die Neuwahl. Wenn nicht: der Sprecher. Der Sprecher befiehlt, wenn es sich um eine Neuwahl in England oder Schottland handelt, dem Kron-Clerk des Kanzleihofes, und wenn es sich um eine Wahl in Irland handelt, dem Kron-Clerk in Irland, die Wahl auszuschreiben und binnen gesetzlicher Frist den Wahlbericht mit Wahlacten vorzulegen. Hält der Kron-Clerk die Frist nicht ein, so lädt ihn das Haus zur Verantwortung vor seine Schranken; und fällt ihm eine Nachlässigkeit zur Last, so wird er vom Hause gestraft. Daß man Wochen lang vergeblich auf die Wahlacten wartet, kommt jetzt nicht mehr vor. Früher aber wurden solche Verzögerungen ge- und mißbraucht, um den Eintritt eines mißliebigen Opponenten zu vereiteln oder wenigstens zu verzögern.

Jetzt wird das aus einer Neuwahl hervorgegangene Mitglied zum Eintritt und zur Eidesleistung zugelassen lediglich auf Grund einer Bescheinigung des Kron-Clerk, daß er rite gewählt sei, und einer von ihm selbst zu unterzeichnenden Declaration, daß der die zur passiven Wahlfähigkeit erforderlichen persönlichen Eigenschaften besitze. Damit ist denn auch in der Regel die ganze Legitimationsfrage erledigt; und eine Wahlprüfung findet dann überall nicht mehr statt, so lange nicht eine Reclamation stattfindet. Dann aber geht es sehr scharf zu.

In England hat man stets und namentlich seit den Zeiten des König Karl's II., wo die lockeren Sitten aufkamen, und der Werth der fahrenden Habe allmählich über den der unbeweglichen hinaus zu wachsen begann, mit den schlimmsten Wahlmißbräuchen zu kämpfen gehabt, besonders mit dem der Bestechung. Weder Regierung noch Opposition, weder Whigs noch Tories, waren je sehr wählerisch in den Mitteln, welche zur Wahl führten.

Wenn früher von Bestechung weniger die Rede war, so hatte dies seinen Grund einfach darin, daß man deren nicht bedurfte. Die Wahlkörperschaften waren abhängig von den Grundherrn. Die Drohung reichte aus; und folglich war die Bestechung überflüssig, und zwar um so mehr, da der Andrang nach den Parlamentssitzen noch nicht so stark war und

der Gutsherr noch wenig Konkurrenz hatte, die Drohung kam nur der Gewalt zu gut. Die Bestechung aber kann jeder anwenden, der Geld und die nöthige Gewissenlosigkeit hat. In diesem Sinne sehen Manche einen Fortschritt darin, daß das Zuckerbrot an die Stelle der Peitsche getreten ist, daß das Geld die Gewalt brach und an die Stelle des Privilegs die Wettbewerbung setzte, freilich vorerst nur eine solche pessimae memoriae.

Selbst so ein gewissenhafter und jedem Mißbrauche bei den Wahlen feindseliger Mann, wie Thomas Erskine May, clerk assistent of the house of commons, schreibt in seiner Verfassungsgeschichte Englands, wo er von den Wahlbestechungen der Gegenwart spricht:

„Die moralischen und socialen Uebel der Bestechung mögen zugenommen haben, aber politisch machen sie sich weniger, als ehemals, bemerklich. Früher verdankten viele Mitglieder des Hauses der Gemeinen der Korruption in einer oder der anderen Form ihre Sitze. Gegenwärtig aber ist es eine kaum mehr nennenswerthe Zahl, welcher ein solcher Makel anhaftet. Vormals fehlte das Gegengewicht freier Vertretung. Jetzt aber überwiegt letztere bei Weitem die niederen Elemente, welche sich in die Zusammensetzung des Hauses einmischen. Ueberdem aber wird gegenwärtig die politische Wirksamkeit jener Mitglieder, welche mittelst Bestechung gewählt worden sind, durch diesen Fehler ihrer Wahl nicht wesentlich beeinträchtigt. Vor achtzig Jahren würden ihre Stimmen unzweifelhaft dem König oder den Ministern dienstbar gewesen sein. Jetzt aber gehören sie unterschiedslos allen Parteien an. Zu reich, um Anstellungen und Vortheile zu suchen, selbst wenn Dergleichen erreichbar wären, — selten nach Ehren-Auszeichnungen strebend — unterstützen sie, wenn auch mit Beihülfe von Bestechung gewählt, doch nicht bestechlicher Weise die Minister des Tages, sondern reihen sich je nach ihren politischen Ueberzeugungen ihrer Partei, und zwar irgend einer auf jeder Seite des Hauses an, und üben redlich die Pflichten des öffentlichen Berufes." Engländer, welche die Zustände ihres Vaterlandes genau kennen und selber in der Politik eine active Rolle spielen, versicherten mir, daß dies keineswegs Schönfärberei, sondern abgesehen von wenigen Ausnahmen schlimmster Art, welche nur die Regel bekräftigen, die Wahrheit sei, obgleich doch jetzt in Folge des riesigen wirthschaftlichen Aufschwungs (durch Baumwolle, Kohlen, Eisen, Dampfkraft u. dgl.) ganz andere Reichthümer zur Bestechung disponibel sind, als vor hundert und einigen Jahren, wo man nur einige in Indien aufgeschossene Finanzgrößen zu fürchten hatte.

Vormals freilich war es anders. Im Jahre 1793 wurde auf Veranlassung einer Beschwerde der „Gesellschaft der Volksfreunde" konstatirt, daß einige Grundherrn unbeschränkt über eine Reihe von Parlaments-

wahlen disponirten. Der Herzog von Norfolk verfügte über wenigstens 11, Lord Lonsdale über wenigstens 9, Lord Darlington über mehr als 7 Sitze, und noch eine Reihe anderer Peers ein Jeder über mehr als 6, ohne der Bestechung zu bedürfen.

Diese Inhaber der Gewalt waren es denn früher auch zumeist, welche das Geschrei erhoben wegen List und namentlich wegen Bestechung. Schon unter Wilhelm setzten sie ein Gesetz durch, welches den Zweck hatte, Parlaments-Candidaten abzuwehren, welche mit Anwendung von Geldmitteln versuchten, in die sociale Machtsphäre der Grundherrn einzubrechen. „Fremde Personen" (soll wohl heißen: Leute aus einer anderen Grafschaft) „ziehen" — so klagte man damals — „als Candidaten durch's Land, und die Londoner Makler bieten auf der Börse die Parlamentssitze aus, wie sauer Bier."

Seit 1761 treten die in Indien reich gewordenen Abenteurer auf. Die Anwendung ihrer nach damaligen Begriffen colossalen Mittel bei den Parlamentswahlen bedrohen das Privileg der Gentry, ja selbst die ungleich reichere Nobility ist ihnen kaum mehr gewachsen. Diese Indier, genannt die „Nabobs," sind doppelt verhaßt, weil sie die aufgewandten Kosten oft gar zu schnell wieder herausschlagen wollen, überhaupt aber sich keiner Disziplin fügen und durchaus nicht gesonnen sind, sich den alten Parteien und deren Führern unterzuordnen. Man nannte sie spottweise „die Freunde des Königs," weil sie es weder mit der Opposition hielten, noch auch mit der offiziellen Regierung selbst, sondern hinter dem Rücken der letzteren mit dem Cabinet oder der Camarilla konspirirten, angeblich unter der Leitung des damals so verhaßten Lord Bute. Der berühmte Edmund Burke hat diese Partei der Emporkömmlinge mit der ganzen Kraft und Lebendigkeit seiner unbändigen Leidenschaft geschildert. Th. B. Macaulay in seinem „Essay über William Pitt, Grafen von Chatham" und Lord Mahon in seiner „Geschichte Englands seit dem Frieden von Utrecht," haben diese Anklagen auf ihr richtiges Maß zurückgeführt. Es war eben ein Wahlkampf zwischen beweglichem Kapital einer- und Grundkapital andererseits. Dies sieht man deutlich aus den Worten des Lord Chatham: „Ohne Verbindungen, ohne ein angeborenes Interesse für den Boden, erzwangen diese Importeure fremden Goldes ihren Weg in das Parlament durch so maßlose Bestechung, daß es ihnen mit ererbtem Privatvermögen nicht gleich zu thun war." Nicht daß sie Bestechung übten, war der Gegenstand der Klage, sondern daß man es ihnen darin nicht gleichthun konnte. Man beschwerte sich über maßlose Bestechung und meinte das maßlose Geld der indischen Größen (oder Krösen).

Wie ungenirt man damals mit dergleichen Dingen umsprang, beweist

ein Brief des Königs an Lord North vom 16. October 1779, worin es wörtlich heißt: „Sollte der Herzog von Northumberland einiger goldenen Pillen zur Wahl bedürfen, so würde es unrecht sein, sie ihm vorzuenthalten.“

Ein Beispiel, wie man die Bestechung sinnreich und gewerbsmäßig trieb, aber künstlich maskirte:

In New-Shoreham bestand ein Verein, dem die große Mehrzahl der Parlamentswähler angehörte, und der sich „der christliche Klub“ nannte. An seiner Spitze stand ein Ausschuß von fünf Mitgliedern, welcher den Parlamentscandidaten gehörig brandschatzte, indem er ihm große Summen Geldes abnahm „zu Werken christlicher Barmherzigkeit, im Stillen zu üben nach der Vorschrift, daß die rechte Hand nicht wisse, was die linke thut.“ Der Candidat zahlte und wurde gewählt. Die fünf Männer enthielten sich der Wahl. Von ihnen konnte man daher den Eid, daß sie nicht bestochen seien, gar nicht verlangen. Die, welche an der Wahl theilgenommen hatten, konnten ihrer Meinung nach diesen Eid sehr wohl leisten; denn sie hatten selbst nichts erhalten. Wenn dann die Eide geleistet, und Alles glücklich vorbei war, dann wurden die „Werke christlicher Barmherzigkeit“ geübt. Das heißt: die fünf Männer vertheilten das von dem Candidaten empfangene Geld an die christlichen Wähler, welche, obgleich theilweise reich, doch alle sehr hülfsbedürftig waren, und vergaßen dabei auch sich selbst nicht. Das Parlament vermerkte indeß diese eigenthümliche Art von Frömmigkeit sehr übel und erließ ein Gesetz, welches dem Vorstande und den Mitgliedern des christlichen Klubs das Wahlrecht entzog.

Vor den Neuwahlen von 1768 brachte der Alderman Beckford eine Bill ein, welche jedem Parlamentsmitgliede zur Bekräftigung seiner Wahl den Eid auferlegte, „daß er bei keiner Bestechung betheiligt gewesen sei.“ Die Gentry klatschte Anfangs rauschenden Beifall. Sie fand darin „Schutz gegen die großen Lords, die Nabobs und die West-Indier.“ Allein schließlich fiel der Antrag doch durch, angeblich — so hieß es offiziell — weil, wenn wegen Meineid vor Gericht prozedirt werde, die Uebertragung der Privilegien des Hauses auf die Gerichtshöfe zu befürchten stehe, in Wirklichkeit: weil fast ein Jeder, im Bewußtsein, daß er selber auch in einem Glashause wohne, sich fürchtete, mit Steinen zu werfen, die einmal, statt einen der verhaßten Nabobs, auch Einen von der Gentry hätten treffen können. Man dachte: Leben und leben lassen; und ließ den Alderman sitzen.

Noch schlimmer fast, als die Wähler, trieb es das hohe Haus selber. Der Geschichtschreiber des Parlaments Thomas Erskine May sagt:

„So anstößig auch die früher von Gesetz und Herkommen geduldeten Wahlmißbräuche waren, noch anstößiger war das Benehmen des Hauses der Gemeinen bei Aburtheilung der Wahlreclamationen. Mit Burgflecken wurde Handel getrieben; Wähler wurden notorisch theils insgesammt theils einzeln bestochen; Wahlbeamte handelten parteiisch und widerrechtlich. Aber die Majorität des Unterhauses übertraf Alles das, indem sie, aller Gerechtigkeit und allem Anstande zum Hohne, allen derartigen Handlungen Vorschub leistete, sobald sie nur im Interesse der Mehrheit des Hauses begangen waren; sie verurtheilte sie nur, wenn sie über politische Gegner zu richten hatte. Dat veniam corvis, — vexat censura columbas. Um ihrer Unabhängigkeit willen hatten die Gemeinen darauf bestanden, in Wahlangelegenheiten die ausschließlich kompetenten Richter zu sein; und nun scheuten sie sich nicht, dieses Recht zu Parteizwecken auszubeuten. Sie übten ein Vertrauensamt von hoher Bedeutung und mißbrauchten es. Sie übernahmen ein Richteramt, um es zu entehren."

Vor dem Grenville-Act, auf den ich gleich zu sprechen kommen werde, wechselten im Hause die Formen der Prüfung angefochtener Wahlen:

Früher bestellte man für jede bestrittene Wahl einen gewählten Spezialausschuß, der dem Hause Bericht erstattete. Dann überwies man alle Wahlreclamationen dem vom Hause selber ernannten „Wahl- und Privilegien-Ausschusse," in welchen man nur Rechtsgelehrte von anerkanntem Rufe aus der Mitte des Hauses wählte. Später wurden auch alle Geheimen Räthe und Gentlemen der langen Robe zugelassen; und zuletzt kam, wer da wollte.

Darauf verlegte man wieder die Wahlprüfungs-Verhandlung „at the bar," d. h. an die Schranke des Hauses, weil man sich von der Oeffentlichkeit ein Korrectiv versprach. Allein auch das half nichts. In dem einen wie in dem anderen Falle gaben Parteirücksichten notorischer Maßen den Ausschlag.

Grenville sagt: „Der Hof war während der Verhandlungen leer und nur bei dem Urtheilsspruche gefüllt." Und Th. E. May fügt bei: „Das Recht der Wahl wurde den Wählern entzogen und von der gewählten Versammlung an sich gerissen, welche auf diese Art eine verderbliche Cooptation übte."

Grenville glaubte, das Uebel liege darin, daß die Entscheidung entweder bei dem ganzen Hause, oder bei einem von der Majorität desselben nach Parteirücksichten zusammengesetzten Ausschusse stehe. „Statt auf die Gründe und Gegenstände und auf deren Stichhaltigkeit einzugehen," sagte er, „stützt sich jede Partei vorzugsweise auf ihr Son-

derinteresse. Es ist ebenso schmachvoll als notorisch, daß wir bei den Wahlprüfungen im Hause Stimmen werben, als wenn wir selber frei zu wählen hätten und nicht verpflichtet wären, nach Rechtsgründen zu urtheilen, sondern den willkürlichen Eingebungen unserer Parteineigung beliebig folgen dürften. Ja, noch mehr: Es ist bekannt, daß bei jeder bestrittenen Wahl viele Mitglieder dieses Hauses, welche schließlich doch als Richter zwischen den Interessenten Recht sprechen sollen, in diesem nämlichen Streite Parteirollen übernehmen und Parteimanoeuvres dirigiren in einer Angelegenheit, in welcher sie mit richterlicher Unparteilichkeit entscheiden sollen."

Auf Grund dieser Ausführungen beantragte Grenville 1770, in Zukunft die Entscheidung der Wahlreclamationen an Ausschüsse zu verweisen, und diese Ausschüsse durch das Loos zu bilden, in der Art, daß die Namen der anwesenden Mitglieder in eine Urne geworfen und daraus dreiunddreißig durch das Loos gezogen werden, daß beide Parteien, sowohl die, welche die Wahl anficht, als auch die, welche sie vertheidigt, eine jede eilf der ausgeloosten Mitglieder recusirt und dadurch die Zahl auf eilf reduzirt, welche dann den Ausschuß bilden. In dieser Weise sollte für jeden Fall ein Gerichtshof eingesetzt werden, der zwar aus dessen Mitgliedern zusammengesetzt, aber doch von dem Hause und dessen Majorität unabhängig war und über die Gültigkeit der Wahl definitiv entschied, ohne die Möglichkeit einer weiteren Berufung.

Man opponirte zwar dem Vorschlage, daß er die Kompetenz des Hauses einschränke und daher ein Angriff auf dessen Privilegien sei, — dasselbe, was man 1768 der Bill des Alderman Beckford opponirt hatte —; allein man konnte doch der Behauptung Grenville's, „daß der vorhandene Zustand, falls ihm nicht schleunigst Einhalt gethan werde, den Untergang der Freiheit herbeiführe," nicht widersprechen, und so wurde das vorgeschlagene Gesetz angenommen, vorläufig nur auf die Dauer von einem Jahre. Es erschien unmittelbar vor einer Integralerneuerung des Hauses; und es scheint den Wählern und Candidaten einen heilsamen Schrecken eingeflößt zu haben. Denn diese Neuwahlen zeichneten sich vor denen des Jahres 1768 vortheilhaft durch Integrität aus.

Das Gesetz wurde von Jahr zu Jahr erneuert und endlich, nachdem man es so fünf Jahre lang erprobt und gut befunden hatte, „für alle Zeiten" angenommen. Lord Chatham sagte von ihm: „Dies glückliche Ereigniß ist für uns die Morgendämmerung hellerer Tage; es ist die letzte Stütze des Parlaments; sollte es wieder beseitigt werden, so wird die Gesetzgebung in unauslöschliche Verachtung gerathen, dem Volke ein Gegenstand des Abscheues werden; das Gesetz jedoch, für immer angenommen,

wird eine Zierde unserer Gesetzbücher sein und seinem Urheber für alle Zeiten ein ruhmvolles Andenken sichern." Auf die Dauer wurde jedoch die gute Absicht, lieber dem Zufalle, als dem Parteigeiste die Zusammensetzung der Ausschüsse zu übertragen, nicht ganz realisirt, vielmehr gelang es dem letzteren, sich auch dieser Form bis zu einem gewissen Grade zu bemächtigen. Da nur die Namen der anwesenden Mitglieder zur Verloosung kamen, so war hierbei die zahlreichste Partei des Hauses im Vortheil, namentlich dann, wenn sie am Tage der Verloosung in möglichster Vollzähligkeit auf dem Kampfplatze erschienen war. Dazu kam nun noch, daß bei der Recusation, wie dies auch bei uns Staatsanwälte oder Vertheidiger je nach Zweck und Ersprießlichkeit zuweilen bei Bildung des Schwurgerichts thun, man darauf aus war, die Kapazitäten von der Liste zu streichen; denn mit den minder Befähigten der Gegenpartei gedachte man schneller fertig zu werden. Daß man sich des moralischen Werthes eines solchen Verfahrens vollkommen bewußt war, beweist der technische Ausdruck, womit man dasselbe bezeichnete. Man nannte es: „dem Ausschusse das Gehirn einschlagen."

So kam es denn, daß, im Widerspruch mit den ehrenwerthen Absichten des Schöpfers der Bill, auch diese im Wesentlichen durch das Loos gebildeten Ausschüsse den Charakter der überwiegenden Partei annahmen und den eines Gerichtshofes verloren. „Obgleich die Mitglieder des Ausschusses einen Eid zu leisten hatten, daß sie zwischen den streitigen Interessenten mit Gerechtigkeit entscheiden würden," schreibt Th. Erskine May, „so führten doch die Umstände, unter welchen sie gewählt wurden, ferner ihre Partei-Anschauungen in Verbindung mit der damals herrschenden laxen Moral, endlich auch die Unbestimmtheit und das Irrationelle des Wahlmodus sowohl, als auch widersprechende Präjudizien, schließlich auch zu dem Resultate, daß das Recht in der Regel gefunden wurde auf der Seite desjenigen Bewerbers, welcher die politische Richtung der Mehrheit des Ausschusses theilte. Ein Whig-Candidat hatte wenig Gerechtigkeit zu erwarten von einem Tory-Ausschusse; ein Tory-Candidat plädirte vergeblich vor einem Whig-Ausschusse."

Indeß verging mehr als ein halbes Jahrhundert, ehe man sich zu durchgreifenden Aenderungen entschloß. Erst im Jahre 1839 brachte Sir Robert Peel eine von dem Hause angenommene Bill ein, welche die durch Grenville eingeführte Art der Ausloosung abschaffte und eine noch jetzt bestehende und durch die Gesetzgebung von 1841, 1850, 1854 und 1858 vervollständigte Einrichtung an deren Stelle setzte, die ich genauer schildern werde. Auch wurden durch die Gesetzgebung einzelne nicht uninteressante Kontroversen entschieden, wovon ich hier ein Paar erwähnen will:

Früher mußte, um den Ausschuß zur Vornahme einer Untersuchung wegen Bestechung zu veranlassen, dargethan oder wenigstens behauptet werden, daß der Candidat oder der bereits in das Parlament eingetretene Abgeordnete selber solche ausgeübt habe, oder es mußte wenigstens irgend ein Zusammenhang, oder die Zwischenglieder zwischen ihm und denjenigen Leuten, welche die Bestechung unternommen und geleitet hatten, nachgewiesen werden. Dieser Nachweis war natürlich außerordentlich schwierig; und da der Ausschuß, wenn jener Nachweis nicht erbracht wurde, jedes Eingehen auf eine nähere Untersuchung der erhobenen Beschwerden ablehnte, so war die Bestechung privilegirt, sobald es ihr gelang, zwischen den bestechenden Candidaten und die bestochenen Wähler so viel Zwischenpersonen einzuschieben, daß der Zusammenhang verschleiert wurde. Auf diese Art blieben selbst die offenkundigsten Bestechungen zuweilen ununtersucht, weil der Ausschuß der Meinung war, dieselben berührten nicht die Frage der Gültigkeit der Wahl, sobald jener Beweis nicht angetreten sei. So entgingen denn die korrumpirten Wähler der Entdeckung; und der korrumpirende-Abgeordnete behielt seinen Sitz. Um diesen Uebelstand zu beseitigen, erging 1841 ein Gesetz (Victoria, IV. und V. c. 57), welches bestimmt: „Falls die Anschuldigung einer Bestechung vor einen Wahlausschuß des Hauses der Gemeinen gebracht wird, soll der Ausschuß über alle Umstände, auf welche die Anschuldigung gerichtet wird, Beweis erheben. Der Beweis der Theilnahme des Candidaten muß keineswegs schon vor der Beweisaufnahme über die Thatsachen (den objektiven Thatbestand) erbracht sein, auf welche die Anklage der Bestechung basirt wird. Vielmehr soll der Ausschuß separat berichten erstens: über die vor ihm erwiesene Thatsache der Bestechung; und zweitens: ob, oder ob nicht erwiesen sei, daß diese Bestechung mit Wissen und Willen des eingetretenen Abgeordneten oder eines anderen Wahlcandidaten geschehen sei."

Auf der einen Seite wurde hierdurch die Entdeckung von Bestechungen erleichtert, auf der andern aber wurde der Ausschuß zuweilen zu übergroßer Strenge verleitet, indem er es mit der Beweisfrage überhaupt nicht mehr so genau nahm und einen Abgeordneten ohne weiteres seines Sitzes verlustig erklärte wegen Unregelmäßigkeiten obscurer localer Agenten oder Agitatoren, welche jenem vollständig fremd waren.

Die Beweisführung wurde übrigens um dieselbe Zeit dadurch erleichtert, daß dem Ausschusse gestattet wurde, auch den eingetretenen Abgeordneten und dessen Gegencandidaten einem Verhöre zu unterziehen.

Die neueste Gesetzgebung von 1854 und 1858 geht von der Absicht aus, den Abgeordneten zu einer öffentlichen Rechnungsablage über seine Wahlkosten zu zwingen und im Einzelnen festzustellen, welche dieser Kosten

unter den Begriff der Bestechung fallen, und welche nicht. Man hoffte damit nicht nur die Habgier der Wähler und Wahlagenten zu schrecken, sondern auch dem Candidaten eine bequeme Waffe zum Schutze gegen Anmuthungen und Zudringlichkeit zu gewähren.

Entschieden wurde damals ferner die Frage, ob Bezahlung der Reisekosten der Wähler Bestechung sei. Sie wurde verneint, sofern die Grenze wirklicher Auslagen nicht überschritten werde. Später wurde jedoch hinzugefügt, es dürfe nur das Transportmittel in Natur beschafft und dem Wähler zur Verfügung gestellt, aber unter keinerlei Umständen dem letzteren baares Geld in die Hand gegeben werden, auch wenn die Summe die Kosten der Transportleistung nicht übersteige. Als direkte Bestechung wird die Hingabe von Geld und Werthsachen, als indirekte die Bewirthung der Wähler bezeichnet. Letztere war früher erlaubt in England. Auch in Deutschland hat man sie in einem zur Entscheidung gelangten Falle nicht strafbar gefunden. Nach einem Urtheile des obersten Gerichtshofes in Württemberg, das mir seiner Zeit mein verstorbener Freund Adolf Seeger mittheilte, wurde ein Gelage, das ein Wahlcandidat, der zugleich auch Schankwirth in einem Landstädtchen war, seinen Wählern gab, ohne Bezahlung zu verlangen, für nicht straffällig erklärt, weil das Verabreichen von Speisen und Getränken, sofern dieselben zum sofortigen Selbstkonsum bestimmt seien, eine Bestechung nicht involvire.

In England haben jedoch die aufgezählten Verschärfungen der gegen die dort herrschende Bestechungskrankheit zu ergreifenden Maßregeln bis jetzt einen äußerlich sofort erkennbaren Erfolg nicht gehabt. „Um ein so ernstes Uebel zu entfernen," sagt Thomas Erskine May in seiner Geschichte der Verfassung seit Georg III., „wird man gewiß energische Mittel in Betracht ziehen müssen; aber auch diese dürften schwerlich den gehofften Erfolg ganz erzielen, so lange nicht die öffentliche Meinung über das Mittel der Bestechung unzweideutig den Stab gebrochen hat. Das Gesetz behandelte den Zweikampf als Mord; aber nicht einmal die Todesstrafe vermochte ihn zu beseitigen. Plötzlich war er verschwunden, sobald die gebildete Gesellschaft diesem, seiner Zeit in Ehre und Ansehen stehenden Gebrauche, als der Civilisation unwürdig, den Rücken gewandt hatte. Es wird stets Wähler geben, welche die ihnen dargebotene Bestechung anzunehmen geneigt sind. Aber die Wahlcandidaten gehören (in England, wo es bekanntlich keine Diäten giebt) einer Klasse der Gesellschaft an, welche sich dem Urtheile ihrer Standesgenossen nicht zu entziehen vermag. Dieses muß sie von einer Uebertretung abhalten, welche nicht nur von dem Gesetz, sondern mit gleicher Strenge auch von der öffentlichen Meinung verdammt ist."

Die gegenwärtig im Unterhause bezüglich der Prüfung der Wahlen bestehende Art der Geschäftsbehandlung ist folgende:

Wer die Wahl eines Mitgliedes zum Vertreter einer Grafschaft, einer Stadt, eines Fleckens oder eines sonstigen Orts von Großbritannien und Irland anfechten will, muß dies innerhalb vierzehn Tage von dem Beginn der Sitzungsperiode an gerechnet thun. Tritt ein Mitglied erst im Laufe der Sitzungsperiode durch Nachwahl oder dergleichen ein, so wird diese Frist erst von dem Tage des Eintrittes in die Versammlung an gerechnet.

Nur für Reclamationen wegen Bestechung läuft noch eine weitere Frist, weil diese oft erst durch die nachträgliche Zahlung (nach der Wahl) realisirt wird, oder an den Tag kommt. Will nämlich Jemand die Wahl eines Mitgliedes wegen Bestechung anfechten, und kann er in seiner Beschwerdeschrift behaupten, daß eine bestimmte Geldzahlung oder Belohnung von einem Mitgliede selbst oder mit Wissen desselben für ihn nach stattgehabter Wahl in Absicht der Bestechung geleistet worden sei, so läuft ihm hierzu eine weitere Frist von acht und zwanzig Tagen, zu berechnen von dem Tage ab, an welchem die Zahlung erfolgt ist. Sollte aber an dem Tage des Ablaufs dieser Frist das Haus nicht versammelt sein, so läuft eine zweite Frist von vierzehn Tagen, gerechnet von dem Tage des Wiederzusammentrittes des Hauses, für die Einbringung dieser Beschwerden.

Ist Jemand in mehreren Bezirken zugleich gewählt, so muß er zuvor den Ablauf der vierzehntägigen Frist zur Einbringung der Wahlbeschwerden verstreichen lassen. Innerhalb einer Woche von deren Ablauf an gerechnet, hat er zu erklären, welches Mandat er annimmt, vorausgesetzt, daß nicht eine der Doppelwahlen angefochten wird. Wird die Wahl angefochten in dem einen Bezirk, dann darf er in dem angefochtenen Bezirk nicht ablehnen, weil er sonst dort dem etwaigen Rechte seines Gegners präjudizirt, welcher einen Anspruch auf eine Entscheidung des Ausschusses hat; und in dem nicht angefochtenen Bezirk darf er nicht ablehnen, weil, wenn seine Wahl in jenem Bezirke cassirt wird, er hier annehmen muß. Er hat also dann, bevor er eine Erklärung über Annehmen oder Ablehnen giebt, das Urtheil des Ausschusses abzuwarten.

Wenn über die Wahl eines Mitglieds im Haus eine Debatte entsteht, so hat sich dasselbe zu entfernen, dagegen hat dasselbe das Recht, vor dem Ausschusse gehört zu werden; und ebenso kann der Ausschuß das Mitglied verladen.

In unserem Reichstage und in dem preußischen Abgeordnetenhause darf bekanntlich das angefochtene Mitglied sich zwar nicht an der Abstimmung betheiligen, wohl aber während der Verhandlung dableiben und so-

gar im Plenum mit debattiren, von welcher Erlaubniß auf dem konstituirenden Reichstage zwei Mitglieder (eines von der rechten Seite des Hauses: der fürstlich lippesche Minister Herr von Oheimb; und eines von der linken Seite: der in Berlin gewählte mecklenburgische Abgeordnete Herr Moritz Wiggers) den ausgiebigsten Gebrauch machten. Eine solche oratio pro domo würde in England den größten Anstoß erregen, während man wieder puncto Bestechung (oder euphemistisch ausgedrückt: Wahlkosten) in Deutschland weit feinfühlender ist.

Sind für einen Sitz zwei Mitglieder gewählt, von welchem ein Jeder sich für den richtig gewählten hält, so ziehen sich beide auf so lange zurück, bis über diese Wahl entschieden ist. Hat der Ausschuß erkannt, dann tritt Derjenige, welchen der Ausschuß für den rite Erwählten erklärt, ohne Weiteres in das Parlament ein. Die Entscheidung beschränkt sich, logisch richtiger Weise, keineswegs blos auf die Negative: N. N. ist nicht legitimirt, sondern erstreckt sich auch die Affirmative: P. P. ist gewählt.

Auf dem Kontinent (namentlich in Deutschland) wird diese Ausdehnung des parlamentarischen Rechts der Legitimationsprüfung vielfach bestritten: das preußische Abgeordnetenhaus entschied bei Prüfung einer seiner Wahlen am 19. Januar 1865, daß der von dem Wahlcommissarius als gewählt proclamirte und in der Kammer erschienene Herr von Tettau deshalb, weil bei der Wahl eine den Ausschlag für den Gegencandidaten, Herrn von Saucken-Julienfelde, gebende Stimme mit Unrecht cassirt und daher Herr von Tettau unrichtig als gewählt verkündigt und beurkundet worden sei, nicht legitimirt und daß statt seiner Herr von Saucken-Julienfelde, der, jene Stimme zugerechnet, die Mehrheit hatte, einzuladen sei, seinen Sitz in der Kammer einzunehmen. Gegen diesen Beschluß legte die Regierung ihr Veto ein. Statt Herrn von Saucken zuzulassen, schrieb sie eine Neuwahl aus. Sie behauptete, die Kammer habe wohl das Recht, eine Wahl zu cassiren, aber nicht, einen Deputirten einzuberufen. Dies ist ein Irrthum; die Frage, ob eine Wahl zu cassiren sei, steht in zweiter Linie. In erster Linie steht die Frage: Wer ist gewählt, der A. oder der B.? Erst wenn ich weiß, wer gewählt ist, kann ich darüber judiziren, ob diese Wahl, also z. B. die Wahl des A., oder die Wahl des B., wegen einer Verletzung der Formvorschriften, welche nach Vorschrift des Gesetzes Nichtigkeit zur Folge hat, oder wegen Bestechung, oder wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt, nichtig ist. Der wirklich Gewählte kann nicht durch eine irrige Publication des Wahlcommissarius depossedirt werden.

Die Frage: Wer ist gewählt, A. oder B.? — ist aber auch nur ein Bestandtheil der Legitimationsprüfung, und nach Artikel 78 Alinea 1 der

preußischen Verfassung hat einzig und allein das Haus die Prüfung der Legitimation seiner Mitglieder und die endgültige Entscheidung, welcher ein Veto zu opponiren die Regierung nicht berechtigt ist. Hat also das Haus entschieden: Nicht A. sondern B. ist legitimirt, so kann die Regierung wohl, wenn sie die Entscheidung für handgreiflich falsch und den Gegenstand für wichtig genug hierfür erachtet, die Kammer auflösen, aber sie kann nicht den Eintritt des B. in die fortbestehende Kammer verhindern und noch viel weniger eine Neuwahl ausschreiben. Denn die Kammer hat durchaus nicht die Wahl cassirt, sondern vielmehr anerkannt, daß wirklich eine gültige Wahl in diesem Bezirk stattgefunden habe, nur sei dieselbe nicht auf den durch den Wahlcommissar als gewählt proclamirten A. sondern auf den nicht proclamirten B. gefallen. B. ist also durch das Haus, das allein rechts- und endgültig über die Wahl zu entscheiden hat, als rite gewählt anerkannt; und der Regierung steht nicht das Recht zu, eine von der Kammer genehmigte Wahl als nicht geschehen zu betrachten und eine Neuwahl zu veranstalten, während doch in der That ein Wahlsitz nicht vacant ist. Diese Wahrheit wäre auch schwerlich verkannt worden, wenn nicht damals der in seiner vollsten Blüthe stehende Konflikt die Anschauung auf beiden Seiten getrübt hätte.

Ein auf dem ersten gesetzgebenden Reichstage des Norddeutschen Bundes vorgekommener Fall wird dazu beitragen, die Sache in das klarste Licht zu stellen:

Der Kammerherr von Oertzen auf Cotelow war bei Eröffnung des Reichstags, am 10. September 1867, als Mitglied für den mecklenburg-strelitzer Wahlkreis, eingetreten. Er war von dem mecklenburger Wahlcommissarius als mit 9 Stimmen absoluter Majorität gewählt proclamirt worden und hatte keinen Grund an der Richtigkeit der Stimmenzählung zu zweifeln. Von den übrigen Stimmen waren 57 zersplittert; der Rest war auf den Gegencandidaten Herrn Pogge gefallen. Gegen die Wahl des Herrn von Oertzen waren zeitig Reclamationen eingelaufen, basirt auf angeblich rechtswidrige Beeinflussung der Wähler durch den Grundherrn Grafen Kuno von Hahn-Basedow. Die Wahl wurde beanstandet. Während die Beweisaufnahmen stattfanden, um den in den Reclamationen behaupteten Sachverhalt zu konstatiren, gerieth ein Mitglied des Reichstages auf die Idee, doch auch einmal den Calculus zu prüfen; und er fand, daß die Gesammtzahl der gültigen Stimmen 7566, also die absolute Majorität 3756 betrug, Herr von Oertzen aber nur 3337 Stimmen erhalten, mithin die absolute Majorität nicht hatte; sowohl Referent und Correferent, als auch ein Calculaturbeamter des Hauses, rechneten die Sache wiederholt nach; allein jede Berechnung hatte dasselbe Ergebniß: Herr von Oertzen

war gar nicht gewählt; er hatte nicht die absolute Majorität, welche das Gesetz vorschreibt. Das Haus erkannte, daß Herr von Oertzen nicht gewählt und nicht legitimirt sei. Dies geschah in der viertletzten (27.) Sitzung. An den 27 ersten Sitzungen hatte Herr von Oertzen Theil genommen. Er hatte mit discutirt, mit votirt; sein Votum hatte vielleicht in einzelnen Fällen den Ausschlag gegeben. Erst am Schluß der Sitzungs- und Legislatur-Periode entdeckte man, daß er nicht gewählt sei, und daß er nicht mehr Recht hatte, im Hause zu sitzen, als jeder andere nicht gewählte Mensch auch.

Von Rechts wegen hätte nun eine engere Wahl zwischen Herrn von Oertzen und seinem Gegencandidaten Herrn Pogge stattfinden müssen; denn beide hatten die meisten Stimmen, ohne daß Einer von ihnen die Majorität hatte. Der Reichstag unterließ es sonderbarer Weise, einen hierauf gerichteten Beschluß zu fassen. Hätten sich aber jene 57 Stimmen nicht zersplittert, sondern wären ebenfalls auf den Gegencandidaten Herrn Pogge gefallen, dann hatte dieser zweifelsohne die Majorität, und der Reichstag hätte in demselben Augenblick, wo er Herrn von Oertzen für nicht legitimirt erklärte, nothwendiger Weise Herrn Pogge für legitimirt erklären und zur Theilnahme an den Sitzungen einladen müssen, nicht aber eine Neuwahl provoziren dürfen. Denn es lag dann eine vollkommen gültige Wahl vor, aus welcher sowohl den Wählern, als auch dem rite erwählten Herrn Pogge ein wohlerworbenes Recht zustand, das dadurch nicht hinfällig werden konnte, daß ein mecklenburgscher Regierungsbeamter schlechter zu rechnen verstand, als sein Amt es verlangte. Ohne Sedisvacanz keine Neuwahl.

Im englischen Unterhause würde kein Mitglied den geringsten Zweifel über die Entscheidung in einem solchen Falle gehabt haben. Auch hätte dort, sobald die Wahl bestritten war, Keiner der beiden Herrn im Parlament sitzen und votiren dürfen. Vid. Thom. Erskine May, Treatise etc. chapt. XXII.

Dort entscheidet jedoch, wie bemerkt, in strittigen Fällen nicht das Haus (das Plenum) über die Legitimationsfrage, sondern der Ausschuß. Bei dem Beginne der Sitzungs-Periode ernennt der Sprecher durch eine Verfügung sechs Mitglieder des Hauses zu dem allgemeinen Wahlausschuß (Generale Committee of Elections); die sechs Ernannten müssen zur Annahme bereit und ihre Wahl muß unangefochten, auch dürfen sie an keiner Wahlreclamation betheiligt sein. Der Sprecher legt seine Ernennungsordre auf den Tisch des Hauses nieder. Erfolgt binnen drei Tagen keine Einsprache, so gilt dieselbe als genehmigt. Erfolgt eine Einsprache, so macht der Sprecher eine neue Proposition, so lange bis ein

Definitivum erzielt wird. Dieser Ausschuß fungirt während der ganzen Sitzungsperiode. Er kann aufgelöst werden, erstens wenn er selber die Anzeige macht, daß er entweder wegen dauernder Abwesenheit von mehr als zwei Mitgliedern, oder wegen unausgleichbarer Meinungsverschiedenheiten, welche sich in seinem Schooße gebildet, außer Stande sei, seine Function zu erfüllen; oder zweitens wenn das Haus selbst aus irgend einem Grunde die Auflösung für geboten erachtet.

Alle Wahlbeschwerden, welche die gesetzlichen Erfordernisse haben, werden diesem Generalausschuß durch den Sprecher zugestellt. Es ist in England nicht so leicht, eine Wahl anzufechten, wie bei uns, wo der unterlegene Wahlcandidat einen Libell macht, denselben von einigen „Quilibet ex populo“ unterschreiben läßt und ihn dann an das Haus schickt, ohne selber aus dem anonymen Schatten kühler Denkungsart hervorzutreten. In England, so leicht man es mit den nicht angefochtenen Wahlen nimmt, so difficil (oder wie vielleicht Manche von uns sagen würden: so pedantisch) geht man zu Werke im Falle der Anfechtung.

In diesem Falle tritt nämlich ein förmlich contradiktorisches Verfahren ein, in welchem die Parteirollen zwischen Anklage und Vertheidigung genau geregelt sind, auf der einen Seite der eine, auf der andern der andere Candidat steht, oder hier die Wähler des Einen, dort die Wähler des Andern auftreten, und zwar vor dem Ausschuß in eigener Person und, wenn sie es nöthig finden, mit ihren beiderseitigen Rechtsbeiständen auftreten, und in welchem der unterliegende Theil auch in die (in der Regel gar nicht unbeträchtlichen) Kosten verfälligt wird, und zwar von Rechts wegen.

Das ist „Fair play,“ wobei Wind und Sonne gleich vertheilt sind, und die Kräfte sich ehrlich mit einander messen. Da kann man nicht von der einen Seite die andere mit dem Namen von „Denunzianten“ brandmarken, wie dies bei uns wohl schon geschehen ist. Siehe die Wahlvertheidigungsrede des Herrn von Oheimb in den stenographischen Berichten des verfassunggebenden Reichstags, S. 74 bis 76.

In England können Wahlbeschwerden nur dann einen Einfluß auf das Urtheil der Wahl äußern, wenn dieselben von gehörig legitimirten Personen unterzeichnet und wenn sie von einer Cautionsleistung begleitet sind.

Als legitimirte Personen werden nur diejenigen betrachtet, welche 1. entweder mitgewählt haben, oder unzweifelhaft zur Wahl berechtigt waren, welche 2. bei der Wahl selbst als Bewerber aufgetreten sind oder welche 3. selbst gewählt zu sein behaupten. Geht eine Reclamation von unberechtigten Personen ein, dann kann zwar das Parlament immerhin den

Sachverhalt untersuchen lassen, allein diese Untersuchung hat keinen Einfluß auf den Rechtsbestand der Wahl.

Außerdem müssen die oder der Beschwerdeführer eine Caution, in der Regel von 1000 Pfund Sterling, stellen für Bezahlung aller Kosten und Auslagen, welche durch die Verhandlung und Entscheidung entstehen. Ein besonderer Beamter, der examiner of cognizances, prüft, ob die Verschreibung ausreicht und den formellen Erfordernissen des Gesetzes entspricht. Nur wenn dieser Examiner der Beschwerde die Bescheinigung beifügt, daß die Caution in ordnungsmäßiger Weise gestellt sei, darf sie das Haus annehmen und der Sprecher sie dem Generalausschusse zur Prüfung zustellen.

Außerdem haben alle Interessenten, welche die Wahl, woran die Beschwerde zu rütteln versucht, aufrecht erhalten zu sehen wünschen, — der angefochtene Abgeordnete, seine Wähler, deren Rechtsbeistand u. s. w. — das Recht, das Cautionsinstrument einzusehen und zu beanstanden; und es existirt eine Menge detaillirter Vorschriften, wie es zu halten sei, wenn die Caution insuffizient, oder durch Tod des Caventen, oder aus sonst einem Grunde hinfällig geworden ist. Will der Reclamant seine Beschwerde zurücknehmen, so hat er die bis dahin erwachsenen Kosten zu tragen.

Der Abgeordnete, dessen Wahl angefochten, wird befragt, ob er die bestrittene Wahl vertheidigen wolle; verneint er die Frage, so wird dies im Wahlbezirk öffentlich bekannt gemacht; und es kann dann binnen gesetzlicher Frist Jeder, der mitgewählt hat oder hätte mitwählen dürfen, bei dem Hause verlangen, als Defensor der Wahl oder als Opponent gegen die Wahlanfechtung zugelassen zu werden. Treten aber auch solche Defensoren auf, so hat doch, vorbehältlich *definitiver* Entscheidung, der Abgeordnete, welcher erklärt hat, seine Wahl *nicht* vertheidigen zu wollen, *vorläufig* durch diese Erklärung Sitz und Stimme im Hause verloren.

Alle diese Reclamationen, Erklärungen, Verzichte, Cautionsleistungen u. s. w. gehen also zunächst an das General-Committee für die Wahlen, dessen Mitglieder an der Tafel des Hauses schwören mußten, „die Pflichten eines Mitgliedes des allgemeinen Wahlausschusses nach bestem Wissen und Können ohne Furcht oder Begünstigung getreu und gewissenhaft zu erfüllen."

Dieser General-Ausschuß formirt nun die Sonder-Ausschüsse (die Spezial-Wahlcommittee's), welche die einzelnen Wahlen zu prüfen haben. Zunächst ernennt er aus dem Verzeichnisse der Deputirten, aus welchem die entschuldigten oder unfähigen Mitglieder durch den Clerk des Hauses gestrichen sind, so viel Vorsitzende (chairmen), als Ausschüsse gebildet werden sollen. Dieses Verzeichniß („the chairmen's pannel") wird zur

Kenntniß des Hauses gebracht. Dann wird zur Bildung der Sonder-Ausschüsse durch den General-Ausschuß geschritten. Das Verfahren ist hierbei ein sehr komplizirtes und auf das Aengstlichste darauf berechnet, jedes subjective Belieben und jeden Partei-Einfluß ferne zu halten. Die Mitglieder des Sonder-Ausschusses müssen ebenfalls an der Tafel des Hauses schwören, „daß sie den Gegenstand der ihnen überwiesenen Beschwerden gründlich und getreu untersuchen und über die Gültigkeit der Wahl den Beweisen gemäß einen gültigen Spruch abgeben wollen."

Der Spezialausschuß, welcher mit Untersuchung einer Wahl beauftragt wird, muß so lange, bis er seine Aufgabe gelöst hat, täglich (mit Ausnahme der Sonntage) sitzen. Er muß vollzählig sein. Wer ohne bescheinigte Entschuldigung fehlt, wird von dem Hause zur Rechenschaft gezogen und bestraft mit einem Verweis, mit einer Geld-, unter Umständen sogar mit einer Freiheitsstrafe. Die Verhandlungen des Spezialausschusses werden stenographirt. Die Kosten hierfür trägt der unterliegende Theil.

Der Ausschuß hört die Parteien und deren Anwälte und vernimmt die Zeugen eidlich, und zwar in Wahlsachen mit derselben Wirkung wie das Gericht.

Bei gewöhnlichen Enquête's nämlich, wo es sich nicht um Wahlreclamationen handelt, vernimmt das Haus oder der Ausschuß zwar auch Zeugen. Allein wenn dieselben wissentlich die Unwahrheit sagen, so ist dies kein Meineid im Sinne des allgemeinen Strafrechts. Es ist nur Contempt und Bruch der Privilegien des Hauses, welchen das Haus selber disciplinarisch ahndet. Das Wahlgesetz aber bestimmt ausdrücklich, daß ein in Wahlsachen vor dem Ausschusse abgelegtes falsches Zeugniß, unbeschadet der Gewalt des Hauses, auch als ein Meineid nach gemeinem Strafrecht zu betrachten und zu behandeln und also von den Gerichten mit den Strafen des Gesetzes zu belegen ist.

Für das Verfahren bestehen genaue Formvorschriften. Reden und Gegenreden, Verhör und Kreuz-Verhör erfolgen, wie vor Gericht. Nach geschlossener Verhandlung läßt der Ausschuß die Anwesenden abtreten und hält seine richterliche Berathung bei geschlossenen Thüren.

Nach der Berathung stimmt der Ausschuß über folgende Fragen in folgender Reihenfolge ab:

1. Hat eine Wahl stattgefunden, und wer ist gewählt? Ist der angefochtene Abgeordnete, oder ist der Beschwerde führende Bewerber, oder ist Keiner von Beiden gewählt?
2. Ist die Wahl gültig oder ungültig (nichtig)?
3. Ist ein Gewählter zuzulassen (einzuberufen)? Oder ist eine Neuwahl zu veranlassen?

Diese Fragen und ihre Reihenfolge schließen jede Unklarheit aus. Man mache nur einmal den Versuch, den Wahlprozeß von Saucken contra von Tettau (aus dem Abgeordnetenhause) oder den Wahlprozeß Pogge versus v. Oertzen (aus dem Reichstage) nach dieser Prozeßordnung abzuwandeln.

Hat der Ausschuß abgestimmt, so giebt er von seinem Urtheilsspruch, der definitiv und unanfechtbar ist und gegen welchen den streitenden Interessenten kein Rechtsmittel mehr zusteht, dem Hause Kenntniß und dieses beauftragt den Sprecher, das Erforderliche zur Vollstreckung des Erkenntnisses vorzukehren.

In Betreff der Neuwahl jedoch steht dem Hause ein weiteres Recht zu: Es kann nämlich, auch wenn der Ausschuß die Frage „Ob Neuwahl?“ bejaht hat, doch im Falle der Cassation wegen Bestechung aus der Mittheilung des Ausschusses Veranlassung nehmen, eine weitere Untersuchung zu verfügen, um zu ermitteln, ob Korruption und Bestechlichkeit bei dem Wahlkörper allgemein und offenkundig dominire, und die Wählerschaft, wenn diese Frage bejaht wird, ihres Wahlrechts auf Zeit oder für immer verlustig erklären, in welchem Falle die von dem Ausschuß in Aussicht genommene Neuwahl wegfällt. Auch bei sonstigen Mißständen, (wie über Wahltumulte, über gesetzwidriges Verfahren der Wahlbeamten, über Mißbrauch der Amtsgewalt Seitens der Minister oder anderer Diener der Krone, geübt um direct oder indirect die Wahl von Parlamentsmitgliedern zu beeinflussen) erstattet der Ausschuß dem Hause Bericht, damit letzteres die nöthige Remedur anordne.

Findet der Ausschuß bei der Beantwortung der Frage unter 1. oben, daß nicht der Abgeordnete, welchen der Clerk in sein Register aufgenommen und den das Haus daraufhin zu seinen Sitzungen zugelassen hat, sondern Einer seiner Mitbewerber gewählt ist, und daher der letztere in den Wahlbericht hätte aufgenommen werden müssen, dann wird der Kron-Clerk vorgeladen und angewiesen, den Wahl-Rapport zu rectifiziren. *)

Dies ist eine kurze Darstellung des Wahlprüfungsverfahrens in England, wie es sich, vornämlich im Laufe des letzten Jahrhunderts, entwickelt hat.

Manches davon ist an und für sich nicht nachahmenswerth. Anderes verdiente wohl nachgeahmt zu werden, aber es ist sehr zweifelhaft, ob unsere, von den englischen theils im guten, theils im schlimmen Sinne abweichenden politischen und socialen Zustände dies gestatten.

*) Die Königin kündigt in ihrer neuesten Thronrede weitere Gesetzgebungsmaßregeln gegen Wahlbestechungen an. Voraussichtlich wird dadurch an dem Wahlprüfungs-Verfahren wenig oder nichts geändert werden.

Vieles aber kann uns ein Vorbild abgeben, ohne daß die Hindernisse, welche sich der Nachbildung in den Weg stellen, unüberwindlich wären, vorausgesetzt, daß man nicht sklavisch nachäfft, sondern unsere konkreten Verhältnisse gebührend berücksichtigt.

Alles aber verdient gegenüber der von uns leider adoptirten französisch-belgischen Schablone die ernsteste Prüfung und Würdigung.

Für heute habe ich mich auf die bloße Hervorhebung der Abweichungen beschränkt. Ich behalte mir jedoch vor, demnächst eine Kritik unseres deutschen Verfahrens, wie es bisher in den Landtagen der einzelnen Territorien und in dem Reichstage des Norddeutschen Bundes durch Gesetz oder Herkommen geregelt war, zu geben, welche Kritik versuchen wird, Unhaltbares zu beseitigen und durch Besseres zu ersetzen.

Berlin, den 20. November 1867.

Dr. Karl Braun.

Notizen.

In dem neuerschienenen Bande von J. G. Droysen's Geschichte der preußischen Politik: Friedrich I., König von Preußen (Band IV erste Abtheilung), der zugleich ein selbständiges Ganzes in sich bildet, behandelt der Hr. Verf. die erste Zeit des preußischen Königsstaates, der unter den Geburtswehen einer stürmischen Zeit, wenngleich umgeben von allem Flitterglanz des Hofes und Ceremoniells, geboren wird. Es wäre überflüssig, das Lob der eingehendsten und umfassendsten Herbeiziehung und Ausnutzung des quellenmäßigen Materials, wie sie jeder Band der „preußischen Politik" gleichmäßig aufweist, und wie auch dieser sie bewährt, hier an dieser Stelle abermals zu wiederholen; das Folgende versucht nur, die Hauptgesichtspunkte zu fixiren, die als bedeutend und neu für das Werk hervortreten. Wenn man, ausgehend von einer gewissen als deutsch erscheinenden Politik, von der Toleranz, der Bildung, der Kunstliebe des „gütigen Herrn," vor Allem aber von der gleichsam in prophetischem Geiste geschehenen Annahme der Königskrone auch diesem Hohenzoller eine gewisse Bedeutung vindicirt hat, so schwindet diese Größe von dem Droysen'schen Standpunkt der rein politischen Betrachtung aus fast auf ein Minimum zusammen. Noch wirkt freilich bei Friedrich die Tradition des großen Kurfürsten wie die Schule der von ihm gebildeten trefflichen Staatsmänner nach; aber wenn seine Truppen den Oranier Wilhelm III. nach Whitehall führen, wenn sie am Rhein und in Italien während des pfälzer und spanischen Erbfolge-Krieges mit den Ausschlag geben, wenn er abwechselnd die Cabinette des Haags, Wiens, Hannovers, Dresdens in der Erreichung ihrer politischen Pläne fördert; so weiß er überall doch diesen seinen Unterstützungen keine rückwirkenden Erfolge für sich und seinen noch auszubauenden Staat abzugewinnen. Die Mächte gewöhnen sich, seine Hilfe mit zu verrechnen, ohne ihm auch nur einmal einen wesentlichen Dank zu sagen, ja ohne ihm Vorwürfe und Insolenzen zu ersparen, wenn er auch seine Interessen zu bedenken giebt. So lange Danckelmann die Politik des preußischen Staates noch in den Bahnen des großen Kurfürsten weiter zu lenken sucht (bis zu seinem Fall, 1697) ist er, ohne es Anfangs zu wissen, durch jenen unseligen Revers gefesselt, welchen Friedrich noch als Kronprinz über die Rückgabe von Schwiebus an Oesterreich ausgestellt hatte, und der ihm durch das künstliche Gespenst des für Preußens Einheit gar nicht ernstlich drohenden Testamentes des großen Kurfürsten *) abgeschwindelt worden war. Dies lähmt bereits die ersten Regierungsschritte wie eine nachschleppende Schuld, und als später sich Gelegenheit bietet, die Fesseln des schimpflichen Reverses zu zerreißen oder doch zur Entschädigung für die durch denselben herbeigeführte Einbuße Größeres zu erlangen, lähmt das lockende Ziel der Königskrone dem Kaiserhofe gegenüber alle Energie. Name und Titel wird für

*) Vergl. das Testament des gr. Kurf. von Joh. Gust. Droysen, Leipzig 1866.

Wesen und Macht eingetauscht. — Ein anderer Punkt, der bei Droysen in scharfer Beleuchtung hervortritt, ist die oranische Erbschaftsfrage. Man hat sie bisher meist vom Standpunkte des territorialen Zuwachses aus betrachtet. Aber neben den allerdings nicht unwichtigen Gebieten von Meurs (das endlich am Ausgang des spanischen Erbfolgekrieges ein energisches Durchgreifen des Kronprinzen in Preußens Hände bringt), von Geldern, von Lingen, von Valengin und Neufchatel handelte es sich noch um mehr: nämlich um die erbliche amtliche Stellung der Oranier an der Spitze von Holland, die ein preußischer Herrscher von der imponirenden Hoheit des großen Kurfürsten, ein Beschirmer des Protestantismus und der europäischen Freiheit, mit ebenderselben Berechtigung und Aussicht auf Erfolg übernehmen konnte, wie sie Wilhelm III. noch als König von England inne gehabt hatte. Für Deutschland handelte es sich um die große Frage, ob das seit dem westfälischen Frieden gänzlich gelöste Band mit diesem so hochwichtigen ehemaligen Reichslande wieder angeknüpft werden könne oder nicht. Auch hier erndtet Friedrich nur Mißerfolge. Und während er im Interesse undankbarer Mächte an dem fernen spanischen Erbfolgekriege, der eine Neutralität gestattet haben würde, unermüdlich und allerdings mit glänzendem militärischem Ruhm Theil nimmt, umdröhnt ihn in nächster Nähe der nordische Krieg, der für Preußen absolut keine Neutralität litt, in welchem Friedrich aber über ohnmächtige diplomatische Mediationsversuche nicht hinauskommt. Abwechselnd mit der Hoffnung auf den Erwerb von Elbing, ja von Westpreußen, von Vorpommern oder Kurland geschmeichelt, je nachdem die Combinationen spielen und Schweden oder die nordischen Alliirten sich um ihn bemühen, wird er schließlich von Allen mit Ungebühr, von Schweden mit Hoffahrt, von Sachsen-Polen mit Frivolität, von Rußland mit immer offener hervortretenden Brutalität behandelt. Selbst die kleinen Höfe, vorweg Hannover, für dessen Interessen in des Königs nächster Nähe die vielgepriesene Sophie Charlotte wirkt, die als die einzige Fürstin im preußischen Regentenhause nicht Preußin geworden, sondern im Geist und Interesse ihres elterlichen Landes fortgelebt hat, nutzen die Gutmüthigkeit, die schwankende Rathlosigkeit dieses durchaus unpolitischen Herrschers. Dazu die immer höher wachsende innere Verwirrung in den Finanzen, in der Administration, in des Königs eignem Privatvermögen unter dem schmählichen Regiment Wartenberg's, Wittgenstein's u. A. nach des edlen Danckelmann's Sturz: kurz wir sehen im Innern eine vollständige Mißregierung, aber auch zugleich als den Retter, mit wenigen Meisterzügen gezeichnet, in der letzten Zeit dieser Regierung den Kronprinzen Friedrich Wilhelm schon energisch hervortreten, zu dessen mächtigem Wirken der vorliegende Band gleichsam nur die Folie bieten zu sollen scheint. —

Vom dritten Bande der Geschichte der deutschen Kaiserzeit von Wilhelm v. Giesebrecht ist nun mit der, seit Kurzem erschienenen 3. Abtheilung der Abschluß da. Der Band, den wir nicht anstehen, als den beden-

tendsten des weitangelegten Werkes zu bezeichnen, behandelt die große Krisis unserer Nation, in der es sich entscheidet, ob sie in Universalismus aufgehen oder durch die heilsame Zersplitterung der Kaisermacht, wenn auch auf langen schmerzlichen Umwegen, sich zu sich selber zurück finden soll; er behandelt die Gründung der eigentlichen Hierarchie und der bis heute nicht wieder umgestalteten römischen Kirche, so wie sie die Partei von Kloster Cluny, die Patara in Italien, Urban II. und Calixt II. gestaltet haben. Wie der Investiturstreit in der Wirklichkeit einst die Welt in unversöhnte Parteien auseinander gerissen hat, so spaltet er noch heute in der Wissenschaft die Geschichtschreiber; hie der Ghibelline Hartwig Floto, dort der Guelfe Gfrörer. Giesebrecht darf mit Recht für sich in Anspruch nehmen, daß er auf Grund der weitesten Quellenforschung, besonders der jetzt in reicher Fülle zugänglichen Briefe (über das benutzte Material belehrt uns fast die ganze 2. Hälfte dieser letzten Abtheilung) ein unparteiisches, historisches Bild, und so der Sache eine Art Abschluß vorläufig gegeben hat. Besonders die jüngst erschienene letzte Abtheilung hebt mit trefflicher Plastik Umstände wie Personen heraus: die gewaltsame, lichtlose Persönlichkeit Heinrich's V., auf der anderen Seite seine hierarchischen und fürstlichen Gegner, einen Adalbert von Mainz, einen Paschalis II., Gelasius, Kuno von Palästrina — bis der Streit endlich zur Versöhnung reift, sobald der frühere eifrige Parteimann, Guido von Vienne, eine hocharistokratische Persönlichkeit im wohlthätigen Gegensatze zu den radicalen Mönchen, die seit Hildebrand die Kirche geleitet, als Regierender, wie es so häufig geschieht, milde und zum Vermitteln nun doppelt befähigt, die Lösung des Kampfes übernimmt. Gerade diese Gestalt Calixt's II., die Bedeutung des Rheimser Conzils, das erwachende französische nationale Leben an der Hand der Kirche — Alles dieses und noch manche andere bedeutsam hervorgehobene Züge möchten wesentlich neu gewonnene historische Resultate sein, die uns eine bisher verworrene, dunkele Zeit zu immer klarerer Durchsichtigkeit gestalten. Giesebrecht's historische Kraft ist bisher in der Arbeit fortwährend gewachsen: möge auch jetzt noch nicht Gipfel und Höhepunkt sein, was vorläufig in diesem Bande sich so darstellt.

Durch die neuere historische Forschung ist das Urtheil vollständig abgeändert, welches die öffentliche Meinung Deutschlands einst in jugendlicher und unreifer Sentimentalität über die Theilungen Polens fällte. Wir wissen heute, daß, als Friedrich der Große den Entschluß zu der ersten Theilung faßte, es sich nur noch um die Frage handelte, ob Polen ganz unter die Botmäßigkeit Rußlands fallen oder ob es Preußen und Oesterreich gelingen werde, einzelne Stücke der herrenlosen Ländermasse zur Abrundung des eigenen Gebiets der russischen Eroberung zu entreißen. Wir begreifen heute, daß ein Staat, der zu den größten und volkreichsten des Continents gehörte, nicht durch fremde Gewaltthat, sondern nur durch seine inneren Gebrechen zu Grunde gehen konnte,

wir vernehmen aus den Geschicken Polens die ernste Mahnung, daß auch die modernen Völker keinen Anspruch auf Fortdauer haben, sobald sie die Bedingungen jeder Volksexistenz vernichten, sobald über dem Ganzen eine einzelne Kaste, und in der Kaste der nackte Egoismus der Individuen das Uebergewicht gewinnt, und nun dieser zügellose Individualismus jedes zusammenhaltende Band der Zucht, des Gemeinsinns und der Vaterlandsliebe zerreißt. — Vor Kurzem ist ein Werk erschienen, in welchem diese inneren Gründe des nothwendigen Untergangs des polnischen Reichs, statt in historisch-chronologischer, in systematisch-staatsrechtlicher Weise dargestellt werden. Die Verfassung der Republik Polen von Dr. S. Hüppe ist ein Versuch, die Verfassungs- und Rechtsverhältnisse des polnischen Staatswesens zu entwickeln, die innern Prinzipien darzulegen, aus denen die polnische Adelsfreiheit sich constituirte. Mit großer Schärfe der Begriffsbestimmungen und in anziehender Form hat der Verf. die Bestandtheile der polnischen Verfassung zerlegt und geschildert, wie die Libertät der nur auf ihr persönliches Wohl bedachten Adelsdemokratie alle Anfänge zu einer festen Staatsorganisation zersetzt, wie sie das Bauernthum zu einer rechtlosen Sache entwürdigt, wie sie die deutschen Kolonisten in den Städten als Fremde von sich ausstößt, wie sie das Königthum seiner Gewalt und Würde entkleidet, die Staatsämter und Staatsgüter zur Privatnutzung sich aneignet, die Vertheidigungsmittel des Staats in jämmerliche Ohnmacht verfallen läßt und die wehrlos gewordene Republik den Meistbietenden unter den auswärtigen Mächten verkauft. In der Schilderung dieser beispiellosen Rechts- und Sittenzustände ist uns nichts unklar gewesen, außer einigen Stellen in den einleitenden Betrachtungen. Wir verstehen nicht recht, warum der Verf. es für nöthig hält, seinen Standpunkt außerhalb des Kampfes zwischen Polen und Deutschen zu nehmen, warum er die Polen mit dem Satze tröstet, daß eine jede Existenz ihre Vergangenheit und ihre — „Zukunft" habe, und warum er sich bemüht, die „sogenannten polnischen Nationalfehler" auf die „Jugend" dieses slavischen Volkes zurückzuführen. Weist er doch selber nach, wie diese Republik vier Jahrhunderte hindurch an ihrer Auflösung arbeitet und wie sie endlich nach völliger Vertrocknung aller Gefäßsysteme, durch welche eine Regierungsgewalt sich nähren kann, am Marasmus senilis stirbt. Den Polen, und insbesondere unseren preußischen Polen, die fernste Hoffnung auf eine staatliche Wiedergeburt erwecken, hieße sie in leeren und für ihr Wohl verhängnißvollen Träumen bestärken, in Träumen, denen der Inhalt dieses Buchs selbst auf das schärfste widerspricht.

Auf die von uns neulich empfohlene Schrift „Zur Reform der Kreisordnung" hat Herr Dr. Lette jetzt noch eine Broschüre über: „die ländliche Gemeindeordnung in den sechs östlichen Provinzen" folgen lassen. Auch bei dieser Arbeit ist der Entwurf, welchen die Commission der liberalen Abgeordneten im Jahre 1854 berieth und veröffentlichte, zu Grunde gelegt, je-

doch sind einzelne Lücken des Entwurfs ergänzt und zweckmäßige Bestimmungen aus der Gemeinde-Ordnung von 1850 herübergenommen. Leider ist die Hoffnung, daß die Regierung die Initiative zu einer Neugestaltung der Kreis- und Gemeindeverhältnisse ergreifen werde, für die gegenwärtige Session wenigstens wieder geschwunden. Das Ministerium hat sich hinter vage Versprechungen zurückgezogen; in dem entscheidenden Ressort ist offenbar sehr wenig Sinn und Neigung für Reformen, welche die Vorrechte der Rittergutsbesitzer beschränken würden. So sind wir noch immer in der Lage, Arbeiten über jene Lebensfragen unserer inneren Organisation uns als werthvolles Material für die Zukunft aufzubewahren.

Verantwortlicher Redacteur: W. Wehrenpfennig.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.



